Ph. U.
571

Digitized by Google

<36612040540013

<36612040540013

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Zeitschrift

für

Philosophie und spekulative Theologie

im Vereine mit mehreren Gelehrten

herausgegeben

von

Dr. J. H. Fichte,
Professor der Philosophie an der Königl. Preuß. Rhein-Universität.

Siebenter Band, erstes Heft.

Bonn,
bei Adolph Marcus.
1841.

Digitized by Google

Zeitschrift

für

Philosophie und spekulative Theologie

im Vereine mit mehreren Gelehrten

herausgegeben

von

Dr. J. H. Fichte,
Professor der Philosophie an der Königl. Preuß. Rhein-Universität.

Neue Folge.
Dritter Band, erstes Heft.

Bonn,
bei Adolph Marcus.
1841.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Digitized by Google

Ueber die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden ist.

Von

Professor Dr. Sengler in Marburg *).

Die großen Fragen der europäischen Menschheit in dem gesammten politischen, religiösen, sittlichen und wissenschaftlichen Leben drängen sich immer mächtiger und unaufhaltsamer hervor und suchen ihre Lösung. Der große Aufschwung des Geistes gegen Ende des vorigen Jahrhunderts nach langer Lethargie und Versunkenheit ins materielle Leben ist so universell und sich auf alle Gebiete der Wissenschaft und des Lebens erstreckend, daß kein Gebiet des Geistes und Lebens davon unberührt geblieben ist. Ueberall ist die alte Basis auf das Tiefste erschüttert und dadurch eine gewaltige Spannung und Gährung hervorgerufen, die immer mächtiger und unaufhaltsamer hervortritt und eine neue Begründung fordert. Auch die sonst dem materiellen Leben ergebene Menschenklasse wird von dieser Bewegung ergriffen und in der Sicherheit ihres Besitzes und der nicht beneidenswerthen Zufriedenheit mit demselben erschüttert und hebt ihr Haupt empor. Die Töne einer ihnen schon halb verklungenen Sage der positiven Religion schlagen jetzt durch die öffentlichen Verhandlungen über dieselbe an ihre Ohren und machen sie auf

---

*) Diese Abhandlung war ursprünglich zu einer akademischen Festrede bestimmt, welche der Ausführung des Inhalts gewisse Gränzen auferlegt. Zum Behufe des gegenwärtigen Abdrucks sind der dadurch veranlaßte Eingang und Schluß weggelassen worden.

Die Redaktion.

Digitized by Google

eine Macht aufmerksam, die sie schon längst nicht mehr in der Welt glaubten. Und wie die Todten ihre Todten, die sie begraben, schon im Nachhausegehen wieder unter den Lebenden finden und von denselben geschreckt werden: also erstehen jene höheren Mächte zu einem neuen Leben und halten Gericht über ihre Richter und Verurtheiler.

Je bedeutender aber der Standpunkt einer Zeit ist, desto mehr thun sich Zeichen und Wunder kund und lenken auf die Dinge, die da kommen sollen. Es bemächtigt sich alsdann der Gemüther ein Gefühl und eine geheimnißvolle Vorahnung, und erzeugt eine Geistesspannung, die alle Lebenstiefen in Erregung und Bewegung versetzt. Es ist diese Spannung nichts Anderes als der neue Geist, der erzeugt werden soll, in seiner mächtigen Gährung.

Diese tiefe Lebenserregung erzeugt dann auch zu allen Zeiten Propheten. Es wird in dieser Beziehung immer eine denkwürdige Erscheinung bleiben, daß sich in allen christlichen Zeiten die Prophezeiung des nahen Weltendes oder tausendjährigen Reichs da erzeugte, wo eine große Umwandlung der Zeit, eine welthistorische Katastrophe, bevorstand. So war es nicht bloß ein äußerer, chronologischer, sondern ein innerer, in dem Geiste der Zeit selbst liegender Grund, welcher das tausendjährige Reich nach wirklichem Ablauf dieser Zeit verkündete. Es hat sich diese Ansicht in den folgenden Zeiten bei einer bevorstehenden großen Umwandlung der Dinge immer wiederholt. Aber bestimmter, d. h. in der Zeitangabe individueller, hat sich wohl diese Prophezeiung noch niemals wiederholt, als in Bezug auf den gegenwärtigen Wendepunkt der Zeit.

Je mehr aber das Außerordentliche einer Erscheinung in der Weltgeschichte uns überhaupt reizt, den Schleier der Göttin zu Sais zu lüften, desto mehr muß dieses in einer Zeit der Fall sein, in welcher ein allgemeiner Umschwung der Dinge in allen Gebieten des Geistes und Lebens bevorsteht. Hier müssen wir nun freilich von der Ueberzeugung ausgehen, die nicht bloß theoretisch erworben wird, sondern Resultat der

Digitized by Google

ganzen geistigen Lebensrichtung ist, nämlich, daß, wie im Reiche der Natur, so auch in der Geschichte der Menschheit, der Geist in einer stets fortschreitenden Entwicklung begriffen ist, in welcher sich die Idee der Menschheit entfaltet. Schon einer oberflächlichen Betrachtungsweise kann es gegenwärtig nicht entgehen, daß sich in allen Stufen der Natur eine gesetzmäßig fortschreitende Idee darstellt und zwar so, daß das niedere Product in seiner Art vollkommen, aber doch nur Vorstufe für eine höhere Entwicklung ist, und daß jede höhere Stufe das Siegel, unter dem die niedern noch beschlossen liegen, erbricht, und sie zur Offenbarung bringt. Dieselbe Gesetzmäßigkeit müssen wir auch in der Geschichte des menschlichen Geistes erwarten, in der ein heiliger Wille herrscht, so sehr der menschliche auch wanket. Diese durch die Idee des menschlichen Geistes begründete Gesetzmäßigkeit kann durch die eigensüchtigen Interessen, Bestrebungen und Zwecke der Menschen wenigstens in ihrem Resultate nicht aufgehoben werden. Allerdings kann man dem sich durch Vernunft und Erfahrung widerlegenden Optimismus nicht huldigen, dem alles Wirkliche nicht bloß in seinem Resultate, sondern auch in seiner Vermittlung vernünftig ist, so daß das Verkehrte ein ebenso nothwendiges Moment sei, als das Wahre; — man muß vielmehr zugeben, daß unsere jetzige zeitliche Entwicklung, in Folge der menschlichen Schuld, nur durch den Gegensatz und Widerspruch vermittelt, fortschreitet. Unser gegenwärtiges Weltbewußtsein ist ein befangenes, und wir werden von dieser Befangenheit nur nach und nach befreit. Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen; aber daß sie zum Himmel wachsen, und nicht Geburt und Grab ein ewiges Meer ist, in das alles Leben trostlos hinabsinkt und verschlungen wird, ist jene Vernunft und Christenthum angemessene und über den trostlosen Fatalismus erhebende Weltansicht. Der Kampf und Streit des Lebens ist doch wohl der Ruhe des Kirchhofs vorzuziehen; und in dieser Hinsicht sagt selbst der Friedensfürst: ich bin nicht gekommen, den Frieden, sondern das Schwerdt zu bringen! In der höchsten

Macht der Verkehrung zeigt sich noch die Wahrheit wirksam, und gerade die Energie und Entschiedenheit des Bösen steht der Wahrheit oft näher, als die unselige Halbheit, die es weder im Guten, noch Bösen zum Charakter bringen kann. Treffend sagt daher unser großer deutscher Dichter: wer seinen Irrthum nur kostet, der hält lange damit Haus, wer ihn aber erschöpft, der muß ihn aufgeben, er müßte denn ein Narr sein!

Und so sind wir denn gewiß, daß sich in dem Reiche des Geistes und der Geschichte dieselbe Gesetzmäßigkeit nur in einer weit höheren und reicheren Vermittlung findet, als im Reiche der Natur, und daß mithin jede folgende Entwicklungsstufe eine weitere Entwicklung der Idee der Menschheit ist. Jede folgende Generation tritt daher den Standpunkt der Bildung und Entwicklung der vorhergehenden als eine geistige Erbschaft an, und hat die Aufgabe, auf den Schultern dieser stehend, sie weiter zu führen und den geistigen Gesichtskreis fort und fort zu erweitern. Auch hier hat der klare Lessing das wahre Wort (in seiner merkwürdigen Schrift: Erziehung des Menschengeschlechts) gesprochen: „Geh' deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung. Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln! — Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mir scheinen sollten, zurück zu gehen! Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist. Du hast auf deinem ewigen Wege so viel mitzunehmen, so viel Seitenschritte zu thun!" — Diese, auf unserm gegenwärtigen Standpunkte der Bildung triviale, oder allgemein bekannte, wenn auch nicht allgemein erkannte und anerkannte Wahrheit muß ich hier voraussetzen, wenn ich der Betrachtung der gegenwärtigen Zeit näher treten will. Diese ist Resultat einer großen Vergangenheit und Grundlage einer reichen Zukunft, und daher nur aus dieser Vergangenheit zu erklären, so wie sie selbst erst ihre Zukunft erklärt.

Die Züge zur Signatur der gegenwärtigen Zeit, und wie sie geworden ist, welche die folgende Darstellung geben will, können und sollen, wie es sich von selbst

versteht, kein vollkommenes Bild dieser Zeit geben, sondern nur jene Hauptgesichtspunkte, um die sich im Grunde die ganze geistige Bewegung der gegenwärtigen Zeit, als um ihren eigentlichen Mittelpunkt, dreht, hervorheben und feststellen. Ich muß hierbei um so mehr die Nachsicht der verehrtesten Versammlung in Anspruch nehmen, als mit dem Reichthum und der Tiefe des Inhalts auch die Schwierigkeit der Darstellung wächst und um so mehr die Form mit dem Stoffe zu ringen hat.

Unsere gegenwärtige Zeit ist der Abschluß einer dreihundertjährigen Entwicklung des Geistes und der Uebergang zu einer neuen Weltepoche. Die neue Welt hat nämlich drei Hauptepochen: in der ersten herrscht die Objectivität der Menschheitsidee über die Subjectivität, in der zweiten herrscht die Subjectivität über die Objectivität, in der dritten treten beide ins Gleichgewicht und in Einheit. Die erste ist die Zeit des Mittelalters; die zweite die neuere Zeit in ihrer bisherigen Entwicklung; die gegenwärtige Zeit macht den Uebergang aus der zweiten in die dritte Weltepoche.

Der Charakter der ersten Epoche ist eine einseitige Idealität, welche die natürliche Realität oder natürliche Welt noch nicht in sich vollkommen aufgenommen hat, sondern sie noch außer sich bestehen läßt. Es herrscht das Jenseits der Idee einseitig ohne Vermittlung mit dem Diesseits.

Die christliche Welt eröffnete in ihrem Stifter der Menschheit ihre unendliche Idealität des Lebens, und hob die alte Welt, in welcher die natürliche Realität des Lebens herrschte, ihrem Principe nach auf. Aber wie in der heidnischen Welt eine einseitige Innerweltlichkeit des Göttlichen herrschte, in welcher das Uebernatürliche und Göttliche nicht zu seinem Rechte und zu seiner Anerkennung kam, sondern ihr jenseits blieb; so herrschte nun in der ersten Hauptepoche der neuen Welt eine einseitige Ueberweltlichkeit des Göttlichen, die das innerweltliche und natürliche Leben in seinen verschiedenen Richtungen nicht zu seinem Rechte und seiner Anerkennung gelangen ließ. Dort herrschte

also einseitig das Diesseits, hier einseitig das Jenseits vor. Die Ausgleichung dieses Mißverhältnisses versuchte nun die neuere Zeit, aber wieder auf einseitige Weise. Das Christenthum hatte in seinem Stifter das Natürliche und Uebernatürliche, das Menschliche und Göttliche, das Diesseits und Jenseits dem Principe nach vereinigt; aber in der ersten Periode beide noch nicht vermittelt. Es herrschte das Uebersinnliche, Jenseitige, Göttliche einseitig, so daß das Natürliche, Diesseitige und Menschliche nicht zu ihrem Rechte und ihrer Anerkennung gelangten, die ihm durch das Christenthum geworden waren. Die Forderung dieses Rechts und dieser Anerkennung trat nun hervor, sobald die Subjectivität so weit erstarkt, selbstständig und mündig geworden war, daß sie der einseitigen Objectivität entgegentreten konnte. Die Zeit der Auktorität war vorüber, und es beginnt die Zeit der subjectiven Freiheit. Es zieht sich der Mensch in sich selbst zurück, stellt sich auf sich selbst und sucht nun, was er bisher außer sich gesetzt und gesucht hatte, in sich selbst. Er erfaßt sich als Mikrokosmus, als Einheit und Mittelpunkt der ganzen Schöpfung, als Inbegriff der ganzen Wirklichkeit. So steigt er also in die Tiefe seines Wesens hinab, um sich zu erforschen und durch die Selbsterkenntniß die Erkenntniß der ganzen Wirklichkeit zu erlangen. In der ganzen natürlichen und geistigen Welt sieht er nur die Organisation seines eignen Wesens. Das tiefere Eingehen in sich selbst und die vollkommnere Selbsterkenntniß ist zugleich eine größere Erweiterung zur natürlichen und geistigen Wirklichkeit, in der er um so mehr seine eigne Gesetzmäßigkeit wiedererkennt, als er sich selbst erkennt.

Da nun aber der Mensch die Einheit der Natur und des Geistes ist, so umfaßt seine Selbsterkenntniß diese zwei Seiten: die Natur und den Geist. Es treten daher nun sogleich beim Beginne der neuern Zeit diese zwei, die ganze neuere Zeit bestimmenden Hauptrichtungen hervor: die eine in Baco von Verulam, der die Erfahrung, und zwar vorzugsweise der Natur, im tiefern Sinne geltend machte; die andere in Cartesius, der den Geist und das reine Denken seiner selbst zum

Principe der Erkenntniß erhob. In der Art und Weise, wie Baco die Erfahrung geltend machte und als Grundprincip der Philosophie aufstellte, zeigt sich sogleich das ganze Princip der neuern Zeit mit siegreicher Klarheit ausgesprochen: nämlich, daß der Geist nur in die Erfahrung geht, um sich in der natürlichen und geistigen Welt selbst zu erfahren, d. h. nur die Gesetze seines eigenen Wesens zu erkennen. Es ist, mit Einem Worte, eine wissenschaftliche, methodisch fortschreitende Erfahrung, keine blinde Empirie.

Diese zwei Richtungen des Menschen auf die Erkenntniß der Natur und des Geistes, der Erfahrung und des reinen Denkens, schreiten nun durch die ganze neuere Zeit fort, und laufen neben einander her, jedoch so, daß sich die erstere eher hervorthat und ausbildete, und die letztere später mit bedeutendem Erfolge hervortrat. Der Mensch orientirt sich erst in der sinnlichen Welt, erforscht ihre Natur und Gesetze, und geht dann, durch diese Erkenntniß vermittelt, zur tiefern Selbsterkenntniß seines geistigen Wesens fort.

Wenn die Philosophie, nach Novalis sinnvollem Ausdrucke, das Heimwehe ist, überall zu Hause zu sein, so will der Mensch erst in der natürlichen Welt zu Hause sein, durch Erforschung ihres Wesens und ihrer Gesetze. Der Geist hat die natürliche Welt zur Voraussetzung und ist durch sie vermittelt. Diese Voraussetzung hebt er nur dadurch auf, daß er sich in der natürlichen Welt selbst erkennt und ihre Gesetzmäßigkeit als die seines eigenen Wesens erfaßt.

Durch dieses überall in der Natur zu Hause Sein verschwand nun nach und nach in der neuern Zeit jene Unheimlichkeit und jenes Grauen vor den in der Natur hausenden dämonischen Mächten, welche durch die schwarze und weiße Magie beschworen worden waren. Die Magie des Mittelalters und die daran sich knüpfende Superstition beweist, daß auch hier der Mensch sich berufen glaubt, über die Kräfte der Natur zu verfügen und sie sich dienstbar zu machen, oder daß er sich für den Herrn der Natur hält, nur daß er seine Herrschaft mit

Ueberſpringung der natürlichen Vermittlung, alſo nicht durch Erkenntniß der Geſetze und Kräfte der Natur, ſondern durch bloßes unmittelbares Wollen, ausüben will.

Die Selbſterkenntniß des menſchlichen Geiſtes in der Natur wird in der neuern Zeit durch jene große, den ganzen Charakter der neuern Zeit ausſprechende Entdeckung des neuen Weltſyſtems, welche allen nun folgenden recht eigentlich die Thüre öffnet und den Weg bahnt, begonnen. Welche Bedeutung die Entdeckung des Copernicaniſchen Weltſyſtems hat, beweiſt am Beſten der ungeheure Schrecken, welchen es bei der Kirche hervorgerufen hat, gleichſam als hätte man den ganzen weltgeſchichtlichen Zuſammenhang dieſer Entdeckung mit dem Geiſte der neuern Zeit ſogleich erkannt.

War nun durch dieſe Entdeckung erſt das natürliche Univerſum geöffnet, ſo drang Keppler in den Himmelsraum, und ihn umſeglend, entdeckte er die Geſetze und Verhältniſſe der Planeten. Auf dieſer geöffneten neuen Bahn drang nun Galiläi weiter, tiefer und umfaſſender ein. Seine einfachen Verſuche mit elfenbeinernen und bleiernen Kugeln gaben ſo bedeutende Reſultate, daß die weitere Fortbildung der Aſtronomie weſentlich davon abhing, und ſie den Grund legten zu den Unterſuchungen, die Geſtalt der Erde zu beſtimmen. Galiläi drang, mit dem neu erfundenen Fernrohr gewaffnet, mit ſchärferm und klarerem Auge in den Himmelsraum und entdeckte die Monde des Jupiter und die Ringe des Saturn; ſah die Sonnenflecken, und die Nebelflecken ſich in Sterne zertheilen. Allen dieſen Entdeckungen ſetzte Newton die Krone auf. Er brachte die Reſultate ſeiner Vorgänger zu einer ſyſtematiſchen Vollendung.

Von dem Himmelsraume ſtieg man nun auf die Erde herab und unterſuchte ihr Weſen und ihre Geſetze, vor Allem das Geſetz der Ruhe und Bewegung, und ging zur Erklärung der Materie fort, wenn auch dies vorerſt nur auf mechaniſche und atomiſtiſche Weiſe geſchah. Jetzt wandte man ſich zu den Erdräumen, drang in ſie ein, umſegelte ſie, und entdeckte eine

bisher unbekannte Welt auf der Erde. Columbus entdeckte neue Erdtheile, Vasco de Gama umsegelte Afrika und drang bis Indien vor, Franz Drake umsegelte die Erde. Hierdurch wurde ein neues Himmelsgewölbe eröffnet; es erschienen neue Sternbilder, und eine neue Pflanzen-, Thier- und Menschenwelt that sich auf und erweiterte das Gebiet der Botanik, Zoologie und physischen Anthropologie.

Wie man mit dem Fernrohre in die Tiefe des Sternenhimmels eingedrungen war und hier eine neue Welt entdeckt hatte; so entdeckte man nun mit dem erfundenen Mikroscop eine neue Welt auf der Erde. — Nun wurde auch der Schauplatz der Erde geebnet und einem allgemeinen Verkehre und neuen Handelsverbindungen der Weg gebahnt. Unermeßlich war der Erfolg dieses Verkehrs der Völker und Individuen, die Entdekkungen ihrer Natur, Kultur, Sitten, Religion u. s. w. Das Schießpulver ward erfunden und sprengte die Ritterburgen, hob die barbarische Verhausung und Abschließung auf, führte eine neue Kriegskunst ein, durch welche die Völker sich schneller einander näher gebracht und vermittelt wurden. Diesem Allem setzte die Erfindung der Buchdruckerkunst die Krone auf, durch welche die Vermittlung des geistigen Lebens einen unberechenbaren Fortschritt gewann.

Es begannen nun die Forschungen auf den verschiedenen Stufen der Natur, und neue Entdeckungen traten hier überall hervor. Die Geologie, Mineralogie, Chemie, die Pflanzen- und Thierkunde bildeten sich nach und nach aus, erweiterten den Kreis der Erfahrung auf allen Gebieten der Natur, und führten den menschlichen Geist immer tiefer und umfassender in das Wesen und die Gesetze der gesammten Natur ein. Dadurch gewann die vergleichende Anatomie immer mehr Vorschub und Feld für eine Forschung, welche die disjecta membra poetae vereinigt und in einem Systeme begreift. So konnte erst die Physiologie eine sichere Grundlage gewinnen und eine Wissenschaft werden.

Alle diese Forschungen und Entdeckungen der Natur hatten

das Resultat, daß der Mensch auch seiner physischen Natur nach als Mikrokosmus erkannt wurde. Schon die vergleichende Anatomie weist nach, daß der Mensch seiner physischen Natur nach durch die ganze Natur vermittelt und ihre Einheit und Verklärung ist, wie alle Stufen der Natur auf den Menschen, als ihr Ziel und Ende, hinweisen; oder daß der physische Mensch die zur höchsten Einheit gekommene Natur, und die Natur der auseinandergelegte physische Mensch ist.

Jetzt erst konnte die Naturphilosophie entstehen, welche alle Resultate der Naturforschung der neueren Zeit zu einem Systeme der Natur vereinigte, und den ganzen Weg, welchen die Naturforschung auf den verschiedensten Gebieten seit drei Jahrhunderten durchlaufen hatte, von den ersten Principien der kosmischen Natur beginnend und durch alle Stufen dieser und der tellurischen Natur bis zum menschlichen Organismus fortschreitend, als eine in sich selbst sich vertiefende oder zum Selbstbewußtsein kommende Empirie zurücklegt, und so die ganze empirische Naturforschung geistig organisirte und in Einheit brachte. Im siebenzehnten Jahrhunderte herrschte entschieden die mechanische Physik, im achtzehnten erhob sie sich allmählig zur dynamischen, und am Ende des achtzehnten und am Anfange dieses Jahrhunderts bricht diese in fast allen Gebieten entschieden neue Bahnen, und vollendet sich immer mehr. Denselben Verlauf werden wir auch im Gebiete der Erforschung des Geistes finden.

So hat nun der menschliche Geist in der Natur sich selbst und seine eignen Gesetze erkannt, und ebenso macht er sich nun zum Gegenstande seiner Erkenntniß, um sich selbst als den Inbegriff der Wirklichkeit zu erkennen. Er zieht sich, alle Voraussetzungen aufgebend, in sich selbst zurück, stellt sich rein auf sich selbst, erfaßt sich als den archimedischen Punkt, durch den er sich selbst und die ganze Wirklichkeit bewegt. So tritt der menschliche Geist in Cartesius auf. Aber er stellt nur das Princip auf, das nun in der ganzen neuen Zeit entwickelt und realisirt werden soll. Der menschliche Geist vermittelt sich zuerst

an der Sinnenwelt, durch die sinnliche Erfahrung, und erhebt sich aus ihr zum Selbstbewußtsein. So bewährt sich hier jener alte Ausspruch: nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu. Der menschliche Geist hielt aber die sinnliche Seite seines Wesens, welche bloß Voraussetzung für seine geistige ist, für Eins und Alles, entäußerte sich in die Natur, und durchlief alle Formen dieser Entäußerung in dem Sensualismus, Atomismus, Materialismus und Naturalismus in England und Frankreich. Was nur wesentlicher Moment des Menschen ist, wird hier zum Principe gemacht, und so wird die Seele eine tabula rasa, und die Natur die Substanz des Geistes.

In Deutschland konnte diese Richtung, in dieser Form wenigstens, keine Wurzel fassen. Denn schon Leibnitz war gegen Locke, den Vater dieser Richtung, der sich auf jenen alten Ausspruch einseitig stützte: nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu, in die Schranken getreten, und hatte ebenso bedeutungsvoll, als tiefsinnig, hinzugesetzt: quam ipse intellectus. Leibnitz konnte aber damals in Deutschland keine Wurzel fassen, er war seiner Zeit ein Jahrhundert vorangeeilt und stand einsam und unerkannt da. Daher trat bald nach ihm jene atomistisch-mechanische Richtung Englands und Frankreichs in jenem platten und matten Naturalismus des Wolff'schen Dogmatismus und der Popularphilosophie mächtig hervor und herrschte in Deutschland. Nun war aber die Zeit gekommen, wo sich der Mensch aus seiner Entäußerung in die sinnliche Wirklichkeit, in die sinnliche Empirie, mit aller Macht erhob, und sich der geistigen zuwandte, sie ergriff und als das einzig Wahre festhielt. Wie der Mensch die Natur vergöttert hatte, so vergötterte er nun auch den Geist. Die Entwicklung sprang jetzt von einem Extreme auf das andere. War bisher der Geist eine tabula rasa, so wurde es jetzt die Natur. Sollte sich der Geist bisher nur nach der sinnlichen Außenwelt richten, so sollte sich nun diese nur nach dem Geiste richten. So trat Kant, der Vater der ganzen nun folgenden geistigen und ideellen

Richtung, als ein Kopernikus in dem Gebiete des Geistes auf, und stellte dasselbe Princip, welches Kopernikus für die Naturerkenntniß aufgestellt hatte, für die Erkenntniß des Geistes auf. Er eröffnet seine Philosophie mit diesen Worten: „Bisher nahm man an, alle äußere Erkenntniß müsse sich nach den Gegenständen richten; aber alle Versuche, über sie Etwas a priori auszumachen, gingen unter dieser Voraussetzung zu nichte. Man versuche es daher einmal mit der Annahme, die Gegenstände müssen sich nach unserer Erkenntniß richten. Es ist hiermit, wie mit dem ersten Gedanken des Kopernikus."

Fichte führte nun diese neue Weltansicht mit Consequenz durch, in seinem subjectiven Idealismus, in welchem die Natur oder Außenwelt nur der Reflex des sich selbst und die Außenwelt schöpferisch hervorbringenden Ich ist. Der archimedische Punkt ist nun zur Anwendung gekommen; er bewegt Himmel und Erde, das Ich hat sich zum Absoluten gemacht und vergöttert.

Das jedem Menschen Bekannte und Nächste, aber doch, wie Fichte sagt, Jahrtausende nicht Erkannte, — das Wesen des Geistes, — ist nun erkannt, und in der Trunkenheit der Freude über diesen Fund kannte der Geist keinen Maaßstab mehr für sich selbst; keine Schranke gab es, die er nicht überstiegen hätte, und so stieg er in den Himmel, um, gleich Prometheus, das Feuer zu holen, und sich absolut unabhängig zu machen.

Nun hatten sich die zwei extremen Richtungen, von denen die eine den Geist, die andere die Natur zur tabula rasa gemacht hatte, erschöpft: der Sensualismus und subjective Idealismus sind die äußersten Extreme. Jeder hatte den Knoten, statt zu lösen, zerhauen: Geist und Natur kamen zu keiner Vereinigung; das Wesen des Menschen war in zwei Hälften zerrissen. Jetzt war die Zeit gekommen, wo sie versöhnt werden sollten; denn der Mensch ist eben die Einheit von Natur und Geist; darin besteht sein wahres Wesen. Es wurde jetzt zu der Einsicht fortgegangen, daß die Natur den Geist, und der Geist die Natur in sich begreift, daß die Natur geistig und der Geist natürlich, daß die Natur, der Geist außer sich, und der Geist, die

Natur, zu sich selbst gekommen, ist; und dieses war der Mensch. Die Philosophie, als die Entwicklung des menschlichen Selbstbewußtseins nach allen Richtungen, ist nun, als System, Natur- und Geistesphilosophie. Nun wurde die Naturforschung, wie sie am Ende ihrer dreihundertjährigen Entwicklung zur wissenschaftlichen Einheit gelangt war, und, als die Blüthe der ganzen Natur, den natürlichen Menschen nachgewiesen, und eine Naturphilosophie hervorgebracht, und andererseits die Erforschung des menschlichen Geistes, wie sie sich in allen Gebieten entwickelt und damit eine Geistesphilosophie zum Resultate hat, vereinigt in Einem Systeme der Philosophie durch Schelling. Es entstand eine Natur- und Geistesphilosophie, als Resultat der dreihundertjährigen Selbsterkenntniß des Menschen in seiner natürlichen und geistigen Organisation, in der Natur- und Geisteserforschung. Die zwei Seiten des Baco und Carteſius, die sich nach allen Richtungen neben einander entwickelt hatten, traten jetzt in Einheit.

In Schelling erstanden Spinoza und Leibnitz, die ein Jahrhundert lang für den in dem natürlichen Daſein verſunkenen Geist ein Buch mit sieben Siegeln geblieben waren, zu einem neuen Leben, und die verschiedensten Forschungen vereinigten sich jetzt zu einem ungeheuren Resultate. Die sinnlich-empirische psychologische Forschung in England und Frankreich; die genialen Naturforschungen der Italiener: Cardanus, Telesius, Patritius, Bruno und Campanella; die metaphysischen in Deutschland vor Kant hatten in diesem vergeblich einen Vereinigungspunkt gesucht. Seine, alle Probleme der Natur- und Geisteswissenschaft umfassenden Forschungen, waren doch nur erst die Vorbereitung zu der Entwicklung des 19ten Jahrhunderts. Es wurde durch Kant die dynamische Naturansicht ins Leben gerufen, eine Theorie des ganzen menschlichen Erkenntnißvermögens in seiner Kritik der reinen Vernunft, die Grundlage zu einer Religionsphilosophie in seiner Religion innerhalb der Gränzen der Vernunft, eine Staats-, Rechts- und Sittenlehre, eine Theorie der Schönheit und endlich eine

umfassende Anthropologie begründet. So weit war die Wissenschaft des subjectiven und objectiven Geistes schon entwickelt, als Schelling auftrat und alle die Resultate der bisherigen Entwicklung in ein System brachte. Es wurde nun auch die Philosophie des klassischen Alterthums organisch in den Entwicklungsgang aufgenommen und reproducirt. Platon und Aristoteles wurden jetzt erst wahrhaft erkannt. Die Schätze der Mystik und Theosophie schlossen sich dem Geiste auf; Jacob Böhme kommt zu seiner welthistorischen Bedeutung und Entwicklung. Durch die Erweiterung des geistigen Gesichtskreises, und den gewonnenen perspectivischen Mittelpunkt des geistigen Lebens, erweiterte sich die Geschichtsforschung und Alterthumskunde, und es wurde jetzt eine Philosophie der Geschichte begründet. Was für die Physiologie die vergleichende Anatomie ist, das wurde die nun beginnende vergleichende Sprachforschung für die Philosophie der Geschichte.

So treten in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts nach und nach alle Schätze der Natur und des Geistes aus allen Zeiten und Völkern zusammen, um eine Weltepoche vorzubereiten, welche die ganze bisherige Bildung in sich aufnimmt und in einem höhern Geiste reproducirt.

Von dem 17ten Jahrhunderte bis zur Mitte des vorigen war der Geist ins materielle Dasein entäußert; jetzt hebt er sich aber mächtig, und es beginnt gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Heroenzeit für Deutschland. Hatte man früher die Natur vergöttert, so vergötterte man nun den subjectiven und objectiven menschlichen Geist. Durch die Vergötterung des objectiven Geistes entstanden die verschiedenen Systeme des Pantheismus, der nun aber alle Formen durchlaufen und sich erschöpft hat.

Hegel suchte nun für die Natur- und Geisteswissenschaft, wie sie durch Schelling begründet wurde, eine strenge methodische Erkenntniß, und führte fast das ganze Gebiet der Natur und des Geistes hiernach aus.

So hat nun der Mensch in der neuern Zeit alle Gebiete

der Natur und des Geistes durchwandert und sich zum Universum erweitert, die Gesetze desselben als seine eignen erkannt. Er begreift Alles: Himmel und Erde, in und unter sich, und hat Nichts mehr über sich. Denn Gott selbst ist nur der Weltgeist. Das Jenseits ist in dem Diesseits ganz aufgegangen.

Wie sich nun im Mittelalter das Jenseits einseitig, ohne Vermittlung mit dem Diesseits, entwickelt hat, so hat sich auch in der neuern Zeit ebenso einseitig das Diesseits ohne Vermittlung mit dem Jenseits entwickelt, und hat es auf den Punkt geführt, wo eine Ausgleichung eintreten muß. Dieses ist eben die Aufgabe der nächsten Zukunft, in welcher die Subjectivität und Objectivität, das Diesseits und Jenseits, in Einheit treten. Wie das Mittelalter die alte Welt nicht in sich vermittelt und organisch in sich reproducirt hat, sondern sich im Gegensatze zu ihr befindet, so hat auch die neuere Zeit das Mittelalter nicht mit sich vermittelt und es geistig reproducirt! Zu dieser Ausgleichung und Vermittlung macht nun unsere gegenwärtige Zeit den Uebergang.

Daß darin der eigentliche Sinn der gegenwärtigen großen Bewegung in allen Gebieten des Geistes und Lebens ausgesprochen liegt, und die verschiedenen sich auf einander drängenden Erscheinungen hierin ihre Erklärung finden, daran ist kein Zweifel. Es bleibt mir nur noch übrig, dieses kurz in den einzelnen geistigen Richtungen anzudeuten.

Was nun die Philosophie betrifft, so ist die ganze neuere Philosophie bis jetzt eine bloße subjective Philosophie, welche durch die kritische Selbsterkenntniß des menschlichen Geistes die objective Philosophie begründet. Es sind die Lehr- und Wanderjahre des menschlichen Geistes, deren Ziel und Ende die Einheit des Geistes mit der Wirklichkeit ist. Sie ist, nach Leibnitz' Ausdruck, die Vorhalle im Allerheiligsten, durch welche man hindurchgehen muß, um in dieses zu gelangen. Auch hier war Kant prophetisch. Ihm ist die ganze Philosophie Kritik und Metaphysik, was jetzt subjective und objective Phi-

losophie genannt wird. Der Inbegriff der ganzen Wirklichkeit ist die Natur, der Mensch und Gott, von denen das Eine die Wahrheit des Andern ist: so findet die Natur nur im Menschen ihre Erklärung und Wahrheit, und beide: Natur und Mensch, in Gott. Die neuere Philosophie hat aber, was vereinigt ist, getrennt und isolirt festgehalten, zuerst die Natur ohne den Menschen und Gott. So wurde der Mensch zur Natur degradirt und Gott geläugnet. Dieses ist die Entstehung des Sensualismus, Atomismus, Materialismus, Naturalismus und Atheismus, besonders in England und Frankreich. Dann erfaßte sich der Mensch in seinem geistigen Wesen; hielt es aber einseitig, mit Ausschließung der Natur, fest. Der die Natur von sich ausschließende menschliche Geist ist bloß subjectiv, weil er die Objectivität oder Natur außer sich hat und behält. Dieses ist der subjective Idealismus. Dann erfaßte sich der Mensch, als die Einheit der Natur und des Geistes, oder als der die Natur in sich als seine eigne Bestimmung begreifende und daher objective Geist, aber mit Ausschließung Gottes. Dieses ist der Pantheismus, der sich in allen Formen entwickelt und so erschöpft hat. Die Aufgabe ist nun, die Natur und den Menschen mit Gott zu vereinigen.

Das Grundgebrechen der bisherigen neuern Philosophie ist daher dieses, daß sie überall, in dieser dreifachen Richtung, die Objectivität der Subjectivität gegenüber nur als die materielle Natur auffaßte, mithin als Objectivität, die unter dem menschlichen Geiste steht, und keine Objectivität anerkannte, die über dem menschlichen Geiste steht; diese mithin ganz leugnete. Daher kam sie auch nicht zu Gott, sondern vergötterte entweder die Natur, oder den Menschen. Hierüber ist nun die Philosophie zum Selbstbewußtsein gekommen, und daher in ihr selbst das Bedürfniß erwacht, diese einseitige Subjectivität mit der überweltlichen Objectivität zu versöhnen, d. h. die Natur und den Menschen mit Gott zu vereinigen. Dieses ist die Zukunft der Philosophie.

Diese dreifache Stellung des menschlichen Geistes zur Wirklichkeit, welche als Naturalismus, subjectiver und objectiver Rationalismus bezeichnet werden kann, ist der Grundtypus, der sich in allen Zweigen der Wissenschaften und des praktischen Lebens der neuern Zeit: in der Theologie, Poesie und im Staatsleben, wiederfindet.

Die Kirchenreformation hatte, im Gegensatze zur katholischen Kirche, die Subjectivität gegen die Auktorität derselben geltend gemacht, und nur die heil. Schrift als objective Auktorität anerkannt. Damit war die Tradition aufgegeben. Aber die heil. Schrift mußte sehr bald, wegen der polemischen Stellung zur alten Kirche sowohl, als auch wegen des sogleich eingetretenen Gegensatzes innerhalb der neuen Kirche selbst, durch symbolische Bestimmung erklärt und in eine bestimmte Form gefaßt werden. So lange nun die Begründung der neuen Kirche dauerte und der Geist im Schaffen und Objectiviren seines Glaubens begriffen war, herrschte ein mächtiger Aufschwung und ein frisches geistiges Leben. Aber bald wiederholte sich, was in der katholischen Kirche geschehen war; es trat eine Veräußerung ein, die Jahrhunderte dauerte. Das 17te Jahrhundert ist hiervon Zeugniß. In dem 18ten Jahrhunderte brachte die Philosophie neues Leben in die Theologie: es beginnt jetzt die Zeit der kritischen Entwicklung. Diese ging gleichen Schritt mit der Entwicklung der Philosophie und wurde ganz von ihr abhängig. Aus dem philosophischen Naturalismus Wolffs und der Popularphilosophie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts entstand der theologische Naturalismus in Bahrdt, Steinbart u. A.; aus dem philosophischen subjectiven Rationalismus Kants, Fichtes, Jacobis und Fries, entstand der theologische subjective Rationalismus in Paulus, Röhr, Wegscheider, de Wette, Hase u. A.; aus dem philosophischen objectiven Rationalismus erhob sich endlich der theologische objective Rationalismus in Schleiermacher und der Hegelschen Schule.

Die Christologie verfolgte überhaupt die Richtung der

ganzen neuern Welt. In dem Mittelalter und auch im Anfange der Reformation wurde die göttliche Natur Christi einseitig festgehalten, und die menschliche kam nicht zu ihrem Rechte, ihrer Anerkennung und Ausbildung. Mit der neuern Zeit wurde nun umgekehrt die menschliche Natur einseitig festgehalten und ausgebildet, ohne die göttliche Natur. Die menschliche Subjectivität Christi ist durch den Selbsterkenntnißprozeß des menschlichen Geistes in der ganzen neuern Zeit nach allen Seiten im Naturalismus, subjectiven und objectiven Rationalismus zur Entwicklung gekommen, aber ohne die göttliche Objectivität Christi. Hier wurde Christus zum bloßen Producte der sich selbst vergötternden Menschheit; diese Richtung hat nun in Strauß's Leben Jesu den höchsten Culminationspunkt erreicht, und damit diese ganze einseitige Richtung einen Abschluß erhalten in der von Strauß ganz offen ausgesprochenen Vergötterung des religiösen Genius oder in dem von ihm eingeführten Cultus desselben. Da nun beide einseitigen Richtungen vollkommen entwickelt sind, und die allseitige Entwicklung der menschlichen Subjectivität Christi die Vereinigung derselben mit der göttlichen Objectivität Christi möglich gemacht hat; so stehen wir nun am Uebergange zu dieser Vereinigung. Es ist die Zeit dieser Versöhnung nun gekommen, und sie bildet die nächste Zukunft der Theologie.

Die Heroenzeit der deutschen Poesie, wie man jene Sturm- und Drangperiode gegen Ende des vorigen Jahrhunderts sehr bezeichnend nennen kann, hat zu ihren Repräsentanten Schiller und Göthe. Schiller repräsentirt die subjective und Göthe die objective Geistesrichtung jener Zeit. Daß in Schiller nur die Kluft zwischen der Subjectivität und Objectivität, oder dem Ideale und der Wirklichkeit, mächtig hervorgetreten, aber beide keine Vereinigung gefunden haben, ist bekannt und allgemein zugestanden. Anders verhält es sich freilich mit Göthe, der nicht bloß bei einer jetzt herrschenden Parthei, sondern auch bei Andern, sogenannten Männern hellen, unbefangenen Geistes, als der Dichter gilt, in dem Ideal und Wirk-

lichkeit, Subjectivität und Objectivität zur absoluten Einheit gekommen seien. So wird er als objectiver Dichterfürst dem subjectiven Schiller entgegengesetzt. Es verhält sich aber hier mit dem Begriffe der Objectivität, wie mit dem Begriffe des romantischen Kunstideals; — es sind vieldeutige Begriffe. Wird bei Göthe der Begriff objectiv in dem Sinne genommen, daß bei ihm Subjectivität und Objectivität zur absoluten Einheit gekommen seien, so ist man gänzlich von der Wahrheit entfernt. In diesem Sinne ist Göthe ein ganz subjectiver Dichter. Die Objectivität seiner Poesie besteht nur in der Form, aber nicht in dem Inhalte. Die Einheit der Idee und Wirklichkeit ist bei ihm eine ganz subjective dem Inhalt nach. Ueberall stehen bei ihm Subjectivität und Objectivität einander entweder feindlich gegenüber, oder ihre Einheit ist eine künstliche, keine wahre. Es ist überall der natürliche, sich auf seine natürlichen Kräfte stützende Mensch der Mittelpunkt, und die Versöhnung ist eine bloß natürliche, auf künstliche Weise, bloß aus dieser einseitigen und vom höhern Leben isolirten Natürlichkeit hervorgebrachte. In vielen seiner Hauptwerke ist die Versöhnung bloße Resignation, wie z. B. in den Lehr- und Wanderjahren und im Faust. Das Sittliche ist bei Göthe mehr ästhetisch-sittlicher, als religiös-sittlicher Natur. Er repräsentirt recht eigentlich die objective Richtung der deutschen Heroenzeit am Ende des vorigen und Anfange dieses Jahrhunderts, und in ihm ist dieses ganze Princip recht zum Bewußtsein und zur Ausbildung gekommen. Göthe, dessen Poesie, wie er selbst sagt, nur Selbstbekenntnisse sind, war in seiner Jugend eine titanische Natur. Die Fabel des Prometheus ward in ihm lebendig, er stellt sie poetisch dar, und ihre Erweiterung ist der erste Theil seines Fausts. Mit der ersten Reise nach Italien tritt eine zweite Epoche seines Dichterlebens ein: er unterwirft die titanisch-gigantische Subjectivität der klassischen Objectivität oder den siegreichen olympischen Göttern. Dieser Epoche entspricht der Anfang des zweiten Theils des Fausts, wo es sich hauptsächlich nur um die Vereinigung der modernen

Subjectivität mit der klassischen Objectivität handelt, die aber nur der Uebergang zu einer höhern Vermittlung sein soll. Hier tritt nun aber der Geist der ganzen neuern Zeit in seiner einseitigen, nur die natürliche Objectivität anerkennenden, die übernatürliche aber negirenden Richtung, im Gegensatze zum Mittelalter, hervor, nämlich in dem Gespräche des Kanzlers mit Mephistopheles. Dieser vertritt hier die sich in sich selbst vertiefende und alle geistigen Schätze im Himmel und auf Erden aus sich schöpfende moderne Subjectivität, was der Kanzler, der Repräsentant des Mittelalters, als ketzerischen Naturalismus bezeichnet, dem er die mittelalterliche, überweltliche Objectivität entgegengesetzt.

Mephistopheles sagt:

Weisheit weiß das Tiefste herzuschaffen. — —
Und fragt ihr mich, wer es zu Tage schafft:
Begabten Manns Natur- und Geisteskraft.

Der Kanzler antwortet:

Natur und Geist — so spricht man nicht zu Christen;
Deshalb verbrennt man Atheisten,
Weil solche Reden höchst gefährlich sind.
Natur ist Sünde, Geist ist Teufel. — —
Uns nicht so! Kaisers alten Landen
Sind zwei Geschlechter nur entstanden,
Sie stützen würdig seinen Thron:
Die Heiligen sind es und die Ritter;
Sie stehen jedem Ungewitter,
Und nehmen Kirch' und Staat zum Lohn.

Diese hier zum Bewußtsein gekommene Entzweiung der mittelalterlichen Objectivität und der modernen Subjectivität will nun der Schluß des zweiten Theils versöhnen, ohne es jedoch zu vermögen. Es ist gar keine Vermittlung; sondern ein deus ex machina wird nur zur Hülfe gerufen, der aber nicht helfen kann. Merkwürdig bleibt aber der Versuch einer solchen Vermittlung immer; er beweist, daß Göthe ein Bewußtsein von der Nothwendigkeit einer solchen erlangt hat. Es

tritt nun die beschränkte Objectivität und Idealität, die wir in Göthe durchaus finden, als ungenügend hervor; sie hat die auf Göthe folgende romantische Poesie hervorgerufen, deren Haupt Ludwig Tiek ist. Es entstand die sogenannte Tendenzpoesie, durch welche man eben die Unzufriedenheit mit dem bisherigen Inhalte und der Idealität der Poesie offenbarte, und einen neuen Inhalt suchte. Die hervortretenden religiösen Tendenzen zeigen an, daß ein religiöser Inhalt gesucht wurde, den man bei Göthe vermißte. Tiek spricht dieses auch bestimmt aus; er hielt das Göthesche Kunstideal mehr der alten, als der neuen Welt entsprechend. Die ganze Poesie nach Göthe ist aber noch in Gährung begriffen, und hat ihren Mittelpunkt noch nicht gefunden. Sie ist daher nur der Uebergang zur Vermittlung der modernen Subjectivität und mittelalterlichen Objectivität, die Göthe am Schlusse des Faustes versucht, und welche die Poesie nach ihr einleitet.

Was nun den Staat betrifft, so ist es durch alle Vorgänge, welche wir in der neuern Zeit erlebt haben, außer Zweifel, daß es sich auch hier um die Versöhnung der Subjectivität und Objectivität handelt. Worum drehen sich alle Streitigkeiten der verschiedenen politischen Partheien anders, als um Vereinigung des göttlichen und menschlichen Rechts, oder um die Einheit der objectiven Auktorität des Staats und der subjectiven Freiheit des Volks? Die Anarchie in der politischen Welt ist entstanden durch Erschütterung der erstern und Geltendmachung der letztern. Sie kann nur wieder aufgehoben werden durch Versöhnung beider Mächte.

Die Entwicklung der politischen Subjectivität in dem sogenannten Natur- und Vernunftrechte hat bisher mit der allgemeinen Entwicklung des Geistes gleichen Schritt gehalten, und hat auch den Naturalismus, subjectiven und objectiven Rationalismus, von Hugo Grotius an, der den Coder des neuern Naturrechts gab, in Locke, Montesquieu, Rousseau, Kant, Fichte, Schelling und Hegel, der ihn ausführte, durchlaufen, und ist damit an der Vermittlung der subjectiven

Freiheit mit der objectiven Auktorität des Staats angekommen. Im Mittelalter konnte der Staat durch die Uebermacht der Kirche zu keiner vollen Selbstständigkeit kommen. Dieselbe trat in der neuern Zeit ein; aber zuerst ganz abstrakt. Wie nämlich im Mittelalter die Macht des Staats sich nicht in dem Haupte desselben concentrirte, sondern noch vereinzelt und zersplittert war in den Vasallen, so concentrirte sie sich in der neuern Zeit zuerst auf ganz abstrakte Weise in dem Fürsten, der sich für den Staat hielt, ohne alle Vermittlung mit dem Volke. Diese Vermittlung wird nun in der ganzen neuern Zeit gesucht, und hat den Kampf des politischen Lebens, in welchem wir noch stehen, zur Folge. Durch die Selbstständigkeit des Staats in der neuern Zeit, im Gegensatze zum Mittelalter, hat sich nun auch eine einseitige Stellung zur Kirche ergeben, die ebenfalls aufgehoben werden muß. Hielt sich die Kirche im Mittelalter für Eines und Alles, sich für die Sonne, den Staat für den Mond; so kehrte sich dieses Verhältniß in der neuern Zeit um, und dieses ist eine Einseitigkeit, die mit der ganzen Richtung der neuern Zeit zusammenhängt. Wie man nämlich im Mittelalter das Jenseits abstrakt, ohne Vermittlung mit dem Diesseits, festhielt, so ist in der neuern Zeit das andere Extrem eingetreten, und die Folge davon ist die Vergötterung des Staats.

Die Aufhebung dieser einseitigen Stellung des Staats in unserer Zeit und das wahre Verhältniß desselben zur Kirche ist es nun, was gegenwärtig und in der nächsten Zukunft angestrebt wird.

Was nun endlich das Verhältniß der katholischen und protestantischen Kirche betrifft, so sind diese Gegensätze offenbar bestimmt, sich zu ergänzen und zu vermitteln. Nur aus dem welthistorischen Gesichtspunkte ist hier eine wahre, von confessionellen Vorurtheilen freie Ansicht und Würdigung möglich. Die katholische Kirche vertritt die einseitige Objectivität und die protestantische die einseitige Subjectivität, und beide sollen sich eben von ihrer Einseitigkeit befreien durch Vermittlung und Er-

gänzung. Die Subjectivität hat sich in der Kirchenreformation emancipirt, und in drei Jahrhunderten ihre Lehr- und Wanderjahre zurückgelegt, sich nach allen Seiten entwickelt, und damit ihre Selbsterkenntniß gewonnen. Je mehr sich aber die Subjectivität in sich vertiefte, desto mehr erweiterte sie sich zur Objectivität, und hebt ihre Ausschließung derselben auf. Daß dieses nun wirklich geschehen ist, hat die ganze bisherige Darstellung gezeigt. Die katholische Kirche muß nun die Entwicklung und Vermittlung der Subjectivität als eine Vermittlung und Ergänzung ihrer einseitigen Objectivität, wenn auch nicht der Form, oder Art und Weise, doch dem Resultate und Inhalte nach, anerkennen. Sie kann sich dieser Anerkennung um so weniger entziehen, als sie von dem Einflusse dieser Entwicklung in Deutschland ganz bestimmt ist, und immer mehr davon bestimmt werden wird. Die protestantische Kirche kann sich aber eben so wenig der Anerkennung der katholischen Kirche entziehen, und wird hierzu um so mehr bestimmt, jemehr sie in der Entwicklung und Vertiefung ihrer Subjectivität die der katholischen Kirche zu Grunde liegende Objectivität wiedererkennt. In unserer Zeit, in der alle Gegensätze der Wissenschaft und des Lebens hervortreten und eine Vermittlung suchen, haben sich nun auch diese confessionellen Gegensätze in neuer Gestalt wieder einander gegenübergestellt; und diese Form, in der sie diesmal einander gegenübertreten, muß zu einem andern und fruchtbarern Resultate führen, als die frühern waren. Die symbolischen und dogmatischen Streitigkeiten, die durch Möhler veranlaßt worden, und die staats- und kirchenrechtlichen, die vor Kurzem entstanden sind, die Gegenwart bewegen und auch noch die Zukunft, wenn auch in anderer Form, bewegen werden, müssen als die Einleitung hierzu betrachtet werden. Man darf in dieser letzten Streitigkeit — die jeder freilich von seinem Standpunkte anders beurtheilt — keine ephemere, zufällige, eng confessionelle Erscheinung, sondern man muß in ihr vielmehr eine welthistorische Frage der gesammten europäischen Menschheit sehen, die mit dem

ganzen Entwicklungsgange der neuern Zeit zusammenhängt, und an einem gewissen Punkte so gut hervortreten muß, wie andere welthistorische Fragen, die, wenn ihre Zeit gekommen ist, der Menschheit zur Lösung vorgelegt werden. Gewiß enthalten die oft so engherzig beurtheilten Streitigkeiten Probleme, die man jetzt kaum ahndet, und haben für die einstige Vermittlung und Versöhnung der beiden getrennten Kirchen eine Bedeutung, die man jetzt am wenigsten vermuthen mag. Wie sie jetzt noch erscheinen, mögen sie allerdings die entgegengesetzte Ansicht begünstigen; man darf aber hier den tiefern Hintergrund der Sache nicht übersehen. Die schroffe Entgegensetzung und extreme Stellung der streitenden Partheien, welche sich der Sache in der Wissenschaft bemächtigt haben, ja der feindselige Charakter, welchen der Streit nicht bloß in der Wissenschaft, sondern im praktischen Leben angenommen hat, ist nur der Anfang, nicht das Ende; ist jenes Schwerdt, das den Frieden bringt. Denn der bisherige Friede war doch im Grunde nichts weiter, als ein stillschweigend angenommener Waffenstillstand. Die Ruhe des Kirchhofs besteht aber nur unter den Todten, nicht unter Lebendigen. Alles muß in der Welt seine Entscheidung finden, koste es, was es wolle. Der ganze Zustand der gegenwärtigen Welt drängt in allen Gebieten zu dieser Entscheidung, und es ist uns, als hörten wir den Ruf des Herrn: noch einmal will ich erschüttern den Himmel und die Erde, damit das Unerschütterliche bleibe und im Gericht bestehe.

Was nun aber den Plan Gottes in Ansehung der Kirche Christi und ihrer Gegensätze betrifft, so mag folgende geistvolle, prophetische Ansicht des Vaters der gegenwärtigen Philosophie den Schluß machen. Christus hatte drei Apostel gewählt, auf die er die Zukunft seiner Kirche gründete: Petrus, Jacobus und Johannes. Nach dem frühen Tode des Jacobus setzte er an die Stelle desselben Paulus. Petrus ist der Begründer — das Princip der Auktorität; Paulus der Vermittler, das Princip der subjectiven Freiheit; Johannes der Vollender — das Princip der Alles beschließenden

und versöhnenden Liebe. Ihnen entsprechen im alten Bunde Moses, Elias und Johannes der Täufer. Petrus vertritt das katholische, Paulus das protestantische, Johannes das beide vereinigende Christenthum. Johannes ist daher der Apostel der Zukunft; und wie Johannes, der Täufer, bei der ersten Ankunft Christi den Weg bereitet und der Vorläufer ist, so bahnt Johannes, der Evangelist, den Weg, und ist Vorläufer bei der zweiten, noch zukünftigen, Ankunft Christi zum Gerichte. Von ihm sagt daher Christus zu Petrus auf dessen Frage: Was soll aber dieser? nämlich Johannes: So ich will, daß er bleibe, bis ich komme; was geht es dich an?

Die Liebe ist der Sieg, der die Welt und jeden Zwiespalt überwindet und den Frieden Gottes überall wiederherstellt, auf daß Gott sei Alles in Allem.

Ideen zu einer wissenschaftlichen Begründung der Physiognomik.

Von

Dekan Dr. Mehring.

(Schluß des Aufsatzes im vor. Heft.)

§. 49. Ueber den Augen, so daß die Augenbrauen die Gränze bezeichnen, steht die Stirne. Man entsetzt sich vor dem Vielen, was schon über diesen Theil des menschlichen Antlitzes gesagt worden ist. Dieses Viele geht aus der Ahnung der Wichtigkeit dieses Gesichtstheils hervor, und das Widersprechende in dem Vielen fordert von Neuem zur Vorsicht im Schließen und zur strengen Einfachheit der aufzustellenden Sätze auf. — Die Stirne ist, wie das Kinn, ein dem menschlichen Antlitze eigenthümlicher Theil. Wir unterscheiden an ihr, neben der Größe und Lage im Allgemeinen, die durch Knochen-Erhöhungen gebildete obere und untere Hälfte und die Stirnhaut. In Betreff der Größe und Lage schließen wir also wohl im Allgemeinen nicht mit Unrecht: je weniger Stirne, um so weniger Menschliches. Und wie das Kinn bedingt ist durch die Stellung des Kopfes über dem Rumpfe, durch die aufrechte Stellung des Menschen, also die Menschlichkeit unbestimmt allgemein und abstrakt sinnlich ausdrückt, und nur zum Unterbau für die Stirne dient, so ist diese, die Stirne, bei welcher allein wir keine leibliche Function mehr angeben können, dann der Theil des menschlichen Antlitzes, welcher das specifisch Menschliche, die concrete Geistigkeit des Menschen, ausdrückt, sein denkendes Wesen. Also bestimmen wir unsern eben aufgestellten Satz noch näher so: je weniger Stirne, um so weniger denkendes Wesen. Jedoch

müssen wir hier gleich erwähnen, daß wir damit nicht der absolut größten Stirne die absolut größte Intelligenz zuschreiben. Denn einmal ist die Intelligenz überhaupt nichts durch ein Quantum zu Messendes, sondern nur ein Solches, das eine gewisse Ausdehnung (Quantum) zu seinem Maaße nimmt, und dann ist der Charakter des Denkenden auf die ganze Aeußerlichkeit vertheilt; jeder Theil der menschlichen Aeußerlichkeit ist etwas Relatives, etwas auf das Ganze dieses Ausdrucks sich Beziehendes und mit ihm in Verhältniß Stehendes. Wo also das Maaß, welches einem Theile eingeräumt ist, sich bis zum Unmaaße verändert, da entsteht die Monstrosität, und der Vorzug geht unmittelbar über in einen Mangel. Von einem allzugroßen, mit dem übrigen Leibe des betreffenden Individuums sowohl, als mit dem Mittelmaaße des menschlichen Leibes überhaupt, in keinem Verhältnisse stehenden Schädel können wir wohl nicht mit Unrecht auf eine verminderte Consistenz, und in deren Folge auf eine verminderte Energie des Gehirns schließen. Da durch das Vorschieben des Mauls dem Thier die Stirne in der Weise genommen wird, daß die über den Augen befindlichen Theile eine mehr oder weniger horizontale Lage annehmen, so wird die ungünstigste Prognose für die Stirne sein, wenn sie bei bedeutender Niedrigkeit eine nach oben rückwärts geneigte Lage hat. Mäßiges Zurückstehen der obern Theile der Stirne gegen die untere, unmittelbar über den Augen liegende, ist davon wohl zu unterscheiden, und gehört nicht zu diesem ersten Momente, das wir an der Stirne betrachten, zu ihrer Größe und Lage. Ebenso die von oben nach unten, schief einwärts laufende Stirne. Diese letztere wird weiter unten, bei der Betrachtung des ganzen Profils, noch besonders zu erwähnen sein. Was nun das Moment der Stirne selbst anbelangt, nämlich die Knochen-Erhöhungen, so ist hier auf das zurückzuweisen, was über das Verhältniß der harten und weichen Theile des menschlichen Körpers und ihre Wechselwirkung überhaupt gesagt werden mußte, nämlich, daß die weichen Theile fast durchaus nur bestimmend, die harten die bestimmten sind, schon darum, weil der harte Theil durch-

aus nicht eine unveränderliche Masse ist, sondern, wie die übrigen Theile des Körpers, stetem Wechsel unterworfen ist, und seine Ernährung aus den weichen Theilen erhält, d. h. in seinem organischen Wechsel durch diese bedingt wird, so daß also von diesen, den harten Theilen, auf jene, die weichen, fast nur zurückgewirkt wird auf eine mechanische Weise. Die Erhöhungen und Vertiefungen des Schädels, und mithin auch der Stirne, sind also angepaßt dem hinter dem Knochen liegenden Gehirne, und wenn bei einzelnen Thätigkeiten einzelne Theile des Gehirns vorherrschend angestrengt werden, durch diese Anstrengung aber, in Folge des für alle animalischen Kräfte geltenden Gesetzes, diese Theile concreter ausgebildet, also sogar an Volumen merkbar vermehrt werden, so haben wir damit die Grundlage der Craniosкopie. Da ferner die Stirne, wie schon erwähnt, vorherrschend dem Ausdrucke des denkenden Wesens dient, so wird diejenige Stirne das größere Maaß der Intelligenz zeigen, die nicht glatt und platt ist, sondern eine concrete Ausbildung in Erhöhungen und Vertiefungen zeigt. Hiermit ist freilich noch nicht gesagt in der Weise, wie es Gall thut, welche Thätigkeit die eine oder andere Erhöhung zeige; jedoch glauben wir nicht sehr zu fehlen, wenn wir die untern, an das Auge gränzenden und also mit dem Seh-Nerven in nächster Verbindung stehenden Theile mehr derjenigen intelligenten Thätigkeit zuweisen, die in nächster Verbindung mit der sensuellen steht, also mehr noch Receptivität ist, d. h. also dem Verstande, so wie auch die höher liegenden Theile der Stirne den mehr von der sensuellen Thätigkeit ferne liegenden intelligenten Fähigkeiten, also dem idealen Charakter des Menschen, der reinen Activität der Vernunft, angehören werden. Wir müssen uns hier vor einer falschen Psychologie hüten, wie sie namentlich der ganzen Gall'schen Schädel-Lehre zu Grunde liegt; jedoch ist wohl unzweifelhaft richtig, daß die Lehre von den Seelenvermögen ihren wahren Ursprung nicht hat in dem geistigen Wesen, und ihre richtige Anwendung also auch nicht findet von diesem aus auf das Körperliche, sondern vielmehr, wie sie ihren Ursprung hat

in dem Körperlichen, so ihre richtige Anwendung nur findet von dem leiblichen Wesen des Menschen auf das Geistige. Diese einzige Einsicht schien Gall zu fehlen, und sie würde wohl seinen Forschungen und Behauptungen durch veränderte Stellung das Ridicüle benommen haben, das so oft in denselben hervorgehoben wird. Das leibliche Sein ist das Getheilte, Vielfache, das Geistige, das Einfache, mit sich Einige. Jenes, auf dieses bezogen und angewendet, giebt dem Geistigen die Mannigfaltigkeit; dieses, auf jenes angewendet, giebt dem Leiblichen die Einfachheit, bringt auch in das Mannigfaltige eine Einheit. Zum Beweise und zur Verdeutlichung unserer Behauptung über die obern und untern Partieen der Stirne vergleiche man zwei geschichtliche Köpfe, die so concret ausgearbeitet sind, wie wenige, so daß sie auch in der schlechtesten Carricatur noch erkannt werden, Luther und Friedrich den Großen. — Neben den einzelnen Erhöhungen und Vertiefungen des Stirnknochens ist aber noch die Linie überhaupt zu betrachten, welche der Stirnknochen im Profil von dem Ende des Haupthaares bis zu der Nasenwurzel beschreibt, und die entweder eine convexe, eine concave oder eine gerade ist. Die ungünstigste Prognose gewährt unter diesen die concave Linie, die jedoch wohl auch am seltensten vorkommen wird, wenn wir nicht damit diejenige Stirne verwechseln, welche oben und unten starke Erhöhungen, in der Mitte deshalb eine Ebene oder Furche hat. Die convexe Stirne wird, wenn nicht damit überhaupt ein breit gedrückter Schädel verbunden ist, im Allgemeinen günstiger sein, als die geradlinige Stirne, sofern mit letzterer nicht bestimmte Erhöhungen verbunden sind. Die convexe Stirne wird, wenn wir dabei die eben bemerkten Umstände berücksichtigen, ein Hervordrängen der Intelligenz beurkunden, wenn schon bei dieser Gestaltung seltner concrete Ausbildung derselben indicirt wird. Wir finden darum namentlich diese Form bei dem weiblichen Geschlechte häufiger. — Das dritte Moment der Stirne, neben den beiden Hälften der Stirne, durch welches sie physiognomischer Ausdruck wird, ist die Stirnhaut. Hier ist Nichts Bestimmtheit, sondern Alles Selbst-

bestimmung. Sie zur Divination der Seelenstimmung zu benutzen, ist deshalb ein allgemein verbreitetes Verfahren, wenn schon das anführende Moment der Stirne nicht die Stimmung, sondern die Aktivität, und zwar als denkende Aktivität, ist. Wir haben hierbei hauptsächlich die horizontalen und perpendiculären Furchen zu unterscheiden. Jene deuten, wie wir dies bei den Augenbrauen schon erwähnt haben, auf das Bedürfniß hin, den Augen Raum zu schaffen; und werden also immer erscheinen, wo ein angestrengtes Sehen stattfinden soll. Werden die für diesen Augenblick der Anstrengung eintretenden Falten zu förmlichen Furchen, die fast einen regelmäßigen Winkel über den Augen bilden, so ist dies für die intelligente Thätigkeit im Allgemeinen ein ungünstiges Zeichen. Hingegen kann es von mehr oder weniger Beobachtungsgabe zeugen. Die perpendiculären Linien, welche entstehen durch Zusammenziehen der Stirnhaut von den Schläfen aus gegen die Mitte, namentlich in der Nähe der Nasenwurzel, drücken eine versammelnde, concentrirende Thätigkeit aus, wie jene horizontalen Linien eine expandirende; sie, diese letztern, sind die eigentlichen Falten des Denkers, und werden sich immer da einstellen, wo viele speculative Thätigkeit ist. Kommen, wo sie bei dem Nachdenken eintreten sollten, wie wir dies bei manchen Individuen dann, wenn an sie Fragen gerichtet werden, bemerken können, statt ihrer die horizontalen Falten über den Augen zum Vorschein, so ist dies als eine schlimme Verwechselung der geistigen Kraft anzusehen, die sich in ihrer eignen Thätigkeit vergreift. Jene perpendiculären Falten sind auch sehr wohl zu unterscheiden von der gerunzelten Stirne, welche nur überhaupt bei der willkürlichen Beweglichkeit der Stirnhaut entsteht, wie jede Contraction des Muskels, auf einen Reiz durch einen Schmerz erfolgt, und häufig auch nur zur Beschattung des Auges dient. Solche Falten werden auch immer mehr über die ganze Stirne sich verbreiten, stärker sein, und jener leisen Regelmäßigkeit der Denkfalten entbehren. Habituell geworden, wie z. B. bei dem mürrischen Verdrusse, bilden jene gewöhnlich noch über der Nasenwurzel horizontale

Falten. Zu bemerken ist jedoch, wie auch hier bei einem Gesichtstheile, der dem Ausdrucke der Intelligenz vorherrschend dient, auch die Stimmung, und zwar hier als wahre Gemüthsbewegung, ihren Antheil nicht verliert, und zwar so wenig, daß wir die Gemüthsstimmung vorzüglich an denselben wahrnehmen wollen. —

Bei Personen, die häufig und schwere Kopfbedeckung tragen, z. B. die Soldaten, namentlich von früher Jugend auf, entstehen leicht Schwülen auf der Stirne, die derselben ein ausgebildetes, vollkommnes Ansehen geben. Dies ist hier im buchstäblichen Sinne gemeint, in Figürlichen ist es ohnedies wahr.

§. 50. Nachdem wir die einzelnen Gesichtstheile in ihrer Fähigkeit, dem physiognomischen Ausdrucke zu dienen, erkannt haben, müssen wir sie auf ihre Einheit beziehen, in welcher sie eigentlich erst zum physiognomischen Ausdrucke werden. Wir betrachten das Antlitz in der Einheit seiner Theile, und zwar zuerst die allgemeinen Eigenschaften dieser Einheit; sodann das Verhältniß dieser Theile zu einander, und in Beziehung auf ihre Einheit; endlich aber, wie jeder der Theile des Antlitzes zum wirklichen Einheitspunkte wird, und in welches Verhältniß die übrigen Theile für diesen Fall zu ihm treten.

Bei der physiognomischen Diagnose müßten wir sehen: a) welcher Gesichtstheil Einheitspunkt ist; b) in welcher Weise er es ist, mehr mit dem Ausdrucke der Sinnlichkeit oder der Intelligenz; und c) wie sich aus diesem Einheitspunkte die übrigen Gesichtstheile beziehen.

§. 51. Auf das Ensemble der Physiognomie, — es werde dies noch einmal wiederholt —, kommt Alles an, und der Schluß von dem Theile auf das Ganze würde auch hier irrthümlich sein, um so mehr, als das Ganze in der unmittelbaren Darstellung der Idee die Erscheinung, das Leben eines Unendlichen ist. Fassen wir aber das Ganze in seiner Einheit auf, so bieten sich uns zuvörderst, ohne Rücksicht auf die einzelnen Theile, die allgemeinen Eigenschaften dieses Ganzen als eines solchen dar. Es ist auch hier ein Verlauf zwischen zwei Aeußersten, und wir

werden ſagen müſſen, daß die in der Mitte zwiſchen dieſen Aeußerſten ſtehenden Individualitäten eben auch die mittlern Individualitäten, die der gerechten Mitte, ſeien. Dieſe Gegenſätze ſind vornehmlich das ruhige und bewegte, das zuſammengezogene und ausgeglättete, das ſpitzwinklichte und ſtumpfwinklichte, das abſtrakte und concrete Antlitz. Es leuchtet von ſelbſt ein, ohne daß es einer weitern Ausführung bedürfte, von welcher Bedeutung die meiſten dieſer Unterſchiede ſeien, wie das ruhige Antlitz auf eine ruhige Seele, das bewegte auf eine bewegte, und aus der Art der Bewegung, je nachdem ſie raſch oder langſam gezogen, ſicher oder krampfhaft zuckend iſt, auf die Art des innern Bewegtſeins ſchließen läßt. Das ausgeglättete Antlitz iſt die Erſcheinung der Indifferenz, der Beſtimmbarkeit, das zuſammengezogene der Entſchiedenheit, des überall ſich Ziel ſetzenden Menſchen. — Eine merkwürdige Unterſcheidung, die wir in der Verſammlung der Geſichtstheile machen können, iſt ferner, daß ſie ſich häufig entweder unter lauter ſpitzen, oder unter lauter ſtumpfen Winkeln an einander fügen. Es ſind dies namentlich die im Profil liegenden, die die obere perpendiculäre Naſenlinie mit ihrer horizontalen, an die Oberlippe anſtoßenden, die Oberlippe wieder mit dem Munde, und endlich die Unterlippe und das Kinn mit dem Unterkiefer, oder vielmehr den ihn umgebenden Häuten und Muskeln des Halſes, bilden. An den Individuen von extremer Formation iſt dieſer Gegenſatz oft ungemein auffallend, und namentlich, wenn es gelingt, zwei Individuen von der entgegengeſetzten Bildung neben einander vergleichen zu können. Das ſpitzwinklichte Geſicht wird auch eine ſpitzige Individualität bezeichnen, eine ſcharfe, die ſich fürchtet, bei jedem Vorſchritte in die Auſſenwelt zu weit zu gehen, und unter einem um ſo engern Winkel wieder umkehrt. Es wird in einer ſolchen Individualität etwas Unnachgiebiges, je nach Befund der übrigen Beſtimmungen entweder Entſchiedenes oder nur Eigenſinniges ſein; ſie wird überall ſcharfe Unterſchiede machen und ſich ſchwer zu Uebergängen bequemen. Das Gegentheil iſt die ſtumpfwinklichte Phyſiognomie,

die leichte Bestimmbarkeit überhaupt, und gewöhnliche Bonhommie ausdrückt, häufig auch mit Mangel an Erregbarkeit sich verbindet. — Ein auf alle Einzelnheiten des Antlitzes sich zugleich erstreckender Gegensatz ist der der abstrakten und der concreten Physiognomie. Eine abstrakte Physiognomie werden wir diejenige nennen, in welcher sich überhaupt wenig Bestimmtes, wenig Ausgebildetes finden läßt, und bei der wir darum nicht sagen können, was sie ist, oder vielmehr nur, daß sie — nichts ist. Sie hat gewöhnlich lange Linien, und es ist nur, als ob dem Kinder-Gesicht eine Elle zugesetzt, aber die Entwicklung bei der erblichen Bestimmtheit schon stehen geblieben wäre (§. 13.). Das concrete Antlitz wäre im Gegensatze das, welches wir das ausdrucksvolle nennen, und zwar nicht etwa in einer einzelnen Partie, wie man z. B. oft bei einem lebendigen, beweglichen Auge schon von einer ausdrucksvollen Physiognomie spricht. Es wäre vielmehr diejenige, bei welcher wir von jedem Theile des Antlitzes leicht wieder auf die Einheit zurückgeleitet werden, bei welcher wir von keinem Theile sagen werden, er sey bloß angehängt, sondern jeder durch die Kraft einer fest zusammenhaltenden Selbstbestimmung sich zu einem harmonischen Ganzen einreiht, und jeder Theil bearbeitet und ausgearbeitet erscheint.

§. 52. Gehen wir von diesen allgemeinen Gegensätzen zu näherer Betrachtung des Verhältnisses der einzelnen Theile über, so ziehen wir zu diesem Behufe zuvörderst zwei Linien: die eine, perpendiculäre, von der obersten durch das Haupthaar gebildeten Gränze der Stirne durch die Nasenspitze zu der äußersten Spitze des Kinns, und so erhalten wir die Länge oder das Profil; die andere, horizontale, von dem einen Ohre durch den äußersten Punkt der beiden Backenknochen zum andern Ohre, und so erhalten wir die Breite des Antlitzes. Zunächst betrachten wir jede der erwähnten Linien für sich, und sodann beide in ihrer Beziehung auf einander.

§. 53. Das Profil selbst zerfällt in drei Abschnitte: 1) von dem Anfange des Haupthaars bis zur Nasenwurzel; 2) von der Nasenwurzel bis zum Anfange der Oberlippe; 3) von

da bis zur äußersten Spitze des Kinns. Das qualitative Verhältniß dieser Theile zu einander, so wie ihre Lage bestimmen zunächst den physiognomischen Ausdruck des Profils.

Was a) die Ausdehnung der drei Theile anbelangt, so wird das normale Verhältniß sein, wenn sie alle gleich groß sind. Die Intelligenz, die receptive Sinnlichkeit und der Trieb, denen diese drei Abschnitte, jedoch nichts weniger, als in scharfer Abgränzung, entsprechen, da vielmehr, wie wir schon gesehen haben, in jedem Theile die Einheit, das Ganze, sich wieder ausdrückt, würden in absteigender Folge jedes sein gleiches Maaß in der menschlichen Individualität erhalten haben; die Harmonie der Kräfte wäre damit ausgedrückt. Je nachdem ein oder der andere Abschnitt überwiegt, so wird damit die Störung der Harmonie angedeutet; aber nicht gerade, wie wir dies schon bei der Stirne erwähnt haben, ein absolutes Vorherrschen der in diesem Abschnitte ausgedrückten menschlichen Fähigkeiten. Vielmehr wird die monströse Vergrößerung des einen Abschnitts eine unmäßige Verkleinerung eines oder der beiden übrigen Abschnitte zur Folge haben, und für die menschliche Fähigkeit überhaupt also Bedenken erregen. Namentlich kann das monströse Vorherrschen des Stirnabschnitts auf einen Mangel an Consistenz des Gehirns hindeuten, und zugleich die verhältnißmäßige Verkleinerung der übrigen Abschnitte auf einen Mangel an Ernährung derselben. — In jedem der drei Abschnitte, zumal in dem untern, unterscheiden wir, wie schon ausgeführt worden, mehrere Theile, und es wird für den physiognomischen Ausdruck viel darauf ankommen, ob der eine oder der andere dieser Theile verhältnißmäßig vergrößert oder verkleinert sei. Z. B. wird es einen großen Unterschied machen, ob bei verhältnißmäßigem Vorherrschen des untersten Abschnitts mehr die Oberlippe, die Unterlippe, oder das Kinn verlängert sei.

b) Die Lage der drei Abschnitte des Profils gegen einander wird hauptsächlich wieder vier Hauptverschiedenheiten geben, die sich in folgenden Linien ausdrücken lassen:

d. h. jeder Abschnitt wird eine dreifache Lage haben können, eine senkrechte, eine von oben nach unten, und eine von unten nach oben geneigte. Die hieraus sich wieder ergebenden Unterverschiedenheiten alle einzeln aufzuzählen, wird wenigstens hier nicht vonnöthen sein, da ohnedies das Verhältniß kein mathematisches ist, und manche Verknüpfungen einen psychologischen Widerspruch in sich schließen würden. Daß Verknüpfungen, wie

nicht vorkommen werden, es wäre denn bei einer völligen Monstrosität, wo sie also nicht der Ausdruck des Menschlichen, sondes Unmenschlichen sind, ist von selbst klar. Daß eine Verschiedenheit auch dadurch bedingt wird, daß die gedachten Profils-Abschnitte mehr oder weniger grade Linien bilden, ist gleichfalls schon angemerkt worden, und ebenso, wie in der Regel die Curve vor der geraden Linie den Vorzug verdient, welches Letztere schon mathematisch begreiflich wird, da die erste weit mehr geeignet ist, unendlichen Inhalt in sich aufzunehmen, als die zweite.

§. 54. Die Breite des Gesichts hat nur die durch die Nase gebildeten Abschnitte, und bietet, um dieser Einfachheit willen, auch weit weniger physiognomische Bedeutung dar, als die Länge. Einheitspunkte, welche in der Breite des Gesichts liegen, sind die Wangen und die Augen. Die größte Bedeutung erhält die Breite des Gesichts durch Vergleichung mit der Länge.

§. 55. Bei der Vergleichung der Länge und Breite des Antlitzes werden wir vorerst unterscheiden müssen, ob die Länge oder die Breite überwiegt. Es unterscheiden sich dadurch zwei Hauptracen, die Mongolische und Kaukasische. Bei

der erstern herrscht die Breite, bei der andern die Länge vor. Hervorstehende Backenknochen ziehen das Gesicht in die Breite, und geben ihm den Ausdruck verminderter Humanität, sofern sie ein Zeichen sind von vielem und angestrengten Gebrauche der hier anliegenden Muskeln. Die Thätigkeit der Intelligenz, — dies, wie schon erinnert, dürfen wir wohl als eine Regel aufstellen, — verlängert das Gesicht, die entgegengesetzte Thätigkeit arbeitet in die Breite (§. 43.). In Ständen und Stämmen von verminderter geistiger Thätigkeit wird sich darum das breite Gesicht öfter finden, in den Jahren der Kindheit überwiegend über die spätern Jahre. Das Profil oder die Länge des Gesichts schließt offenbar die wichtigsten Momente in sich, und wir können, wenn die Längenlinie die vorherrschende ist, und der Einheitspunkt des Gesichts in derselben liegt, uns die Beschaffenheit der in der Breitenlinie liegenden Theile in der Regel leicht diviniren. Welchen Einfluß die vorherrschende Breite auf die Stellung der übrigen Gesichtstheile habe, werden wir da zu erwähnen haben, wo von den Wangen, als dem Einheitspunkte, die Rede ist. — Zum Andern ist aber auch die Stellung dieser beiden Linien in's Auge zu fassen. Bei den Physiognomieen, in welchen die Längenlinie vorherrscht, ist die horizontale Linie nahezu eine ganz gerade; wo aber die Breite überwiegt, findet sich eine oft bis ins Monströse gehende Abweichung, und es ist, als ob man das Gesicht an den Backenknochen gefaßt, und, so es in die Breite ziehend, den obern Theilen, wie den untern, doch vornehmlich den obern und insbesondere den Augen, eine schräge Richtung gegeben hätte. So das Mongolische Gesicht. „Je schräger die Augen stehen, wie an Katzen, desto mehr fällt diese Richtung von der Base und der Grundlage des Gesichts ab, welche das Kreuz ist, wodurch dasselbe von dem Winkel an in die Länge und in die Breite gleich getheilt wird, indem die senkrechte Linie die Nase durchschneidet, die horizontale Linie aber den Augenknochen. Liegt das Auge schräg, so durchschneidet es eine Linie, welche mit jener parallel, durch den Mittelpunkt des Auges gezogen, zu setzen ist. Wenigstens muß hier

eben die Ursache sein, die den Uebelstand eines schief gezogenen Mundes macht; denn wenn unter zwei Linien die eine von der andern ohne Grund abweicht, thut es dem Auge wehe. Also sind dergleichen Augen, wo sie sich unter uns finden, und an Sinesen und Japanesen sowohl, als an einigen Aegyptischen Köpfen im Profile, eine Abweichung" (Winkelmann's Werke Bd. 4. S. 45 ꝛc.). Aber wer wollte sagen, daß hier bloß eine Abweichung in der Zeichnung sei, die nicht auch eine tiefere physiognomische Bedeutung habe. Findet sich in der genannten Menschenrace nicht eine auffallende geistige Einseitigkeit, bei monströser Intensität einzelner Thätigkeiten eine gänzliche Mißkennung anderer, namentlich der das Gemüth betreffenden? Eine genauere Betrachtung des Chinesischen Schädels muß hier noch speciellere Resultate geben.

§. 56. Wenn wir die Länge und Breite des Angesichts mit einander verglichen haben, so bleibt uns das letzte Geschäft, das die einzelnen physiognomischen Momente, wie wir sie bisher erörtert haben, wieder zu einer concreten Einheit zusammenfaßt, die Betrachtung des Antlitzes unter seinen verschiedenen Einheitspunkten. Hier sollen nur einzelne Andeutungen gegeben werden, da eine weitere Ausführung nur da stattfinden kann, wo die nöthigen physiologischen und psychologischen Voraussetzungen schon ihre Begründung gefunden, so daß man sich nur auf sie berufen darf; wo also der physiognomische Theil der Anthropologie sich als der Schluß an jene beiden anreiht. Wir unterscheiden hier die in der Länge, dem Profile, liegenden Theile von den in der Breite liegenden Theilen.

Wiederholen müssen wir, was zur physiognomischen Diagnose gehört, die da, wo das ganze Gebiet der Physiognomik abgehandelt wird, einen eignen Abschnitt einzunehmen verdient, daß vor Allem auch bei diesen Verhältnissen darauf zu achten ist, ob nicht, wie z. B. bei der durch Erblichkeit vorherrschenden Breite des Gesichts durch individuelle Selbstbestimmung die Länge entgegenarbeitet, so auch einem durch Erblichkeit zum

Einheitspunkte hervorgedrängten Gesichtstheile ein anderer durch individuelle Selbstbestimmung sich entgegensetzt.

§. 57. Diejenigen Gesichtstheile, welche die Eigenthümlichkeit des Menschen, also den Charakter der Humanität, vornehmlich ausdrücken, sind, wie wir gesehen haben, die Stirne und das von derselben vorausgesetzte Kinn. Wir fangen also billig jetzt mit der Stirne an; sie ist der unmittelbare Ausdruck der Humanität. Die Stirne soll herrschen, und dasjenige Gesicht, in welchem sie den Einheitspunkt bildet, wird, was den Einheitspunkt anbelangt, einem Normalverhältnisse am nächsten kommen. Am besten ist es wohl, wenn wir bei Betrachtung, wenigstens der vornehmsten Einheitspunkte in dem Ensemble der Züge, jedesmal ein wirkliches Individuum uns vorhalten, und neben seiner physiognomischen Betrachtung die etwa abweichenden Combinationen der Züge erwähnen. Zum Beispiel einer Physiognomie, in welcher die Stirne den Einheitspunkt macht, diene uns der General Washington. Wir können zwar mit Lavater sagen: la physionomie d'un homme célèbre doit toujous être supérieure aux meilleurs portraits qu'on puisse faire de lui; aber wir fügen auch noch hinzu, daß das Bild eines großen Mannes auch von dem schlechtesten Sudler nicht ganz zu verfehlen ist. Dem Schreiber dieses stehen nur drei Bildnisse des großen Mannes zu Gebote, die beiden unter den Supplementen des dritten Bandes der Lavater'schen Physiognomik befindlichen, von welchen das eine nur Umriß ist. Zu diesen beiden kommt noch ein Skizze des Profils. Alle diese drei Bildnisse, soviel sie auch im Einzelnen abweichen mögen, stimmen doch darin völlig überein, daß kein anderer Theil sich so bedeutend hervorhebt, als die Stirne. Wir können nicht sagen, daß die Backenknochen besonders unbedeutend seien; aber doch herrscht die Länge über die Breite des Gesichts vor. Kommt hierzu ein bestimmter Blick, wiewohl ein ruhiges Auge, eine kräftige, wiewohl nicht scharf gezeichnete Nase, ein wohlgebildeter Mund, wiewohl die Oberlippe mehr gelassen aufliegt, als fein ausgearbeitet ist, das Kinn stark, wiewohl nicht auf irgend eine

Weise durch einen besondern Nachdruck ausgezeichnet, so gewährt das Bild den Eindruck ruhiger Weisheit. Nicht als stürmisch unternehmend zeichnet den Mann seine Physiognomie, aber voll überlegender Beharrlichkeit, den Mann, der immer bei sich ist. Ist hingegen die Stirne, besonders in ihrem obern Theile, sehr ausgebildet, die Nase zurücktretend und schmächtig, oder auch wohl fleischig schlaff, der Unterkiefer etwas hervortretend über den Oberkiefer, bei schmalen Lippen, und ohne daß das Kinn kräftig gebogen wäre, so daß die drei Theile des Gesichts ungefähr diese Neigung gegen einander hätten,

so sind das die in sich versunkenen, zum Grübeln geneigten Individualitäten. Sehr gewöhnlich verbindet sich auch noch mit diesen Eigenthümlichkeiten ein langes, schlichtes, feines, obschon nicht sparsames, nicht selten tiefschwarzes Haar. Ist die Stirne überhaupt sehr stark ausgebildet bei unausgebildeter Nase, wohl auch bei unbedeutendem Kinne und einem unlebendigen Auge, so wird dies eine zur Einseitigkeit, zum vorurtheilsvollen Eigensinne inclinirende Individualität ausdrücken. Gar nicht selten ist auch, daß ebenso stark, als die Stirne, auch der Mund ausgebildet ist. Tritt er namentlich stark hervor, so daß die Winkel verschwinden, hat die Oberlippe etwas Ungeschlachtes, so wird das active Vermögen überhaupt, geistig, wie thierisch, sehr stark, aber das letztere dabei sehr roh und ungestüm, durch keine Feinheit der Empfindung gemildert sein, so daß dergleichen Individuen sehr in Gefahr sind, die Kraft der Intelligenz an den Dienst des Triebes zu geben. Sehr günstig ist also der physiognomische Ausdruck, wenn an die vorherrschende Stirne sich eine kräftige Nase, ein nicht zu stark gebogenes Kinn, bescheiden zurücktretende Backenknochen und ein großes, aber tiefer liegendes Auge anreihen.

§. 58. Eine gut ausgebildete Stirne hat nicht selten auch ein gut ausgebildetes Kinn zur Begleitung, und umgekehrt.

Doch ist beides nicht immer der Fall, und es gibt jedenfalls ein Gesicht, in welchem das Kinn prädominirt, und den Einheitspunkt bildet. Napoleons Physiognomie kann hier zum Beispiel dienen. Es ist dies ein Kinngesicht, und Schreiber dieses beklagt nur, hier keine bessere Abbildung vor sich zu haben. Allein zu verfehlen ist sie nicht, und schon die Napoleon'schen Münzen zeigen viel. Diese Münzen, hörte ich jüngst eine Person von gebildetem Urtheile sagen, sind schon darum so schön, weil ein antiker Kopf darauf ist. Aber was macht diesen Kopf so antik? Seine Ausarbeitung. Auch dies Kinn wird Einheitspunkt, weniger durch außerordentliche Größe, als durch eine genaue Ausarbeitung und insbesondere durch eine mehr oder weniger verstärkte Biegung. Das Erste wird immer eine mehr dem Genusse, als der Praxis angehörende, häufig phlegmatische, doch nie über das Sanguinische sich erhebende Individualität anzeigen. Das Erstere wird namentlich der Fall sein, wenn ein hervorliegendes, durch das obere Augenlied stark bedecktes Auge, eine stumpfe oder auch mit ihrer Spitze nach aufwärts gerichtete Nase und eine niedrige, unausgearbeitete Stirne hinzukommen; das Zweite hingegen, wenn das Auge von mäßiger Größe und Tiefe und beweglich, die Nase fein ist, jedoch ohne schwindsüchtig zu sein. Daß das gebogene Kinn eine praktische, kräftige Individualität bezeichne, haben wir schon früher gesagt. Je mehr sich diese Biegung zuspitzt, um so mehr wird sich das praktische Geschick der Verschmitztheit nähern, insbesondere wenn noch ein Blick hinzukommt, der sich verbergen will. Ein starkes, gebogenes Kinn, eine gut ausgearbeitete Stirne, ein tief liegendes, bewegliches Auge, eine fein, aber stark gebildete Nase, ist wohl das Zeichen sehr großer Tüchtigkeit. Napoleons Gesicht vereinigte viele dieser Eigenschaften.

§. 59. In dem Wesen aller derjenigen Individuen, in deren Gesicht weder die Stirne, noch das Kinn den Einheitspunkt bilden, wird auch Intelligenz und praktisches Vermögen nur eine begleitende Stelle einnehmen, und es reiht sich an das Kinn aufwärts der Mund. Der Mund spricht, auch wenn er

schweigt, und wir werden ein Gesicht, in welchem der Mund den Einheitspunkt bildet, vornehmlich ein sprechendes nennen. Breit aufgeworfene Lippen hält schon die gemeine Meinung für etwas Bedenkliches, eine schlaffe Sinnlichkeit. Verbinden sie sich mit einer stumpfen, kurzen Nase, mit einer niedrigen Stirne, vollen Wangen, geradem oder abfallendem Kinne, so ist dies eine dumpfe, überhaupt geistig wenig erregte Individualität, bei welcher aber oft einzelne Triebe in verstärktem Maaße sich zeigen. Das Hervortreten eines großen Mundes und das damit verbundene Zurücktreten der die Intelligenz vornehmlich repräsentirenden Gesichtstheile, eine nur wie eine Wulst über der Nase liegende Stirne, und die Nase selbst fleischig und stark auf den Mund herabgedrückt, bilden das Faunische, das Bocksgesicht. Ein Mund mit beweglicher Oberlippe, mit feinen Mundwinkeln, wenn er sich mit einem lebhaften Auge, nicht ungünstiger Stirne und Nase vereinigt, wird einer graziösen, künstlerischen Individualität angehören. Der Mund, als Einheitspunkt, ist hauptsächlich bei dem andern Geschlechte häufiger, und Schreiber dieses beklagt, daß ihm kein Bildniß einer allgemein bekannten Person dieses Geschlechts zu Gebote steht, welches er hier zum Beispiel vorstellen könnte.

Bei Lavater findet sich (Th. 2. S. 201.) ein kleiner Kopf, der die Hoffnung vorstellen soll, und den wir, was diese seine symbolische Bestimmung anlangt, dahingestellt sein lassen, der uns jedoch zum Beispiele eines Gesichts dienen könnte, in welchem sich Auge und Mund um die Würde des Einheitspunktes streiten, beide fast gleich sprechend, so daß ihre Vereinigung auf den ersten Anblick das Bild der freundlichsten Anmuth gibt. Ueberhaupt stehen Mund und Auge in beständiger Correspondenz, und z. B. eine Miene, wo sich das Auge unruhig beschattet, während der Mund lächelt, kann sehr dafür sprechen. Es findet in solchem Falle ein Schwanken der Stimmung statt, das sich sehr bestimmt auf beide Particen des Gesichts vertheilt, die Verlegenheit. — Herabgezogene Mundwinkel, hinaufgedrückte Unterlippe, so daß der Mund halbmondförmig wird, ziemlich weit

geöffnetes Auge, mit stille stehender oder nur langsam sich bewegender Iris, dabei ein zurückgeworfener Kopf, der die Nase um einen Zoll über den Normalstand hinaufrückt, — eine solche Physiognomie macht sich jedermann kenntlich.

§. 60. Der einzige, noch übrige Gesichtstheil des Profils in der Mitte desselben ist die Nase, und dasjenige Antlitz, in welchem sie der Einheitspunkt ist, wird auf eine Individualität deuten, in welcher eine große Receptivität vorherrscht. Wie wir schon oft erwähnt haben, so werden wir keineswegs geradehin den größten Theil des Antlitzes für den Einheitspunkt nehmen; aber dennoch wird dieser Einheitspunkt sich immer auch für die unreflektirte Anschauung kenntlich machen, und so seine Bestimmung als der Punkt, in welchem die Einheit geschaut wird, dadurch erfüllen, daß er nicht bloß concreter ausgebildet ist, sondern sich auch über die übrigen Theile hervorhebt, sich der Aufmerksamkeit zudrängt. Dies gilt insbesondere bei der Nase, und wer z. B. das Antlitz eines Friedrich II. sieht, der wird mit großem Nachdrucke auf die Nase hingewiesen. Er muß auf sie zuerst und vornehmlich sehen. Uebrigens ist die Natur, oder wir sagen hier besser — der Geist mit einer an die Ironie streifenden Kühnheit in der Bildung dieses Gesichts verfahren. Würde das Kinn nur um ein wenig mehr abfallen, wären die Nasenflügel schlaffer, die Nasenspitze noch etwas magerer, so hätte Friedrich das Gegentheil von dem seyn müssen, was er wirklich war, und das Penetrante, was nun in seiner Physiognomie liegt, namentlich in der Nase, zusammengenommen mit dem fast geradlinig an sie anpassenden untern Theile der Stirne, wäre dann zur bloßen Nasenweisheit geworden. Schreiber dieses hat leider kein anderes Porträt vor sich, als zwei mit dem verwünschten tief hereingedrückten Hütchen, das uns die Stirne verbirgt; allein auch nur die preußischen Thaler geben uns schon einigen Begriff von ihrer auffallenden Formation, und selbst die Art, wie der Hut sitzt, mag auch die Mode ihren Antheil daran haben, ist doch höchst charakteristisch, so wie das Hereindrücken des Huts in entscheidenden Augenblicken eine höchst

bezeichnende Geste ist, die mit dem, was wir bei der Stirne von dem Zusammenziehen der Stirnhaut gegen die Nasenwurzel gesagt haben, zusammenhängt. Wir erinnern uns hierbei an Hippel in seines Lebenslaufs 3tem Theile (S. 425.): „Sein Hut steht ihm als eine Krone! So trägt keiner seinen Hut.“ Das harmlose Bäuerlein läßt wohl am Liebsten die Spitze seines Dreieckigten unbefangen nach dem Firmamente zielen. Doch — wir hätten uns zu lange bei diesem einzelnen Kopfe verweilt, wenn er uns nicht mehr, als irgend ein anderer, Gelegenheit gegeben hätte, über das Ensemble eines Angesichts, in welchem die Nase der Einheitspunkt ist, die Hauptbemerkungen anschaulich zu machen. In einem Gesichte, dessen Einheitspunkt die Nase ist, wird immer die Länge über die Breite herrschen, und es werden also die in der Breite liegenden Theile, insbesondere die Backenknochen, zurücktreten. Momentan kann die Nase zum Einheitspunkte werden, wenn sie sich sehr hervordrängt, und die Mundwinkel sich streng zurückziehen, und die Augäpfel ganz ruhig stehen. Dies ist dann die Physiognomie der vollkommnen Neugierde. Verbindet sich mit der herrschenden Nase eine verkürzte Oberlippe, ein abfallendes Kinn, eine unausgebildete Stirne, ein mattes Auge, so ist dies ein ungünstiges Zeichen einer bloßen Receptivität, die aber das Aufgenommene weder zu sichten, noch zu beseelen vermag. Verbindet sich mit der herrschenden Nase ein ruhiges Auge, so ist das der Mensch, der gerne außer sich lebt, und es ist die Gefahr einer völligen Zerstreutheit sehr nahe, wenn die übrigen Gesichtstheile nicht eine diese Gefahr limitirende Beschaffenheit haben.

§. 61. Diejenigen Theile, welche in der Breite des Gesichts liegen und zu Einheitspunkten werden können, sind das Auge und die Wangen; das Auge mehr dem obern, die Intelligenz repräsentirenden Theile des Gesichts zugewandt, die Wangen mehr dem untern, die Sinnlichkeit ausdrückenden. Wir fangen also bei den Augen an. Sie werden den Einheitspunkt bilden können entweder durch Größe und Lebendigkeit, oder durch Kleinheit und Lebendigkeit, oder durch Größe und Ruhe, wohl nie

durch Kleinheit und Ruhe. Am häufigsten bei dem andern Geschlechte bilden sie den Einheitspunkt. Verbindet sich mit der ersten angegebenen Beschaffenheit eine wohlgebildete Nase, ein nicht allzuflaches Kinn, so drückt sich darin eine sehr günstig gebildete, geistig erregte Individualität aus. Ein großes, mäßig hervorliegendes und dabei ruhiges Auge, das eine kleine, mehr schmächtige, als starke Nase zur Seite hat, wird eine sanfte Individualität bezeichnen, die nicht für schnelle und viele Eindrücke geeignet, jedoch die aufgenommenen festzuhalten geeignet ist. Die Raphael'schen Madonnen, namentlich die della sedia, scheint in diesem Sinne gearbeitet. Kleine und lebendige Augen, mit einer mehr oder weniger in sich zurücksinkenden Nase und einer hervorragenden Stirne, drücken eine Individualität aus, die zu Mißtrauen und verstecktem Spiele geeignet ist. Es ist ein Zurückziehen der Individualität von der Oberfläche. Auch das sonst nicht kleine Auge wird sich verkleinern und zurückziehen in dem Augenblicke des Mißtrauens, sehr wohl zu unterscheiden von dem Auge, das durch Hervorragen der Backenknochen verkleinert wird, und das in diesem Falle gewiß nicht Einheitspunkt ist.

§. 62. In dem eben berührten Falle werden vielmehr regelmäßig die Wangen zum Einheitspunkte werden. Sind sie es, so wird dadurch das Gesicht auffallend das Vorherrschen der Breite an den Tag legen. Ist dabei der Mund groß, durch die an den Wangen anliegenden Muskeln aus einander gezogen, so gehört ein solches Antlitz zu den bedenklichsten. Es zeigt eine Uebermacht der untersten Thätigkeiten, der niedrigsten Triebe. Die Wangen, als Einheitspunkt, stellen in jedem Falle die Thätigkeit der Intelligenz in Nachtheil. Denn auch wenn der Mund klein ist, so daß selbst durch die Größe der Wangen seine Kleinheit noch mit bedingt wird, so ist dies eine schwammige Individualität, bei welcher überhaupt der Muskel und Nerv weit hinter dem Gefäße zurücksteht. Werden die Wangen zu wahren Hängebacken, so geben sie selbst bei günstigerer Beschaffenheit der übrigen Gesichtstheile eine bedenkliche Constellation für die Kraft des Individuums.

§. 63. Schlußbemerkung über die Raceneintheilung nach der Gesichtsform. Daß durch vorherrschende Breite und Länge des Gesichts sich die Kaukasische und Mongolische Race unterscheide, ist schon bemerkt worden. Aber auch in diesen Hauptracen unterscheiden sich die einzelnen Stämme durch die Einheitspunkte des Gesichts. Wir versuchen darüber nur bei der Kaukasischen Race einige Andeutungen zu machen.

Der Deutsche und Magyarische Stamm das Stirngesicht.
Der Französische und der Jüdische Stamm das Kinngesicht.
Der Englische Stamm das Nasengesicht.
Der Italiänische Stamm das Augengesicht.
Der Holländische Stamm das Wangengesicht.

Es versteht sich von selbst, daß dies nur von der Allgemeinheit der Anlage gelten kann, daß einzelne Völker wieder Schattirungen bilden, wie z. B. die Spanier und Portugiesen; daß bei einzelnen, wie z. B. bei den Juden, die Eigenthümlichkeit schärfer ausgeprägt ist, als bei den andern; daß, je mehr die Nationalitäten in die Abstraction einer allgemeinen Weltbildung übergehen, um so mehr auch die Eigenthümlichkeiten verwaschen werden, und daß es in der That und immer mehr auch solche gebe, die „kein Gesicht machen."

Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Idee der Unsterblichkeit

von

Professor C. Ph. Fischer in Tübingen.

Zweiter Artikel *).

II. Der psychologische Beweis.

Ist erst die Wahrheit, daß der entwickelte und gebildete Geist, als in sich gekehrtes und geschlossenes Ganzes, naturfrei existire, und daß er mithin im Verhältnisse zur Natur seine Integrität erweise, dargethan **), so hat die Ueberzeugung von der innern Unvergänglichkeit dieser geistigen Existenz keine Schwierigkeit.

Denn es folgt aus dem Begriffe des Geistes, daß er sich selbst bestimmendes Princip ist, und nur in dem Falle, wenn seine Selbstbestimmung an die körperlichen Organe gebunden wäre, wäre seine Unsterblichkeit unerweislich. Ueberdauert er aber durch seine Naturfreiheit den Tod des Körpers, als des wesentlichen Organs seiner Selbstentwicklung, so behauptet er seine Identität mit sich in dem in sich geschlossenen Verhältnisse zu sich selbst.

Daher wird allgemein der Begriff der Unsterblichkeit mit dem Begriffe der individuellen Fortdauer identificirt, indem man es als eine sich von selbst verstehende Wahrheit betrachtet, daß

---

*) Vgl. den ersten Artikel in dieser Zeitschrift. Bd. VI. §. 1. S 1.

**) Der naturphilosophische Beweis bedurfte deßhalb, weil er der schwierigste ist, der ausführlichsten Exposition.

der Geist, aus dessen Begriff oder Wesen die Selbstbestimmung folgt, in seiner naturfreien Existenz nicht aufhöre, sich selbst zu bestimmen.

Indessen bedarf diese Wahrheit doch eines besondern Beweises. Denn wäre die menschliche Seele endliches Princip ihrer Thätigkeit, so würde sie (wie die Seele des Thiers) durch ihre Bethätigung ihr Wesen oder ihre innere Möglichkeit negiren oder vergehen. — Es kommt mithin Alles auf den Begriff der Unendlichkeit an. Denkt man diese quantitativ, als Unermeßlichkeit oder Schrankenlosigkeit, so ist der individuelle Geist nicht unendlich. Denn die Schrankenlosigkeit ist Aufhebung der Individualität. Ebenso wenig ist seine Unendlichkeit Fähigkeit eines endlosen Fortschrittes. Denn in diesem endlosen Fortgange würde er außer sich kommen oder sich verlieren. Die Einheit eines individuellen Princips und die Gesetzmäßigkeit einer durch bestimmte Stufen verlaufenden Entwicklung und Bildung realisirt sich nur in Beziehung auf eine gewisse Vollendung, in welcher sich das Princip der ideellen Entwicklung: der sich selbst bestimmende Geist, in der Totalität seiner Bestimmungen, z. B. seiner Gefühle und Gedanken, erfaßt und bethätigt. Unter der unendlichen Bestimmungsfähigkeit des Geistes kann mithin nur seine Möglichkeit einer vollendeten Selbstbestimmung verstanden werden, welche das Ziel und die Wahrheit seiner Selbstentwicklung und Bildung ist. Diese vollendete Selbstbestimmung ist demnach nicht ein endloses, mit einem unaufhörlichen Sollen behaftetes Hinausgehen oder Nachjagen nach einem unerreichbaren Ideale, sondern sie ist die sich in allen ihren Bestimmungen bewährende und mithin ewige Wirklichkeit des seine Idee realisirenden Geistes.

Qualitativ erfaßt, ist daher die Unendlichkeit des individuellen Geistes an sich intensive Unendlichkeit, indem sich seine unendliche Bestimmungsfähigkeit durch seine unendliche oder ewige Selbstbestimmung verwirklicht oder offenbart, ohne in ihr aufzugehen oder sich in ihr zu entäußern. Diese innere Un-

endlichkeit des Geiſtes folgt ſo ſehr aus ſeinem Begriffe oder ſeinem Weſen, daß er nur in ihr und durch ſie (im Unterſchiede von den Naturweſen als endlichen Individuen) Perſönlichkeit oder Vernunftweſen iſt. Als ſolches hat er die Idee des abſoluten und des allgemeinen Geiſtes durch ſeine unendliche theoretiſche und praktiſche Selbſtbeſtimmung auf individuelle Weiſe zu erkennen und zu verwirklichen, und durch die Beſtimmung und Fähigkeit, die Idee zu wiſſen und zu wollen, iſt er an ſich ſelbſt unendlich oder ewig. Das vernünftige Individuum erwirkt die innere Unendlichkeit ſeines Weſens, Willens und Geiſtes durch die Unergründlichkeit, die Idealität und die Wahrheit ſeines theoretiſchen und praktiſchen Charakters; und dieſer Vernunftcharakter, der in dem Genius am Herrlichſten hervorleuchtet, iſt die wahrhafte weſentliche Eigenthümlichkeit aller menſchlichen Individuen, die als Menſchen, ſelbſt auf den niedrigſten Stufen der Bildung, ihre Verwandtſchaft oder Weſensgleichheit mit den hochgeſtellteſten Subjekten nicht verleugnen. Während die einſeitige und mithin unwahre reelle Selbſtentwicklung, d. h. Lebenserweiſung, ſich ſelbſt widerlegt oder negirt, und dadurch die Endlichkeit ihres Princips erweiſt, bewährt ſich die innere Unendlichkeit und Wahrheit des Geiſtes in ſeiner vollendeten Selbſtbeſtimmung, durch welche er ſich nicht negirt, ſondern verwirklicht. In dieſer ideellen Verwirklichung ſeiner ſelbſt reflectirt oder vertieft ſich der Geiſt ebenſoſehr in ſein Weſen, wie er ſich in ihr äußert oder manifeſtirt, ſo daß er ſich im Wollen und Wiſſen nicht entäußert oder verliert, ſondern ſich erfaßt und bewährt. Durch ſeine ideelle Thätigkeit ſchließt er ſich mit ſich ſelbſt zuſammen und affirmirt ſich als ſubjectives Ganzes.

Wenn die endlichen Exiſtenzen der Natur, entweder im unthätigen Daſein, — der paſſive Tod, — oder im beſtandloſen Werden, — der active Tod, — untergehen, ſo realiſirt ſich dagegen die innere Wahrheit und Unendlichkeit des in ſeiner vollendeten ideellen Thätigkeit in ſich

gekehrten oder in sich ruhenden Geistes durch seine ewige Selbstbestimmung.

Als dieses sich selbst bestimmende und wissende Ganze oder als diese an und für sich seiende, in sich geschlossene und vollendete Subjectivität oder als Persönlichkeit existirt er unsterblich oder ewig.

Wir sehen mithin, daß der individuelle Geist das an sich unendliche Princip ist, welches die innere Möglichkeit (δύναμις) seines Wesens durch die unendliche Energie (ἐνέργεια) seines Wollens und Wissens verwirklicht, und sich selbst Zweck (ἐντελέχεια) seiner ideellen Verwirklichung ist, indem er aus derselben in sich zurückkehrt und sich selbst im Wissen erfaßt.

In dem Verhältnisse des Geistes zu sich selbst ist mithin der im Anfange der Untersuchung bestimmte Begriff der Unsterblichkeit, als sich selbst bewährender und mithin ewiger Existenz, schon realisirt.

Sofern aber die subjective Selbstbestimmung des individuellen Geistes durch sein Verhältniß zum allgemeinen Geiste, dessen Idee er individualisirt und erkennt, vermittelt ist, so wie sich umgekehrt der allgemeine Geist nur in den einzelnen Geistern erfaßt und realisirt, so erhält der psychologische Beweis durch den ethischen, der die objective Universalität und Vollendung des individuellen Geistes in seinem Verhältnisse zur moralischen oder geistigen Welt darzuthun hat, ebensosehr seine Ergänzung und Bestätigung, wie dieser auf jenen zurückweiset.

Anmerkung. Die Selbstbestimmung des Geistes, als an sich freier Subjectivität, macht ebensosehr sein Wesen oder seinen Begriff aus, wie die Selbstentwicklung das Wesen der Pflanze und die Selbstempfindung das Wesen des Thiers ausmacht.

Die Selbstbestimmung des nur im Wollen und Wissen wirklichen Geistes — cogito, ergo sum — verwirklicht sich in seinem freien Verhältnisse zu sich selbst, indem seine

Bestimmungen, z. B. seine Gedanken, Gefühle oder Entschlüsse ideelle Momente seiner subjectiven Organisation oder seines innern Lebens sind. Diese Idealität seiner Existenz unterscheidet ihn nicht nur von den Objecten, sondern selbst von den natürlichen Subjecten oder den Naturwesen, die eben deßhalb vergängliche Individuen sind, weil sich ihre Subjectivität nur in ihrer Körperlichkeit realisirt, und sich mithin nur in den reellen Bestimmungen der leiblichen Organe, z. B. des Gehirns und der Sinne, bethätigt. Da aber die Wirklichkeit des Geistes seine Wirksamkeit — der Begriff der Energie, — sein Sein ein seiner selbst gewisses — der Begriff des Selbstbewußtseins — ist, so existirt er als übernatürliche *), der Vergänglichkeit enthobene Persönlichkeit.

In seiner wesentlichen Freiheit ist der Geist ebensosehr bestimmungsfähiges, wie er in seiner wirklichen Freiheit sich selbst bestimmendes Subject ist. Wäre er aber endliches Princip seiner Selbstbestimmung, so könnte er, was Kant für möglich hält „durch unendlich (?) viele geringere Grade und mithin durch allmälige Verdunkelung des Bewußtseins zu Nichts werden."

Dieses endliche Princip seiner Existenz könnte aber der Geist nur sein, wenn sein Bewußtsein und sein Wollen den Charakter dieser Endlichkeit an sich trüge. Denn das Wesen jedes Existirenden offenbart sich in seiner Wirklichkeit. Nach diesem Gesetze, wonach die Wirklichkeit die wesentliche Manifestation des Wesens ist, müssen wir das Wesen: die Seele der Thiere, für endlich halten, weil ihr Bewußtsein und ihr Wollen — sie kommen nur zum particulären Vorstellen und unfreien Begehren, nicht zum vernünftigen, freien Wissen und Wollen — durch seine Particularität und Sinnlichkeit den Charakter der Endlichkeit an sich trägt.

*) D. h. nicht natur- oder seinslose, sondern naturfreie Persönlichkeit, indem der Geist seine Naturfreiheit dadurch bewirkt, daß er seiner Natur absolut mächtig ist.

Ihre Exiſtenz negirt oder widerlegt ſich daher um ihrer Einſeitigkeit und Verkehrtheit (Unwahrheit) willen ebenſoſehr ſelbſt, wie ſie im Verhältniſſe zum Ganzen negirt wird.

Aber der Menſch, der, als Vernunftweſen, das Unendliche, Ewige oder Wahre, als Perſönlichkeit, die Idee des Geiſtes denkt, und die Beſtimmung hat, ſie durch ſein Wollen zu verwirklichen, der Menſch erweiſt durch die Idealität und Wahrheit ſeines Willens und Geiſtes die Unendlichkeit ſeines Weſens, eine innere Unendlichkeit, die ſich durch ſeine vollendete, ſich ſelbſt bewährende, und mithin ewige Selbſtbeſtimmung im vernünftigen Wollen und Wiſſen verwirklicht und offenbart. Wie wir die innere Unendlichkeit des menſchlichen Weſens, welche ſich in der Wirklichkeit des Geiſtes manifeſtirt, ohne in ihr aufzugehen, nicht als Schrankenloſigkeit, ſondern als unendliche Tiefe oder Intenſität erkennen, ſo iſt auch die unendliche Verwirklichung oder Selbſtbeſtimmung des Geiſtes nicht als endloſes Fortſchreiten, ſondern als Vollendung oder als Idealität und Wahrheit ſeines Willens und Wiſſens zu denken.

Dieſe Vollendung des Geiſtes iſt ſeine Beſtimmung, oder, wenn man lieber will, er ſoll dieſe Vollendung erreichen, eine Beſtimmung, welche die Fähigkeit, ſie zu erreichen, vorausſetzt, da in einer vernünftigen Weltordnung das Sollen das Können in ſich ſchließt, und dieſes geiſtige Können wirkſames Vermögen: freie Willensmacht iſt. Hätte das menſchliche Individuum weder die Beſtimmung, noch Fähigkeit: die Idee des Geiſtes in eigenthümlicher, aber wahrer Weiſe zu erkennen und zu realiſiren, und mithin zu ſeiner Vollendung zu gelangen, ſo wäre es eben nicht Vernunftweſen, ſondern bloßes Naturweſen. Hat es aber dieſe Fähigkeit und Beſtimmung, ſo muß man jene als todtes Vermögen, dieſe als unwirkſames Sollen betrachten, wenn man nicht zugibt, daß es, ſei es auch durch Ueberwindung des äußerſten Widerſpruchs, zur gewollten und gewußten Einheit mit ſich ſelbſt, und mithin zur Vollendung ſeiner ſelbſt gelange.

Die Meinung, der Geist könne sich in dem durch seine verkehrte Selbstbestimmung verursachten Widerspruche absolut fixiren, verkennt die Endlichkeit und Relativität des negativen Willens, der nicht an und für sich, sondern nur in Beziehung auf die innere wesentliche Einheit, der er widerspricht, sich bethätigen kann, und daher von dem an sich unendlichen, sich durch seine Thätigkeit bewährenden Willen des Geistes, sei es früher oder später, durch geringeren oder größeren Kampf überwunden wird.

Daß nun aber der durch seine Willens- und Geistesthätigkeit sich bewährende Geist in sich selbst versinken, und „durch unendlich (?) viele Grade" der Verdunkelung seines Bewußtseins, oder, wie Kant sich auch ausdrückt, durch innere „Elanguescenz" sich in Nichts verwandeln könne, das widerspricht so sehr dem Begriffe der Unendlichkeit seines Wesens, der Energie seines Willens und der Wahrheit seines Bewußtseins, daß die begreifende Vernunft diese Möglichkeit in Beziehung auf den Geist nicht denken kann. Kant konnte sich diese Möglichkeit nur insofern vorstellen, als er sich in seiner Kritik der Vernunft auf dem Standpunkte der Vorstellung befand, wonach die Seele unter der Kategorie eines Dinges befaßt wird. Statt also bei der auf dem Standpunkte der Vernunft unmöglichen Besorgniß, das seiner Idee nach ewige Leben des Geistes möchte sich als ein zeitliches, d. h. vergängliches, erweisen, zu verweilen, erforschen wir die Momente näher, welche das ewige Leben, und mithin die persönliche Unsterblichkeit des Geistes, in ächter Bedeutung bestimmen. Die innere Unendlichkeit des individuellen Geistes offenbart sich am Einleuchtendsten in dem Genius, der sie in der Bestimmtheit und Vollendung seines Charakters oder seiner Werke erkennen läßt.

Wenn das Wesen in der Erscheinung, der Gehalt in der Form aufgeht, oder die Innerlichkeit in der Aeußerung entäußert ist, so entsteht der Eindruck der Plattheit oder Flachheit, die zwar den Charakter der absoluten Ergründbarkeit, aber ebendeßhalb der Endlichkeit, an sich trägt.

Dagegen erweiſt der ächte Genius in der Klarheit ſeiner Aeußerung ſeine unendliche Tiefe, und dieſe innere Unendlichkeit ſeines Weſens, die ſich durch die Vollendung des Charakters oder der Form ebenſoſehr (als ſolche) offenbart, wie verwirklicht, kann in ihrer beſtimmten Verwirklichung, in ihrer Wahrheit, wohl erkannt, nicht aber ergründet werden *).

Dieſe innere Unendlichkeit, die allein eine wahrhafte Liebe und Achtung möglich macht, ahnen wir in jedem menſchlichen Individuum, weil jedes, als Perſönlichkeit, den allgemeinen Geiſt auf unendlich eigenthümliche Weiſe offenbart, wenn gleich der Grad und die Form der Entwicklung und Bildung ſo verſchiedenartig wie möglich iſt. Die Flachheit und die Verkehrtheit erſcheint uns an jedem menſchlichen Individuum nur deßhalb als Entfremdung oder Entäußerung ſeiner ſelbſt, als Unangemeſſenheit oder Widerſpruch zu ſeinem Weſen, weil wir ſie als Endlichkeit auf ſeine innere Unendlichkeit beziehen; und wenn die Süffiſance flache, ungebildete Charaktere verächtlich verwirft, und mithin die Menſchheit in ihnen verkennt, ſo lehrt dagegen die Religion, in Uebereinſtimmung mit der

*) Woher kommt es, daß uns der große Dichter oder Forſcher immer neu iſt, und immer tiefer oder bedeutungsvoller erſcheint, je klarer und wahrer wir ihn verſtehen, als eben daher, weil das Weſen ſeines Geiſtes ein unendliches und mithin unergründliches iſt. Die Vollendung des Charakters oder der Form, in welcher jede Beſtimmung oder jedes Moment ebenſoſehr unendlich eigenthümlich iſt, wie es die allgemeine Idee oder die Einheit des Ganzen individualiſirt, dieſe Vollendung weiſt, als unendliche Beſtimmtheit, ſo ſehr auf die Unendlichkeit des Weſens zurück, welches ſich durch ſie ebenſowohl offenbart und in ihr verwirklicht, daß ſich der Mangel an Tiefe immer in einer gewiſſen Charakter- oder Formloſigkeit, oder mit Einem Worte in einer gewiſſen Geiſtloſigkeit, der Aeußerung oder Darſtellung zu erkennen gibt.

Philosophie, auch in ihnen das unverlierbare Ebenbild *) Gottes, die innere Unendlichkeit des Geistes, ehren und ahnen. Daß der Unterschied der gebildetsten und ungebildetsten Menschen nur ein Unterschied des Grades und der Form ist, beweist nicht nur ihre Gattungseinheit, sondern auch die Thatsache, wonach sich von den entartetsten Wilden bis zu den gebildetsten Europäern Uebergänge und Mittelglieder aller Art nachweisen lassen. Das menschliche Wesen ist mithin in jedem Individuum ein innerlich unendliches, und diese innere Unendlichkeit ist der Grund ihrer unendlichen, d. h. ewigen Selbstbestimmung.

Durch die Idealität seines Willens ist der individuelle Geist unsterblich, weil er nur in dem sich selbst Bestimmen und mithin ideell (nicht in natürlicher Form) existirt, und weil er, als sich selbst bestimmendes Princip, eine ewige Idee zu verwirklichen hat. Es ist ein Ideal, welches das Vernunftwesen durch die seiner Idee entsprechende Selbstbildung realisirt, indem es den allgemeinen Geist auf unendlich eigenthümliche Weise individualisirt. Es läßt sich keine Gränze bestimmen, in welcher die Eigenthümlichkeit oder die Allgemeinheit des geistigen Charakters anfinge oder aufhörte, sondern er realisirt, wie in seiner Totalität, so in seinen einzelnen Bestimmtheiten, eben so sehr die Idee des Geistes, wie seine Eigenthümlichkeit. Diese Identität der Idee und Individualität, in welcher das Ideal realisirt wird, ist am Einleuchtendsten in weltgeschichtlichen Individuen, welche ebensosehr die originellsten Geister, wie die wahrsten Repräsentanten, oder vielmehr, wenn der Ausdruck erlaubt ist, Verwirklicher der Menschheit oder ihres Volkes sind. Als Persönlichkeit oder als Vernunftwesen hat jedes Individuum ein Ideal zu realisiren, indem es ebensosehr aus

*) Das Ebenbild Gottes kann wohl entstellt, nicht aber vernichtet werden, da in diesem Falle der dem Menschen wesentliche Vernunftcharakter aufgehoben würde.

der Idee des Geiſtes folgt, daß er in nothwendigen Stufen und harmoniſch ſich ergänzenden Gegenſätzen ihrer Verwirklichung ſich unterſcheide, wie das vernünftige Individuum die Beſtimmung und Fähigkeit erkennt, die Idee des Geiſtes zu individualiſiren. Durch die einſeitige, unwahre Selbſtbeſtimmung entſteht eine Differenz der Momente der Perſönlichkeit, indem entweder die Allgemeinheit auf Koſten der Eigenthümlichkeit — die Flachheit oder Plattheit — oder die Eigenthümlichkeit auf Koſten der Allgemeinheit — der Egoismus oder die Originalitätsſucht — realiſirt wird; allein jedes menſchliche Individuum hat, als Vernunftweſen, die Aufgabe und die Möglichkeit, die Idee der Menſchheit in der Einheit der Allgemeinheit und der Eigenthümlichket zum Ideale ſeiner Perſönlichkeit und ſeiner Sphäre zu verwirklichen.

Aus der Endlichkeit oder Relativität des Widerſpruchs und der innern Unendlichkeit des Weſens oder der weſentlichen Einheit, in Beziehung auf welche ſich der Widerſpruch bethätigt, wurde erwieſen, daß jedes Vernunftweſen, ſei es durch Ueberwindung eines geringern oder größern Widerſpruchs, das Ideal ſeiner Perſönlichkeit erreiche.

In Beziehung auf die ſittliche Beſtimmung aber erſcheint die Idealität, d. h. hier die der Idee entſprechende Form des Willens, als ein Ziel oder als eine Vollendung, welche der freie Wille erreichen kann und ſoll. Läßt man daher den Willen, ehe er ſeine Vollendung erreicht, und mithin im Zeitleben untergehen, ſo verkennt man ebenſoſehr die Unendlichkeit ſeiner ſittlichen Beſtimmung, die ſich dem ſich zeitlich beſtimmenden Willen als inneres Sollen oder als Aufgabe ankündigt, wie ſeiner Beſtimmungsfähigkeit, die kein todtes Vermögen, ſondern die Möglichkeit einer vollendeten Selbſtbeſtimmung iſt. Weil das Weſen des Willens an ſich unendlich iſt, ſo wird er durch ſeine Selbſtbeſtimmung zur Ueberwindung ſeines innern Widerſpruchs fortgehen, und, ſei es nun früher oder ſpäter, ſeine Vollendung erreichen. Daß dieſe vollendete Selbſtbeſtimmung ſich ſelbſt

bewähre, und mithin eine ewige, unsterbliche sei, folgt ebensosehr aus ihrem Begriffe, wie es aus dem Begriffe der unwahren, verkehrten Thätigkeit folgt, daß sie sich selbst widerlege oder negire.

Ist die Vollendung des Willens seine Idealität, so ist die Vollendung des Geistes seine Wahrheit. Denn der wissende Geist hat dieselbe Idee zu erkennen, welche der vernünftige Wille zu realisiren hat. Dieselbe innere Unendlichkeit, welche die Möglichkeit der vollendeten praktischen, ist auch der Grund der vollendeten theoretischen Selbstbestimmung, welche das Ziel und Resultat der ihrer Idee entsprechenden Geistesthätigkeit ist.

Ist das Wesen des Menschen in seiner Eigenthümlichkeit ein allgemeines, indem jedes Individuum die Menschheit oder den allgemein menschlichen Charakter individualisirt, so ist auch sein vernünftiger Wille in seiner Individualität ein allgemeiner, und sein Selbstbewußtsein hat nur dadurch, daß es die Idee des allgemeinen Geistes in individueller Form ausdrückt, seine Wahrheit. Daraus ergibt sich, daß der subjective Geist nur in der Einheit mit dem objectiven seine Idee zu erreichen vermag.

Die innere subjective Selbstbestimmung des individuellen Geistes und seine objective Entwicklung und Bildung sind mithin nur verschiedene Seiten seines Totalcharakters, und durch diese subjective Totalität oder Universalität ist er ergänzender, wesentlicher und mithin ewiger Einheits- und Vermittlungspunkt des allgemeinen Geistes, der nur in den Individuen sich erkennt und verwirklicht.

III. Der ethische Beweis.

Der allgemeine Geist subjectivirt sich durch die einzelnen Geister, indem er sich in ihnen verwirklicht und erkennt, und

diese objectiviren sich zur Allgemeinheit des Geistes, indem sie ihr Selbstbewußtsein zum Weltbewußtsein erweitern. Daraus, daß sich in jedem Subjecte die allgemeine Menschheit individualisirt, folgt seine allseitige Empfänglichkeit für die Formen, in denen sich die Idee des Geistes verwirklicht.

Obwohl die Persönlichkeit ihr eigentliches Wesen nur dadurch entwickeln und ausbilden kann, daß sie die ihrer Eigenthümlichkeit entgegengesetzten Möglichkeiten des Daseins und des Wirkens unverwirklicht läßt, so sind dennoch diese in ihrer innern Allgemeinheit begründeten Möglichkeiten die Bedingungen ihrer allseitigen Empfänglichkeit für die besondern Formen, in denen der allgemeine Geist seine Idee verwirklicht.

Sind die Naturwesen, weil sie nur die Idee des natürlichen Lebens in particulärer Bestimmtheit darstellen, auf den engen Kreis ihres sinnlichen Selbstgefühls oder ihres natürlichen Bewußtseins der Außenwelt beschränkt, so individualisirt und erkennt dagegen der Mensch die Idee des natürlichen und des geistigen Universums auf unendlich eigenthümliche Weise. Ist mithin jede menschliche Persönlichkeit durch ihre unendliche Eigenthümlichkeit ergänzendes, nothwendiges und mithin ewiges Organ des allgemeinen Organismus der Menschheit, so ist sie durch ihre innere Allgemeinheit selbst Ganzes, und diese innere Totalität ist der Grund ihrer allseitigen Entwicklung oder Bildung und Vollendung *). Hat sie (die Persönlichkeit) ihre unendliche Eigenthümlichkeit im Zeitleben nur unvollkommen verwirklicht, und ihre universelle geistige Empfänglichkeit nur in beschränktem Umfange realisirt, so ist dieses Zurückgebliebensein der (subjectiven) Selbstbestimmung und der objectiven Entwicklung der

*) Der Gedanke dieser allseitigen Bildung und Vollendung des individuellen Geistes ist die Wahrheit in der Annahme seiner unendlichen Perfectibilität.

sicherste Beweis, daß ihre Bildung nicht auf das Diesseits beschränkt ist, da in einer vernünftigen Welt eine wahrhafte Anlage nicht unverwirklicht bleiben kann. Verwirklicht sie aber im jenseitigen Leben sowohl ihren eigenthümlichen Genius, wie ihr allgemeines Wesen, zur Vollendung ihres Selbst- und Weltbewußtseins, so ist sie durch diese subjective und objective Vollendung einer sich ebensowohl im Verhältnisse zum Universum, wie zu sich selbst, bewährenden und mithin ewigen Wirklichkeit und Wirksamkeit ihres Willens und Geistes fähig und theilhaftig. Würde sich weder der allgemeine Geist in den geistigen Individuen wahrhaft verwirklichen, noch diese den allgemeinen Geist wahrhaft individualisiren und erkennen, so würde weder jener seine Vollendung erreichen, indem er niemals in der Gesammtheit selbstständiger Organe existirte, sondern sie um ihrer Endlichkeit oder Einseitigkeit willen ebensosehr negirte, wie setzte, noch wären die Individuen wahrhafte Personen, indem sie nicht an und für sich seiende Subjecte, sondern nur Momente oder Durchgangspunkte des Weltgeistes wären.

Es ist aber leicht einzusehen, wie sehr diese Vorstellungsweise der Vernunft widerspricht, welche das Wahre, das Unendliche, das Vollendete, oder mit Einem Worte, die Wirklichkeit der Idee denkt. Man hat sich nach derselben einerseits einen Weltgeist zu denken, der erstens niemals in einer seiner Idee adäquaten Welt wirklich ist, sondern jede seiner Welten negirt, weil jede derselben seiner Verwirklichung unangemessen ist oder widerspricht, und der sich zweitens in keinem seiner Individuen als Ganzes, und mithin in seiner Allgemeinheit auf eigenthümliche Weise, verwirklicht und erfaßt. Er wäre mithin im unendlichen Prozesse, d. h. hier in der schlechten Unendlichkeit, des Setzens und Aufhebens der Individuen und Welten begriffen, ohne zu seiner Vollendung zu gelangen.

Auf der andern Seite aber hat man sich nach diesem

negativen Standpunkte geiſtige Individuen zu denken, von denen jedes nur Exemplar der menſchlichen Gattung *) iſt, und um ſeiner Endlichkeit willen ebenſoſehr negirt zu werden verdient, wie es, ohne das Ganze oder die Idee der Welt in wahrhaft eigenthümlicher, neuer Weiſe zu verwirklichen, nur zu der kurzen Exiſtenz berechtigt iſt, welche erforderlich iſt, damit es ſeine unweſentliche, beſchränkte **) Individualität auslebe, und Durchgangspunkt der Entwicklung des allgemeinen Geiſtes werde.

Wenn nach dieſer negativen Denkweiſe weder der allgemeine, noch der einzelne Geiſt wahrhaft wirklich iſt, ſo erkennt dagegen das ſpeculative Denken, daß die ſubjective Totalität der einzelnen Geiſter ebenſoſehr aus der Idee des allgemeinen Geiſtes folge, wie aus der Idee des einzelnen Geiſtes folgt, daß er den allgemeinen Geiſt individualiſire und erkenne; denn der allgemeine Geiſt

---

*) Solche Exemplare ſind nur die natürlichen Individuen, deren Eigenthumlichkeit, weil ſie nur den Charakter ihrer Gattung, oder vielmehr ihrer Art, individualiſiren, eine unweſentliche iſt; daher ein Exemplar durch ein anderes erſetzt werden kann. Dagegen individualiſiren die geiſtigen Individuen, d. h. die Vernunftweſen oder die Perſonen, die Idee des allgemeinen Geiſtes in ſubjectiver Totalität, oder, was daſſelbe heißt, als ſelbſtbewußte, oder an und für ſich ſeiende Einheiten des Ganzen auf unendlich eigenthümliche Weiſe, ſo daß jedes derſelben, als weſentliches, nothwendiges Organ des Ganzen, die Idee ebenſoſehr in individueller, wie allgemeiner Form, zu verwirklichen und zu erkennen hat.

**) Die Beſchränktheit iſt als Unangemeſſenheit oder Unzulänglichkeit nicht mit der, der Idee des Geiſtes entſprechenden oder adäquaten Beſtimmtheit, d. h. mit der Vollendung zu verwechſeln, in welcher ſich die innere Unendlichkeit des Vernunftweſens oder des individuellen Geiſtes als in der ihr weſentlichen Form offenbart.

kommt nur in den einzelnen Geistern zur Verwirklichung und zum Wissen seiner Allgemeinheit, wodurch er Geist ist, und die einzelnen Geister sind nur dadurch die den allgemeinen Geist wissenden Subjecte, daß sie an und für sich seiende Einheiten des Ganzen, und mithin subjective Totalitäten sind.

Sind sie aber diese an und für sich seienden Einheiten, so sind sie als wesentliche, ergänzende Reflexionspunkte des Universums, oder als Weltindividuen, nicht übergehende Momente oder zeitliche Individuen, sondern, als wahrhafte Persönlichkeiten, ewige, sich selbst bewährende Organe des Geisterreichs.

Wird nach jener negativen Denkweise die geistige Welt in der Form einer Entwicklung oder einer Organisation vorgestellt, welche weder als Ganzes ihre Vollendung und mithin ihr Ziel oder ihren Zweck erreicht, sondern entweder im Kreislaufe des Werdens und Vergehens oder im endlosem Progresse begriffen ist; — noch von den Subjecten, für welche sie ist, in ihrer Wahrheit und Totalität erkannt wird: so ist dagegen die, ihrer Idee adäquate, allseitig vollendete Geisterwelt die Verwirklichung aller wesentlichen Formen, in welche sich die allgemeine Idee des Geistes specificirt oder organisirt, indem jedes Organ dieses Organismus, als an und für sich seiendes Ganzes, den allgemeinen Geist auf unendlich eigenthümliche Weise realisirt und erkennt.

Obwohl der allgemeine, objective Geist die Totalität der einzelnen Geister oder Subjecte ist, so ist er doch nur die selbstlose Einheit derselben, indem er nur in ihnen und durch sie existirt und sich erfaßt. Die einzelnen Geister aber sind nur relative Einheiten des Universums.

Die an und für sich seiende unendliche Einheit der Welt ist: der sich selbst und die Objectivität bestimmende und wissende Urgeist. In ihm erkennt

mithin die Vernunft den absoluten Grund des wahrhaften, ewigen Seins der einzelnen, relativen Geister, in denen er sich als Schöpfer, Erlöser und Vollender der Welt offenbart.

Anmerkung. Den Gedanken, des die Werkzeuge seiner Verwirklichung ebensosehr negirenden wie setzenden Weltgeistes, „dessen Schädelstätte und Erinnerung die begriffene Geschichte" bilde, hat Hegel am Schlusse seiner Phänomenologie mit einer fast tragischen Begeisterung ausgesprochen.

Wird es auf diesem Standpunkte einerseits für den Triumph des Weltgeistes gehalten, daß er sich den Uebergang zu neuen Entwicklungsstufen durch den Untergang der vorhergehenden vorbereite und erarbeite *), so wird es andererseits für die höchste Bestimmung des Individuums erklärt, daß es übergehendes Glied **) der allgemeinen Entwicklung und Bildung werde.

Der Weltgeist wird als die Einheit und Allgemeinheit der einzelnen Geister, und diese werden als die Momente oder Durchgangspunkte seiner Verwirklichung vorgestellt.

Nach dieser Vorstellungsweise bleibt es jedoch beim bloßen Sollen. Der Weltgeist soll die an und für sich seiende, die Geschichte seiner Welt begreifende unendliche Subjectivität sein; allein er existirt und weiß sich nur in den Individuen und durch dieselben. Also sind diese die den allgemeinen Geist wissenden Subjecte. Aber als Momente oder Durchgangspunkte seiner Entwicklung erkennen sie ihn nicht in seiner Einheit und Allgemeinheit, sondern in der „Besonderheit ihres Princips und Zustandes ist ihnen die substanzielle That des Weltgeistes verborgen und nicht Object, noch Zweck" (§. 348. der Rechtsphilosophie Hegels). Der Weltgeist weiß sich mithin nur in den Individuen einer besondern Sphäre und Zeit

*) Hegels Rechtsphilosophie, §. 344.

**) Man lese den Schluß von Hegels Phänomenologie.

seiner Wirklichkeit, oder diese wissen vielmehr ihn nur als den Geist ihrer Zeit, und durch die unvollkommene Erinnerung als den Geist vergangener Zeiten. Da er nun in keiner Periode in seiner Allgemeinheit oder Totalität erkannt wird, mithin nur in unangemessener Form sein Dasein und Bewußtsein hat, so hebt er durch den Fortschritt diese Unangemessenheit auf; aber seine neue Daseins- und Bewußtseins-Sphäre ist eine neue Unangemessenheit zur Allgemeinheit und Wahrheit seiner Idee, da er nach dem ihm immanenten Principe der Negativität in keiner widerspruchsfreien Sphäre sich verwirklicht. Der endlose Fortschritt verwandelt sich mithin in einen endlosen Rückfall, und in der That verwirklicht sich der im Negiren setzende und im Setzen negirende Weltgeist weder durch einen nothwendigen Stufengang, noch kommt er zu seiner Vollendung. Denn nur in der seiner Idee adäquaten, und mithin ewigen Wirklichkeit findet er seine Vollendung, und nur in Beziehung zu dieser Vollendung sind bestimmte Stufen seiner Entwicklung und Bildung möglich. Mag man sich auch vorstellen, er schaffe in's Endlose neue Organe und Sphären seiner Wirklichkeit; als endliche und mithin übergehende Momente oder Perioden seine Verwirklichung sind sie nur andere Formen derselben Unangemessenheit zu seiner Idee. Sieht man aber die Maaß- und Zwecklosigkeit eines endlosen Fortgangs ein, so bleibt, wenn man die Negativität und den Widerspruch als wesentliches, unüberwindliches Princip und Moment denkt, nur die Vorstellung des Heraklitischen Kreislaufes von Welten oder Weltperioden übrig, in welchen der Rückfall in dieselben, der Idee des Geistes unangemessenen Sphären in der Form eines im Vergehen und Entstehen seiner Momente wechselnden Weltganzen vorgestellt wird *).

*) Weil auf diesem Standpunkte die Negativität und der Widerspruch nicht als negative Bedingung der sich durch die

Denkt man ſich endlich die geiſtigen Individuen nur als Momente oder Durchgangspunkte des allgemeinen Geiſtes, ſo erſcheinen ſie nur, um ihre endliche Anlage auszuleben und auszubilden, und den allgemeinen Geiſt in den beſchränkten, d. h. der Idee inadäquaten, Formen zu verwirklichen und zu erkennen, in welchen ſie an der allgemeinen Weltentwicklung Theil nehmen. Die Individuen kommen mithin ſo wenig zu der ihrem vernünftigen Weſen entſprechenden Wahrheit und Allgemeinheit ihres Willens und Geiſtes, als der Weltgeiſt ſeine Vollendung oder die ſeiner Idee adäquate Wirklichkeit erreicht.

Daher bleibt auf dem Standpunkte der ſich abſolut nennenden Philoſophie Nichts übrig, als durch den Ausdruck den Schein der Wahrheit zu retten, die durch das Syſtem ſelbſt nicht zu ihrem Rechte kommt.

Es wird daher erſtens von „der Wahrheit und Wirklichkeit eines Weltgeiſtes" geſprochen; zweitens wird die Gegenwart als die vollkommne Wirklichkeit der Vernunft — „was vernünftig iſt, iſt wirklich, und was wirklich iſt, iſt vernünftig" — erklärt; und drittens wird von den Individuen behauptet, „jedes derſelben ſei mit dem vollſtändigen Reichthume des Geiſtes ausgeſtattet", und der Fortſchritt derſelben ſei ſo vollkommen, daß „jeder das Reich der Welt von dem Vorhergehenden übernehme." *).

Negation der negativen erprobenden und bewährenden Willensthätigkeit begriffen, ſondern als weſentliches, ewiges Princip und Geſetz alles natürlichen und geiſtigen Lebens vorausgeſetzt wird, ſo iſt nach derſelben die Aufhebung des Widerſpruchs oder der Disharmonie nicht die durch poſitive, ſich ergänzende Gegenſätze vermittelte, ſich allſeitig bewährende, und mithin ewige Harmonie des Lebens und Geiſtes, ſondern ein Verſinken in Nichts, aus welchem die Welt nur durch die wieder erwachende Thätigkeit des negativen Princips erſtehe und ſich entwickle.

*) Man leſe am Schluſſe der Phänomenologie den Abſchnitt: das abſolute Wiſſen S. 761 bis zu Ende.

Allein der Weltgeist der negativen Philosophie kann nur Zeitgeist sein, indem die Gegenwart, in der er wirklich ist, die Negation oder das Nichtsein der Vergangenheit und der Zukunft ist, eine Gegenwart, die als negatives Moment selbst negirt wird, und durch ihr Negirtwerden ihre Unangemessenheit oder ihren Widerspruch zur Vernunft beweist; und die Individuen, die nur „bewußtlose Werkzeuge des innern Geschäftes sind, worin die Gestalten ihres Daseins und Bewußtseins vergehen, der Geist an und für sich aber sich den Uebergang in seine nächste höhere Stufe vorbereite und erarbeite," sind nur „formelle Subjectivitäten", die, um der Einseitigkeit und Beschränktheit ihres Seins und Bewußtseins willen, sich ebensosehr selbst negiren oder verzehren, wie sie im Verhältnisse zum Ganzen negirt werden.

Die negative Philosophie schwankt daher immer zwischen dem Glauben an die wirklich gewordene objective Versöhnung des Geistes mit der Gegenwart, und an die Wirklichkeit und Wahrheit des Weltgeistes, der ihr in seiner Wahrheit der absolute göttliche Geist ist *); und zwischen der Vorstellung eines endlosen Fortschrittes oder Rückfalles, indem das Princip der absoluten Negativität den Begriff der Zeit, als der Vermittlung und des Ueberganges zur Ewigkeit, als ihrer Krisis und Vollendung, nicht zu seiner Anerkennung kommen läßt. Deßhalb wird der Prozeß der Welt, entweder in der Form eines unendlichen Werdens, ohne Anfang, ohne bestimmte Entwicklungsstufen, und ohne Ziel und Zweck, und mithin ohne Vollendung, oder in der Form eines Kreislaufes vorgestellt, in welchem das Entstehen in das Vergehen, und dieses in jenes umschlägt, und die Unangemessenheit oder der Widerspruch der Wirklichkeit zur Idee sich nur immer wiederholt, statt überwunden zu werden.

*) Man lese am Schlusse der Rechtsphilosophie §. 344. die erwähnten Worte Hegels.

Der in ſeiner Wahrheit ſich verwirklichende und wirkliche allgemeine Geiſt iſt zwar nicht abſoluter, göttlicher, wohl aber allſeitig vollendeter objectiver Geiſt; die vollkommene Wirklichkeit der Vernunft iſt, als die ſeiner Idee adäquate abſolute Gegenwart, ſein ſich in allen Momenten und Beziehungen bewährendes ewiges Reich, und die Individuen, von denen „jedes (in ſeiner Weiſe) mit dem vollſtändigen Reichthume des Geiſtes ausgeſtattet iſt", ſind nicht endliche und mithin vergängliche Momente oder unſelbſtſtändige Uebergangspunkte, ſondern ſubjective Totalitäten oder an und für ſich ſeiende Einheiten des Ganzen, die, durch ihre innere Univerſalität der zeitlichen und örtlichen Beſchränkung enthoben, ihre Entwicklung zu dem Zwecke vollenden, um den vollſtändigen Reichthum des Geiſtes als ewige Vermittlungspunkte ſeines Reiches zu genießen. —

IV. Der religionsphiloſophiſche Beweis.

Wenn es ſchon der Idee des allgemeinen, objectiven Geiſtes widerſpricht, daß er ſich nur in unſelbſtſtändigen Individuen verwirkliche, ſo widerſpricht es noch weit mehr der Idee des abſoluten, göttlichen Geiſtes, daß er ſich in Geiſtern offenbare, die durch die Vergänglichkeit ihrer Exiſtenz die Unwahrheit und Endlichkeit ihres Weſens erweiſen würden.

Zwar unterſcheidet der moderne Pantheismus den göttlichen abſoluten Geiſt von dem allgemein menſchlichen objectiven Geiſte nur formell; aber ſo ſehr hat er ſein religiöſes Bewußtſein doch nicht negirt, daß er nicht ſelbſt einigen Anſtand nimmt, den Heraklitiſchen Gedanken eines im Zerſtören ſchaffenden und im Schaffen zerſtörenden Gottes ausdrücklich und wörtlich zu behaupten. —

Dennoch ist diese Vorstellung*) dem Pantheismus wesentlich.

Denn wird Gott nicht als an und für sich seiender Urgeist, und mithin nicht als Urpersönlichkeit gedacht, so können auch die relativen Geister nicht als wahrhafte Persönlichkeiten gedacht werden. Der Pantheismus denkt Gott als das abstract Unendliche, welches sich in der Welt nothwendigerweise verendliche, um durch Negation des Endlichen sich als unendlichen Geist zu setzen und zu wissen**). Geht aber das Denken zur Idee

---

*) Heraklit nannte die Welt ein Spiel des Zeus, daher er von Zeus, d. h. Gott, sagte: δημιουργὸς ἐν τῷ κοσμουργεῖν παίζει (Clem Alex. paed. 1. pag. 90), unter welchem Spielen im Weltbilden er, im Zusammenhange mit seiner Lehre von dem Wechsel des Werdens und Vergehens der Welt, nichts Anderes als jene im Schaffen zerstörende und im Zerstören schaffende Thätigkeit verstehen konnte.

**) In diesem Sinne sagt z B. Hegel S. 101. I. Bd. Religionsphilosophie: „Einerseits weiß ich mich als nichtig, andererseits als affirmativ, als geltend, so daß das Unendliche mich gewähren läßt. Man kann dies die Güte des Unendlichen nennen, wie das Aufheben des Endlichen die Gerechtigkeit genannt werden kann, wornach das Endliche manifestirt werden muß als Endliches". Wenn er gleich gegen die Consequenz des Systems an einigen Stellen der Religionsphilosophie von der Unendlichkeit und Unsterblichkeit des Ichs spricht, z. B. I. Bd. S. 264, so hat er doch in der so eben erwähnten Stelle die Eigenschaften des Unendlichen: die Güte und Gerechtigkeit, in keinem andern Sinne bestimmt, als in welchem sie die Thätigkeitsweisen des im Zerstören schaffenden, im Schaffen zerstörenden Heraklitischen Gottes sind, und Hegels Schüler Michelet commentirt in seiner Geschichte der Philosophie Hegels Denkweise mit den Worten: „Alles, was entsteht, ist werth, daß es zu Grunde geht".

Sogar Hegel selbst bestimmt II. Log S. 258 die Dialektik der Substanz dahin, daß sie absolute, im Zerstören schaffende,

eines an und für ſich ſeienden, wahrhaft abſoluten Urgeiſtes fort *), welcher ſich als freier Schöpfer, Erlöſer und Vollender der Welt offenbart, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß er kein Gott der Todten, ſondern der Lebendigen iſt.

Iſt die Unſterblichkeit im poſitiven Sinne ſich ſelbſt bewährende Exiſtenz, ſo iſt ſie in der innern Wahrheit und Unendlichkeit des Geiſtes begründet. Der individuelle Geiſt iſt nur dadurch des ewigen Lebens fähig, und wird nur dadurch deſſelben theilhaftig, weil er an ſich ewig iſt. Dieſe innere Ewigkeit iſt aber eben ſeine Wahrheit und Unendlichkeit.

---

und im Schaffen zerſtörende Macht ſei; und da der Begriff der abſoluten Subjectivität, durch welchen er die Gottheit definirt, die Beſtimmung der abſoluten Negativität vorausſetzt und in ſich ſchließt, ſo iſt jene Vorſtellung Heraklits, dem er überhaupt den vollſtändigſten Beifall zollt (vergl. Geſch. der Philoſ. I. S. 341), in der Conſequenz ſeines Syſtems enthalten, wenn er ſie gleich in ſeiner Religionsphiloſophie nicht direct ausſpricht, ſondern nur von einem durch Negation des Endlichen ſich ſelbſt ſetzenden und wiſſenden unendlichen Geiſt und inconſequenterweiſe ſogar, aber nur an einigen Stellen, die in dieſer Vereinzelung nicht entſcheidend ſind, von der „Unendlichkeit und Unſterblichkeit des Ichs", das er anderwärts unter „das Endliche, Vergängliche" rechnet, ſpricht.

*) Die innere Nothwendigkeit dieſes Fortganges hat der Verfaſſer in ſeiner Schrift: die Idee der Gottheit, und im ſpeculativ theologiſchen Theile ſeiner Metaphyſik zu erweiſen verſucht. Beiläufig erlaube ich mir die Bemerkung, daß der Herr Herausgeber die in letzterem Werke entwickelte Theorie von Gott und ſeinem Verhältniſſe zu der Welt, zufolge ſeines Berichtes darüber (IV. Bd. II. Heft S. 200—203), zum Theile unrichtig aufgeführt und dargeſtellt hat. Ich glaube, auf dieſes Mißverſtändniß, deſſen Anlaß und Löſung in den in der Vorrede zu meiner „Idee der Gottheit" S. XXII. gegebenen Erklärungen, ausgedrückt iſt, um ſo eher aufmerkſam machen zu müſſen, je wichtiger das Urtheil des hochgeachteten Herrn Herausgebers iſt.

Wenn sich nun seine Unsterblichkeit schon in jedem seiner Verhältnisse als seine Ewigkeit erweist, so erhellt doch von selbst, daß das relativ ewige Leben des geschaffenen Geistes nur durch seine Einheit mit dem im absoluten Sinne ewigen Geiste sich realisiren und vollenden könne. Ist einmal die Wahrheit der göttlichen Persönlichkeit erkannt, so folgt die Ueberzeugung der wahrhaften und mithin ewigen Persönlichkeit des geschaffenen Geistes von selbst; daher alle theistischen Systeme auf den Gedanken der Unsterblichkeit führen.

Denn was widerspräche der Idee eines intelligenten, sittlichen Schöpfers mehr, als daß er nur Wesen entstehen und vergehen ließe, die durch ihre Vergänglichkeit ihre innere Unwahrheit oder Endlichkeit (Einseitigkeit) beweisen würden? Und was entspricht seiner Idee mehr, als daß er seine unendliche Macht, Liebe und Weisheit durch die Schöpfung von relativen Persönlichkeiten beweise, die bestimmt und berufen sind, durch die innere Unendlichkeit ihres Wesens, die Wahrheit ihres Willens und die Universalität ihres Geistes, Zeugen seiner Herrlichkeit und Theilnehmer des Reiches zu werden, in welchem er seine Gottheit offenbart? Denn nur von ihm ähnlichen selbstständigen und selbstbewußten Wesen kann Gott liebend geliebt und wissend gewußt werden, und diese Liebe und Gegenliebe, dieses Erkennen und Erkanntwerden ist das höchste Ziel und der höchste Zweck der Selbstoffenbarung, d. h. der Schöpfung Gottes.

Die Einheit des relativen Geistes mit dem absoluten ist an sich nur Wesenseinheit; erst durch sein Wollen und in seinem Wissen wird er an und für sich mit Gott eins, welche freie gewußte Willens- und Geisteseinheit die Selbstunterscheidung des Geschöpfes von Gott nicht aufhebt, sondern durch dieselbe vermittelt ist.

An sich, d. h. seiner Wesenheit oder Möglichkeit nach, ist das Geschöpf überzeitliches Wesen, da Gott, wenn er die Welt gleich als freier Schöpfer zeitlich, d. h. in

der geſetzmäßigen Aufeinanderfolge der Dinge und Individuen, wirklich werden läßt, doch nur das durch ſeine Allmacht, die keine accidentelle zufällige Eigenſchaft iſt, ewig Mögliche verwirklicht.

Durch ihre zeitliche, d. h. ſucceſſive, Entwicklung und Bildung hat die an ſich freie Seele die Beſtimmung, ihre weſentliche*) (potenzielle) Ewigkeit zur wirklichen (actuellen) Ewigkeit, d. h. ſich ſelbſt bewährenden Exiſtenz des ſeine Idee wiſſenden und realiſirenden Geiſtes zu vollenden.

Der ſich in der Totalität ſeiner ewigen Idee erfaſſende und ſich aus ihr beſtimmende Geiſt aber iſt als weſentlicher Vermittlungspunkt eines geiſtigen Reiches durch ſeine derivirte Abſolutheit, d. h. ſeine Gottähnlichkeit, des göttlichen Lebens theilhaftig **), wenn gleich ſeine Ewigkeit als

---

*) Dieſe weſentliche Ewigkeit der Geſchöpfe, als ihr ewiges in Gott Begründetſein, iſt die Wahrheit in der Vorſtellung ihrer Präexiſtenz. Die wirkliche Ewigkeit, zu der ſich die Zeit ſelbſt vollendet, iſt als thätige (actuelle) Wirklichkeit und Wahrheit der vollendeten Geiſter zu denken.

**) Denkt man die Unendlichkeit des individuellen Geiſtes als (intenſive) Unendlichkeit ſeines Weſens und als Vollendung ſeiner ideellen Wirklichkeit, ſo widerſpricht ſie ſeiner Bedingtheit als Geſchöpf und ſeiner Relativität als Organ des Reiches Gottes nicht. Aber ſie iſt weſentlich von der Unendlichkeit des Urgeiſtes unterſchieden, der nicht nur an und für ſich vorausſetzungsloſes Urſubject, ſondern auch das die Objectivität begründende und begreifende Urprincip iſt. Daſſelbe gilt von der Abſolutheit des individuellen Geiſtes, wenn man darunter ſeine in ſich begründete und geſchloſſene Exiſtenz verſteht. Denn obwohl dieſe Abſolutheit des Geſchöpfs eine derivirte iſt, ſo folgt ſie doch aus dem Begriffe des Subjects, welches, als ſich ſelbſt beſtimmendes und wiſſendes, und mithin als an und für ſich ſeiendes Weſen, ſich ſelbſt begründet und verwirklicht, und aus ſeiner Verwirklichung in ſich ſelbſt zurückkehrt und ſich ſelbſt erfaßt.

eine abgeleitete, von Gott verliehene, und mithin relative, von der abſoluten göttlichen Ewigkeit unterſchieden iſt.

Offenbart ſich Gott durch die Welt vollkommen, und mithin in ſeiner Wahrheit und Unendlichkeit, ſo werden die ſich ſelbſt beſtimmenden und wiſſenden Geſchöpfe relative Einheiten derſelben Idee ſein, deren abſolute Einheit der Urgeiſt an und für ſich iſt, und mithin ſeiner Ewigkeit theilhaftig werden — und dies iſt der Begriff ihrer derivirten Abſolutheit, d. h. ihrer Gottähnlichkeit; — da ſie aber nichts deſtoweniger von ihm abhängige Weſen ſind, ſo werden ſie Alles, was ſie an und für ſich und wahrhaft ſind, durch ihn ſein, ſo daß die göttliche abſolute Thätigkeit die Vorausſetzung der relativen Thätigkeit iſt, wodurch ſie ſich im Wiſſen und Wollen ſelbſt erfaſſen und beſtimmen, und ſich mithin als ſelbſtſtändige Subjecte erweiſen.

Wie es aus dem Begriffe des relativen Geiſtes folgt, daß er nur in der Einheit mit dem abſoluten Geiſte, als göttlichem Schöpfer, Erlöſer und Vollender, ſich ſelbſt begründen, befreien und vollenden könne, ſo folgt es aus der Idee des Gottmenſchen, welcher ebenſoſehr der menſchgewordene Gott, wie das Urbild der Menſchheit iſt und mithin die Vollendung des Verhältniſſes Gottes zur Welt perſönlich realiſirt*), daß die einzelnen menſchlichen Perſönlichkeiten nur durch die Gemeinſchaft mit dem göttlichen Mittler freie Organe des geiſtigen Organismus werden, welcher ſich zu dem ewigen, ſich in allen ſeinen Verhältniſſen bewährenden Reiche Gottes vollendet.

Das ewige Leben der verklärten, mit Gott durch den göttlichen Mittler vereinten Geiſter aber kann nach der Vollendung der Zeit nur in der vollkommnen, ſich allſeitig bewährenden Thätigkeit derſelben intellectuellen Liebe und deſſelben

*) Daher iſt die Idee des Gottmenſchen ebenſoſehr Reſultat der philoſophiſchen, wie der theologiſchen Forſchung.

idealen Wiſſens beſtehen, worin es ſchon im Zeitleben ſeine innere Unendlichkeit und Wahrheit, wenn gleich in unvollkommener Form und in beſchränktem Umfange, offenbart.

Nur dieſe Unvollkommenheit und Beſchränktheit, in welcher ſich die innere Wahrheit und Unendlichkeit des individuellen Geiſtes im Zeitleben offenbart, macht ſeinen zeitlichen, d. h. ſucceſſiven Fortſchritt nöthig, welcher eine Unangemeſſenheit zu ſeiner Idee, und mithin ein Sollen vorausſetzt. Iſt aber das Geſchöpf zur Vollendung ſeines Weſens oder zur Vollkommenheit, welche der Zweck oder das Ziel ſeines Fortſchrittes iſt, gelangt, und erkennt und verwirklicht es die Idee des Geiſtes in ihrer Totalität und Wahrheit, ſo iſt es durch dieſe innere Vollkommenheit oder Gottähnlichkeit über jeden zeitlichen Fortſchritt erhaben, ſo daß es in der unendlichen Thätigkeit der intellectuellen Liebe und der idealen Erkenntniß einer unendlichen Befriedigung, und mithin einer wahrhaften Seligkeit, fähig und theilhaftig wird.

Da alle Unvollkommenheit nur an der innern Wahrheit, alle Beſchränktheit nur im Verhältniſſe zur innern Unendlichkeit erkannt wird, ſo iſt ſchon dieſes Bewußtſein der Vergänglichkeit und Endlichkeit des geſammten räumlichen und zeitlichen Daſeins und Wirkens eine ſichere Bürgſchaft der durch die Vollendung der Zeit zur Ewigkeit zu verwirklichenden Befreiung des Geiſtes. Je mehr aber das ewige Leben im Zeitleben ſelbſt durch die relative Vollendung des Willens und Geiſtes anticipirt wird, deſto mehr wird die Ewigkeit zur Gegenwart, und dieſe relative Ewigkeit wird um ſo ſicherer als Uebergang zur abſoluten Gegenwart oder Wirklichkeit (ἐνέργεια) des ewigen Lebens erkannt, je entſchiedener ihre Unangemeſſenheit zur innern Unendlichkeit und Wahrheit des Geiſtes zum Bewußtſein kommt*). So vereint ſich das Selbſtbe-

*) Dagegen iſt es eine ungeheuere Inconſequenz und Selbſttäu-

wußtsein mit der Idee des ewigen Lebens, damit diese durch die innere Erfahrung begründet werde, und jenes sich durch das Denken in seiner Allgemeinheit und Wahrheit erfasse.

Anmerkung. Von allen enthusiastischen Anpreisungen der Resignation, welche die Individualität freudig opfere, hat diejenige die blendendste Wirkung, welche diese Opferung der Selbstheit als Rückkehr in's Unendliche darstellt. Daher hat auch diese Hoffnung, Eins, d. h. hier identisch, mit dem Absoluten zu werden, edle philosophische Gemüther, z. B. einen Spinoza, und selbst einen Schleiermacher, am meisten bezaubert. Hören wir darüber den Verfasser der Briefe über Dogmatismus in den philosophischen Schriften S. 163. „Ich glaube", beginnt Schelling S. 163. den achten dieser Briefe, „indem ich vom Moralprincipe des Dogmatismus (der Vernichtung seiner selbst im Absoluten) spreche, im Mittelpunkte aller möglichen Schwärmerei zu stehen. Die heiligsten Gedanken des Alterthums und die Ausgeburten des menschlichen Wahnwitzes treffen hier zusammen. „„Rückkehr in die Gottheit, die Urquelle aller Existenz, Vereinigung mit dem Absoluten, Vernichtung seiner selbst"" ist die nicht das Princip aller schwärmerischen Philosophie, das nur von Verschiedenen verschieden — nach ihrer Geistes- und Sinnesart ausgelegt — gedeutet, in Bilder gehüllt worden ist. Das Princip für die Geschichte aller Schwärmerei

---

schung, wenn man einerseits nach Heraklits Vorgange „die Negativität für das absolute Princip" und den Widerspruch für das „Gesetz aller Selbstbewegung" (Hegels Log. II. S. 72 u. III. S. 388) erklärt; andererseits aber sich einbildet: alles Wirkliche sei vernünftig, und das Diesseits sei daher (Rechtsphil. §. 270. S. 260 erste Ausg.) „göttlicher, sich zur Organisation einer Welt entfaltender Wille", und somit ebensosehr das Bewußtsein der relativen Verkehrtheit und Unvollkommenheit der Gegenwart, wie die Hoffnung einer (für uns) künftigen Vollendung der Zeit zur Ewigkeit, d. h. zu einem sich allseitig bewährenden Reiche Gottes, negirt.

ist hier zu finden. „„Ich begreife, sagen Sie, wie Spinoza den Widerspruch seines Moralprincips sich verbergen konnte. Aber wie konnte der heitere Geist eines Spinoza ein solches zerstörendes, vernichtendes Princip ertragen?"" Ich kann Ihnen nichts Anderes antworten, als, lesen Sie seine Schriften in dieser Hinsicht, und Sie werden die Antwort auf Ihre Frage selbst finden. Eine natürliche, unvermeidliche Täuschung hatte ihm und allen edlen Geistern, die daran glaubten, jenes Princip erträglich gemacht. Ihm ist intellectuelle Anschauung des Absoluten das Höchste, die letzte Stufe der Erkenntniß, zu der ein endliches Wesen sich erheben kann, das eigentliche Leben des Geistes. Woher konnte er die Idee derselben geschöpft haben, als aus seiner Selbstanschauung? man darf nur ihn selbst lesen, um sich ganz davon zu überzeugen*). Diese intellectuelle Anschauung tritt dann ein, wo wir für uns selbst aufhören Object zu sein, wo, in sich selbst zurückgezogen, das anschauende Selbst mit dem Angeschauten identisch ist. In diesem Momente der Anschauung schwindet für uns Zeit und Dauer, nicht wir sind in der Zeit, sondern die Zeit — oder vielmehr nicht sie, sondern die reine, absolute Ewigkeit ist in uns. Nicht wir sind in der Anschauung der objectiven Welt, sondern sie ist in unserer Anschauung verloren. Diese Anschauung seiner selbst hatte Spinoza objectivirt. Indem er das Intellectuelle in sich erschaute, war das Absolute für ihn kein Object mehr. Dies war Erfahrung, die zweierlei Auslegung zuließ. Entweder er war mit dem Absoluten, oder das Absolute war mit ihm identisch geworden. Im letztern Falle war die intellectuelle Anschauung Anschauung seiner selbst, im erstern Anschauung eines absoluten Objects. Spinoza zog das Letzte vor. Er glaubte sich selbst mit dem absoluten Objecte identisch, und in seiner Unendlichkeit

*) Z. B. Eth. L. V. prop. 30. Mens nostra, quatenus se sub aeternitatis specie cognoscit, eatenus Dei cognitionem necessario habet, scitque se in Deo esse et per Deum concipi.

verloren. Er täuschte sich, indem er dies glaubte. Nicht er war in der Anschauung des absoluten Objects, sondern umgekehrt, für ihn war alles Objective in der Anschauung seiner selbst verschwunden. Aber jener Gedanke — im absoluten Objecte untergegangen zu sein — war ihm eb endeswegen erträglich, weil er durch Täuschung en standen war, um so erträglicher, da diese Täuschung unzerstörbar ist. Schwerlich hätte je ein Schwärmer sich an den Gedanken, in dem Abgrunde der Gottheit verschlungen zu sein, sich vergnügen können, hätte er nicht immer an die Stelle der Gottheit wieder sein eigenes Ich gesetzt. Diese Nothwendigkeit, überall noch sich selbst zu denken, die allen Schwärmern zu Hülfe kam, kam auch Spinoza zu Hülfe. Indem er sich selbst, als im absoluten Objecte untergegangen, anschaute, schaute er doch noch sich selbst an, er konnte sich selbst nicht als vernichtet denken, ohne sich zugleich als existirend zu denken." So Schelling.

Die wahrhafte Opferung der negativen falschen Selbstheit: des Egoismus hat, als Negation des Negativen, die Verwirklichung der wahren, ewigen Persönlichkeit zum Zwecke, die, als freier Wille und wissender Geist, mit der Gottheit und dem göttlichen Reiche in den intellectuellen Liebe und der idealen Erkenntniß eins ist, ein sich Eins Fühlen und Wissen, welches nur den Widerspruch, nicht aber den Unterschied, negirt, sondern durch ihn vermittelt ist.

Begründet diese Willens- und Geistes-Einheit des Menschen mit Gott seine unendliche Freiheit und Seligkeit, indem er sich in derselben ebensosehr seiner göttlichen Erlösung, Heiligung und Erleuchtung, wie seiner Abhängigkeit von Gott *),

*) Diese Abhängigkeit von Gott ist es, welche der Pantheismus — man erinnere sich an Hegels frivoles Urtheil über Schleiermachers Abhängigkeitsgefühl in der Vorrede zu Hinrichs Religionsphilosophie — verwirft. Schleiermacher hat in seiner Dogmatik eben durch das absolute Abhängigkeitsgefühl, das erwiesenermaßen mit dem absoluten Freiheitsgefühl eins ist oder

bewußt wird, so ist dagegen jenes mit dem Unendlichen Identischwerden, oder jenes von dem Weltgeist Negirtwerden, ein Schicksal der Art, daß man nicht weiß, ob man mehr den Menschen bedauern soll, der den unendlichen Werth des geistigen Lebens nur erkennen lernt, um es zu verlieren, oder ob man sich mehr über den Gott wundern soll, der sich nur in endlichen*), und mithin vergänglichen Wesen offenbaren kann, und um seine Existenz zu behaupten oder fortzusetzen, seine Geschöpfe ebensosehr negiren, wie setzen muß?

Am Großartigsten scheint die freudige Ergebung in das Schicksal des Todes, wenn dieser als die mit der Vollendung der Persönlichkeit identische Erweiterung derselben und als ihre Rückkehr ins Unendliche gedacht wird.

So schließt z. B. Schleiermacher in den begeisterten Monologen den Abschnitt über die Prüfungen S. 54 mit den Worten: „Wo ist das schöne Ideal vollkommener Vereinigung? — Die Freundschaft, die gleich vollendet auf beiden Seiten ist? Nur wenn in gleichem Maaße Beiden Sinn und

---

wird, den Pantheismus überwunden, indem er es nicht als solches, oder abstrakt, sondern in seiner Beziehung auf die ethischen Eigenschaften Gottes, seine Gerechtigkeit, Liebe und Weisheit, zur Basis seiner christlichen Dogmatik macht. Vergl. des Verfassers Idee der Gottheit S. 70—72. Man mißversteht Schleiermachern total, wenn man meint, das abstrakte Abhängigkeitsgefühl, das sich nur auf die Allmacht Gottes, diese physische Eigenschaft, bezieht, begründe nach ihm die Religiosität, da er doch ausdrücklich erklärt, nur das Christenthum sei positive, wahre Religion, und nur in seiner Beziehung auf die ethischen Eigenschaften Gottes, nach denen Schleiermacher das System des christlichen Glaubens eintheilt, habe das Abhängigkeitsgefühl, welches sich ihm zu den verschiedenen Formen des Gottesbewußtseins entwickelt, eine christliche Bedeutung.

*) Unter dem Endlichen wird hier dasselbe verstanden, was Hegel gewöhnlich darunter versteht, und wornach es das der Idee Unangemessene oder Widersprechende ist.

Liebe fast über alles Maaß hinausgewachsen sind. Dann aber sind mit der Liebe zugleich auch sie vollendet, und es schlüge dann gewiß die Stunde, die wohl Allen schon früher hat geschlagen, der Unendlichkeit sich wiederzugeben."

Dagegen fragt er im letzten Abschnitte S. 109 derselben Monologen sehr wahr: „Hat etwa der Geist sein endliches Maaß und Größe, daß er sich ausgeben kann und erschöpfen? Nützt sich ab seine Kraft durch die That, und verliert Etwas bei jeder Thätigkeit? Die des Lebens sich lange freuen, sind es nur die Geizigen, welche wenig gehandelt haben? — Was hilft Haushalten mit dem Handeln und Ausdehnen in die Länge, wenn doch am Ende deß nichts mehr ist, was du gehabt hast? — Aber es ist nicht so unser Loos und Maaß; es vermag nicht solch irdisch Gesetz unter seine Formen zu bannen den Geist. Worau sollte sich brechen seine Gewalt? was verliert er von seinem Wesen, wenn er handelt und sich mittheilt? Was gibts, das ihn verzehrt? Klarer und reicher fühle ich mich jetzt nach jedem Handeln, stärker und gesunder. Denn bei jeder That eigne ich mir Etwas an von dem gemeinschaftlichen Lebenselemente der Menschheit, und wachsend bestimmt sich genauer meine Gestalt. — Bewohnt denn der Geist die Faser des Fleisches, oder ist er Eins mit ihr, daß er auch ungelenk zur Mumie wird, wenn diese verknöchert? Dem Körper bleibe, was sein ist. Stumpfen die Sinne sich ab, werden schwächer die Bilder von den Bildern der Welt, so muß wohl auch stumpfer werden die Erinnerung und schwächer manches Wohlgefallen und manche Lust. Aber ist dies das Leben des Geistes? Dies die Jugend, deren Ewigkeit ich verehre? Sind eines Tages kleine Begebenheiten meine Welt? — oder die Vorstellungen aus dem engen Kreise, die des Körpers Gegenwart umfaßt, die ganze Sphäre meines innern Lebens? Wer wagt es, zu behaupten, daß auch die Kraft und Fülle der großen heiligen Gedanken, die aus sich selbst der Geist erzeugt, abhänge vom Körper, und der Sinn

für die wahre Welt von der äußern Glieder Gebrauche? Oder hängt nur des Willens Kraft an der Stärke der Muskeln? am Mark gewaltiger Knochen? oder vermögen die mancherlei Leiden niederzudrücken den Geiſt, daß er unfähig wird zu ſeinem innerſten, eigenſten Handeln? Ihnen widerſtehen iſt auch ſein Handeln, und auch ſie rufen große Gedanken zur Anwendung hervor in's Bewußtſein. Dem Geiſte kann kein Uebel ſein, was ſein Handeln nur ändert." Wie ſchön widerlegt Schleiermacher in dieſen aus der Wahrheit des Selbſtbewußtſeins und der Idee des Geiſtes geſprochenen Worten die durch Spinoza's einſeitigen Realismus in ihm entſtandene Meinung von der Endlichkeit des ſelbſtbewußten Geiſtes und ſeiner Abhängigkeit von der Natur, in die er nach derſelben Nothwendigkeit zurückſinke, mit der er aus ihr entſtanden ſei. Das Maaß oder die Grenze der Perſönlichkeit iſt in poſitiver Beziehung die Beſtimmtheit, in der ſie ihre Wirklichkeit hat, da das Maaß- oder Grenzenloſe, als das Unbeſtimmte, keiner Exiſtenz fähig iſt*). Dieſe Beſtimmtheit iſt mithin ſo wenig Negation ſeiner innern Unendlichkeit, daß dieſe ſich vielmehr nur in dem durch ihre Selbſtverwirklichung beſtimmten Maaße erfaßt und bethätigt. Die Vollendung der Perſönlichkeit, in welcher ſie ihr Maaß erreicht, oder vielmehr ihre Idee realiſirt, iſt ſo wenig die Aufhebung derſelben, daß vielmehr der Geiſt eben in ſeiner Vollendung ſeiner ſelbſt wahrhaft mächtig iſt. Wird der Geiſt, wie Schleiermacher ſelbſt behauptet, ſchon im Verlaufe ſeiner Entwicklung und Bildung durch ſein Handeln kräftiger, klarer und reicher, ſo gilt dieſe Affirmation oder Bewährung ſeiner ſelbſt oder ſeines Weſens noch weit mehr von der Thätigkeit des vollendeten Geiſtes, welcher, ſtatt dem irdiſchen Geſetze unterworfen zu ſein, durch

*) Selbſt Gott iſt nicht das unbeſtimmteſte, ſondern das durch ſein Wollen und Wiſſen beſtimmteſte, vollendetſte Weſen (Deus omnibus numeris absolutus.)

seine Thätigkeit seine Kraft zu verzehren oder sein Wesen zu verlieren, vielmehr in seiner ideellen Bethätigung sich selbst verwirklicht, und aus seiner Aeußerung oder seinem Wirken ebenso ewig in sich zurückkehrt und sich selbst erfaßt, wie er sich im Erkennen und Wollen manifestirt.

Die von Schleiermacher S. 111 der Monologen ausgesprochene Frage: „Wann fang' ich an, durch die That nicht zu werden, sondern zu vergehen?" hat nur auf dem einseitig realistischen Standpunkte Bedeutung, nach welchem das Leben des Geistes als unmittelbar nothwendige Wirkung einer endlichen Kraft betrachtet wird. Allein die Thätigkeit des Geistes ist nicht dieses Werden, sondern sie ist ein sich selbst Bestimmen, wodurch er als an sich unendliches Vernunftwesen sich selbst verwirklicht und vollendet.

Die Vollkommenheit, welche das Individuum im Ideale vollendeter Liebe und vollendeter Erkenntniß erreicht, ist so wenig die Erweiterung der Persönlichkeit in's Maaßlose, und mithin die Aufhebung ihrer Grenze oder vielmehr ihrer Bestimmtheit; — die Grenze ist nur der negative Ausdruck der Bestimmtheit — daß sie vielmehr im Unterschiede von dem durch Widersprüche und Mängel gestörten zeitlichen Dasein ihre sich allseitig bewährende und mithin ewige Wirklichkeit ist.

Das Vernunftwesen erweist ebendadurch seine innere Universalität, daß es in dem reellen und ideellen Verhältnisse zur Welt sich selbst nicht verliert, sondern sich in der Wechselwirkung mit derselben durch die Bildung seiner innern Welt zum an und für sich seienden Ganzen entwickelt und vollendet.

Derselbe Irrthum, der Schleiermachern nach Spinoza die absolute Persönlichkeit Gottes verkennen ließ, ließ ihn auch die relative Persönlichkeit des Menschen verkennen. Hat aber das Denken den substanziellen Standpunkt,

wornach Gott nur die Einheit der Welt, der Menſch nur Moment des göttlichen Lebens iſt, durch das Princip der Subjectivität überwunden, ſo wird die Rückkehr des creatürlichen Geiſtes zur Gottheit nicht als ein Rückfall in das unperſönliche Sein, ſondern als freie, ſelbſtbewußte Rückkehr, und mithin als Vereinigung des menſchlichen Willens und Geiſtes mit dem göttlichen, zu denken ſein, eine Einheit, die durch ihre Wahrheit die Gewißheit ihrer Ewigkeit in ſich ſchließt.

Andeutungen über das wissenschaftliche Verhältniß der Naturkunde zur Theologie.

Von

Hofprediger Dr. Ackermann.

---

1. Ueber das Bestreben, Naturparallelen in die Theologie hereinzuziehen, spricht sich Herr D. Günther im 4ten Bande dieser Zeitschrift, S. 151, nicht eben anerkennend und gutheißend aus. Er sagt a. a. O.: „Dem ganzen Unternehmen geht einstweilen nur die Kleinigkeit ab, d. h. die Untersuchung, welche Beweiskraft in der Theologie Parallelen haben, gezogen zwischen Prozessen im Leben des Geistes und der Natur." — Die wissenschaftliche Bedeutsamkeit des Genannten ist so groß, daß nicht leicht irgend einer seiner Aussprüche gering angeschlagen werden darf. Mit dem eben angeführten Ausspruche darf dies um so weniger geschehen, als er eine der wichtigsten wissenschaftlichen Fragen unserer Zeit berührt.

2. Herr D. Günther ist nicht der Einzige unter den jetzt lebenden Stimmführern der Wissenschaft, der über die Ausbeutungsversuche der Naturkunde für die Theologie geringschätzig denkt und urtheilt. Seine eben erwähnte Aeußerung wird ohne Zweifel weit und breit Anklang finden, da die Zahl derjenigen Theologen und Philosophen, welche das Einbringen von Analogieen aus dem Naturgebiete in's Glaubensgebiet entschieden perhorresciren, ziemlich groß ist.

3. Die Besorgnisse, aus welchen dieses Perhorresciren meistentheils hervorgeht, sind in gewissem Betrachte höchst ehrenwerth. Es sind deren hauptsächlich zwei: einmal fürchtet man das Aufkommen materialistischer und pantheistischer Richtungen

in der Theologie, und dann das Ausarten ſtreng wiſſenſchaftlicher Denkthätigkeit in pantheiſtiſches Bilderſpiel, ſobald die Theologie ſich mit der Naturkunde befreundet, und ſie zu ihren Gunſten auszubeuten ſucht.

4. Ungegründet kann man dieſe Beſorgniſſe durchaus nicht nennen. Die Erfahrung hat allerdings gezeigt, ſowohl daß der Geiſt theologiſcher Forſchung, indem er ſich dem Naturſtudium hingab, öfters in die Sümpfe des Materialismus und Pantheismus gerieth, als auch daß von Seiten der Naturtheologie her ein wilder Schwarm von phantaſtiſchen Einfällen und Combinationen nicht ſelten in den heiligen Hain der chriſtlichen Gottesgelahrheit hereingebrochen iſt, und der hieher gehörigen Schärfe und Beſtimmtheit der Begriffe weſentlichen Eintrag gethan hat.

5. Allein — muß ſich denn dies immer und durchaus begeben? Iſt es denn rein unmöglich, den Lauf des theologiſchen Naturſtudiums durch die beiden genannten Strudel glücklich hindurchzuführen? Muß denn jedes Eingehen der Theologie auf den Inhalt der Naturwiſſenſchaft unausbleiblich entweder der Scylla des Pantheismus oder der Charybdis der Phantaſterei verfallen? — Kein Vernünftiger wird dies behaupten mögen!

6. Mithin ſpricht die bezeichnete Erfahrung nicht etwa ein abſolutes Veto aus in Abſicht auf den freundſchaftlichen Verkehr zwiſchen Theologie und Naturkunde, ſondern nur eine Warnung. Die Theologie kann nicht genug auf ihrer Hut ſein, ſobald ſie ſich mit der Naturkunde befaßt, daß ihr dieſe Befaſſung nicht, ſtatt förderlich, nachtheilig und verderblich werde. Schon Baco macht bekanntlich wiederholt auf die Gefahren aufmerkſam, denen die naturaliſirende Theologie unterworfen ſei, und warnt namentlich im erſten Buche ſeiner Schrift de augm. scient. vor dem argen Irrthume, aus der Betrachtung der natürlichen Dinge die eigentlichen Aufſchlüſſe über das Weſen Gottes und der göttlichen Dinge herleiten zu wollen. Aufſchlüſſe über göttliche Dinge, im ſtrengſten Sinne

des Wortes, kann und soll die Theologie nicht aus der Natur herholen. Wie aber? Auch keine Aufhellungen?

7. Leider ist in der angedeuteten Beziehung die Zahl derjenigen Schriften vorherrschend, die den Spiritualismus zum Naturalismus depotenziren. Wie geistvoll dergleichen Schriften alsdann auch immer sein mögen, — die Wissenschaft hat doch gar wenig Gewinn von ihnen. Man denke z. B. an Cabanis rapport du physique et du moral de l'homme. 2te Aufl. Paris 1805. 2 Bde. Haben wir nicht aber auch ächt wissenschaftliche und gehaltreiche Werke, die dem Physischen Gerechtigkeit widerfahren lassen, ohne dem Spirituellen Etwas dabei zu vergeben? Ich erinnere hier zunächst nur an Leupoldt's Anthropologie, 2 Bde. Erlangen 1834.

8. Wie dem auch sei, — nothwendig und unerläßlich ist es jedenfalls, daß die obschwebende Streitfrage gründlich erfaßt und erörtert werde. Es ist durchaus an der Zeit, das Verhältniß der Theologie zur Naturwissenschaft in Untersuchung zu ziehen, und über den Einfluß der letzteren auf die erstere in's Reine zu kommen. Einstweilen, bis der hierzu geeignete Mann und Ort sich finden, mag es mir vergönnt sein, meine unmaßgeblichen Ansichten darüber in fragmentarischer Form hier niederzulegen.

9. Zuvörderst leuchtet ein, daß die oben angeführte Bemerkung Günther's, so wie sie vorliegt, genau erwogen, von wenig Belang und Gewicht ist. Bei einem Denker, wie Günther, muß man freilich voraussetzen, daß er, wie über andere Materien, so auch über diesen Punkt, etwas Tüchtiges und Treffendes zu sagen wisse; und dies bezweifeln wir auch im Allgemeinen um so weniger, da ihm ja die Wissenschaft bekanntermaßen über das hier in Betracht stehende Verhältniß, nämlich über das Verhältniß von Natur und Geist zu einander, ungemein werthvolle Belehrungen bereits verdankt. Wir läugnen aber, daß er es in diesem besondern Falle gesagt habe. Höchst wahrscheinlich ist es ihm auch mit dem, was er hier gesagt, kein rechter Ernst; oder er wird wenigstens nicht wünschen, daß man sich genau an seine Worte halte. Gestattete

er dies, gäbe er zu, daß der von ihm gebrauchte Ausdruck: beweiſen im eigentlichen Sinne genommen würde, ſo dürfte wohl nicht ſchwer zu zeigen ſein, daß ſeine erheblich ſein ſollende Einrede ziemlich unerheblich iſt, und wenig oder Nichts beweiſt.

10. Wenn Günther fragt: was beweiſen denn Parallelen aus der Natur in der Theologie? — ſo kann man für's Erſte die Gegenfrage aufſtellen: was beweiſen denn in der Theologie metaphyſiſche Speculationen? Ich möchte doch wirklich ſehen, wie man es darthun wollte, daß Ideen und Lehren der ſpeculativen Philoſophie in der chriſtlichen Theologie Beweiskraft hätten und ausübten im vollſten und ſtrengſten Sinne des Wortes! Stände es doch überhaupt um die Theologie ganz anders, als es ſteht, wenn das Beweiſen in ihr wirklich ſo beweiſend, und ſo leicht ausführbar wäre, als Herr G. anzunehmen oder zu fordern ſcheint.

11. Doch hiervon auch abgeſehen, kann die Güntherſche Bemerkung nicht für einen Kernſchuß gelten, weil ſie das, was jene Parallelen wollen und ſollen, gar nicht trifft; weil ſie dieſelben auf einen Grund hin abfertigen will, welchen als einen zureichenden Einlaßgrund vorzubringen ihnen nicht entfernt in den Sinn kommt. Träten die Naturparallelen zur Theologie heran und ſprächen: wir wollen Beweiſe für dich und in dir ſein! — ſo wäre es allerdings in der Ordnung, ihre Zuläſſigkeit in Frage und Zweifel zu ziehen. Werden ſie aber abgefertigt wegen Beweisunfähigkeit, da ſie doch nicht als Beweisfähigkeiten introducirt ſein wollen, ſo iſt dies ungefähr eben ſo, als wenn jemand, der N. heißt, deshalb nicht über die Gränze zugelaſſen wird, weil er X. heißt.

12. Genug! das Beweiſen und Nichtbeweiſen giebt und nimmt den Naturparallelen ihre theologiſche Bedeutſamkeit nicht. Es iſt ſehr gut möglich und denkbar, daß ſie in der Theologie Nichts, gar Nichts beweiſen, und demohngeachtet von Werth und Wichtigkeit für ſie ſind. Mit der Frage nach der Beweiskraft dieſer Parallelen wird der Gegenſtand nicht am rechten,

sondern ganz am unrechten Flecke angefaßt, und der ganze Sachbegriff dadurch sogleich verschoben.

13. Wie Günther in der oben angeführten Stelle thut, ziehen gewöhnlich auch die übrigen Gegner theologischer Naturbetrachtungen die Sache gleich von vornherein in's Schiefe. Statt sie bei der Basis anzufassen, greifen sie dieselbe bei einigen hervorragenden Spitzen an, und biegen dieselben um, oder brechen sie ab, um daraus die Verwerflichkeit der Sache zu deduciren. Dies ist aber weder ein gerechtes, noch ein wissenschaftliches Verfahren. Soll die Sache wissenschaftlich verhandelt werden, so darf man nicht beim Nutzen oder Schaden, beim Segen oder Unsegen anfangen, der davon ausgeht, oder ausgehen kann; sondern zuerst ist die Nothwendigkeit oder Nichtnothwendigkeit derselben zu ermitteln. Stellt sich die Sache als eine nothwendige heraus, so muß sie anerkannt, und ihrem Gehalte nach gewürdigt werden, mag sie dann hie und da Schaden anrichten, und da und dort in's Excentrische gerathen oder nicht.

14. Sehen wir uns also vor allen Dingen danach um, ob eine wissenschaftliche Nothwendigkeit vorhanden ist, daß ein geistiger Verkehr zwischen Theologie und Naturkunde eröffnet werde. Eine solche Nothwendigkeit wird sich aber schon dem flüchtigen Blicke auf den gegenwärtigen Entwicklungsgang der genannten Wissenschaften ohne Zweifel kund geben. Nach der Stellung, welche Theologie und Naturkunde im Gebiete der Wissenschaften und hinsichtlich der geistigen Bildung unsres Jahrhunderts überhaupt jetzt einnehmen, ist ein völliges Ignoriren der Naturkunde von Seiten der Theologie gar nicht mehr möglich; die Theologie kann und darf sich die Mühe nicht mehr ersparen, auf die Naturkunde zu reflektiren, und von ihr Notiz zu nehmen; ein wahres, wirkliches Fortbilden der Theologie bei einer strengen Absperrung derselben gegen nahe liegende Wissenschaften läßt sich gar nicht mehr durchführen. Ueberall, wohin sich die Theologie jetzt wendet, wird sie der Naturkunde begegnen, und dieselbe vor sich, oder zur

Seite ſehn. Soll ſie denn nun jedesmal, wenn ſie ihrer anſichtig wird, die Augen zumachen? oder ſtracks und barſch an ihr vorüberſchreiten, wie ein Student an einem andern vorübergeht, der in Verruf gethan worden iſt?

15. Es wäre höchſt einſeitig, wenn man die Nothwendigkeit des Notiznehmens von der Naturforſchung für die Theologie bloß aus der Furcht ableiten wollte: die Naturforſchung könne ſonſt unverſehens in die Bollwerke der Theologie Breſche ſchießen. Bekanntlich hat Herr Bretſchneider in ſeinem Schreiben an einen Staatsmann der Theologie ein ſich Befreunden mit den Reſultaten der Naturwiſſenſchaft aus dieſem Grunde dringend anempfohlen; und hierin iſt ihm auch Schleiermacher nachgefolgt in ſeinem Sendſchreiben an Lücke. (Siehe Stud. u. Krit. II. 3. S. 489.) Wenn man auch Beiden in den Prämiſſen, die ſie aufſtellen, Manches zugeben muß, ſo kann man ihnen doch nicht in den Folgerungen, die ſie daraus ableiten, ohne Weiteres beipflichten. Das ſcheue und ſchnelle Zurückziehen der theologiſchen Vorpoſten bei der Annäherung drohender naturhiſtoriſcher Reſultate, was Hr. Bretſchneider gern für Pflicht und Recht ausgeben möchte, iſt in der That, wie v. Raumer richtig bemerkt, jener Furchtſamkeit gleich zu ſetzen, mit welcher die nach Kanaan geſendeten Kundſchafter der Anblick der von fern geſehenen Enaksſkinder erfüllt hatte. Siehe v. Raumer Kreuzzüge I. S. 110.

16. Noch weniger, als aus der erwähnten Furcht, möchten wir das Hauptmotiv für den zwiſchen Theologie und Naturkunde zu errichtenden Freundſchaftsbund aus den Intereſſen des Tages ableiten. Die Intereſſen des Tages, — dies läßt ſich nicht verkennen, — ſind der Naturwiſſenſchaft zugewendet. Induſtrie und Realismus führen den Reigen an. Hieher ſind alle Blicke, alle Beſtrebungen, alle Werthſchätzungen gerichtet. Was nicht dieſe Farbe trägt, wird über die Achſel angeſehn. Sollte die Theologie deshalb den Umgang mit der Naturkunde ſuchen und cultiviren, um bei dem Geſchlechte dieſer Zeit wie-

der zu größerer Consideration und Reputation zu gelangen? — Das sei ferne!

17. Die Nothwendigkeit einer gründlichen Einlassung der Theologie auf das Naturstudium in Gegenwart und Zukunft will ich vorläufig an einem Beispiele anschaulich zu machen suchen. Ich erinnere zu diesem Zwecke an die Psychologie. Es ist noch nicht sehr lange her, daß man im Ernste an die Independenz der Psychologie von der Physiologie glaubte, und daß man die erstere auch ohne Rücksichtnahme auf die letztere wissenschaftlich construiren und zu Stande bringen zu können meinte. Diese Zeit ist jetzt vorüber. Denn wenn es auch noch immer Leute giebt, welche Psychologieen drucken lassen, und sich für Psychologen halten, und sich dabei nicht im Mindesten um Anatomie und Physiologie bekümmern, so werden doch solche Psychologen nicht mehr als Einer in der Wissenschaft gezählt, sondern zu den Nullen gerechnet. In der Wissenschaft steht es heut zu Tage fest, entschieden fest, daß man das Studium des Seelenlebens vom Studium des Körperlebens nicht absolut trennen, daß man das Psychische nicht wahrhaft verstehen und begreifen kann, wenn man dabei vom Physischen ganz abstrahirt. Ohne Anthropologie und Physiologie keine Psychologie! Auf ähnliche Weise wird es künftig auch keine Theologie mehr geben können, ohne Studium der Natur. Vergl. v. Baader über Emancipation des Katholicismus u. s. w. Nürnb. 1839. S. 30. u. Steffens Religionsphilosophie I. S. 102.

18. Ich sage: auf ähnliche Weise! und will mich demnach ausdrücklich davor verwahrt haben, als gedächte ich, folgende Gleichung anzusetzen: Physiologie: Psychologie = Naturwissenschaft: Theologie. Denn es kommt mir nicht in den Sinn, Gott etwa für die Seele des Weltleibes anzusehn oder zu erklären, obwohl ich übrigens die Ueberzeugung hege, daß das alte Dogma von einer Weltseele über lang oder kurz von Neuem zu wissenschaftlichen Ehren kommen werde. Hat sich nämlich in der neuesten Physik die Vorstellung vom Aether re-

generirt, so wird man sich nicht enthalten können, eine dieser stoffartigen Potenz correspondirende geistartige Potenz hinzuzudenken. Und was sollte dann hindern, dieses Wesen wiederum, wie ehedem, Weltseele zu nennen?

19. Die hauptsächlichen Gründe, welche die Theologie mehr als jemals zu einer Befassung mit der Naturkunde nöthigen, liegen einerseits in den allgemeinen Verhältnissen, in welchen die Wissenschaften überhaupt zu einander stehen, und andrerseits in den speciellen Verhältnissen und Beziehungen, die zwischen Glaubenslehre und Naturlehre obwalten. Dies wollen wir jetzt kürzlich genauer durchgehen.

20. Die Wissenschaften sind Größen und Kräfte, geistige Größen und Kräfte, und darum wahre Organismen. Als solche haben sie ihre Eigenthümlichkeiten, ihre Besonderheiten, ihre individuellen Tendenzen und Formen. Aber neben diesen individuellen auch generelle Tendenzen und Bestimmtheiten. Denn das ist eben so sehr im Begriffe der Individualität, wie in dem des Organismus, enthalten. Jedes Individuum und jeder Organismus ist ein Etwas für sich, und gerade, weil ein Etwas für sich, deswegen auch ein Etwas nicht bloß für sich. Sein Für sich sein und sich gegen Andres Abgränzen und Determiniren ist ganz augenscheinlich gleichzeitig ein sich für Andres Decidiren; es ist ein sich Fähigmachen, von dem Andern Berührung und Influenz anzunehmen; gerade je mehr abstoßende Ecken der Krystall sich giebt, desto mehr Berührungsflächen bildet er auch an sich aus und bietet sie dar.

21. Gewiß ist, das All der Dinge ist auf Kosmicität angelegt. Die Dinge sind nicht da, um isolirt zu existiren, sondern um eine Welt, einen Kosmos zusammenzusetzen. Und zu diesem Zwecke müssen sie eigenthümlich beschaffen und scharf ausgeprägt sein, und gegeneinander polar sich verhalten; denn sonst würden sie ineinander überfließen, und einen todten Brei bilden, keine lebendige und gegliederte Welt. Wie im gemeinen Leben, so wird, Gott sei's geklagt! auch von Männern

der Wissenschaft der Begriff der Einheit selten recht gefaßt. Nur gar zu häufig denkt man sich das zu Standekommen der Einheit als einen Aufhebungsprozeß der Gegensätzlichkeit. Dies ist jedoch so wenig immer der Fall, daß durch Aufhebung der Gegensätzlichkeit eine wahre organische Einheit gerade nicht zu Stande kommt. Blos bei chemischen Prozessen geht aus der Neutralisirung und gegenseitigen Abstumpfung der Gegensätze die Einigung derselben hervor. Im Gebiete des organischen, und noch mehr des spirituellen Lebens dagegen faßt und hält die Einheit die Gegensätze als Gegensätze in sich.

22. Hätten doch nur, um dies beiläufig zu erwähnen, die Theologen einen etwas lebendigeren Begriff von den kosmischen Verhältnissen und Lebensspannungen, als sie gewöhnlich haben! Der unselige, neuerdings wieder so heftig entbrannte Streit über Katholicismus und Protestantismus würde wahrhaftig nicht mit so viel Erbitterung, und nicht mit so viel Borniertheit von beiden Seiten geführt werden! Es ist entschieden falsch und unstatthaft, wenn man den Katholicismus, oder wenn man den Protestantismus für die ausschließliche Form des Christenthums erklärt, so daß entweder dieser neben jenem, oder jener neben diesem durchaus kein Recht auf weltgeschichtliche Existenz und Geltung hätte. Aber nicht minder falsch und unwissenschaftlich, als eine solche Auffassung dieser Gegensätze, nach welchen der eine dem andern als ein Teufelswerk gegenüber steht, das von Gottes- und Rechtswegen eigentlich gar nicht da sein sollte, ist diejenige Ansicht über beide, welche beide für gleich unvollkommne und vorübergehende Gestaltungen des Christenthums hält, und auf ein bald näher, bald ferner geglaubtes Ziel hinweist, wo beide Gegensätze verschwinden, und, wie in einer rührenden Theaterscene, einander versöhnt in die Arme fallen werden.

23. Es ist vielmehr mit großer Bestimmtheit zu behaupten, daß diese beiden Grundtypen des christlich kirchlichen Lebens, die wir Protestantismus und Katholicismus nennen, nie wieder in Eins zusammengehen werden, so lange die Weltgeschichte dauert;

eben ſo wenig als ein Zurückſinken der geſchlechtlichen Diremition im höhern Thierleben auf die niedrigere Stufe der Androgynie jemals wieder durchgreifend eintreten wird. Beide aus ihrer vorherigen Ineinandergeſchloſſenheit nunmehr ſelbſtſtändig herausgetretene Formen des Kirchenthums ſind dem Chriſtenthume und ſeiner Lebensgeſchichte ſo abſolut unentbehrlich, daß ein Erlöſchen der einen oder der andern ein Erlöſchen der eigentlichen Vitalität des Chriſtenthums unausbleiblich nach ſich ziehen würde. Dies leuchtet ſicherlich nur Solchen gar nicht ein, deren Sinn und Verſtand nach dem Naturleben hin gänzlich verſchloſſen iſt.

24. Die Wiſſenſchaften ſind, ſo wenig als irgend eine kosmiſche Kraft und Größe, zur Abtrennung beſtimmt; das iſolirte und beziehungsloſe Exiſtiren eines Dinges gehört überhaupt nur für den Zuſtand ſeiner Unvollkommenheit und Unreife. Mit dem Zuſtande ſeiner innern Reife tritt auch ſein Streben und Wirken nach außen, und ſein ſich Anſchließen an andre ein. Dem Zuge des Zuſammenſtrebens folgen alle Dinge und Kräfte, ſo wie ſie die dazu nöthige innere Entwickelung erreicht haben.

25. Wie die Geſtirne, ſo gravitiren in gewiſſem Betrachte auch die Wiſſenſchaften gegen einander; wie unter den chemiſchen Grundſtoffen, ſo ſprechen ſich auch unter den Wiſſenſchaften die Geſetze der Affinität aus. Und dieſen Geſetzen gemäß ziehen ſich gerade die in polarer Spannung gegen einander befindlichen Wiſſenſchaften am ſtärkſten an.

26. Es iſt aus dem Vorigen klar, daß die Zeit des wechſelſeitigen Verkehrs der Wiſſenſchaften, oder ihres Weltbürgerlebens, nicht in die Zeit ihrer Kindheit und Jugend fällt. Die Wiſſenſchaften müſſen erſt, eine jede für ſich und unbekümmert um die andre, ſich herangebildet haben, ehe ſie auf gedeihliche Weiſe ſich mit einander befaſſen können. Erſt muß jede in ſich ſelbſt etwas Tüchtiges geworden ſein, ehe ſie einer andern etwas Förderndes mittheilen oder von ihr empfangen kann. So unrecht und nachtheilig es ſein würde, die Wiſſenſchaften von vorn herein und noch ehe ſie mündig geworden

ſind, auf den Konverſationsfuß mit einander zu ſetzen, eben ſo unrecht und verderblich würde es ſein, wenn man ſie, nach erlangter innerer Befähigung dazu, dennoch hiervon zurück, und ſie fortwährend in Einſperrung und auf ſich ſelbſt Beſchränktheit halten wollte.

27. Mag man immerhin zweifelnd fragen, ob jetzt ſchon für die Theologie und für die Naturkunde derjenige Zeitpunkt gekommen ſei, der einen Ideenaustauſch zwiſchen beiden wünſchenswerth, ja nothwendig macht; — wenn man nur nicht verkennt, daß beide einem ſolchen Punkte entgegengehen, wenn man nur nicht leugnet: daß eine ſolche Zeit der Beſprechung mit einander für ſie kommen wird und muß!

28. Die Wiſſenſchaften, als Organismen betrachtet, durchlaufen verſchiedene Stadien der Entwicklung. Sie gravitiren daher auch zu verſchiedenen Zeiten auf verſchiedene Weiſe, mit vermehrter oder verminderter Stärke gegen einander. Wiſſenſchaften, die ſich in der einen Entwicklungsperiode neutral und gleichgültig gegen einander verhalten, fühlen ſich in einer andern entſchieden zu einander hingezogen. Sie haben in der Regel einen ſichern Takt dafür, welche andre wiſſenſchaftliche Atmoſphäre und Influenz ihnen für jetzt die meiſte Förderung gewähren wird; und nach dieſer Seite hin richtet ſich ihre Empfänglichkeit. Man kann es den Wiſſenſchaften beinahe ſo wie den Kranken anſehen, was für ihre jedesmalige Beſchaffenheit als das ihnen Dienliche indicirt ſei.

29. Es gab eine Zeit, wo die Theologie einen geſunden und ſtarken Appetit nach der Philologie verſpürte, und denſelben befriedigte. Und es bekam ihr ſolche Befriedigung gar wohl. — Irre ich nicht, ſo iſt dieſe Zeit großentheils vorüber. Ich meine nicht, als werde oder ſolle die Theologie von jetzt an aufhören, ſich mit der Philologie zu befaſſen. Das wird und ſoll ſie ganz gewiß niemals thun. Ich meine nur, die Philologie kann der Theologie in ihrem gegenwärtigen Stadium nicht ganz das mehr ſein und geben, was ſie ihr in einem früheren Stadium war und gab. Nährendes und För-

derndes wird die Philologie der Theologie nach wie vor noch genug mittheilen; aber das der Theologie für ihre jetzige Weiterbildung Allerförderlichſte wird ſchwerlich von ihr herkommen und herkommen können, ſondern von einer andern Seite her. Mir dünkt, die Naturwiſſenſchaft werde über lang oder kurz die Function übernehmen, anregend und weiterbildend auf den innern Lebensprozeß der Theologie einzuwirken, und ihr die erſprießlichſten Dienſte zu leiſten.

30. Lauter Vokale zuſammengehäuft, geben bekanntlich keine ſinnſchweren Silben und Worte. Aber Vokale und Konſonanten in gehöriger Verbindung mit einander, das lautet gut! das klingt und iſt bedeutungsvoll. Vokale und Konſonanten fordern und begehren einander, eben wegen ihrer polaren Natur.

31. Hier ſchimmert ſchon deutlich hervor, wie man ſich das Verhältniß der Theologie zur Naturwiſſenſchaft ohngefähr zu denken habe. Jean Paul ſagt: Das Weib ſei ein Konſonant, den man ohne Vokal (Mann) nicht gut ausſprechen könne. Die Theologie iſt ein Vokal. Aber die volle Stärke, Schönheit und klangreiche Tiefe dieſes Vokales tritt erſt in derjenigen Sylbe recht hervor, in welcher der zu dieſem Vokale gehörige Konſonant mittönt. Dieſe Sylbe heißt: Theologie und Naturwiſſenſchaft!

32. Die Theologie ſtrebt ganz unverkennbar nach dem höchſten, hellſten und umfaſſendſten Bewußtſein: nach dem Bewußtſein Gottes; ſie will Gott wiſſen, und dieſes Wiſſen für jeden, den danach verlangt, vermitteln. Sie will Gott wiſſen, heißt nicht, ſie will ſein Daſein wiſſen und beweiſen, ſondern es heißt: ſie will ſein Gottſein in ihrem Wiſſen fühlen und durchdenken; ſein Gottſein ſoll nicht ein ſtarres ihr Gegenüber bleiben, ſondern es ſoll in ihrem Bewußtſein liquid werden, und zugleich auch wieder concret.

33. Eine Wiſſenſchaft aber, die nach ſolchem Verſtändniſſe und Bewußtſein ringt, — wie könnte, wie dürfte ſie irgend ein in ſich aufzunehmendes Object unverſtanden in ſich aufneh-

men? Würde es sich für eine solche Wissenschaft schicken, wenn sie, wie eine Boa constrictor, Crudes verschlingen wollte? Es hieße doch aber wahrhaftig, die Natur ganz roh verspeisen wollen, wenn die Theologie die Natur ohne Weiteres als Natur in den Umkreis ihres Denkens aufnähme, und nicht als theologisch begriffene und durchdachte Natur! Allerdings hat zunächst die Naturforschung den Beruf, das Verständniß der Natur in das menschliche Denken einzuführen. Aber sie hat diesen Beruf doch nicht allein, weil sie allein ihm nicht genügen kann. Die Natur will nicht bloß naturhistorisch, sie will auch poetisch gefaßt und verstanden werden. Und wie die Poesie, so hat auch die Theologie ein Recht und eine Pflicht hinsichtlich der Natur. Auch die Theologie hat die Pflicht, ein Bewußtsein von der Natur zu gewinnen und zu vermitteln, und die Natur ihrem theologischen Sinne und Gehalte nach geistig zu empfinden. „Was kann beschämender sein für den Menschen, als wenn von seinem Geiste die Natur unter ihm nicht verstanden wird?" u. s. w. Günther Nord- und Südlichter S. 152.

34. Wir kommen hier auf die oben (Nro. 19.) angedeutete zweite Gruppe von Gründen, welche die Nothwendigkeit eines theologischen Durchdenkens der Natur als eine unabweisliche darthun. Diese Gründe gehen erwähntermaaßen aus dem speciellen Verhältnisse der christlichen Theologie zur Naturkunde hervor.

35. Schon im Heidenthume legt sich der innere Lebenszusammenhang zwischen Theologie und Naturforschung deutlich genug an den Tag. Im alten Heidenthume schmolz Gottheitsapperception und Weltapperception noch in Eins zusammen, wie leider! in der neuesten ästhetischen Frömmigkeit abermals geschieht. Die heidnische Mythologie war beides zugleich: Theologie und Naturphilosophie; die Einheit dieser beiden war eine noch unvermittelte, und darum auch unwissenschaftliche und unlebendige. Willkührliche Deutungen und Witzspiele hinsichtlich der alten Symbolik und Mythologie haben wir freilich überflüssig genug. Aber Bücher, wie das von Schweigger,

Einleitung in die Mythologie u. ſ. w. Halle 1836, ſollten wir mehr haben. Denn das Einſeitige, woran auch dieſes Buch leidet, wird von ſeinen übrigen Verdienſten bei Weitem überwogen. Die klaſſiſche Mythologie zu ihrem wahren, wiſſenſchaftlichen, vollen Verſtändniſſe zu erheben, iſt eine Aufgabe, die unſrer Theologie noch viel zu ſchaffen machen wird. Ich hoffe, ſie wird es bald erkennen, was ſie ihr, und was ſie ſich ſelbſt in dieſer Beziehung ſchuldig iſt. Vergl. hierzu Weiße's Aufſatz in dieſer Zeitſchrift IV. 1.

36. Wie unentbehrlich der chriſtlichen Theologie der wiſſenſchaftliche Verkehr mit der Naturkunde iſt, ergiebt ſich auf das Beſtimmteſte, ſowohl wenn wir das Verhältniß Gottes zur Welt, als auch wenn wir das Verhältniß der Menſchen zu Gott in Erwägung ziehen.

37. Faſſen wir das Letztere zuerſt in's Auge. Das Verhältniß der Menſchen zu Gott tritt in der Erlöſungslehre oder im 2. und 3. Artikel des apoſtoliſchen Symbolums am Ausgeſprochenſten heraus. Gewiß iſt, die Erlöſung der Menſchen iſt nur geſchichtlich zu begreifen. Einem Manne, wie dem Hrn. Dr. Günther, der dies ſelbſt ſo vortrefflich entwickelt hat, braucht man es wahrhaftig nicht erſt auseinanderzuſetzen, daß und wie die ganze Menſchengeſchichte ihre Wurzel oder ihre Quelle und ihr Lebensprincip in der Sünde und in der Erlöſung von der Sünde habe. Ohne Erlöſung keine Geſchichte, und ohne Geſchichte keine Erlöſung, — das unterliegt gar keinem Zweifel.

38. Hieraus folgt zunächſt, daß die Theologie ſich um die Geſchichte bekümmern muß; der Begriff der Geſchichte iſt einer von ihren Fundamentalbegriffen; ſie begreift die Erlöſung nicht, wenn ſie das eigenthümliche Etwas, was man Geſchichte nennt, nicht begriffen hat. Die Geſchichte begreifen, heißt aber, ihrer Idee ſich geiſtig ſo durchaus bemächtigen, daß dieſe Idee möglichſt reſtlos im Vernunftbewußtſein auf- und ausleuchtet. Und hier ſei denn gelegentlich bemerkt, daß die Theologie eine ihrer wichtigſten Obliegenheiten hinſichtlich der Geſchichte noch gar

nicht recht gefühlt, oder wenigstens nur schwache Versuche gemacht hat, ihr nachzukommen. Wir haben, außer einigen nicht eben gelungenen Unternehmungen dieser Art, noch kein Geschichtswerk, in welchem die Weltgeschichte von der Hauptidee des Christenthumes aus ergriffen und behandelt würde, so daß man sähe, wie der ganze, große, historische Entwicklungsgang der Welt auf dieser Idee, als auf seinem principium movens, beruhe. Es läßt sich aber auch ein solches Geschichtswerk gar nicht eher verfassen, als bis die dazu nöthigen und weitläuftigen Vorarbeiten vollbracht sind. Und diese Vorarbeiten bestehen zum Theil eben so, wie bei den theologischen Erforschungsbestrebungen der Natur, im Ziehen von Parallellinien nach allen möglichen Zeiträumen und geschichtlichen Erscheinungen hin. Erst müssen wir eine hinlängliche Sammlung von geschichtlichen Parallelen, oder vielmehr von historischen Beleg- und Erläuterungsstellen, zu den biblischen Ideen haben, ehe aus diesem Materiale die Haupt- und Grundstriche zu jenem vorhin erwähnten theologischen Geschichtsbilde hergenommen werden können. Wie es eine angewandte Mathematik giebt, so muß es auch eine historisch angewandte Theologie geben, d. h. eine auf die Thatsachen der Geschichte bezogene und angewendete christliche Glaubenswissenschaft.

39. Augenscheinlich ist die Geschichte Geschichte des Menschen. Der Mensch, und zwar der Gattungsmensch, ist Gegenstand und Inhalt der Geschichte. Mithin kann die Geschichte nicht schlechthin als Geschichte begriffen werden, sondern sie muß begriffen werden als Geschichte des Menschen oder der Menschen. Kann sie denn nun wohl begriffen werden als Menschengeschichte, ohne daß der Mensch als Mensch begriffen worden wäre, oder begriffen zu werden brauchte? Kann es einen vernünftigen Geschichtsbegriff geben, ohne vorausgegangenen Begriff von dem Vermögen der Menschennatur zur Geschichte und seiner Bestimmung für die Geschichte? Würde dann die Menschheit eine Geschichte haben, wenn sie nicht die Geschichtsfähigkeit von Hause aus in sich trüge?

40. Somit zeigt ſich an und in der Erlöſungslehre der Punkt eines nothwendigen Zuſammentreffens der Theologie mit der Naturkunde. Dieſer Punkt heißt Anthropologie. Die Theologie hat es nie verhehlt oder verkannt, daß ſie einen locus de homine in ſich habe und haben müſſe. Dieſem locus iſt aber ganz unleugbar das Bedürfniß, ſich auf die Naturkunde einzulaſſen, an- und eingewachſen. Die Theologie wird ohne dieſe Einlaſſung eine gründliche Anthropologie, wie ſie ſie braucht, nun und nimmermehr erzeugen. Homunkuluſſe, wie der im Fauſt, mag ein Dogmatiker, ſobald er an die Erlöſungslehre kommt, wohl fabriciren, wenn er von den Naturwiſſenſchaften Nichts verſteht; und die Erfahrung hat es klar genug erwieſen, was für monstra und ideale Wechſelbälge, in denen auch nicht ein Fünklein von Wahrheit und Leben iſt, unter dem Titel: ecce homo! in den theologiſchen Compendien aufgeführt werden! Aber ein wirkliches und wahrhaftiges Conterfei von dem erlöſungsbedürftigen Menſchen wird der Dogmatiker zuverläſſig nicht entwerfen können, wenn er ſich nicht erſt eine friſche und wahrhaftige Anſchauung von dem naturhiſtoriſchen Menſchen verſchafft hat.

41. Freilich giebt es Theologen, denen ihre Homunkuluſſe ſo an's Herz gewachſen ſind, wie den Kindern ihre Puppen, und die deshalb die Uebereinkunft unter ſich getroffen haben, ſie wollen gegenſeitig dieſelben für wahre Menſchen anſehen und gelten laſſen, ſo wie ja auch die Kinder ſich hinſichtlich ihrer Puppen auf ähnliche Weiſe mit einander verſtändigen. Wer wird gern ein Spielverderber ſein wollen! Soll Nichts dabei herauskommen, als Spaß und geiſtige Erheiterung, ſo kann man dieſe Theologen wohl gewähren laſſen. Handelt ſich's aber um Wiſſenſchaft, um ächt wiſſenſchaftliches Erkennen und Begreifen, — ja, dann muß die Gutmüthigkeit ein Ende haben, dann müſſen die Homunkuluſſe aufhören, für wirkliche Menſchen zu gelten! dann kommt es nicht mehr darauf an, was man beliebig für dies und das ausgeben und hinnehmen will, ſondern darauf, was objectiv wahr und wirklich iſt.

42. In Absicht auf die wirkliche Menschennatur ist die Theologie, als Theologie, nicht eigentlich Sachverständige, wie nahe ihr auch in gewissem Betrachte dieser Gegenstand liegt; ebensowenig als der Arzt eigentlich Sachverständiger ist in Hinsicht auf chirurgische Discussionen. Sondern der eigentliche Sachverstand von dem genannten Objecte ist in demjenigen Theile der Naturwissenschaft zu suchen, der darauf eigends studirt hat. Und darum kann es der Theologie gar nicht erlassen werden, da sie den Begriff der wirklichen Menschennatur nicht missen kann, sich hierüber bei der naturhistorischen Anthropologie Belehrung zu holen. Erst auf dieser Basis wird sich eine theologische Anthropologie construiren lassen, die wirklichen wissenschaftlichen Werth und Gehalt hat.

43. Die Erlösungslehre zieht übrigens noch an einer andern, als an der genannten Stelle, ein Rücksichtnehmen auf die Natur und ihr Lebensgebiet unausbleiblich herbei. Es ist die Stelle, wo der Parsismus um Verständniß und Würdigung einer seiner Haupttendenzen bittet.

44. Wenn Bettina die Frage aufwirft, ob vielleicht der Mensch die Natur erlösen solle? so hätte sie nicht bloß von den alten Parsen, sondern auch vom Apostel Paulus, und von allen verständigen christlichen Philosophen und Theologen die zuversichtliche Bejahung dieser Frage vernehmen können. Es ist eine Hauptbestimmung des Menschen, der Natur ein Messias zu sein oder zu werden, oder die Kraft und Fülle der von oben empfangenen Verherrlichung auf die ihm untergebene Natur überzutragen. Die Erde paradiesisch zu regeneriren ist der erhabene und schöne Beruf der Erlösten des Herrn. Hier greifen Ethik und Physik so tief und wesentlich in einander ein, daß nur Stockblinden dieses Eingreifen verborgen bleiben kann. Vergl. v. Baader die Ethik als Physik u. s. w. München 1813. 4. —

45. Das andre, oder vielmehr das erste Verhältniß, welches vorhin als dasjenige bezeichnet wurde, bei welchem die Theologie sich der Naturstudien gar nicht entschlagen kann,

ist das Verhältniß Gottes zur Welt. Dies Verhältniß wird im ersten Glaubensartikel, in der Lehre von der Schöpfung, zur Sprache gebracht.

46. Es war eine unglückliche Idee von Schleiermacher, den Artikel von der Schöpfung als einen für die Theologie ziemlich gleichgültigen und unbedeutenden Artikel anzusehen und zu behandeln. Ja, man kann es kaum anders, als eine Bornirtheit nennen. Sein sonst so heller, scharfer Geistesblick stieß hier auf einen zugemachten Fensterladen.

47. Wenn irgend Einer, so hat sich Herr D. Günther um die oft verkannte ächt christliche Bedeutsamkeit der Kreationsidee die größten Verdienste erworben. Er hat es in das hellste Licht gesetzt, daß diese Idee, weit entfernt, eine nur beiläufige in der christlichen Glaubenswissenschaft zu sein, vielmehr eine der allerwesentlichsten und einflußreichsten, und die conditio sine qua non der ganzen christlichen Theologie ist. Es ist zu hoffen und zu erwarten, daß die Theologie dies nie wieder vergessen wird. Eine christliche Theologie ohne die biblische Kreationslehre, — in der That! das ist beinahe wie jenes berühmte Messer ohne Stiel, woran die Klinge fehlt!

48. Wird aber dies anerkannt, wird die creatio zur Hauptthüre in die Theologie hereingelassen, so möchte ich doch in aller Welt wissen, wie man es anfangen wollte, um ihr annexum, die creatura, nicht mit herein, sondern draußen zu lassen, und von aller theologischen Reflexion ganz und gar auszuschließen!

49. Das müßte fürwahr ein sehr dictatorischer und riesenfaustiger Wille sein, der hier als Wallenstein zwischen Max und Thekla treten, und den kategorischen Imperativ: scheidet! zur Vollziehung bringen wollte! Theologisch, christlich theologisch könnte ein solches Verfahren unmöglich heißen; schon aus dem Grunde nicht, weil dem christlichen Theologen das Wort der Schrift gesagt ist: was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden!

50. Den Artikel von der Schöpfung zum Verständnisse

Bayerische Staatsbibliothek München

bringen wollen, und doch die Natur als etwas Unverstandenes dahingestellt sein lassen, sie ohne Weiteres für Etwas erklären, was einer theologischen Durchdenkung nicht bedürftig und nicht werth sei, und doch dabei die Anforderung an den Glauben machen, sie für ein Werk Gottes hinzunehmen, — das wäre kein Widerspruch, keine Inconsequenz? Wie ist es möglich, muß man fragen, das Eine Schöpferwort zu zerreißen, und nur die eine Hälfte desselben in das theologische Bewußtsein von der Weltschöpfung hereinleuchten zu lassen? Die andre Hälfte aber in die Finsterniß der Nichtbeachtung und des Ignorirens hinauszustoßen? Ist denn Gott bloß der Juden Gott, und nicht auch der Heiden? Ist denn der Schöpfer bloß der Schöpfer des Gnadenreiches, und nicht auch der Schöpfer des Naturreiches?

51. Suchen wir den Gegenstand, um den sich's jetzt handelt, bestimmter und schärfer zu fassen. Bedienen wir uns zu diesem Zwecke der gangbaren Kategorieen von Natur und Geist. Natur und Geist sind Gegensätze; darüber herrscht wohl in der Wissenschaft kein Streit. Vgl. Günther Nord- und Südlichter S. 113. 208. u. a. O. Die Wissenschaft erklärt mit Recht jede Denkweise für falsch und irrig, welche diesen gegensätzlichen Charakter verwischt, oder nur eine graduelle, keine specifische Verschiedenartigkeit zwischen Natur und Geist gelten lassen will. Aber die Wissenschaft darf sich auch nicht weigern, anzuerkennen, daß es mit dem bloßen Denken des Gedankens der Gegensätzlichkeit noch keineswegs gethan sei. Daraus, daß Natur und Geist als Gegensätze gedacht werden, folgt keineswegs ohne Weiteres das richtige Gedachtwerden dieses gegensätzlichen Verhaltens. Es zeigt sich vielmehr gar häufig ein Denken in dieser Beziehung, welches darin zwar ein richtiges Denken ist, daß es die genannten Gegensätze als entschiedene und wesentliche Gegensätze denkt; darin aber doch ein unrichtiges Denken, daß es das Wesen dieser Gegensätzlichkeit in Etwas sucht und findet, worin diese Gegensätzlichkeit gerade nicht besteht.

52. Der Geist ist das Andre der Natur. Sehr wahr!

Der Geist ist das Jenseitige der Natur. Nicht minder wahr! Der Geist ist das absolut Naturfreie. In gewissem Sinne auch vollkommen richtig. Die Natur ist nicht, und ist nicht mehr im Geiste. Das Sein der Natur ist ein Sein, das es nie und nirgends bis zum Geiste bringt. Nie und nirgends kann die potenzirte Natur Geist sein oder werden. Der Geist hat zwar die Natur zu seiner Voraussetzung, d. h. sein Geistsein, oder richtiger sein sich-als Geist Erfassen und Erweisen ruht wesentlich auf seinem Bewußtsein, nicht Natur zu sein, nicht das zu sein, was er als die außer und unter sich seiende Objectivität begreift und weiß; aber wenn auch der Geist die Natur zu seiner Voraussetzung hat, so kommt er doch deshalb nicht aus der Natur her, und ist nicht die Efflorescenz der Natur. Demnach wäre denn nun wohl der Geist nicht allein das Naturfreie, sondern auch das aller Natur sich völlig entäußert Habende, und nichts, gar nichts Natürliches mehr in sich Tragende? Falsch, ganz falsch gefolgert!

53. Hier ist die Klippe! Der Geist wird, weil naturfrei, auch naturlos gedacht. Naturlos und naturfrei ist aber zweierlei; dieses schließt jenes durchaus nicht nothwendig ein. Der Geist ist allerdings Nicht-Natur; daraus folgt aber nicht er sei Un-Natur. Man übersieht den so einfachen und so nahe liegenden Unterschied im Begriffe des Wortes Natur. Es ist etwas ganz Anderes, ob ich den Gedanken Natur denke, oder ob ich den Gedanken denke: die Natur. Die Sphäre des Gedankens Natur ist zwar vorzugsweise in dem Gedanken: die Natur — enthalten; aber sie geht keineswegs gänzlich in dieser Sphäre auf, sondern sie erstreckt sich über dieselbe hinaus. Und so ist die Sphäre des Gedankens: der Geist — der Sphäre des Gedankens: die Natur — zwar ganz entrückt; nicht aber der Sphäre des Gedankens Natur. Gleicherweise verhält sich's auch mit den Begriffen Geist und der Geist, so daß man sagen muß: die Natur ist nicht ohne Geist, obwohl der Geist sein Wesen und Dasein nicht in der Natur hat; und der Geist ist nicht ohne Natur,

obwohl die Natur nicht das Sein und Wesen des Geistes hergiebt.

54. Es versteht sich von selbst, wenn wir hier die Gegensätze von Natur und Geist einander gegenüberstellen, daß wir den absoluten Geist dabei vor der Hand aus dem Spiele lassen. Wir haben es hier zunächst nur mit demjenigen Geistsein zu thun, welches mit dem Natursein zusammen die Welt, als die Schöpfung Gottes, constituirt.

55. Hat sich nun im Vorigen ergeben, daß, ihrer wesentlichen Verschiedenartigkeit ungeachtet, dennoch eine mehr als negative Bezüglichkeit auf einander zwischen Geist und Natur stattfindet, so wird sich das für einander Sein dieser beiden Sphären, in denen das Weltall zur Entwickelung kommt, noch weit bestimmter herausstellen, wenn wir nunmehr zu der höheren Auffassung fortschreiten, und vom Begriffe Schöpfer aus auf beide hinsehen.

56. Da derselbe Schöpfer der Natur, wie des Geistes, ist, so kann eines Theils eine chinesische Mauer zwischen der Natur und dem Geiste für ihn nicht existiren. Das schöpferische Wissen des Geistes kehrt nicht ängstlich und schüchtern um, wenn es, das Geistesgebiet durchdenkend, an das Naturgebiet kommt, indem es sich sagt: da hinein darfst du dich nicht erstrecken, du könntest sonst deiner Spiritualität verlustig gehen! Das schöpferische Wissen spaltet sich nicht in ein zwiefaches und perpetuirlich auseinander gehaltenes hinsichtlich der Natur und des Geistes, so daß er der einen Wissensform und Richtung immer nur für das Eine sich bediente, und sich in Acht nähme, die für die zwei verschiedenen Welthälften ganz verschieden eingerichteten Denkweisen nicht mit einander zu verwechseln; sondern, wie es Ein Wollen ist, welches den Geist und die Natur will, so ist es auch Ein Wissen, welches das Sein der Natur und des Geistes weiß. Vgl. Günther Nord- und Südlichter S. 145. Oder so: dem Denken des Schöpfers kann in der ganzen Schöpfung unmöglich irgendwo etwas undurchdenklich sein; sein Denken, welches bei dem einen

Objecte als ein paſſendes ſich erweiſt, kann nicht bei dem andern Objecte als ein unpaſſendes ſich kund geben, ſo daß das Durchdenken des Geiſteslebens unfähig wäre, auch das Naturleben noch zu durchdenken, und folglich nach durchdachter Geiſteswelt zum Durchdenken des Naturreiches erſt ein andrer Denkſchlüſſel herbeigeholt werden müßte, weil der Denkſchlüſſel, der die Geiſteswelt dem Bewußtſein aufſchließt, keinen Aufſchluß über das Naturreich gäbe oder bewirkte.

57. Da der Schöpfer Schöpfer der Natur, wie des Geiſtes, iſt, ſo kann andern Theils keins von Beiden, weder die Natur, noch der Geiſt, mit der abſoluten Gleichgültigkeit gegen das Andre behaftet ſein; ſondern es muß jedem von Beiden das Mögen des Andern an- und eingeboren ſein; die Natur muß den Geiſt mögen, und der Geiſt die Natur, und dies wird ſich bei beiden als eine Ermöglichung in Hinſicht auf einander manifeſtiren; der Geiſt wird ſich als Geiſtnatur (in organiſcher Entwicklung), und die Natur als Naturgeiſt bethätigen (in dynamiſcher Wirkſamkeit).

58. Beſſer: die Natur wäre nicht das Geſchöpf Gottes, wenn ſie nicht zu und nach dem Geiſte hinwärts geſchaffen wäre. Die Natur wäre das Werk eines Andern, wenn ſie gar keine Angelegtheit hätte und zeigte Baſis des Geiſtes und der Geiſteswelt zu werden. Soll die Natur das Werk deſſen ſein, der den Geiſt und die Geſchichte des Geiſtes in der geiſtigen Weltentwickelung will, ſo muß ſie ſo angelegt und beſchaffen ſein, daß ſie dieſes Geiſtſein und dieſe Geiſtesentwickelung nicht unmöglich, ſondern möglich macht. Iſt die Natur in keinem Stücke, in keiner Hinſicht, darauf berechnet, mit dem Geiſte zuſammen die Welt auszumachen, ſo iſt das Zuſammenſein der Natur und des Geiſtes kein vom Schöpfer gewolltes, ſondern ein zufälliges; eine Natur, die keine Zubereitetheit hat, dem Geiſte zu dienen, kann den Urheber des Geiſtes nicht zum Urheber haben.

59. Hier öffnet ſich die tiefe, finſtre, breite Kluft zwiſchen dem Fühlen der Natur und des Weltalls, und zwiſchen dem

kirchlich-theologischen Denken Gottes, deren Dasein, ehe wir weiter gehen, wir uns erst recht zum Bewußtsein bringen müssen. Wir brauchen zu diesem Behufe uns zunächst nur an Göthe und an seine Poesie und Weltanschauung zu erinnern; ja wir haben in dieser Beziehung auch einzelne, bestimmte Aussprüche von ihm vor Augen. Vergl. Eckermann Gespräche mit Göthe 2, S. 296 u. a. m.

60. Nicht bloß von Göthe, auch von Andern ist es oft genug angedeutet worden, daß zwischen dem Weltallsgotte und zwischen dem Bibel- und Theologengotte ein bedeutender Widerspruch, wenigstens für unser Gefühl, bestehe; aber unsre Theologen haben diese Hindeutungen selten oder nie recht beachtet; nämlich nicht so, daß sie wirklich Frucht bringend für die Theologie geworden wären. Neben dem Gottheitsbegriffe, der sich vom christlichen Unterrichte her in uns abgesetzt hat, wächst allmählig, so wie unser Naturbewußtsein sich erweitert und vertieft, ein andrer Gottheitsbegriff empor, der mit jenem je länger je mehr in einen entschiedenen Conflict tritt. Jenen, als den unsern subjectiven, menschlichen Interessen und Stimmungen entsprechenden, möchten wir nicht gern aufgeben; und doch getrauen wir uns kaum, ihn diesem gegenüber, welcher dem Begriffe vom All der Dinge conformer zu sein scheint, für den wahren und hinlänglichen zu halten. Es ist uns zu Muthe, als passe das von dem Gotte des christlich kirchlichen Glaubens Gesagte nur auf die eine Seite des gottheitlichen Wesens, nemlich nur auf diejenige, die zum Besten der menschlichen Anschauung und Auffassung in einen engen Rahmen eingefaßt worden sei, und als sei außer dieser einen Gottheitsidee und jenseits ihrer Einrahmung noch eine ganz anders beschaffene, dem großen All der Dinge und Gestirne zugewendete Seite vorhanden, zu welcher sich die zuerst genannte fast wie eine schöne Illusion verhalte.

(Schluß im nächsten Hefte.)

Die philosophische Literatur der Gegenwart.

Von

Prof. Dr. Weiße.

Zweiter Artikel.

Die jüngere Hegelsche Schule. Die Hallischen Jahrbücher. Feuerbach. Strauß. Frauenstädt.

Das Hegelsche System ist noch immer unter den philosophischen Lehren der Gegenwart die einzige, welche den Muth hat, sich für identisch mit der Philosophie der Gegenwart überhaupt auszugeben. Dies, und der Umstand, daß es, wenn auch zum Theile nur als Gegenstand der Kritik und Polemik, allerdings bis jetzt einen Mittelpunkt der philosophischen Bestrebungen gebildet hat, und vielleicht noch auf lange Zeit hin solchen zu bilden verspricht, wird es als natürlich erscheinen lassen, wenn, nachdem wir in unserm ersten Artikel einen doppelten, mit jener Philosophie selbst aus gleicher Wurzel stammenden Gegensatz zu ihr, den aber erst die neueste Zeit in einigen umfassenderen Werken namhafter philosophischer Schriftsteller an's Licht gebracht, betrachtet haben, wir jetzt zunächst uns dieser, von der einen Seite so laut und unermüdlich gepriesenen, von der andern mit so großem Kraftaufwande bekämpften „Philosophie der Gegenwart" zuwenden, eben wiefern sie der unmittelbaren, nächsten Gegenwart angehört.

Daß die letztvergangenen Jahre eine bedeutende Krisis für diese Philosophie herbeigeführt haben, liegt vor Jedermanns Augen, und wird schwerlich von irgend einem Hegelianer, selbst der strictesten Observanz, noch in Abrede gestellt. Es gab eine Zeit, und sie dauerte noch einige Jahre nach dem Tode ihres

Urhebers fort, wo die Anhänger dieser Philosophie sich der Illusion hingeben konnten, als sei es ihnen beschieden, in einem Sinne, wie noch keine frühere Philosophie sich dessen rühmen konnte, sich als die herrschende Schule der Gegenwart geltend zu machen und zu behaupten. Wie nach Innen durch die Macht der siegenden Wahrheit, so nach Außen durch ein festgegründetes Bündniß mit Staat und Kirche, durfte man, nicht bloß für unsere Zeit, sondern für alle Zeiten, das Ansehen einer Doctrin gesichert glauben, welche, während sie sich durch die ihr eigenthümliche Behandlung der Geschichte dieser Wissenschaft in den Besitz des Geheimnisses gesetzt zu haben rühmte, den Inhalt der philosophischen Erkenntniß aller Zeiten und aller Systeme, selbst den scheinbar entgegengesetzten und widersprechenden, in sich zu vereinigen, und den Gang der Entwicklung dieser Erkenntniß für alle Zeiten abzuschließen, zugleich, durch ihre Auffassung des Gegebenen auf den Gebieten des Staates und der Kirche, den alten Streit der philosophischen Speculation mit diesen beiden Mächten beendigt und, gleichfalls für alle Zeiten, zwischen dem philosophisch Geforderten und dem kirchlich und politisch Bestehenden den reinsten Einklang hergestellt zu haben schien. Jedermann weiß, wie der Charakter der ältern Schule Hegels, derjenigen, die sich nicht nur in der Methode und den wissenschaftlichen Hauptresultaten, sondern auch in der Färbung des Ausdrucks, in gewissen Lieblingssentenzen und banalen Redensarten, und in der Richtung der nach Außen gehenden populären Didaktik und Polemik auf das Engste an den Meister anschloß, wesentlich auf dieser doppelten Voraussetzung beruhte, eines Theils, daß die geschichtliche Entwicklung der Philosophie, obwohl, bis auf Hegel, eine organische und immanent nothwendige, mit Hegel vollendet und für immer abgeschlossen sei; sodann, daß in diesem Abschlusse zugleich der Gegensatz der Philosophie zu den Gestaltungen des Staates und der Kirche, die ihrerseits einen entsprechenden Prozeß organischer Entwicklung haben durchgehen müssen, sich löse und versöhne, und fortan die Interessen der Philosophie mit den

Interessen des Staates und der Kirche Hand in Hand gehen, jene in diesen ihre Realität und Wirklichkeit, diese in jener ihre Wahrheit und das Bewußtsein ihrer selbst gewonnen haben. Daß mit diesen Voraussetzungen die Philosophie Hegels in Allem und Jedem, was ihre besondere Eigenthümlichkeit ausmacht, nothwendigerweise sowohl stehen als fallen müsse, war ein innerhalb wie außerhalb der Schule weit genug verbreitetes Vorurtheil. Wenn die Ereignisse der letzten Jahre dieses Vorurtheil zerstört haben, wenn Spaltungen innerhalb der Schule selbst, die, früher nur im Finstern schleichend, jetzt zum offnen Ausbruche gekommen sind, auf die Nothwendigkeit einer weiteren Fortbildung der Philosophie über die Gränzen hinaus, welche dem Systeme von seinem Urheber vorgezeichnet waren, wenn Conflicte, in welche das System durch die aus ihm gezogenen Consequenzen mit dem Geltenden im Staate und in der Kirche verwickelt worden ist, auf die Unvermeidlichkeit weiterer Gegensätze, — solcher, die durch die Philosophie noch nicht gelöst sind, sondern in welche sie selbst als kämpfende Parthei eintritt, — in der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit überhaupt hingewiesen haben: so mag dies von den Anhängern jener alten Schule als ein Unglück, als eine Niederlage beklagt werden: die Philosophie selbst, und zwar ausdrücklich die Hegelsche, d. h. diejenige, welche das Princip Hegels in sich aufgenommen hat, wird sich vielleicht Glück wünschen, eine Illusion zerstört zu sehen, welche ihre freie Fortbildung nur hemmen konnte, zur Verhandlung der großen weltgeschichtlichen Interessen in Staat und Kirche aber sie nothwendig in eine falsche Stellung bringen mußte.

In diesem Sinne nun haben sich wirklich schon mehrfach die Wortführer einer Parthei ausgesprochen, welche, von den Anhängern jener ältern Schule zwar, theils mit Erbitterung bekämpft, theils mit Geringschätzung verworfen, doch im Publikum schon mehrfach mit dem Namen der jüngern Hegelschen Schule bezeichnet worden ist. Die Losung zur ausdrücklichen, offenkundigen Trennung dieser Fraction von der ältern Schule

hat bekanntlich eine Anklage gegeben, welche von einem Gelehrten, der, nicht selbst Philosoph, früher sich theils durch zufällige persönliche Verhältnisse, theils in Folge der ausgesprochenen kirchlichen und politischen Tendenzen des ältern Hegelianismus, demselben angeschlossen hatte, gegen die jüngern Bekenner dieses Systems erhoben ward, nachdem die radicale Verschiedenheit der Tendenzen dieser Jüngeren von der seinigen in einem gegen ihn selbst gerichteten Angriffe an's Licht getreten war. Bis dahin hatte der größere Theil dieser Jüngeren, so gut er sich auch der Differenz seiner Richtung von der in der Schule vorwaltenden und von der eigenen des Meisters bewußt war, doch, aus leicht begreiflichen Gründen, die Vortheile nicht aufgeben wollen, welche aus dem Bündnisse seiner ältern Glaubensgenossen mit der öffentlichen Autorität auch für ihn erwuchsen; er hatte es daher vorgezogen, die bedenklichen Punkte jener Differenz, wenigstens im schriftlichen Vortrage, entweder unberührt zu lassen, oder sich, bei unvermeidlicher Erörterung derselben, der einmal geltenden, doppelsinnigen Ausdrucksweise anzubequemen. Als aber, nach Erhebung jener Anklage, der sich doch nicht direct widersprechen ließ, der Schleier, der bisher jene Differenzpunkte bedeckte, zerrissen, und die Aussicht auf ein möglicher Weise ungetrübt aufrecht zu erhaltendes Einverständniß der Schule, als solcher, ohne anderweite Bürgschaft für die loyale Gesinnung ihrer einzelnen Glieder, mit den Autoritäten in Staat und Kirche verschwunden war: da fand sich bald, daß man keine bessere Parthie ergreifen konnte, als, mit völliger Abwerfung der Maske, geradezu in die Opposition zu treten, und gegen die ältere Fraction der Schule nicht minder, wie gegen die kirchlichen und politischen Doctrinen, denen sich dieselbe zunächst angeschlossen, den Schild zu erheben. Zur Ermuthigung derer, welche sich solches zu thun veranlaßt fanden, trug nicht wenig bei der Vorgang des kühnen Strauß, der schon vor jenem kritischen Momente alle bisherigen Convenienzen der Schule von sich abgeschüttelt, und, indem er mit den Mächten, an welche sich diese anzulehnen liebte, unwider-

ruflich gebrochen, ſich eben dadurch eine Popularität erworben hatte, welche Manchen wohl beneidenswerther dünken mochte, als Alles, was durch die Gunſt jener Mächte zu gewinnen war. War das Werk dieſes Kritikers von der Schule anfangs mit unwilliger Verlegenheit, ja mit der deutlich kundgegebenen Abſicht, ſeinen Verfaſſer von ihrer Gemeinſchaft auszuweiſen, aufgenommen worden: ſo fand deſſen Tendenz nunmehr einen um ſo begeiſtertern Anklang in den Reihen dieſes jüngern Geſchlechts, je willkommener es demſelben ſein mußte, den Weg, den es betreten wollte, ſchon gebahnt, und die erſten und bedenklichſten Schwierigkeiten, die ihm auf demſelben zu begegnen drohten, überwunden zu finden.

Es lag in der Natur der Sache, daß von dem Augenblicke an, wo ſich in dem hier angedeuteten Sinne eine jüngere Hegelſche Schule factiſch conſtituirt hatte, die ältere nicht mehr in der bisherigen Weiſe fortbeſtehen konnte. Denn in dieſem Factum ſelbſt war allzudeutlich der Beweis gegeben, daß ein Syſtem, welches ſolche Gegenſätze in ſich hegen oder aus ſich erzeugen konnte, noch nicht in der Weiſe, wie es dort die Vorausſetzung iſt, fertig und in ſich abgeſchloſſen ſein kann. Man hätte mit ganz anderer Entſchiedenheit, als es ſich wirklich thun ließ, die Gegner durch die klaren Worte des Meiſters widerlegen müſſen, wenn man irgendwo außerhalb der Schule, oder wenn man auch bei den unbefangnern Gliedern der Schule ſelbſt hätte Gehör finden wollen für die Behauptung, als ſei alles das, was durch den Widerſpruch der jüngeren Fraction jetzt auf's Neue in Frage geſtellt ward, durch die authentiſche Lehre des Meiſters längſt abgemacht und erledigt. Der Sieg, den die jüngere Schule durch die einfache Thatſache ihres Auftretens über die ältere errungen hat, iſt in dieſem Sinne der vollſtändigſte, der ſich überhaupt denken läßt. Es bleibt fortan keinem Schüler Hegels, wenn er anders nicht, wie es wohl Einem oder dem Andern begegnet iſt, durch ſein Verſtummen, durch ſein Abtreten vom Schauplatze des philoſophiſchen Kampfes, ſich überwunden geben will, eine andere

Wahl, als, entweder ſich in ſeinem Bekenntniſſe der jüngern Schule anzuſchließen, oder es ſich einzugeſtehen, daß es, um dieſen Feind zu bezwingen, welcher dem Syſteme aus ſeiner eignen Mitte heraus erſtanden iſt, noch eines Mehreren bedarf, als nur der in altgewohnter Weiſe fortgeſetzten Wiederholung oder Amplificirung desjenigen Lehrgehaltes, welchen die Schule als ihr von dem Meiſter überkommenes Erbtheil bewahrt. — Sollte unter den ältern Freunden und Schülern Hegels dieſe letztere Ueberzeugung die Oberhand gewinnen (und warum wollten wir dies nicht für das Wahrſcheinlichere halten, da ja bekanntlich eine alte Erfahrung dafür ſpricht, daß einmal Auseinandergegangenes nicht in dem einen oder dem andern der entgegengeſetzten Glieder, ſondern nur in einem Dritten, Höheren, ſeine Wiedervereinigung zu finden pflegt?): ſo wäre Ausſicht vorhanden, daß nun erſt im wahrhaften Wortſinne, — in demjenigen Wortſinne, in welchem das Alterthum alle ächte philoſophiſche Speculation der ſpätern griechiſchen Zeit unter dem Begriffe einer „Schule des Sokrates" zuſammenfaßte — eine Schule Hegels entſtehen wird. Von dieſem Sinne nämlich iſt, was ſich jetzt die jüngere Schule dieſes Denkers nennt, zur Zeit vielleicht eben ſo weit entfernt, wie jene ältere Schule es war, von der bereits vor eilf Jahren Schreiber dieſes bemerkte, daß ſie, ſo betrachtet, wie ſie ſelbſt damals ſich betrachtet wiſſen wollte, vielmehr eine Secte, als eine Schule zu nennen ſei; obgleich der Fortſchritt von der erſten zur zweiten immer in ſo fern ein Fortſchritt iſt, als von der zweiten jene allgemeinen Bedingungen der Freiheit des Philoſophirens, ohne welche es zu einer Schule in jenem dritten und wahrhaften Sinne nimmer würde kommen können, wenigſtens in abstracto anerkannt werden.

Der Unterſchied der jüngern Hegelſchen Schule von der ältern kann ſich zunächſt nur auf eine Verſchiedenheit der Auslegung des gemeinſchaftlichen Meiſters zurückzuführen ſcheinen. Doch iſt dieſe Verſchiedenheit nicht ſo bedeutend, wie man vielleicht außerhalb der Schule hin und wieder es ſich vorſtellt.

Was namentlich die großen theologiſchen Fragen betrifft, um die ſich der Streit hauptſächlich zu drehen ſcheint: ſo waren es auch innerhalb der ältern Schule immer nur Einzelne, welche die Accommodation der Ausdrucksweiſe an die kirchliche Orthodoxie, worin der Meiſter ſelbſt vorangegangen war, bis zu jener von der jüngern Schule als ſcholaſtiſch bezeichneten Aufputzung und Zurechtmachung des geſammten dogmatiſchen Syſtems der Kirche forttrieben, die jetzt mit Fug und Recht als eine factiſche Verunſtaltung des ächten Sinnes der Hegelſchen Lehre bekämpft wird. Ueber dieſen Sinn ſelbſt haben ſich auch dort immer nur Wenige täuſchen können; aber wie es in dem Meiſter ſelbſt aufrichtige Ueberzeugung war, daß die Kirche mit ihren Dogmen nie etwas Anderes gewollt oder gemeint habe, als das auch von ihm Gewollte und Gemeinte, ſo dürfen wir es wohl auch als die im Ganzen und Großen ehrlich gemeinte Vorausſetzung der Schule hinnehmen, nicht, daß Hegels Lehre die Lehre der Kirche, ſondern umgekehrt, daß die Kirchenlehre die Lehre Hegels ſei, daß, mit andern Worten, der ſcheinbare Unterſchied beider Lehren ſich auf eine Verſchiedenheit der Ausdrucksweiſe zurückführe, indem die Kirche zwar die Sprache der religiöſen Vorſtellung, die Philoſophie aber die Sprache der denkenden Vernunft rede. Will man hier noch von einer Verſchiedenheit der Auslegung reden, ſo iſt die richtige Auslegung Hegels offenbar auf Seiten der ältern Schule; und die jüngere Schule, wenigſtens die Umſichtigern und Beſonnenern unter ihren Gliedern, ſind auch weit entfernt, dies zu verkennen. So hat Strauß ein Bewußtſein darüber ausgeſprochen, daß es ſich bei dem Meiſter der Schule keineswegs einer günſtigen Aufnahme für ſein kritiſches Werk zu verſprechen gehabt haben würde. Und gewiß hatte Hegel von ſeinem Standpunkte aus gutes Recht, dieſes Werk und mit ihm die geſammte kritiſche Tendenz ſeines Verfaſſers zu verwerfen. Das Wahre, was auf dieſem Wege erreicht werden mag, würde er befugt geweſen ſein, als ein für den Mann von philoſophiſcher Einſicht ſich von ſelbſt Verſtehendes zu bezeichnen,

das Bestreben aber, dieses Wahre auch dem kritischen Verstande des Nichtphilosophen einleuchtend zu machen, als einen verderblichen Vorwitz, der nur dienen kann, aus den Gemüthern dieser Laien die vorstellende Religiosität zu entfernen, ohne ihnen die philosophische Einsicht dafür zu geben. Sind ja doch jene Widersprüche, in welche die Kirchenlehre den Verstand verwikkelt, deren Aufzeigung sich Strauß sowohl in seinem Leben Jesu, als auch neuerdings in seiner Glaubenslehre zum alleinigen Geschäfte gemacht hat, — sind sie ja doch nach Hegel an sich selbst nichts weniger, als ein Uebel, und als solches, um der philosophischen Einsicht Platz zu machen, vor Allem zu beseitigen, sondern ganz im Gegentheile, — als Steine des Anstoßes und Aergernisses für den gemeinen, endlichen Verstand, an denen dieser Verstand zerschellen soll, — ein unschätzbarer Gewinn für die ächte Speculation, welche dergleichen Steine, wenn sie nicht schon im Wege lägen, ihrerseits herbeizuschaffen Sorge tragen müßte. Davon nicht zu sprechen, daß Hegel (der freilich durch seine Verstimmung gegen historische Kritik überhaupt verleitet ward, das Kind mit dem Bade auszuschütten, und mit der geistlosen, negativen, zugleich die geistvolle, positive Kritik, z. B. eines Niebuhr, zu verwerfen) scharfblickend genug war, um den bei allen formalen Vorzügen oberflächlichen und substanzlosen Hauptgedanken der von Strauß geübten Kritik auf den Grund zu sehen. Wie er denn z. B. in dem „Leben Jesu" den Grundmangel einer gediegenen Anschauung des ächt historischen Kernes der evangelischen Geschichte nach seiner eigenen, wie Ref. anderwärts dargethan hat, mehrfach, namentlich in seiner Religionsphilosophie und den Vorlesungen über Philosophie der Geschichte, bethätigten Anschauung dieses Kernes, ohne Zweifel sogleich beim ersten auf das Strauß'sche Werk geworfenen Blicke entdeckt haben würde.

Wenn also auch von Seiten der jüngern Schule allerdings hin und wieder Aeußerungen laut werden, welche darauf abzuzwecken scheinen, die richtige Auslegung des Meisters für sich allein in Anspruch zu nehmen, und die ältere einer Verfälschung

oder Entstellung von Hegels Lehre zu bezüchtigen: so kann dies im Ganzen und Wesentlichen doch immer nur so gemeint sein, daß man jetzt das Bewußtsein hat, aus den Principien von Hegels Philosophie die wirklich darin liegenden Consequenzen zu ziehen, und daß man diese Consequenzen, wenn es sein muß, eben sowohl gegen den Meister selbst, wie gegen jeden Andern, zu vertreten entschlossen ist. Der Kampf gegen die, in der That als irrig erkannten, scholastisch-dogmatischen Auslegungen hat dabei hauptsächlich nur die Bedeutung, daß diese Auslegungen es sind, an welchen das Schiefe der Stellung zu Tage kommt, welche Hegel persönlich der Philosophie zu Staat und Kirche, so wie zu ihrer eigenen, dem Systeme im Rücken liegenden Vergangenheit zu geben trachtete. Denn freilich, bei dieser Stellung konnten dergleichen Ausdeutungen nicht ausbleiben, wenn von dem gemeinen Verstande, wie sich nun einmal nicht vermeiden ließ, dem mit der kirchlichen Orthodoxie befreundeten nicht minder, wie dem dieser Orthodoxie auffässigen, vorwitzige Fragen gewisser Art an die Philosophie gethan wurden, und die Philosophie sich doch in dem Kredite, in Allem und Jedem gemeine Sache mit der Kirche zu machen, erhalten wollte. Der wesentliche Vortheil also, den die jüngere Schule vor der älteren voraus hat, besteht nicht sowohl in einem richtigern Verständnisse, oder einer gründlicheren Interpretation des Meisters, als vielmehr darin, daß sie in der Unhaltbarkeit jener von dem Meister selbst angenommenen, und von seinen ältern Schülern beibehaltenen Stellung zu Staat, Kirche und weltgeschichtlicher Geistesentwicklung die richtige Einsicht gewonnen hat. Die Philosophie, so wenig sie selbst das letzte Ziel ihrer Entwicklung annoch erreicht zu haben sich rühmen darf, kann auch dem Staate und der Kirche, wie sie beide dermalen gestaltet findet, mit Nichten zugestehen, solches Ziel ihres weltgeschichtlichen Bildungsprozesses bereits erreicht zu haben. Sie muß sich, beiden gegenüber eben so sehr, wie sich selbst, das heißt, wie jeder einzelnen ihrer eigenen geschichtlichen Gestaltungen, auch der allerneuesten, gegenüber, das Recht der

freien Kritik und des unbegränzten Fortschritts oder Vorwärtstreibens vorbehalten: auf die Gefahr hin eines noch öfter wiederkehrenden Conflicts mit jenen beiden Mächten, dergleichen sie ja in dem bisherigen Verlaufe ihrer geschichtlichen Entwicklung schon so manche bestanden hat. Dieses Bewußtsein, das aller philosophischen Speculation, die als ein wahrhaftes Ferment ächter Geistesbildung gelten will, unerläßliche, für die Hegelsche Philosophie wiedergewonnen zu haben, ist und bleibt für diese jüngere Schule ein Ruhm, der ihr durch Nichts von dem, was wir etwa sonst gegen sie einzuwenden finden mögen, verkümmert werden soll. Aber freilich ist es, wenn sie den Namen einer philosophischen Schule im wahrhaften Wortsinne verdienen will, mit diesem Bewußtsein im Allgemeinen noch nicht gethan. Sie muß durch wirkliche Leistungen auf dem Gebiete der Philosophie als solcher, oder der philosophischen Behandlung positiver und empirischer Wissenschaften bethätigen, daß das Princip derjenigen Speculation, nach welcher sie sich benennt, als ein lebendiger Samen in den durch jenes Freiheitsbewußtsein aufgelockerten Boden eingedrungen ist. Sie muß lebendige, Blüthe und Frucht tragende Gewächse aufzeigen, zu welchen dieser Same auf solchem Boden aufgeschossen ist. Ob die jüngere Hegelsche Schule dergleichen Leistungen aufzuweisen hat, fragt sich uns hier; und, wenn der Mangel oder das sparsame Vorhandensein derselben durch die Kürze der Zeit entschuldigt werden sollte, in welcher diese Schule annoch besteht, so wird man uns die Befugniß nicht bestreiten, die von ihr eingeschlagene Richtung etwas genauer prüfend darauf anzusehen, ob wirklich solche Leistungen von ihr zu erwarten sind.

Welches also sind die, wirklich etwa schon vorhandenen Leistungen, auf welche die Schule unserer jungen Philosophen sich beruft, um sich des Platzes, den sie so laut für sich in den vordersten Reihen der Wissenschaft und Geistesbildung unseres Zeitalters begehrt, würdig zu erweisen? Wir wollen, um diese Frage zu beantworten, zuvörderst einen Blick werfen auf das Organ, welches sich diese Parthei in der journalistischen

Literatur unserer Tage gegeben hat, auf die von A. Ruge und Th. Echtermeyer herausgegebenen „Hallischen Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst.“ Hier nämlich ist es, daß wir, wenn irgendwo sonst, das authentische Urtheil werden vernehmen können, welches die Parthei über die, von ihr selbst ausgehenden schriftstellerischen Thaten fällt, und überdies machen ja ohne Zweifel die „Jahrbücher“ für sich selbst darauf Anspruch als eine solche Leistung, und zwar als eine Gesammtleistung der Schule, zu gelten. — Das Schicksal dieses journalistischen Unternehmens ist gewissermaßen das umgekehrte von dem der „Berliner Jahrbücher.“ Während die letztern mit der ausdrücklichen Bestimmung eröffnet worden waren, der ältern Hegelschen Schule als Organ zu dienen, aber, nachdem sie einige Jahre hindurch dieser Bestimmung genügt hatten, sich allmählig auch andern Tendenzen öffneten, und jetzt schon seit längerer Zeit auf alle bestimmte Partheifarbe verzichtet haben, ist es den Hallischen Jahrbüchern gerade umgekehrt begegnet, im Widerspruche mit ihrem anfänglichen Plane, einen Tendenzcharakter angenommen zu haben, welcher durch die Entschiedenheit, mit der er sich ausspricht, alles ihm nicht unmittelbar Homogene von der Theilnahme an diesem Unternehmen verdrängt hat. Die ursprüngliche Absicht ging auf einen kritischen Sprechsaal der Art, wie er in Deutschland seit Langem gewünscht worden war, worin die Literatur, die Wissenschaft und die Kunst von Gesichtspunkten aus, denen durch kein fertiges System eine feste Gränze gezogen war, auf eine Weise besprochen wurde, welche das Besprochene möchlichst zum Gemeingute aller Gebildeten machen sollte. Die persönliche Bildung und Richtung der beiden Herausgeber war bis dahin eine vorwiegend ästhetische gewesen: unstreitig auch ist eine solche, wenn sie mit Sinn und Eifer für gründliche Wissenschaft sich paart, vor andern geeignet, für ein Unternehmen solcher Art den Mittelpunkt abzugeben. So machte denn wirklich das erste Halbjahr der mit dem Anfange des Jahres 1838 begonnenen Zeitschrift einen recht hoffnungsreichen Anfang zur Erfüllung

des Verheißenen, und auch als, bald nach dem Beginne des zweiten Halbjahrs, von der Hand des einen der Herausgeber der Artikel über Leo's gegen Görres gerichtete Schrift erschienen war, welcher für die spätere Richtung des Journals den Ton angab, brachte dasselbe noch eine Zeit lang gehaltvolle Beiträge verschiedenartiger Tendenz und verschiedenartigen Charakters, indem, wie es in dergleichen Fällen zu gehen pflegt, die Mitarbeiter erst nach und nach die Unverträglichkeit der allmählig mehr hervortretenden Grundrichtung mit ihrer eignen Denkweise gewahr wurden und ihre Theilnahme zurückzogen. Diese Grundrichtung ist es, von der natürlich hier allein die Rede sein kann. Sie giebt sich am Umfassendsten in der von beiden Herausgebern unterzeichneten ausführlichen Abhandlung „der Protestantismus und die Romantik" kund, und sie hat, etwa seit der letzten Hälfte des Jahres 1839, so gut wie ausschließlich dort das Wort geführt.

Die eben erwähnte Abhandlung ist, so wie auch außer ihr die überwiegende Mehrzahl gerade der gehaltvollern Artikel der „Jahrbücher", rein negativer, polemischer Tendenz. „Romantik" nämlich ist eine Kategorie, unter welche die Verfasser alles ihnen Mißfällige in den höhern geistigen Regionen der deutschen Literatur seit den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts, so wie auch in den den Einflüssen dieser Literatur unterworfenen Bewegungen des kirchlichen und politischen, des sittlichen und gesellschaftlichen Lebens zu bringen suchen. Zwar läßt schon der für diese Kategorie gewählte Name vermuthen, daß die Bekämpfung dieser sogenannten Romantik nicht ohne den Anspruch auftreten wird, zugleich eine positive geschichtliche Construction oder Charakteristik ihres Gegenstandes zu sein. Dies findet sich auch, wenn nicht in der Haltung und dem Geiste der Darstellung selbst, so doch in der äußern Anordnung, und in wiederholten ausdrücklichen Erklärungen der Verfasser bestätigt. Die Verfasser geben sich im Allgemeinen die Miene, in der auch sonst bekannten Weise der Hegelschen Schule den bekämpften Gegenstand als eine Erscheinung von geschichtlicher

Berechtigung, Bedeutung, ja Nothwendigkeit anerkennen und betrachten zu wollen; so wie sie, dem entsprechend, ihr eigenes kritisches Thun als den nicht minder nothwendigen, und begreiflicher Weise noch höher berechtigten, weltgeschichtlichen Gegensatz zu dieser Erscheinung geltend zu machen nicht ermangeln. Aber sie bemerken nicht, daß dies selbst zwei widersprechende und unverträgliche Dinge sind, einerseits ein Gegebenes unbefangen historisch würdigen, andrerseits durch einen ausdrücklichen Gegensatz gegen dieses Gegebene mit Absicht und Bewußtsein Geschichte machen zu wollen. Was es mit diesem Geschichtemachen für eine Bewandtniß habe, ob und inwieweit die Geschichte dereinst wirklich die kritischen Bestrebungen der Antiromantiker, wie diese selbst so laut darauf pochen, als ein „Ereigniß" in ihre Annalen einzeichnen wird, bleibt billig der Zukunft anheimgestellt. Dies aber muß jedem Unpartheiischen, welcher die kritischen Arbeiten dieser Schule mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, klar geworden sein, daß die Absichtlichkeit dieses Machenwollens der Unbefangenheit historischer Würdigung, wenn wir die Fähigkeit zu einer solchen auch sonst bei unsern Kritikern voraussetzen wollen, Eintrag gethan hat. Die Kritik, welche an dem Gegenstande geübt wird, ist ihrem wesentlichen Gehalte nach eine rein negative; das Positive wird theils nur vorausgesetzt, aber nicht selbst zum Gegenstande geschichtlicher oder ästhetischer Erörterung gemacht, zum guten Theile aber auch geflissentlich ignorirt oder in Abrede gestellt. Kurz, was von unsern Kritikern Romantik genannt wird, was nach der Bezeichnung, die sie davon geben, eine überraschend umfangreiche, viele der eigenthümlichsten und bedeutendsten Elemente und Charakterzüge der neuern poetischen und philosophischen Literatur in sich begreifende Seite des gesammten Geisteslebens unserer und der nächstvergangenen Zeit ausmachen würde: das gestaltet sich unter ihren Händen nichts destoweniger zu der Vorstellung eines bloßen Auswuchses, einer schlechthin verkehrten und verderblichen Richtung, und es handelt sich nicht sowohl davon, diese Richtung zu begreifen, als

vielmehr, uns von ihr zu befreien. Manche unserer namhaftesten Schriftsteller in allen Zweigen der Literatur würden dieser Richtung gänzlich, andre, und unter diesen alle eigentlichen Koryphäen unserer Poesie und Philosophie seit Göthe, wenigstens theilweise anheimfallen; der kritische Scheidungsprozeß, welcher alles durch das Princip der Romantik Verunreinigte aus dieser Literatur hinwegnehmen sollte, würde nur einen äußerst geringen rein gebliebenen Kern übrig lassen. Demselben Principe der Romantik werden zugleich fast alle Verkehrtheiten und Uebelstände, wirkliche und vermeintliche, unserer gegenwärtigen Politik und Theologie, ja des gesammten dermaligen Culturzustandes, wenigstens der deutschen Nation, zur Last gelegt. — Es ist nun keineswegs unsere Meinung, der auf diese Weise geübten Kritik alles Verdienst abzusprechen. Ist auch der Grundgedanke derselben kein originaler, ist vielmehr das Ganze nur eine Ausführung und Erweiterung von Hegels, in den ästhetischen Vorlesungen, in der Kritik über Solgers nachgelassene Schriften, und anderwärts geübten Polemik gegen Fr. Schlegel und Tieck und den von diesen Schriftstellern als Princip ihrer ästhetischen Weltansicht aufgestellten Begriff der Ironie: so hat doch die Kühnheit, welche dem Gedanken dieser Polemik eine solche Ausdehnung gab, über den innern Zusammenhang gewisser Erscheinungen unserer Literatur manche fruchtbare Gesichtspunkte eröffnet, und zur Berichtigung des öffentlichen Urtheils über diese Erscheinungen und über das, was sich an sie knüpft, einen nicht unwirksamen Anstoß gegeben. Geist, Witz und eindringende Schärfe sind dem genannten größeren Aufsatze und einer Anzahl sich an ihn anschließender kleinerer nicht abzusprechen; die schonungslose Derbheit des Ausdrucks wird, wer der Tendenz des Inhalts ihre, wenn auch einseitige Berechtigung zugesteht, der Beschaffenheit dieser Tendenz nicht unangemessen finden; und wenn sich, was die Wirkung betrifft, welche durch diese kritischen Feldzüge im Publikum bezweckt wird, die wohlthätige Seite derselben auch nur darauf beschränkt, daß sie ohne Zweifel das Ihrige dazu beigetragen

haben, die aufgeblaſene Unnatur einer jüngern Generation, welche treffend als das „Epigonengeſchlecht der Romantik" bezeichnet wird, in ihrer Blöße aufzudecken: ſo könnte man ſchon dies ihnen Dank wiſſen, und manches Nachtheilige, was ſich ſonſt dieſen Wirkungen beigeſellt, dadurch aufgewogen finden. Denn freilich, eine rein wohlthätige Wirkung darf man von einer ſo ausſchließlich negativ gehaltenen Kritik, geſetzt auch, daß es ihr vollſtändiger noch, als wir es ihr zugeſtehen können, gelungen wäre, ihren Tadel auf das wirklich Tadelnswerthe zu beſchränken, nie erwarten. Die Menge, welche dergleichen kritiſche Verneinungen mit Begierde ergreift, iſt ſtets geneigt, den ausgeſprochenen Tadel zu verallgemeinern, und die ſcheinbare Herabwürdigung der Großen und Trefflichen in eine wirkliche zu verwandeln. Irren wir nicht, ſo hat Göthe irgendwo behauptet, man ſolle nie tadeln, als wo man ein Beſſeres an die Stelle zu ſetzen wiſſe. Vielleicht möchte, auf wiſſenſchaftliche Kritik bezogen, dieſer Ausſpruch dahin zu modificiren ſein: nur der Tadel ſei der rechte und wahrhaft fruchtbringende, welcher in dem Zuſammenhange einer poſitiven Kritik, alſo mit der Abſicht ausgeſprochen wird, dadurch ein Aechtes und Würdiges, an welchem er entweder nebenbei haftet, oder welches durch den Gegenſtand des Tadels verdunkelt wird, in ſein rechtes Licht zu ſtellen. Die antiromantiſche Kritik kann ſich unmittelbar keines ſolchen Zweckes rühmen; ihr iſt, in ihrem angeblich hiſtoriſchen Verfahren, wobei das Bewußtſein über die Beſchaffenheit des Aechten überall nur vorausgeſetzt wird, die Anſchauung der falſchen und verkehrten Richtung, als ſolcher, Zweck; der Gewinn alſo, der von ihr zu erwarten wäre, überall nur ein mittelbarer. Es wird bei ihr dem Wohldenkenden, ſo ſehr er ſich hin und wieder durch das Geiſtreiche der Darſtellung angezogen findet, doch zuletzt, wie Göthe es als ſeine Empfindung bei jeder rein negativen Kritik ausſpricht, „ganz abſcheulich zu Muthe", denn er gewinnt unwillkührlich den Eindruck, als trete er in eine öde Wüſtenei ein, da, wo er ſich bisher eines reichen Lebens erfreuen zu dürfen glaubte.

Eben darum aber, weil es diese Kritik nicht verstanden hat, in der Bezeichnung des Irrthümlichen die Anschauung des Positiven, woraus der Irrthum hervorgegangen ist, festzuhalten, ist es ihr auch nicht gelungen, den Irrthum, die Verkehrtheit, ihrerseits bis in ihre letzten Stadien und ihre innersten Gründe zu verfolgen. Die Romantik bietet, auf dem Gipfel ihrer Verirrungen, einer Kritik, die insbesondere auch die sittliche Seite zu fassen weiß, Punkte des Angriffs dar, gegen welche sich diese Kritik noch keineswegs gerichtet hat. — Handelt es sich übrigens, wie es sich uns im Gegenwärtigen davon handelt, von der philosophischen Bedeutung einer kritischen Richtung: so wird der Umstand, daß diese Kritik einen so vorwiegend negativen Charakter trägt, nicht umhin können, einiges Mißtrauen zu erwecken in das Vermögen des zum Grunde liegenden philosophischen Princips, auf reale, positive Weise die Erkenntniß zu fördern, oder neue, bisher unbetretene Pfade der wissenschaftlichen Erkenntniß zu eröffnen.

Daß nämlich der Gegensatz gegen das Princip der Romantik ein philosophisches Princip, oder vielmehr, daß es das Princip der Philosophie als solcher sei, der Philosophie zwar nicht, als eines in der Weise, wie es die ältere Schule Hegels wollte, fertigen und für alle Zeiten abgeschlossenen Systems, aber doch als der unwiderruflich festgestellten Grundlage und eben so unwiderruflich vorgezeichneten Richtung aller theoretischen und praktischen Erkenntnißthätigkeit: dies bekanntlich ist das weitere Axiom, auf welches die Polemik der Jahrbücher allenthalben zurückkommt. Das Wort „Philosophie" hat in dieser Polemik eine Bedeutung angenommen, welche der Bedeutung, die es im vorigen Jahrhunderte, namentlich in Frankreich, in der Schule Voltaire's und der Encyklopädisten hatte, auffallend analog ist. Wie dort, so auch hier, nehmen es die Häupter dieser Richtung für die Richtung selbst mit der Voraussetzung in Anspruch, als könne neben dieser von gar keiner andern Philosophie die Rede sein; und doch ist, was in dieser Richtung geleistet wird, nicht selbst speculativer Natur, sondern

begründet sich, ganz eben so, wie dort auch, nur auf die Voraussetzung speculativer Arbeiten, deren Resultat nach seinem positiven Gehalte auf sich beruhen bleibt, nach seiner negativen Seite aber, als ein unbestreitbar wahres, keinem weitern Zweifel, keiner wissenschaftlichen Revision mehr unterworfenes, immer auf's Neue geltend gemacht wird. Hegels Logik und philosophische Encyklopädie vertritt diesen neuen Encyklopädisten die Stelle, welche den ältern die speculativen und mathematischen Riesenarbeiten des siebzehnten Jahrhunderts vertraten, die zu ihrem Resultate die mechanische Welt- und Naturansicht hatten. So wenig, wie damals von einem „Philosophen" gefordert wurde, diese Grundlage von Neuem durchforscht und sich ihrer Haltbarkeit selbstdenkend versichert zu haben, so wenig braucht auch jetzt der Philosoph, nach dem Zuschnitte unserer Hallischen Antiromantiker, in jenen Schacht des reinen Denkens, wie es Hegel auszudrücken liebte, herabgestiegen zu sein. Genug, wenn er die Ergebnisse dieser unterirdischen Arbeit, so wie sie ihm von den Häuptern dieser Richtung entgegengebracht werden, auf Treue und Glauben angenommen, und sich aus der philosophischen Rüstkammer mit einer hinreichenden Qualität von Schlagworten und gestempelten Redensarten versehen hat, um damit, und daneben freilich auch mit gesundem Menschenverstande und tüchtigem Mutterwitze, welchen diese Schule, zu ihrer Ehre sei es gesagt, nicht minder, wie jene französische, nach Gebühr zu schätzen weiß, im Sinne dieser modern vergeistigten Aufklärung gegen die „Jesuiten" und „Obscuranten" unserer Zeit, — dies aber sind vor Allen die „Romantiker", — einen Feldzug zu unternehmen. — Wir bemerken dies, nicht, als meinten wir schon dadurch diese Parthei von der Möglichkeit einer höhern Bedeutung in der Literatur und Geistesbildung unserer Zeit überhaupt ausgeschlossen zu haben. Behauptet ja doch die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts eine eben so ehrenvolle, als wichtige Stelle in der Weltgeschichte, eine solche, wie noch abzuwarten ist, ob die „Philosophie", von der wir hier sprechen, eine ähnliche sich erringen wird. Nur in Bezug auf

das Hegelsche System glaubten wir es als einen charakteristischen Umstand hervorheben zu dürfen, wie es solchergestalt aus der esoterischen Haltung, die es in der ältern Schule behauptete, herausgetreten, und zu etwas durchaus Exoterischem und Populärem geworden ist. Im Uebrigen erkennen wir es gern an, daß die Rolle einer systematischen Opposition, welche in Folge dieser Stellung die „Philosophie" übernommen hat, ihr Gutes haben, und als ein wohlthätiges Ferment in manche Zweige der geistigen Bewegung eingreifen kann. Auf dem Felde der eigentlichen Literatur zwar, namentlich der ästhetischen, der sich die Hallischen Jahrbücher anfangs hauptsächlich zuwenden wollten, thut uns solche Opposition weniger Noth, als eine ernste und grundsätzliche, die Anschauung des Aechten in frischen, geistreichen Formen immer neu wieder belebende, und nur gegen das Mittelmäßige, Schlechte oder positiv Verkehrte unerbittlich strenge Kritik gethan hätte. Auf diesem Gebiete haben sich die Jahrbücher, wenn sie auch im Einzelnen manches Dankenswerthe leisten, durch ihre Polemik gegen die Romantik in die üble Stellung versetzt, einen Theil der Elemente, die zum Gedeihen ächter Kunst und Kunstkritik unentbehrlich sind, entweder verwerfen, oder wenigstens geringschätzig bei Seite stellen zu müssen. Aber auch abgesehen davon ist ihre Kritik weder von leidenschaftlicher, vorurtheilsvoller Persönlichkeit frei (es genüge, an die schon durch ihre Wiederholung Widerwillen erregende, in jeder Beziehung unwürdige Polemik gegen den trefflichen Fr. Rückert, diesen so ganz und gar nicht „romantischen" Dichter, zu erinnern), noch behauptet sie in ihrer Form durchgängig die edle, von ächtem Schönheitssinne beseelte Haltung, durch welche sich überall eine ästhetische Kritik ächter Art zu bethätigen und zu beglaubigen hat. Eben so wenig ist, was das Gebiet empirischer Wissenschaft und Gelehrsamkeit anlangt, abzusehen, welche Bedeutung in einer Zeit, zu deren Fehlern im Allgemeinen Pedanterei und sterile Erudition gewiß nicht mehr gezählt werden kann, eine systematische Opposition gegen diese haben soll. Auf diesem Felde sind die Jahrbücher, seitdem sie sich in ihrer

gegenwärtigen Richtung befestigt haben, zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken, und haben so den factischen Beweis geliefert, wie wenig ihr philosophisches Princip sich dazu eignet, ein belebendes und fortdauerndes Element der Forschung abzugeben. So bleibt denn als der Tummelplatz dieser Opposition nur das Gebiet der philosophischen Speculation als solcher, sammt dem politischen und dem kirchlich religiösen übrig, und hier, wie gesagt, wollen wir gern, so wenig wir unserseits uns in allen Stücken zu ihren Grundsätzen bekennen, doch ihren Werth und ihre relative Berechtigung im Allgemeinen gelten lassen. Die philosophische Speculation, so wenig sie es anerkennen wird, daß ihr Werk in dieser negativen Richtung erschöpft ist, bedarf in ihren positiven Richtungen allerdings einer fortdauernden Reaction jenes, die Idee im Allgemeinen nicht verläugnenden, sondern von ihrer Anerkennung ausgehenden gesunden Menschenverstandes, und es ist als ein wesentlicher Fortschritt der letzten Jahre anzusehen, daß er jetzt in diese Rolle eingetreten ist, statt des gegen die Idee verstockten, in abstrakten Kategorieen verhärteten, rein empirischen Verstandes, der bisher in Deutschland die Opposition gegen die Philosophie geführt hatte. Nur eine Opposition solcher Art, eine selbst von einem Principe ächter Speculation durchdrungene, vermag uns vor der Wiederkehr einer Scholastik der Art, wie die der ältern Hegelschen Schule war, sicher zu stellen, und namentlich die über Hegels Standpunkt hinausstrebende Speculation wird sich, wenn sie ihre Aufgabe recht versteht, eines solchen Aufsehers, so lästig er ihr auch hin und wieder im Einzelnen fallen mag, im Allgemeinen nur freuen können. Nicht minder würde es als Gewinn zu betrachten sein, wenn innere und äußere Verhältnisse es gestatten sollten, daß der Standpunct, welchen, in Bezug auf Politik, die Jahrbücher einzunehmen begonnen haben, auf gründliche und umfassende Weise durchgeführt würde. Ueber allgemeine europäische Politik sind theils ohne Unterschrift, theils mit Ruge's Unterzeichnung (auch einige von andern Verfassern, z. B. von R. Binder, können wir dahin rechnen), einige wirklich

werthvolle Artikel erschienen, die wir gern zur Grundlage einer fortgesetzten Discussion über die darin verhandelten Gegenstände gemacht sehen würden. Auch in Bezug auf die innere Politik des deutschen Staatslebens wären in den mehrfach ausgesprochenen Grundansichten der Jahrbücher die Elemente einer wohlgesinnten, im ächt constitutionellen Sinne zu führenden Opposition gegeben; nur müßte man sich der renommistischen, nicht von edlem, männlichem Freisinne, sondern von polterndem Egoismus eingegebenen Ausfälle gegen die Regierungen, welche die „Philosophie" mit Ungunst oder nicht mit gebührender Auszeichnung behandeln, enthalten, und statt dessen, was freilich schwerer ist, mit tüchtiger, praktischer Sachkenntniß auf die Erörterung realer Interessen und Verwicklungen eingehen. — Was endlich das theologische und religiös-kirchliche Gebiet betrifft: so mahnt uns, da in diesem die von der jüngern Hegelschen Schule ausgehende Opposition ihren eigentlichen Hauptsitz hat, das hierüber zu Bemerkende, nicht bei den Hallischen Jahrbüchern stehen zu bleiben, sondern nach denjenigen Schriftstellern hinzublicken, welche uns von dieser Zeitschrift als die dermaligen Koryphäen dieses Gebiets, und hiermit der „philosophischen" Bestrebungen unserer Zeit überhaupt, bezeichnet werden.

Von allen lebenden Schriftstellern nämlich sind die durch die Hall. Jahrbücher gefeiertsten Namen Dav. Fr. Strauß und Ludw. Feuerbach; und wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß diese Zwei nebst Ruge als Drittem von manchen Jüngern, welche dieser Richtung anhängen, in der That als die leitenden Gestirne unseres Zeitalters verehrt werden. — Feuerbach, um von diesem zuerst zu sprechen, da er der Zeit nach vor Strauß aufgetreten ist, hat sich diese Auszeichnung wohl nicht zunächst durch seine Leistungen für die Geschichte der Philosophie verdient, obgleich diese das unstreitig Erheblichste, was bis jetzt von ihm ausgegangen, und an sich selbst, abgesehen von der den spätern unter ihnen beigemischten Polemik, alles Dankes und aller Anerkennung werth sind. Wir, an unserm Theile, zollen ihnen diese Anerkennung um so

aufrichtiger, je mehr wir der Meinung sind, daß gerade in Leistungen solcher Art ein Geist, wie der Feuerbach'sche, an seinem Platze ist. Nicht als hielten wir seine Manier, die Geschichte der Philosophie zu schreiben, für die vollständig genügende, oder für die einzig mögliche. Dies ist sie schon darum nicht, weil all ihr Verdienst in der Auffassung des Einzelnen, aber nicht des geschichtlichen Zusammenhanges besteht. Daß ein solcher Zusammenhang, ein Zusammenhang immanenter organischer Entwicklung, vorhanden sei, dies hat Feuerbach fast nur äußerlich der neuern Philosophie, namentlich der Hegelschen, abgelernt; seine eigene Darstellung dieses Zusammenhanges, wo er eine solche anstrebt, bleibt ungenügend, und es ist in dieser Beziehung wohl nicht bedeutungslos, wenn das von ihm begonnene Werk einer Gesammtdarstellung der Geschichte der neuern Philosophie in eine Reihe von Monographieen zerfallen zu wollen scheint. Innerhalb dieser Monographieen aber, und bei der Darstellung der einzelnen philosophischen Standpunkte und Systeme, ist die geistvolle Reflexion, mit welcher er allenthalben das Gegebene auffaßt und in den Sinn desselben eindringt, eine eben so erfreuliche als erregende Erscheinung; seine Schriften gehören zu den wenigen, welche die Genesis der speculativen Idee in dem Geiste der einzelnen Denker lebendig nachconstruiren, nicht das Dogma als todten Buchstaben wiedergeben. Diese Eigenschaften, wie sie bei Feuerbach erscheinen, sind aber wesentlich bedingt durch sein Verhältniß zur Philosophie überhaupt, über welches diejenigen, welche den Ruhm und die Bedeutung dieses Schriftstellers so hoch hinaufzuschrauben beflissen sind, sich wohl schwerlich eine genügende Rechenschaft gegeben haben. Allerdings hat derselbe durch seine frühern Schriften, besonders durch seine Streitschrift gegen Bachmann *), einige Veranlassung gegeben, ihn für einen Anhänger Hegels zu halten. Doch hätte man es bei etwas schärferer Aufmerksamkeit schon diesen Schriften

*) Kritik des Antihegel. Zur Einleitung in das Studium der Philosophie. Ansbach 1835.

ansehen müssen, nicht nur, wie weit er von solcher Anhängerschaft, sondern auch, wie weit er überhaupt davon entfernt ist, einen gediegenen Zusammenhang systematischer, philosophischer Einsicht als sein Eigenthum, als seine Ueberzeugung zu besitzen. Feuerbach steht, seiner gesammten wissenschaftlichen Individualität nach, wir möchten sagen in der Unmittelbarkeit der speculativen Idee. Er besitzt die Idee, aber er besitzt sie als etwas noch Gestaltloses, ja als Etwas, dem es, obgleich es Gestaltung fordert, nach Gestaltung hindrängt, dennoch wesentlich ist, gestaltlos zu bleiben. Sie ist, in dieser Unmittelbarkeit und Gestaltlosigkeit, zu einem Pathos seines Geistes geworden; ohne eigentlich wissenschaftliche Productivität giebt sie diesem Geiste einerseits die Lebendigkeit, mit der er vorhandene Gestalten der Idee aufzufassen und darzustellen, andrerseits die Schärfe, mit der er sie zu zergliedern und zu zerstören weiß. Insbesondere aber giebt sie ihm jene Gabe des warmen, ja leidenschaftlichen Ausdrucks der Begeisterung für die Idee und des Zornes gegen das, was ihr entgegensteht, eine Gabe, von der wir, geschmacklos und ungebildet, wie sie leider bei Feuerbach geblieben ist, dennoch recht wohl begreifen, wie sie geeignet sein mag, die Jugend, die ein ähnliches Feuer in sich fühlt, fortzureißen.

Was wir hier über Feuerbach gesagt, ist zum Theil eine Behauptung negativen Inhalts; sie würde durch zukünftige positive Leistungen dieses Schriftstellers, aber nur durch solche, widerlegt werden können. Indeß verweisen wir diejenigen, die sich etwa dadurch befremdet finden könnten, auf seine Abhandlung „zur Kritik der Hegelschen Philosophie" in den Hallischen Jahrbüchern (1839, Nr. 208—216), deren bereits auch in dieser Zeitschrift (Bd. 4, S. 691. f.) gedacht worden ist. Es ist in dieser Abhandlung, die wir übrigens an Form und Inhalt, — unter Anderm auch darum, weil sie von den sonstigen Unarten der Feuerbachschen Schriftstellerei, von denen gleich nachher noch ein Wort gesagt werden soll, frei gehalten ist, — unbedingt zu dem Besten rechnen, was Feuerbach geschrieben hat, nicht etwa nur die durchgängige, radicale Abweichung von dem

Hegelschen Systeme in seiner dermaligen Gestalt, auf die wir aufmerksam machen wollen, sondern mehr noch die gänzliche Verläugnung selbst des Princips der Hegelschen Spekulation, was an Einem, der unter die vornehmsten Zierden der Schule gerechnet wird, befremden muß. Die Kritik beginnt mit einer Opposition gegen den Gebrauch, den Hegel von seinem Begriffe des dialektischen Aufhebens auf den Gebieten der Natur und der Geschichte macht. Ohne jedoch sich auf das Logische jenes Begriffs einzulassen, begnügt sie sich nur mit dem einfachen Hinweise auf die gemeine Erfahrung, welche uns allenthalben das nach Hegel in einem Höhern „Aufgehobene" als ein selbstständig neben diesem Höheren Bestehendes zeigt. Zu den Irrthümern, zu welchen jener falsche Gebrauch verleitet habe, bemerkt sodann der Verf., sei auch die Art und Weise zu rechnen, wie Hegels Philosophie alle frühere Philosophie in sich aufgehoben zu haben behaupte, und sich mithin für mit der Philosophie überhaupt identisch ausgebe. Dies führt ihn auf eine Prüfung des Anfangs der Hegelschen Philosophie, von welchem er zu beweisen sucht, daß er ein subjectiv und historisch bedingter ist, keineswegs der absolute, schlechthin voraussetzungslose, wofür Hegel selbst und seine Anhänger ihn ausgeben; sodann, — und dieser Theil der Abhandlung ist ein für den persönlichen Standpunkt des Kritikers besonders charakteristischer, — kommt er auf allgemeine Betrachtungen über die Bedeutung des methodischen Fortschrittes und der systematischen Abrundung in der Philosophie überhaupt, und in der Hegelschen insbesondere. Das Resultat ist, daß diese Bedeutung eine lediglich subjective und relative sei. „Jedes System", so lauten die Worten des Verf.'s, „ist nur Ausdruck, nur Bild der Vernunft, daher nur ein Object für die Vernunft, welches sie, als eine lebendige, in neuen denkenden Wesen sich forterzeugende Macht von sich unterscheidet und als einen Gegenstand der Kritik sich gegenübersetzt. Jedes System, welches nicht als ein bloßes Mittel erkannt und angeeignet wird, beschränkt und verderbt den Geist; denn es setzt das

mittelbare, formale Denken an die Stelle des unmittelbaren, ursprünglichen, materialen Denkens" (diese letzten Worte haben wir, nicht der Verf., unterstrichen); „es macht die Unterscheidung des Geistes vom Buchstaben zu einer Unmöglichkeit; denn es ist nothwendig, daß mit dem Gedanken — hierin offenbart sich eben die Beschränktheit jedes Systems als einer äußerlichen Existenz — auch das Wort festgehalten, und so die ursprüngliche Bedeutung und Bestimmung jeder Gedankenäußerung, jedes Systemes völlig verläugnet und verfehlt werde." Von Hegel wird demzufolge gerühmt: „Hegel sei der vollendetste philosophische Künstler, seine Darstellungen seien unübertroffene Muster des wissenschaftlichen Kunstsinnes, und wegen ihrer Strenge wahre Bildungs- und Zuchtmittel des Geistes." „Aber ebendeswegen", heißt es weiter, „machte er auch die Form zum Wesen, das Sein des Gedankens für Andere zum Sein an sich, den relativen Zweck zum Endzweck. Er wollte in der Darstellung den Verstand selbst anticipiren und captiviren, in das System comprimiren. Das System sollte gleichsam die Vernunft selbst sein, die unmittelbare Thätigkeit in die mittelbare rein aufgehen, die Darstellung Nichts voraussetzen, d. h. hier, Nichts in uns drinnen und übrig lassen, uns rein aus- und erschöpfen." — Indem hierauf die Kritik noch einmal auf die Betrachtung des Hegelschen Anfangs zurückkommt, sucht sie näher nachzuweisen, daß dieser Anfang, und zwar der der Phänomenologie nicht minder, wie der der Logik, den Schluß des Ganzen, die absolute Idee, schon voraussetze. „Die Hegelsche Philosophie trifft derselbe Vorwurf, der die ganze neuere Philosophie von Carteſius und Spinoza an trifft; der Vorwurf eines unvermittelten Bruchs mit der sinnlichen Anschauung, der Vorwurf der unmittelbaren Voraussetzung der Philosophie." Und doch sei die solchergestalt vorausgesetzte Idee noch nicht einmal die wahrhaft absolute; sie sei, „ihrer positiven Bedeutung nach, nur die Idee der Objectivität im Gegensatze der Subjectivität der Kantisch-Fichteschen Phi-

losophie." So, als einseitig objective, als den Begriff eigentlich nur der Natur, aber nicht des Geistes enthaltende, und zugleich als Object vielmehr der Imagination, als des Denkens, habe Hegel die Idee von Schelling überkommen; sein Verdienst sei es nun zwar, derselben eine rationelle Bedeutung gegeben, und die Kritik in die Philosophie zurückgeführt zu haben; aber auch bei Hegel sei diese Kritik keine genetische, d. h. keine solche, welche den natürlichen Weg gehe von der sinnlichen Anschauung zur Idee. Als Beispiel dieses Mangels an genetisch-kritischem Verfahren und der rationellen Mystik, die an dessen Stelle trete, wird hierauf der Begriff des Nichts und Hegels Darstellung desselben beleuchtet. In welchen schroffen Gegensatz sich der Verf. zu dieser Darstellung stellt, mag man aus folgenden Worten abnehmen: „Das Nichts ist nur eine Schranke menschlicher Vorstellungsweise; es stammt nicht aus dem Denken, sondern aus dem Nicht-Denken. Das Nichts ist eben Nichts, — damit auch Nichts für das Denken; weiter läßt sich darüber nichts sagen; das Nichts widerlegt sich selbst. Nur die Phantasie macht das Nichts zu einem Substantiv, aber nur so, daß sie das Nichts selbst in ein gespenstisches, wesenloses Wesen metamorphosirt." — Den Beschluß der Abhandlung macht der wiederholte Vorwurf gegen Hegel: er habe „die natürlichen Gründe und Ursachen, die Fundamente der genetisch-kritischen Philosophie bei Seite gesetzt; aus dem Extrem eines hyperphysischen Subjectivismus seien wir mit der absoluten Philosophie in das Extrem eines unkritischen Objectivismus gestürzt." Als die „Quelle des Heils" wird dagegen die „Rückkehr zur Natur" anempfohlen, und insonderheit noch davor gewarnt, „die Natur im Widerspruche mit der ethischen Freiheit zu fassen." Die Philosophie sei „die Wissenschaft der Wirklichkeit in ihrer Wahrheit und Totalität;" aber der Inbegriff der Wirklichkeit sei die „Natur im universellsten Sinne des Wortes." „Die tiefsten Geheimnisse liegen in den einfachsten natürlichen Dingen, die der jenseits schmachtende phantastische Speculant mit Füßen tritt."

Dies der Inhalt jener Abhandlung; von allen bisherigen Schriften Feuerbachs eigentlich der einzigen, welche bestimmte, ausdrückliche Forderungen (weiter, als bis zu Forderungen, hat er es nach dieser Seite überhaupt nicht gebracht) an die philosophische Gegenwart oder Zukunft stellt. Aber wie dürftig, ja, genauer angesehen, wie fast nur negativer Art sind diese Forderungen! Am meisten scheint noch die Forderung einen positiven Sinn zu haben, daß die Philosophie, um wahrhaft sich selbst zu begründen, von dem Gegensatze ihrer selbst, von dem gemeinen sinnlichen Bewußtsein beginnen solle, und zwar nicht bloß, wie in Hegels Phänomenologie, dergestalt, daß das Bewußtsein der Idee dabei schon vorausgesetzt, sondern so, daß dieses letztere Bewußtsein aus jenem erstern im wahrhaften Wortsinne erzeugt wurde. Allein wie diese Forderung, — die, wie bereits von Fichte bemerkt worden ist, offenbar mit der so vielfach von anderer Seite gegen Hegel geltend gemachten Forderung einer wissenschaftlichen Erkenntnißtheorie zusammenfällt, — zu erfüllen sei: darüber sucht man bei unserm Kritiker, so hier, wie anderwärts, vergebens auch nur die entfernteste Andeutung. Doch, vielleicht ist es sein Glück, daß er zu solcher Erfüllung nicht selbst Hand angelegt hat; pflegt ja doch die Parthei, durch die er so hoch gefeiert wird, es sonst Niemanden Dank zu wissen, der, wie sie es auszudrücken beliebt, „die zweischneidigen Schwerter genialer Principien, welche unsre Zeit in die Welt gebracht, mit dem erkenntniß theoretischen Ruß des ordinären, langweiligen Bewußtseins überzieht.“ — Was Feuerbach sonst der gebildeten philosophischen Wissenschaft der neuern Zeit entgegenstellt, darin vermögen wir Nichts zu finden, als jenen rohen philosophischen Naturalismus, der sich, ähnlich wie die Speculation der ältesten griechischen Denker, auf deren Standpunkt er in der That zurückgekehrt ist, der speculativen Idee als eines unmittelbaren Besitzthums bewußt ist, und die Anklänge derselben allenthalben, namentlich in der Naturanschauung, wiederfindet, aber sich gegen jeden objectiven, methodischen Zusammenhang des Wissens sträubt. Mit

ſtiner, im ächten Sinne des Parmenides (nicht des platoniſchen) geführten Polemik gegen den Begriff des Nichts, gegen das im ſpeculativen Bewußtſein gefaßte Princip des Negativen, ſagt er nicht nur Hegeln bis in die letzte Wurzel ſeines Philoſophirens ab, ſondern verſchließt zugleich jede Möglichkeit einer anderweitigen ſyſtematiſchen Ausbildung der Philoſophie; denn nachdem der philoſophirende Geiſt einmal bis zu jener Tiefe der Abſtraction fortgegangen iſt, die ſich in dem großen Philoſopheme Hegels von dem reinen Sein und dem Nichts ausgeſprochen hat, nachdem er einmal den Gedanken der dialektiſchen, auf Vorausſetzung der immanenten, abſoluten Negativität beruhenden Methode gefaßt hat, bleibt ihm durchaus keine Wahl, als, entweder von hier aus die wiſſenſchaftliche Reconſtruction des Univerſums zu unternehmen, oder zu jener halt- und geſtaltloſen Unmittelbarkeit der Idee zurückzukehren, in der wir nicht umhin können, nach ſolchen Antecedentien, Feuerbach für immer befangen zu glauben. — Auch gegen ſeinen Beruf zum Geſchichtſchreiber der neueſten Philoſophie könnte übrigens dieſe Ablehnung der Grundmomente dieſer Philoſophie, könnte namentlich auch das in dem beſprochenen Aufſatze über Schelling Geſagte ein gerechtes Bedenken erwecken. Leicht möglich, daß, wenn er wirklich dazu kommen ſollte, ſeine geſchichtlichen Darſtellungen bis auf die neueſte Periode herabzuführen, ſeine Leiſtung dann hinter dem, was er, durch eine achtungswerthe Beleſenheit in der Literatur dieſes Gebietes unterſtützt, in Bezug auf die Philoſophie des ſiebzehnten Jahrhunderts geleiſtet hat, fühlbar zurückbleiben würde.

Daß nämlich zwiſchen dem Geiſte jener ältern Philoſophie und dem Geiſte des hier beſprochenen Philoſophen eine eigenthümliche Wahlverwandtſchaft beſteht, wird man theils ſchon nach dem Bishergeſagten wahrſcheinlich, theils durch die Art und Weiſe, wie er neuerdings dieſe Darſtellung zum Vehikel einer Polemik gemacht hat, die für ſeine Tendenz und Stellung beſonders bezeichnend iſt, beſtätigt finden. Zuerſt in ſeiner Monographie über Leibnitz beginnt dieſe Polemik; in dem

frühern Werke, welches die Geschichte der Philosophie von Baco bis Spinoza umfaßt, hatte er, seiner Erklärung zufolge (S. 426), es noch ausdrücklich vermieden, „ein Gebiet zu berühren, das er selbst aus der Entfernung (?) nicht ohne einen gewissen Ekel berühren könne." Mit dieser Erklärung contrastirt freilich etwas sonderbar die unverholene Lust und Liebe, mit der wir ihn später jenen Dingen, die ihm aus der Entfernung Ekel eingeflößt, auf den Leib rücken, und sich in einem Schmähen und Schelten gegen sie ergehen sehen, welches sich, durch den Zuruf der frohlockend umherstehenden Rotte angefacht, allmählig bis zum wilden, unbändigen Toben steigert. Auf die Journalartikel und Broschüren, in welchen er diesem seinem früher verhaltenen Ingrimme gegen den religiösen oder theologischen Dogmatismus Luft macht, können wir uns hier um so weniger einlassen, je weniger wir dieselben durch Eigenschaften anderer Art, als die einer ungesalzenen, aber, so scheint es, Manchen nur um so stärker imponirenden Grobheit, haben bemerkenswerth finden können *). Dagegen müssen wir mit einem Paar Worten der Schrift über Bayle **) gedenken, in welcher Feuerbach nicht sowohl eine Fortsetzung des früher begonnenen Geschichtswerks, als vielmehr eine, mehr als irgend ein anderes seiner Werke, seine Stellung in der gegenwärtigen philoso-

*) Dies gilt auch von F's. neuester, durch den Streit zwischen Leo und Ruge veranlaßten Schrift: Ueber Philosophie und Christenthum in Beziehung auf den der Hegelschen Philosophie gemachten Vorwurf der Unchristlichkeit. Mannheim 1839. Es gehört wahrlich eine arge Verblendung des Parteigeistes dazu, dieses Product, dessen sich, wir wollen es zu seiner Ehre hoffen, sein Verfasser, wenn er es nicht jetzt schon thut, dereinst noch schämen wird, auch nur einer Erwähnung, geschweige denn einer so pomphaften Anpreisung, wie ihm hin und wieder gemacht worden ist, werth zu achten.

**) Pierre Bayle, nach seinen für die Geschichte der Philosophie und Menschheit interessantesten Momenten dargestellt und gewürdigt. Ansbach 1838.

phischen Literatur bezeichnende Tendenzschrift gegeben hat. Nicht, als ob sich der Verf. mit dem Helden seiner Darstellung unmittelbar hätte identificiren wollen. Er hat über den Standpunkt desselben, der nichts weniger als der philosophische, auch nicht der philosophische in jener Unmittelbarkeit ist, wie sich Feuerbach seiner bemächtigt hat, ein gutes Bewußtsein, und documentirt dieses Bewußtsein in einer Schilderung von Bayle's Charakter, als Dialektiker und Skeptiker (S. 165), die, wie wir sie der Form und dem Ausdrucke nach als sehr gelungen anerkennen dürfen, so auch ihrem Inhalte nach keinem Einwande von Erheblichkeit Raum giebt. Allein indem er den gegenständlichen Inhalt der Bayle'schen Dialektik, besonders sofern dieselbe gegen den theologischen Dogmatismus seiner Zeit gerichtet ist, auf das Umständlichste, meist mit den eigenen Worten jenes skeptischen Polyhistors, entwickelt; so geschieht dies in einer Weise, welche keinen Zweifel darüber läßt, daß er diese Dialektik als eine buchstäblich gültige, auch in Bezug auf die theologischen Interessen unserer eigenen Zeit, betrachtet wissen will. Er stellt sich, als Philosoph, in den Standpunkt, welcher sich als Consequenz jener Verstandesdialektik ergiebt, in der Bayle das dogmatische System der Kirche zu Grunde gehen läßt; eine Consequenz, welche Bayle selbst nicht gezogen hat, eben weil er nicht Philosoph, sondern nur Kritiker und skeptischer Betrachter sein wollte. Eben damit aber gesteht er, wider seinen Willen zwar, ein, daß der gesammte Fortschritt der Philosophie von Bayle's Zeit bis auf die unsrige, nicht für ihn vorhanden ist. Er stellt sich, mit andern Worten, der Theologie, und nicht bloß der Theologie, sondern, was er zwar noch davon unterschieden wissen will, allerdings auch der Religion oder dem Christenthume gegenüber, genau in den Standpunkt Voltaire's und der Encyklopädisten, — dieſe nämlich sind es, welche geschichtlich jene Consequenzen, die Bayle nicht hat auf sich nehmen wollen, gezogen haben. Die Unterscheidung selbst zwar, deren wir so eben gedachten, zwischen Religion und Theologie, oder zwischen Glauben und Dogmatik,

hat Feuerbach der neueren Philosophie entnommen. Allein sie sinkt bei ihm zur Bedeutungslosigkeit herab, indem er der Religion für sich selbst, insofern sie sich nicht zufällig gewisse Elemente von der Philosophie angeeignet hat, durchaus keinen Gehalt an Wahrheit zugestehen, sondern sie nur als eine Function der Einbildungskraft und des Gemüths *) bezeichnet wissen will. Darum begründet diese Unterscheidung keinen wesentlichen Unterschied seiner antitheologischen Polemik von der Polemik eines Bayle oder eines Voltaire. Wie bei diesen, so ist es auch bei ihm wesentlich ein System, ein Lehrgebäude des dogmatisirenden Verstandes, was er bekämpft, und eben so wenig, wie jene, weiß er Etwas davon, daß bei der Würdigung dieses Lehrgebäudes noch etwas Anderes in Betracht kommen kann, als Einbildung und Willkühr, als das materiale, und logischer Verstand, als das formale Princip desselben. Er gefällt sich auf jugendliche, ja knabenhafte Weise in den grellsten Contrasten; wie der kindliche Wilhelm Meister die Muse der Dicht- oder Schauspielkunst und die Göttin des Handels und Gewerbes, so liebt er, Philosophie und Religion in einen Gegensatz zu bringen, wo alles Edle, Lichte und Wahre auf die Seite jener, alles Böse, Düstre und Gemeine auf die Seite der letztern fällt. Nur etwa dies hat er vor seinen Vorgängern, namentlich vor

*) Mit noch mehr Emphase, als in der Schrift über Bayle, geschieht dies in der vorhin erwähnten Broschüre über Philosophie und Christenthum. Dort heißt es z. B. S. 9: Die Basis der Philosophie ist das Denken und das Herz, — die Basis der Religion das Gemüth und die Phantasie. Das Herz aber, will der Verf. weiter wissen (woher? die Sprache weiß nichts davon), sei männlichen, das Gemüth weiblichen Geschlechts. Das Herz sei das natürliche, gesunde Gemüth, das Gemüth das kranke, übernatürliche Herz (also wäre das Weib der kranke, übernatürliche Mann?). — Dergleichen — Albernheiten (der Verfasser wird es in der Ordnung finden, wenn wir auf seine vielen groben Klötze auch einmal einen groben Keil setzen) kommen in jener Schrift noch manche vor.

den „Philoſophen“ des achtzehnten Jahrhunderts, voraus, daß er ausdrücklicher die ſpeculative Idee als belebendes Princip des Gegenſatzes gegen den religiöſen Dogmatismus im Auge behält, und daß demzufolge ſein Naturalismus ſich von den grob materialiſtiſchen Elementen jenes älteren freier bewahrt; wogegen er freilich auch die letzten Reſte des Deismus, an dem ſich wenigſtens Voltaire noch feſthielt, weggeworfen hat. Im Ganzen aber können wir, bei aller Anerkennung der zuletzt erwähnten Schrift als einer durch Fleiß, Gelehrſamkeit und klare, belebte Darſtellung intereſſanten und verdienſtlichen Arbeit, den Standpunkt des Feuerbachſchen antidogmatiſchen Raiſonnements nicht anders, denn als einen hinter der Höhe, auf welche die Wiſſenſchaft unſerer Zeit die dort verhandelten Fragen geſtellt hat, weit zurückgeblieben bezeichnen. Auch den Antiromantikern, meinen wir, die denn doch die geiſtigen Motive, welche der auch von ihnen bekämpfte religiöſe Dogmatismus in der Gegenwart hat, aus ganz andern Geſichtspunkten zu faſſen wiſſen, würde dieſe Schwäche des von ihnen ſo gefeierten Polemikers nicht unbemerkt geblieben ſein, wenn ſie es nicht in ihrem Intereſſe gefunden hätten, die ungeſtüme Energie der Feuerbach'ſchen Polemik zur Bundesgenoſſin zu haben.

Die Vermuthung, die wir ſo eben äußerten, findet ſich ſogleich beſtätigt, wenn wir uns jetzt von Feuerbach zu Strauß wenden, dem kühnen Kritiker, der ſich durch die bereits gewonnenen glänzenden Erfolge ſeines kritiſchen Thuns über alle kleinlichen Parteirückſichten erhoben weiß. Wir können von Strauß, dem ſo unendlich viel, und auch in dieſer Zeitſchrift ſchon zu wiederholten Malen Beſprochenen, hier nur das neueſte Werk berückſichtigen, den vor kurzem erſchienenen erſten Band ſeiner Dogmatik *); dieſes aber auch mit um ſo größeren Rechte, als es bereits von der jüngeren Hegelſchen Schule mit einem Enthu-

*) Die chriſtliche Glaubenslehre in ihrer geſchichtlichen Entwicklung, und im Kampfe mit der modernen Wiſſenſchaft dargeſtellt. Erſter Band. Tübingen u. Stuttgart. 1840.

siasmus begrüßt worden ist, der keinen Zweifel darüber läßt, daß sie darin den Kanon ihres eigenen religiös-philosophischen Glaubensbekenntnisses wiederfindet. Hier wird, gleich in der Einleitung, mit ausdrücklichem Hinblick auf jene Feuerbachschen Ansichten, die Frage über das gegenseitige Verhältniß der Philosophie und der Religion erörtert, und mit Recht bemerklich gemacht (S. 22), daß, wie von diesem Standpunkte aus eine befriedigende philosophische Geschichtsanschauung möglich sei, nicht abzusehen ist. Auf der andern Seite jedoch erklärt sich Strauß nicht minder entschieden gegen die Hegelsche Auffassung jenes Verhältnisses, insofern derselbe zwischen Religion und Philosophie nur eine Verschiedenheit der Form annahm, und dagegen die Identität des Inhalts behauptete. Gewiß wird man es für eine dem unbefangenen Betrachter jener religiösen Philosopheme Hegels zwar sehr nahe liegende, aber vollkommen schlagende, die Voraussetzungen der ältern Schule dieses Denkers in ihrer Wurzel zerstörende Bemerkung anerkennen müssen, wenn er, um die Richtigkeit jener vermeintlichen Identität aufzuzeigen, mit der diese ältere Schule in der That argen Unfug getrieben hatte, an die logische Dialektik der Begriffe von Form und Inhalt erinnert (S. 12), und wie, nach der eigenen Lehre der Hegelschen Logik, „der Inhalt nicht die rohe, sondern die formirte Materie ist, in der höhern Sphäre des speculativen Denkens aber sich die Unwahrheit erkennt des Unterscheides von Form und Inhalt, und daß es die reine Form selbst ist, welche zum Inhalte wird." Ref. an seinem Theile hat schon öfters darauf hingewiesen, wie die Unterscheidung der drei von Hegel angenommenen Hauptgestaltungen oder Entwicklungsstufen des absoluten Geistes: Kunstreligion, offenbare Religion und Philosophie, nach den psychologischen Momenten der „Anschauung", der „Vorstellung" und des „Denkens", die als ihre Formbestimmung gelten sollen, durchaus nicht eine dem Begriffe des „absoluten Geistes" immanente, sondern eine von außen herbeigeholte und deshalb unwissenschaftliche ist. Strauß geht nicht dazu fort, gegen jene Unterscheidung selbst den Angriff zu

richten. Indem er sich, hier wie anderwärts, streng an die allgemeinen, von Hegel vorgezeichneten Kategorieen hält, so läßt er auch für den Begriff der Religion die Definition gelten, daß sie die Idee oder der absolute Inhalt sei, in sinnlicher Anschauung und Vorstellung gefaßt. Nur darin weicht er von Hegel ab, daß er diese Fassung der Idee in endlichen Formen (nur das Denken nämlich gilt, nach Strauß, wie nach Hegel, für die unendliche Form) zugleich für eine nothwendige Trübung der Idee, für eine Alteration des Inhalts, der nach Hegel in der Vorstellung wie im Denken derselbe bleiben soll, erkennt, und demzufolge die Möglichkeit einer absoluten Religion, als welche nach Hegel bekanntlich das Christenthum bezeichnet ward, in Abrede stellt. So sehen wir, wie sich Strauß, durch eine, genauer betrachtet, freilich nur äußerliche oder quantitative Vermittlung, zwischen Hegel und Feuerbach in die Mitte stellt. „So wenig" — dies sagt uns seine bestimmtere Erklärung — „so wenig die Hegelsche Behauptung einer Identität des Inhalts zwischen der Religion und der Philosophie begründet ist; so gewiß die der Religion, als solcher, wesentliche Form der Vorstellung, oder (nach Feuerbach) des Gemüths und der Phantasie, auch den Inhalt afficirt, zu einem andern, und zwar unvollkommneren, macht, als der durch reine Vernunft hervorgebrachte philosophische Inhalt ist: — so gewiß ist es doch, — nicht unbestimmt bloß dieselbe menschliche Natur, sondern genauer ihr Trieb nach Selbsterkenntniß, ihre Vernunft, welche auch die Thätigkeit der Vorstellung beherrscht, und durch die aufsteigende Reihe der Religionen zu immer größerer Annäherung an die Wahrheit leitet."

Es kann wohl keine Frage darüber sein, daß wir diese mittlere Stellung, aber nicht die extreme Feuerbachsche, als die den allgemein wissenschaftlichen Voraussetzungen, von denen die jüngere Hegelsche Schule ausgeht, eigentlich gemäße anzusehen haben. Nur sie, nicht jene, läßt sich in der That als eine Consequenz des Hegelschen Philosophirens geltend machen,

von deren Princip sich, wie wir sehen, Feuerbach bis in die Wurzel losgesagt hat. Auch dürfen wir nicht anstehen zu bekennen, daß die Aufgabe, welche sich, in dem Bewußtsein dieser Stellung, Strauß gesetzt hat, von einer energischen Wahrheit und Sicherheit dieses Bewußtseins zeigt. Es ist ihm nicht entgangen, daß, die Consequenzen des Hegelschen Standpunktes rein gefaßt, von philosophischer Seite nichts mehr für den Inhalt, welchen die Philosophie mit der Religion gemein hat, den religionsphilosophischen oder dogmatischen Inhalt, zu thun übrig ist. So viel sich sonst diese jüngere Schule damit weiß, sich von dem Vorurtheile, als ob die Philosophie mit Hegel vollendet sei, befreit zu haben, so sind doch gerade ihre religionsphilosophischen Sätze von einer Beschaffenheit, welche durchaus keine weitere Ausbildung in Anspruch nimmt oder auch nur zuläßt. Dies hat unser Dogmatiker wohl bemerkt, und erklärt sich demzufolge gleich von vorn herein resignirt, durchaus nichts Eigenes gegeben, sondern nur Gegebenes zusammengefaßt zu haben. Sein Werk ist, und soll nach der Absicht des Verfassers sein, kein philosophisches, sondern nur ein kritisches. Aber wenn es auch wirklich scheinen könnte, als bestehe, was hier Kritik genannt wird, nur in der trockenen Gegenüberstellung der fertigen Resultate des Systems gegen die aus der religiösen Vorstellung des Christenthums abgeleiteten Dogmen: so weiß der Kritiker die Bedeutung dieses Geschäfts doch noch in ein ganz anderes Licht zu stellen. Das System selbst, dessen Inhalt ihm für die fertige dogmatische Wahrheit gilt, ist ihm nur der Schlußpunkt jenes Entwicklungsprozesses der Idee, welcher an dem Systeme der alten Dogmatik die objective, welthistorische Kritik vollzogen hat. „Die subjective Kritik des Einzelnen," so heißt es sinnreich genug in dieser Hinsicht, „ist ein Brunnenrohr, das jeder Knabe eine Weile zuhalten kann; die Kritik, wie sie im Laufe der Jahrhunderte sich objectiv vollzieht, stürzt als ein brausender Strom heran, gegen den alle Schleusen und Dämme Nichts vermögen." Ein dogmatisches Werk, welches von diesem Bewußtsein ausgeht, wird

sich demnach zwar nicht unmittelbar die Aufgabe einer philosophischen Construction des religiösen Inhalts stellen; aber es wird in der Auffassung jenes geschichtlichen Entwicklungsprozesses nicht minder productiv, nicht minder philosophisch verfahren können, als wirklich construirende Werke. „Ich bin," sagt Strauß, mit dem Bewußtsein, hiermit eine Aufgabe ächt philosophischer Art gelöst zu haben, „der Entstehung und Ausbildung jedes Dogma Schritt für Schritt nachgegangen, habe mich in den Geist der Zeiten und Bewußtseinsstufen, aus denen es organisch hervorgewachsen, zu versetzen gesucht, und das Wahre, Große und Schöne, was ich auf diesem Wege fand, gebührend in's Licht gesetzt. War ich mit einem Dogma auf der Höhe seiner kirchlichen Ausbildung angelangt, so schloß sich freilich hieran die weitere Aufgabe, in dieser höchsten Reife die Keime des Verfalles zu entdecken, und diesen sofort durch die Stadien seines Verlaufes bis auf die Gegenwart herunter zu verfolgen; zuletzt aber galt es noch, scharf zuzusehen, um nicht einen neuen Anstrich des alten Gebäudes mit wirklicher Reparatur desselben zu verwechseln."

Die angeführten Worte unsers philosophischen Dogmatikers verdienen gewiß alles Lob, sofern wir sie, wie wir im Gegenwärtigen gethan, als Ausdruck des Bewußtseins über die auf dem Standpunkte, auf den sich die jüngere Hegelsche Schule gestellt hat, mit Nothwendigkeit sich ergebende Gestaltung der Aufgabe für die philosophische Religionswissenschaft oder Dogmatik betrachten. Dadurch eben hat Strauß sich die unleugbar große augenblickliche Bedeutung erworben, daß er mit einer Reinheit und Präcision, die in der That keine Steigerung zuläßt, dieses Bewußtsein gefaßt hat, und sich auf jedem Schritte seines schriftstellerischen Thuns von ihm leiten läßt. Eine andere Frage ist aber, ob er berechtigt war, das, was er als seine Aufgabe erkannte, in so volltönenden Ausdrücken als ein wirklich von ihm Geleistetes anzukündigen. Er wird uns nicht wehren können, ja er wird uns, in Folge eben jener Klarheit, mit der er seine Aufgabe erfaßt hat, nicht wehren *wollen*,

die wirkliche Beschaffenheit seiner Leistung als eine Art von Rechnungsprobe anzusehen, nicht etwa über die Richtigkeit seiner Fassung der Aufgabe von den ihm durch seinen Standpunkt gegebenen Prämissen aus, sondern über die Wahrheit dieses Standpunktes selbst. Denn, wie Strauß vollkommen richtig erkannt hat, durch nichts Anderes würde sich dieser Standpunkt so sicher, als durch die gelungene Leistung dessen, was Strauß zu leisten unternommen hat, als der wahre, als der höchste, den überhaupt die Wissenschaft erreichen kann, bethätigen können. Hat wirklich die Geschichte in der Weise, wie Strauß es voraussetzt und durch die Prämissen seines Standpunktes es vorauszusetzen berechtigt wird, über den Inhalt der christlichen Glaubenslehre gerichtet: so wird eine gelungene Darstellung dieses Gerichts, eine Darstellung, welche den weltgeschichtlichen Gang des großen Prozesses in allen seinen Hauptmomenten zum Bewußtsein des Geistes bringt, unstreitig für nichts Geringeres, als für den wirklichen Abschluß des Prozesses gelten dürfen. Sie wird, was in realer, objectiver Weise schon vollendet ist, auch noch zur idealen, subjectiven Vollendung bringen, und so das Werk der Philosophie in ihrem eigenen Sinne zwar, aber in einer über das System als solches wesentlich hinausgehenden Weise ergänzen. Dagegen wird, wenn das Unternehmen mißlingen sollte, daraus ein starkes Präjudiz gegen die Wahrheit der Prämissen, aus denen die Stellung der Aufgabe abgeleitet ward, sich ergeben; ein um so stärkeres, je weniger die Schuld dieses Mißlingens auf eine subjective Mangelhaftigkeit des Bewußtseins, aus welchem dasselbe hervorging, geschoben werden kann.

Und hiermit nun glauben wir den Gesichtspunkt angedeutet zu haben, von welchem eine künftige Beurtheilung des Straußschen Werkes, eine solche, welche das wahre Verhältniß desselben, wie zur Theologie, so auch zur Philosophie der Gegenwart, in seinem ganzen Umfange würdigen will, wird ausgehen müssen. Man wird von uns im Gegenwärtigen eine solche nicht erwarten, um so weniger, als das Buch nicht der

philosophischen Literatur im engern Sinne angehört; eine kurze Andeutung jedoch darüber, wie uns das Resultat einer in diesem Sinne zu unternehmenden Prüfung keineswegs zweifelhaft ist, wird man auch hier an ihrem Orte finden. Um es gerade herauszusagen: als Aussage des Bewußtseins, nicht über die geforderte, sondern über die bereits erfüllte Leistung, enthalten jene Worte der Vorrede zur Dogmatik eine Prahlerei, von deren Richtigkeit sich jeder Urtheilsfähige überzeugen wird, der auch nur einige Abschnitte des Werkes aufmerksam durchgehen und den von dem Verfasser selbst uns an die Hand gegebenen Maaßstab an sie legen will. Wenn „der Entstehung und Ausbildung eines Dogma Schritt für Schritt nachgehen" nichts Anderes heißt, als, den wörtlichen Ausdruck, die doctrinelle Fassung eines Dogma, gleichviel aus welcher Quelle dasselbe ursprünglich geschöpft war, und welche andere Motive außerhalb der wissenschaftlichen Behandlung in die Fortbildung, in die Um- oder Neugestaltung desselben eingriffen, in äußerlich zusammenstellendem Vortrage so wiedergeben, wie sie sich, innerhalb eines bestimmten, durch ein vorläufiges Schema ein für allemal angenommenen Zeitverlaufs, in der heiligen Schrift, in den Symbolen der Kirche, und in einer gewissen Anzahl dogmatisch hervortretender Schriftsteller gestaltet hat; wenn „sich in den Geist der Zeiten und Bewußtseinsstufen, aus denen das Dogma organisch hervorgewachsen, versetzt zu haben," derjenige sich rühmen darf, der weiter Nichts gethan, als, die geschichtlichen Hauptgestalten des Dogma, jede einzelne mit möglichster Präcision und Bündigkeit auf den logischen Zusammenhang zurückzuführen sich bestrebt, welchem sie sich bei ihren Urhebern oder Vertretern einverleibt finden; wenn endlich „das Wahre, Große und Schöne des alten dogmatischen Systems gebührend ins Licht setzen" nur ein anderer Ausdruck ist für: die Lehren jenes Systems als Folie den Sätzen des jung Hegelschen Pantheismus unterlegen: dann freilich wollen wir den Erfolg, welcher das Unternehmen des philosophischen Dogmatikers gekrönt hat, nicht in Abrede stellen. Bei solcher Auffas-

sung des dogmatischen Bildungsprozesses konnte es ihm auch nicht schwer werden, überall „in der höchsten Reife eines auf der Höhe seiner kirchlichen Ausbildung angelangten Dogma die Keime seines Verfalles zu entdecken, und diesen sofort durch die Stadien seines Verlaufes bis auf die Gegenwart herunter zu verfolgen." — Das Wahre nämlich ist, daß er die Dogmen überhaupt nur, auch da, wo er ihr organisches Wachsthum und Gedeihen beschreiben will, in den Momenten ihres Verfalles zu fassen und zu schildern verstanden hat. Was er den Keim des Verfalles in der höchsten Reife nennt: das ist in jedem Stadium der Ausbildung des Dogma ganz eben so vorhanden, wie in demjenigen, welches Strauß, offenbar nur um seiner Auffassungsweise ein Relief zu geben, und ohne daß er einen durch die Geschichte selbst scharf bezeichneten Zeitpunkt dabei vor Augen habe, das Stadium der Reife zu nennen beliebt. Es ist nichts Anderes, als das Moment der abstract verständigen Auffassung, des formal logischen Zusammenhangs; ein Moment, welches in keinem Zeitpunkte der Dogmenbildung ganz fehlen kann, wiewohl es bald mehr, bald weniger hervortritt, und welches allenthalben durch sein Hervortreten, in Folge der dialektischen Natur des dogmatischen Inhalts, Gegensätze und Widersprüche hervorruft, die, äußerlich betrachtet, freilich als die Auflösung des Dogma erscheinen müssen. Die Kunst, durch welche es Strauß, in seiner eigenen Meinung und in der Meinung seiner Anhänger, gelungen ist, die objective, kritische Auflösung des Dogma in dem Umfange, wie er es vorgiebt, als wirklich durch die Geschichte vollzogen darzustellen, besteht einzig und allein darin, daß er in einer Auswahl, welche auf das vor Augen schwebende Endziel schon berechnet ist, die an der ältern Fassung des Dogma durch dessen Gegner zur Sprache gebrachten Widersprüche, sammt den Widersprüchen, deren etwa diese Gegner selbst sich schuldig machen, vorführt, um zuletzt darauf hinzuweisen, wie in dem Hegelschen Systeme, nach derjenigen Auffassung desselben, die er für die richtige hält, diese Widersprüche sämmtlich nicht mehr vorhanden sind.

Es bedarf wohl nach dem Gesagten kaum noch einer besondern Erklärung darüber, daß wir die angedeuteten Mängel des Straußschen Werkes nicht als verschuldet durch ein von dem Verfasser in der Ausarbeitung begangenes Versehen, sondern durch den Standpunkt selbst, von welchem aus dasselbe entworfen ist, ansehen. So gewiß in diesem Standpunkte die Forderung eines solchen organischen Verlaufes der Bildung und des Verfalls der Dogmen begründet ist, wie die Worte der Straußschen Vorrede ihn bezeichnen: so gewiß würde das wirkliche Vorhandensein dieses geschichtlichen Verlaufs der entscheidende Beweis für die absolute Wahrheit des Standpunktes sein; so gewiß also muß, wenn der Standpunkt nicht der wahre ist, auch der von demselben gefaßte Begriff des weltgeschichtlichen Organismus der Dogmenbildung sich beim Versuche einer wissenschaftlichen Ausführung als ein unrichtiger erweisen. Nicht, als ob dadurch der allgemeine Begriff eines solchen Organismus widerlegt würde. Dieser Begriff ist, oder kann wenigstens ein tiefer und wahrer sein, ganz unabhängig von der besondern Gestaltung, die er durch jenen Standpunkt erhält. Aber bei der wissenschaftlichen Darstellung eines jeden organisch-geschichtlichen Verlaufes kommt es, wenn dieselbe gelingen soll, vor allen Dingen darauf an, das individuelle Princip des vorliegenden Entwicklungsprozesses richtig gefaßt zu haben; und die Richtigkeit dieser Fassung ist in diesem Falle, wie in jedem ähnlichen, offenbar durch die Richtigkeit des Standpunktes, von dem sie unternommen wird, bedingt. Der weltgeschichtliche Prozeß der Dogmengeschichte soll nach Strauß zu seinem Ausgangspunkte die theils durch Christus und die Apostel, theils schon vor Christus durch die israelitischen Propheten und die messianischen Erwartungen des israelitischen Volkes angeregten Vorstellungen, zu seinem Höhepunkte die Ausbildung dieser Vorstellungen zum dogmatischen Systeme der Kirche, zu seinem Schlußpunkte (analog dem Tode eines organischen Individuums) die Auflösung der Vorstellungen in das Element des reinen, speculativen Denkens haben. Diese

Ansicht hat zwar, wie man leicht bemerken wird, von vorn herein das Unbequeme, daß ja, der Voraussetzung zufolge, von welcher der Straußsche Standpunkt ausgeht, Vorstellung und Denken keineswegs so auseinander fallen sollen, wie es hiernach scheinen müßte; daß vielmehr das Denken sich aus der vorhandenen religiösen Vorstellung, nicht erst aus dem Untergange der Vorstellung, erzeugen und entwickeln soll. Indeß, obschon es nun hiernach scheinen könnte, als sei die Entwicklung des Dogma zum speculativen Gedanken vielmehr als eine Steigerung des Dogma, wie als dessen Auflösung zu denken: so hat doch jener Standpunkt guten Grund, die Sache anders anzusehen, und beides, die Entwicklung des Dogma, welches sich innerhalb der Vorstellung hält, und die Entwicklung des speculativen Gedankens, als zwei gesonderte organische Prozesse zu betrachten, deren einer der Untergang des andern ist. Der Grund liegt nämlich darin, daß der Fortschritt von dem kirchlichen Dogma, zu der philosophischen Lehre dieses Standpunktes, als Fortschritt betrachtet, in der That kein organischer ist. Er würde sich höchstens als Moment eines umfassenden organischen Fortschritts betrachten lassen; aber um ihn als solchen zu erkennen, müßte bereits ein anderer und höherer Standpunkt eingenommen sein. Dies nun ist Strauß' in der That nicht entgangen, und er hat es aus diesem Grunde, — im Widerspruche mit dem ältern Hegelianismus, zu welchem eben hier die Wurzel des Gegensatzes dieser jüngern Schule zu suchen ist, — vorgezogen, den Hervorgang dieser Philosophie als zusammentreffend mit dem Verfalle des Dogma darzustellen. Aber auch als Verfall betrachtet, würde dieser Prozeß noch immer ein organischer sein müssen, wenn zuvor das Wachsthum und die Ausbildung des Dogma ein organisches war. So auch hat Strauß es aufgefaßt — in den Worten der Vorrede, aber nicht in der Darstellung selbst. Es hat vielmehr diese Darstellung dasselbe Schicksal gehabt, wie die Darstellung des angeblich organischen Werdeprozesses des Dogma; beide Darstellungen haben aber dieß Schicksal

gehabt, weil sie kein anderes haben konnten; denn jener Werdeprozeß so wenig, wie dieser Prozeß des Verfalls, ist — so aufgefaßt, wie Strauß ihn, zufolge seines Standpunktes, auffassen mußte, — in der geschichtlichen Wirklichkeit ein organischer. Das organische Princip beider Prozesse würde nämlich nach Strauß die dogmatische Vorstellung als solche sein müssen, die Vorstellung im Unterschiede von dem Gedanken, der neben ihr und nach ihr seinen eigenen, gleichfalls organischen, Prozeß durchgeht. Die „Vorstellung" aber kann so gewiß solches Princip nicht sein, so gewiß es nicht wahr ist, daß nur sie es sei, welche zwischen dem religiösen Inhalte des Christenthums und dem Inhalte der Hegelschen oder Straußschen Philosophie den Unterschied macht. Daher eben, von dieser Unwahrheit der Voraussetzung, datirt sich in dem Werke unsers Dogmatikers die durchgängige Unterschiebung eines mechanischen Verfahrens für das organische, eines bloß compilatorischen und negativ-kritischen für das ächt historische. Die religiöse Vorstellung, sie, die, nach der ersten Voraussetzung, den Inhalt des geschichtlichen Prozesses, und, als solcher Inhalt, das Object der wissenschaftlichen Darstellung ausmachen sollte, wird in dem Buche ihrentheils als etwas vor dem Prozesse Gegebenes vorausgesetzt; die Darstellung selbst ist nur mit den Versuchen beschäftigt, den solchergestalt vorausgesetzten Inhalt der Vorstellung doctrinell oder verstandesmäßig zu fassen. Daß diese Versuche, als solche betrachtet, unter sich selbst keinen organischen Prozeß bilden können, sollte sich freilich von selbst verstehen; aber das Eingeständniß, daß dem so sei, oder vielmehr, daß der Charakter der Darstellung der hier von uns bezeichnete sei, würde freilich dem Eingeständnisse gleichgegolten haben, daß der Standpunkt, von welchem aus die Darstellung unternommen ist, ein irriger sei. Hätte Strauß über die wahre Beschaffenheit seiner Darstellung zum Bewußtsein kommen können: so würde er, bei seiner Einsicht in die Forderungen einer organischen Geschichtsansicht überhaupt, auch darüber zum Bewußtsein gekommen sein, daß eine organische Ansicht der Dogmengeschichte nur von

einem solchen Standpunkte möglich ist, welcher das wissenschaftliche Denken zur religiösen Vorstellung nicht in ein äußerliches, sondern in ein immanentes Verhältniß stellt, das heißt mit andern Worten, welcher den dort nur, als irrationaler, als nicht im „reinen Denken" aufgehender Rest, vorausgesetzten Inhalt der „Vorstellung" sich wissenschaftlich anzueignen, und eben dadurch zu einem wirklichen, positiven Inhalte des philosophischen Denkens zu erheben weiß.

So viel hier vorläufig über ein Werk, welches ohne Zweifel schon bald Gegenstand ausführlicher Erörterungen, von den entgegengesetztesten Seiten her, werden wird. Ob jene jüngere Schule, welche sein Erscheinen jetzt mit so lautem Jubel begrüßt, in der That so sehr Ursache hat, sich seiner zu freuen; ob dasselbe nicht gar leicht dazu beitragen kann, die Krisis, welche dieser Schule bevorsteht, zu beschleunigen, und nicht vielleicht schon jetzt in manchen ihrer Anhänger das Bewußtsein der Schwäche ihres Princips erwecken wird, dies bleibe der Zukunft zu entscheiden anheimgestellt. Dem gewandten Talente des Verfassers und seinem gesunden, heitern Mutterwitze, der, man kann es sich nicht verläugnen, den unbefangenen Leser für ihn einnimmt und mit dem Abstoßenden des Inhalts zum Theile versöhnt, ist es unstreitig gelungen, den sonst für so trocken geltenden Stoff der alten Dogmatik zu einer recht interessanten, lesbaren Darstellung zu verarbeiten, oder, wie man zu sagen pflegt, ein Buch daraus zu machen. Das Buch gewährt, schon durch die größere Mannichfaltigkeit des gegenständlichen Inhalts, aber allerdings auch durch die gesteigerte Virtuosität des Verfassers in Ausübung der schriftstellerischen Handwerkskünste, eine viel anziehendere, viel weniger ins Tädiöse und Ermüdende fallende Lectüre, als das „Leben Jesu;" — aber schwerlich werden diese Vorzüge es verhindern können, daß, wer irgend eine Ahndung von dem Ernste und der Tiefe hat, welche die Behandlung dieses Gegenstandes in Anspruch nimmt, nicht den Mangel dieser Eigenschaften beim Verfasser empfinden und ihn sich zum Bewußtsein bringen sollte. — Weniger noch, als zu einer

umfassenden Beurtheilung des Buchs von Seiten seines histo-risch-theologischen Inhalts, wäre hier der Ort, dem Verf. auf die Polemik Rede zu stehen, die er, in Folge seines Bestrebens, „scharf zuzusehen, um nicht einen neuen Anstrich des alten Gebäudes mit wirklicher Reparatur desselben zu verwechseln," auch gegen die in gegenwärtiger Zeitschrift vertretenen Ansichten und Richtungen erhebt. Den Ref. trifft diese Polemik besonders hart; schwerlich wird man in dem ganzen Buche, und überhaupt in den eigentlich wissenschaftlichen Schriften des Verfassers, eine Stelle finden, die einen so schnöden, mit moralischen Insinuationen, von denen sich der Verf. sonst ziemlich frei hält, verbrämten Ausfall enthielte, wie die gegen Ref. persönlich gerichtete S. 495 ff. Ref. wird, was die Sache betrifft, dem Verf. die Antwort seiner Zeit nicht schuldig bleiben; was die Form betrifft, so überläßt er es gern einem Jeden, sich den Grund dieser Feindseligkeit zu deuten, wie er will: ihm selbst wird man es nicht verdenken, wenn er bis auf Weiteres annimmt, daß Strauß die Seite kennt, von der seinem Treiben die bedenklichste Gefahr droht, und daß er gegen dieselbe nicht terroristisch genug verfahren zu können meint. — Nur noch eine allgemeine Bemerkung über die Stellung, welche sich Strauß in allen seinen Schriften, und in der Dogmatik vorzugsweise, zur Philosophie gegeben hat, möge hier ihre Stelle finden. Strauß setzt, wie wir bereits angedeutet haben, der Religion und Theologie nicht, wie Feuerbach, die speculative Idee in ihrer Allgemeinheit oder in der Gestalt ihrer Unmittelbarkeit, sondern er setzt sie ihr ausdrücklich in der bestimmten Gestalt der Ausbildung entgegen, die sie im Hegelschen Systeme erhalten hat. Auf der Voraussetzung der Wahrheit dieses Systems beruht, wie wir sehen, seine Ansicht von dem organischen Entwicklungsgange der Dogmengeschichte; es beruht darauf nicht minder die Fassung, die er am Schlusse jedes einzelnen Abschnittes seines Werkes dem Inhalte der besondern Dogmen zu geben gesucht hat. Dennoch: die Hand auf's Herz, und möge er ein klares und unumwundenes Bekenntniß darüber ablegen,

ob er wirklich von der Wahrheit des Hegelschen Systemes überzeugt ist, — auch nur in dem Umfange davon überzeugt ist, wie er es sein müßte, wenn jene Voraussetzung für mehr, als eine nur precäre und hypothetische gelten sollte! Ref. müßte in seiner Auffassung des Straußschen Geistes sehr fehlgegangen sein, wenn es diesem nicht leichter werden sollte (vergl. S. 501), „das symbolum Quicunque zu beschwören," als, ein solches Bekenntniß auszustellen. Ein Denker, der so überall das Princip des gesunden Menschenverstandes in den Vordergrund stellt, dem muß, — es kann nicht anders sein, — das dialektische Philosophiren Hegels, wenn er ihm irgend scharf auf die Finger sehen will, in unzähligen seiner prägnantesten Momente, seiner entscheidendsten Wendepunkte und Uebergänge, nicht minder als „Aberwitz" erscheinen, wie, was an der eben angeführten Stelle so genannt wird. Auch fehlt es gar nicht an ausdrücklichen Spuren, welche verrathen, daß den eigentlichen Hintergrund der Straußschen Denkweise ein ganz ähnlicher speculativer Naturalismus bildet, wie jener Feuerbachsche. Wir machen, statt vieler andern, nur aufmerksam auf die charakteristische Stelle am Schlusse des vorliegenden Bandes der Dogmatik, wo die Materie „die erste Entäußerung, oder genauer, das unmittelbare Dasein der göttlichen Idee" genannt wird. Es entgeht uns nicht, daß auch Hegel, nach seiner Redeweise den letztern Ausdruck von der Materie würde haben brauchen können und vielleicht irgendwo wirklich gebraucht hat; aber wer diesen Ausdruck für den „genauern" hält, als den daneben-stehenden der „Entäußerung": der verräth damit augenscheinlich, daß ihm die ganze „Wissenschaft der Logik" nichts Anderes ist, als eine kolossale Ungenauigkeit. Auch würden wir dem scharfen Verstande unsers Kritikers einen Schimpf anzuthun glauben, wenn wir bezweifeln wollten, daß er das Unstatthafte, das in der That, — wenn denn einmal dergleichen Ausdrücke in wissenschaftlicher Discussion Platz finden sollen, — „Aberwitzige" des Hegelschen Ueberganges von der Idee zu ihrer „Entäußerung" in der „Materie" so gut durchschaut hat,

wie Schelling, oder wie so manche Andere. Da sich aber von einem Versuche, diesen Uebergang zu verbessern, oder von einer Anerkennung anderweit geschehener Verbesserungsversuche keine Spur bei ihm findet; so bleibt Nichts übrig, als anzunehmen, daß die Bezeichnung der Materie als „unmittelbaren Daseins der Idee" uns in der That, mit Uebergehung des Logischen, den Begriff der Materie als wahren Anfang nicht nur der Lehre von der „Schöpfung," sondern des Systems überhaupt, — falls nämlich auf einem naturalistischen Standpunkte solcher Art noch von einem Systeme die Rede sein kann, — bezeichnen soll. —

Anhangsweise zu dem über Feuerbach und Strauß Gesagten wollen wir hier schließlich noch eines jungen philosophischen Schriftstellers gedenken, der sich vorzugsweise an diese Beiden, namentlich an Feuerbach, anschließen zu wollen scheint. Es ist J. Frauenstädt, derselbe, von dessen erster Schrift, „die Freiheit des Menschen und die Persönlichkeit Gottes," bereits in dieser Zeitschrift (Bd. 3. S. 332) Notiz genommen ist. Er ist seitdem zuerst mit einer kleinen Schrift über die durch die Schlußabhandlung von Strauß' Leben Jesu in Anregung gebrachten christologischen Fragen wieder aufgetreten *), welche, in ähnlicher Weise, wie jene erste, doch mit etwas mehr Klarheit und Bündigkeit des Raisonnements und schon merkbarer Hinneigung auf die eine Seite, für welche der Verf. sich bald darauf entschieden hat, auf die Aufstellung eines, angeblich unlösbaren, Dilemma hinauskommt, des Dilemma zwischen Vernunft und Glaube, von welchen beiden, so behauptet der Verf., die erstere die Menschwerdung Gottes für unmöglich, der letztere sie, trotz dieser Unmöglichkeit, für wirklich erklärt und zu erklären berechtigt ist. Daß aber dieses Dilemma, und daß mit ihm alle ähnlichen, in welche sich der Verf. ehemals

*) Die Menschwerdung Gottes nach ihrer Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit. Mit Rücksicht auf Strauß, Schaller und Göschel. Berlin 1839.

verwickelt fand, für ihn nunmehr ihre Lösung gefunden haben: dies bezeugen theils seine zahlreichen Kritiken in den Hallischen Jahrbüchern, in denen er seit einiger Zeit als der rüstigste Recensent philosophischer Werke aufgetreten ist, theils bezeugt es eine neuerlich von ihm herausgegebene Sammlung verschiedener Abhandlungen philosophischen und philosophisch-theologischen Inhalts *). In der Vorrede zur letztern erklärt er, „seine beiden frühern Schriften nur als nothwendige Durchgangspunkte zu dieser zu betrachten; in dieser aber habe ihn die Idee des Universums ergriffen; er sei sich dessen gewiß, daß es keine andere, frühere Wahrheit gibt, als diese, und daß namentlich einerseits der theologisch-dogmatische Standpunkt, andrerseits der praktische, industrielle ihrer Wahrheit nach nur Momente dieses universellen sind." Die Sammlung selbst enthält zuerst, unter der Ueberschrift: Studien, eine Reihe kurzer, rhapsodischer Aufsätze über philosophische Vor- und Anfangsfragen und Allgemeinbegriffe; dann, unter der Rubrik der Kritiken, einen sehr ausführlichen beurtheilenden Auszug aus Steffens Religionsphilosophie und zwei kürzere Recensionen von Jul. Müllers „christlicher Lehre von der Sünde" und von Michelets „Schelling und Hegel;" — beiden Hauptabtheilungen folgt noch eine ansehnliche von, auf beide bezüglichen, Anmerkungen. In der That eine bequeme Art, ein Buch zu machen! Ein guter Kopf, wie der Verf. unstreitig es ist, kann in dieser Weise, kaum aus den Studentenjahren herausgetreten, recht vergnüglich bei einer Pfeife Tabak neue Systeme machen und über vorhandene aburtheilen; er kann, was mehr noch sagen will, Entwicklungsperioden seines Geistes durchgehen und auf die durchgangenen von der erstiegenen Höhe wissenschaftlichen Bewußtseins abschließend zurückblicken! Er kann alles dies um so leichter, je geringer der Ballast von Belesenheit und Studium ist, der sein Gedankenschiff, wenn es im vollen Segeln ist, aufhalten könnte. — Seinen Vormännern,

*) Studien und Kritiken zur Theologie und Philosophie. Berlin 1840.

Feuerbach, Strauß, Ruge u. ſ. w., hat Frauenſtädt den Kunſtgriff abgeſehen, aller Vortheile, welche der Standpunkt Hegels darbietet, ſich gegen diejenigen zu bedienen, die in irgend einer Weiſe über dieſen Standpunkt wiſſenſchaftlich hinauszugehen trachten, und ihnen gegenüber den Standpunkt als einen vollkommen unüberwindlichen zu behaupten, dabei aber ſich ſelbſt, in Bezug auf dieſen Standpunkt, alle mögliche Freiheiten vorzubehalten, und von dieſen Freiheiten bei Gelegenheit, ohne Methode jedoch und von wiſſenſchaftlichem Zuſammenhang, einen viel ausgedehnteren Gebrauch zu machen, als irgend einer von Jenen! Dahin iſt es gekommen, daß diejenigen, die von Hegel Nichts, als das nackte, auf die möglichſt kahle und dürftige Weiſe aufgefaßte Reſultat gelten laſſen, aber weder im Anfange, noch im Fortgange des Philoſophirens, ſich im Geringſten mit ihm einverſtehen, des Herabſinkens unter Hegel Jene beſchuldigen dürfen, welche durch methodiſche Arbeiten den Beweis liefern, daß ſie von Hegel zwar nicht die Philoſophie, wohl aber das Philoſophiren gelernt haben! — Ueber den Anfang der Philoſophie, von welchem der erſte Aufſatz der „Studien“ handelt, entzweit ſich Frauenſtädt, ohne darum zu Hegel zurückkehren zu wollen, auch mit Feuerbach. Er findet die Forderung dieſes Denkers, daß die Philoſophie ſich aus ihrem Gegentheile erzeugen ſolle, „überſpannt, weil unausführbar.“ Was er darüber ſagt, kann man ganz richtig finden; aber es verſteht ſich ſo ſehr von ſelbſt, daß Feuerbach ſich eines Anhängers eben nicht ſehr freuen wird, der ihn ſolcher Belehrungen für bedürftig achtet. Die übrigen Aufſätze handeln über Idee und Zweck der Philoſophie, über objective und ſubjective Wahrheit, über Gewißheit, Daſein und Wirklichkeit, Erkenntniß und Realprincip, Nothwendigkeit des Böſen. Als Schulexercitien würden wir ſie, wegen ihres geſunden, geraden Verſtandes und einfachen, präciſen Ausdrucks, recht lobenswerth finden, und würden ſie noch mehr ſo finden, wenn der Verfaſſer dabei in der Weiſe, wie er noch in ſeiner Schrift über die Menſchwerdung Gottes gethan, den Standpunkt des Glaubens

als einen doch auch berechtigten, wenn gleich den von ihm gefundenen Reſultaten widerſprechenden, anzuerkennen und gelten zu laſſen gewürdigt hätte. Meint aber der Verf., mit dergleichen die Wiſſenſchaft, wie ſie jetzt ſteht, fördern oder berichtigen zu können, ſo ſetzt dies ein ſehr naives Unbewußtſein über den dermaligen Stand der Wiſſenſchaft voraus. — Viel weniger Lob verdienen die Kritiken, namentlich die ausführliche über Steffens; mit ermüdender Breite findet ſich hier, in dem bei einem ſolchen Beginnen ſich von ſelbſt verſtehenden Tone der Anmaßung und Altklugheit, auseinandergeſetzt, was ſich Jeder, der auch nur das Vorwort des Verfaſſers geleſen hat, von vorn herein als die Meinung deſſelben über den Inhalt des beurtheilten Werkes ohne viele Mühe conſtruiren kann.

Offenes Schreiben
an
Herrn Dr. Paulus

in Bezug auf dessen „Beleuchtung des Verhältnisses, welches zwischen Professor Fichte dem Vater und Dr. Paulus bei dem Atheismusstreit der Letztern stattfand." (Neuer Sophronizon, I. Mittheilung. 1841.)

Vom
Herausgeber.

So eben lege ich Ew. Hochwürden Erklärung aus der Hand, welche Sie im „N. Sophronizon" (S. 80—134.) in Betreff der oben bezeichneten Angelegenheit gegen mich zu richten für gut gefunden. Mögen Sie genehmigen, daß ich unmittelbar an Sie wende, was ich als letztes Wort in diesem Handel noch zu sagen habe; denn es scheut sich nicht, zu allernächst unter Ihre Augen zu kommen, weil es ebenso für Sie ist, als für den so ohne Noth von Ihnen entstellten Charakter eines Verstorbenen. Noch immer nämlich bin ich meiner frühern Meinung (Freihafen 1840. II. Heft S. 176. 177. 225. 227. u. s. w.), daß die ganze Differenz recht wohl zur Ehre beider Männer auszugleichen sei. Mich selbst hätten Sie besser ganz bei Seite gelassen; denn wie konnte ich anders, als getreuer Berichterstatter dessen sein, was meine Quellen mich lehrten, als es darauf ankam, das zurückzuweisen, was ich noch jetzo für Entstellung erklären muß!

Vor allem Weitern bitte ich jedoch Ew. Hochwürden, meiner Betheuerung zu glauben, daß ich damit gegen Ihren Charakter, gegen Ihre Wahrhaftigkeit nicht den geringsten Vorwurf erheben wollte. Ich meinte es damals, wie jetzt, in aufrichtigem Sinne, wenn ich aus ungenauerer Erinnerung über Nebenumstände einer mehr als 40 Jahr alten Vergangenheit, die Abweichungen zwischen Ihrer Geschichtserzählung und den vor mir liegenden schriftlichen Documenten und Urkunden herleitete. Werden Sie Selber es nicht in der Ordnung finden, daß diese mir größeres Gewicht zu haben schienen, als Ihre Erinnerung? Und dennoch, warum hätte ich die Ruhe eines verdienstvollen Alters auch nur um eine Stunde durch Verdächtigungen, dergleichen Sie mir imputiren, trüben sollen, wo sich mir die entgegengesetzte Auslegung sogar als die innerlich wahrscheinlichere erwies?

Zwar berge ich nicht, daß mich Ihre vornehm herabschauende Charakteristik von Fichte in der „Lebensskizze" indignirt und befremdet hatte, — und nicht mich allein! Sie hatten dem in sich verschränkten „Ideisten" und „Chimäriker" in seinen selbstverschuldeten Verlegenheiten, als Prorector magnificus, großmüthig und auf's Beste herauszuhelfen gedacht, an seinem Ungeschicke, an seiner Halsstarrigkeit aber Nichts ausrichten können. „Zum Danke dafür" hätten die „Tieferblickenden" — (Wer konnte damit gemeint sein?) — nähere eigennützige Motive von Ihrer Seite sich „eingebildet." Sie hatten gar keinen Antheil an der Sache. — Ich glaubte es anders zu wissen, durch Ihr eigenes, durch Ihrer Handschrift Zeugniß es anders zu wissen. Dennoch mußte mir die nähere Erwägung sagen, daß hier nur ein unabsichtliches Mißverständniß obwalten könne. Auch Ihren in sehr zweideutiger Schwebe gehaltenen Vorwurf gegen Fichte (Skizzen S. 175. 76.), später „in der mehr praktischen Residenzstadt" mit einem „schwärmerisch transscendirenden Theismus" sich eingelassen zu haben, wußte ich mir milder auszulegen (vergl. Freih. S. 189.), mehr aus Ihrer allgemeinen Meinung über Philosophie, als aus persönlichen Gesinnungen. Ich kannte ja Ihre souveräne Geringschätzung gegen alles „transscendirende Speculiren," die auch für die Personen, welche sich mit dergleichen Dingen abgeben, keine sonderliche Achtung übrig lassen kann; ich erinnerte mich, wie noch vor Kurzem in einer anonymen Schrift *) Fichte besonders ausgezeichnet, und sogar Schelling (ungerechter und unkundiger Weise) tief unter ihn herabgedrückt worden war (jetzt, im „neuen Sophronizon" S. 123., ist das Verhältniß das umgekehrte); — ich durfte daher keinen persönlichen Groll gegen Fichte annehmen. Zugleich gedachte ich des würdigen Eindrucks, den Ihre Persönlichkeit auf mich gemacht; und so hätte ich es für Impietät erachtet, wenn ich anders geurtheilt, auch öffentlich mich anders erklärt hätte. Mußte ich aber einmal mich dem unerfreulichen Geschäfte der Berichtigung unterziehen; so konnte ich es nur dadurch für mich und den Leser in's Ersprießliche verwandeln, wenn ich vom Wissenschaftlichen des Handels alles Allgemeinbelehrende hineinzöge, und im Persönlichen bei den erfreulichsten Seiten desselben vorzugsweise verweilte. So entstand der Auf-

*) »Entdeckungen über die Entdeckungen unserer neuesten Philosophen, von Magis amica veritas« Bremen 1835. — Gelehrte Blätter bezeichneten den Herrn Dr. Paulus als den Verfasser dieser Flugschrift, und es ist, meines Wissens, kein Widerspruch eingelegt worden.

ſatz im Freihafen, welchen ich nach den neuen Aufklärungen, die Ew. Hochwürden gegeben, jetzt zwar zu berichtigen, nicht aber nach ſeiner Meinung und Geſinnung zurückzunehmen im Stande bin.

Sie Selbſt nun weiſen meine Vermuthung, daß Ihnen Umſtände jener alten Begebenheiten entfallen ſein dürften, auf's Entſchiedenſte zurück, erklären dagegen (Sophr. S. 100.), zwar an den beiden Briefen, welche Fichte's Dimiſſion veranlaßten, „fördernden Antheil" genommen, an dem Plane der Auswanderung aber nicht den entfernteſten Theil gehabt zu haben. Ich ſchenke Ihrem Worte unbedingten Glauben, und erkläre hiermit, daß ich Alles auf's Förmlichſte zurücknehme, in der Biographie, wie in der ſpätern Beleuchtung, was ſich auf dieſe Vorausſetzung gründet, welche mir vor Ihrer beſtimmten Erklärung nach den dort entwickelten Umſtänden (vgl. Freih. S. 226. unten) die wahrſcheinlichſte dünken mußte. Jetzt indeß habe ich ebenſo zu bedenken, daß das Wahrſcheinlichſte oft falſch und gerade das Unwahrſcheinliche das Wahre ſein kann. Ueberhaupt muß in ſolchen Dingen die Verſicherung eines würdigen Mannes für jeden Ehrenhaften von unbedingter Entſcheidung ſein: ſie wird ihm die Gränze alles Forſchens, ja ſie ſoll ihm jedes weitere Bedenken niederſchlagen. Ich ſetze über dieſen Punkt kein Wort mehr hinzu.

Aber wäre damit nur Alles für Sie entſchieden; blieben nur nicht gegen Sie die Briefzeugniſſe (Freih. S. 217—19.), das Zeugniß Ihrer eigenen Worte (Freih. S. 226.), Ihr, auch jetzt halb eingeräumtes Bekenntniß des Vorſatzes, „nicht in Jena bleiben zu wollen, wenn die Lehr- (Ueberzeugungs-) freiheit" (durch einen Fichte'n treffenden Verweis) „geſtört würde" (Skizzen S. 173. N. Sophr. S. 85. 100.). — Wenn auch keine Verabredung zu einem weitern Plane ſtattfand, — irgend Etwas muß doch damals zwiſchen Paulus und Fichte vorgegangen ſein, das Letztern an eine beſondere, perſönliche Theilnahme des Erſtgenannten glauben ließ. Hätte er ſonſt ſo, gerade ſo (Freih. S. 218.) in vertraulichen Briefen an Frau und Freund ſich auslaſſen können? Denn nicht manchen Leſer dürften die Auslegungen (Sophr. S. 96—99.) überzeugen, durch welche Sie jene Aeußerung zu beſeitigen hoffen, wonach Fichte, „um nicht Unrecht zu haben," ſich und der Frau Ihre Theilnahme nur ſelbſtbelügend eingeredet habe, der Letztern gleichſam befehlend, „wie auch ſie meinen ſolle" (S. 98.). Nicht Allen dürfte das Zerrbild von Fichte's Stimmung und Charakter, in welches Sie dabei immer zorneifriger ſich hineinmalen,

getroffen und natürlich erscheinen. Nicht die „Sophistereien“ und „Redekünste“ eines „gewandten Philosophisten“, über die Sie Sich so lebhaft beklagen (Sophr. 81. 89. 99.), sind es, es ist die Wucht jener Zeugnisse, gegen die Sie, wie vielleicht Ihr eigenes Urtheil Ihnen sagt, mit nicht ganz entschiedenem Erfolge ankämpfen. Die Akten liegen jetzt vollständig vor: auch Sie haben gesprochen; und nicht Ew. Hochwürden, nicht ich, werden verhindern können, daß sich Jeder ein selbstständiges Urtheil aus ihnen bilde in einer an sich freilich höchst unerheblichen Sache, die nur ich nicht unerhoben lassen konnte, da von ihr aus so spät noch ein Makel auf meinen Vater gewälzt worden ist.

Auf Ton und Geist Ihrer „Selbstvertheidigung“ gehe ich nicht näher ein, am Wenigsten erwiedernd. Es konnte mich nur mit dem schmerzlichsten Bedauern erfüllen, zu sehen, wie Ihnen jede Waffe genehm scheint. Wie gehören Insinuationen über mein früheres Verhältniß zu Ihrer Regierung (Sophr. S. 111.), — Sie können wenigstens wissen, wie die Sache in Wahrheit sich verhält, — Ihre Spöttereien über den Schweizerdialekt meiner Mutter (ebend.), — Ihre misliebigen Seitenblicke über meine „in's Absolute hinein“ speculirende Philosophie (S. 84. 116. 117.) u. s. w. u. s. w., wie gehört dies Alles in den gegenwärtigen Handel? Schon das Gefühl Ihrer eigenen Würde und die Regeln des guten Geschmackes hätten Sie vor solchen Mißgriffen bewahren sollen.

Nur dies erlauben Sie mir noch hinzuzufügen. Sie finden, was ich mir von Herrn Consistorialrath Dr. Augusti hätte bezeugen lassen, sei gar zu bedeutungslos, und wortspielen weidlich über das „Gerücht“, dessen er dabei Erwähnung thue (Sophr. S. 124—29.). Dennoch scheint mir noch immer, was der ehrwürdige Mann (Freih. S. 229.), wohlerwogen und gewissenhaft, zwar nicht als etwas „Officielles“, wohl aber als ein „damals ziemlich allgemein verbreitetes“ und „für sehr wahrscheinlich gehaltenes Gerücht“ erklärt, gerade zum Ziele zu treffen. Sie hatten Fichte's Behauptung in seinem Briefe an G. R. Voigt, daß ihm unter der bekannten Voraussetzung auch andere Docenten folgen würden, kurzweg als „eine Chimäre, die für Sie nicht existirt habe (Skizzen S. 175.), d. h. mit andern Worten, als ein völlig unbegründetes, lügenhaftes Vorgeben bezeichnet; ein von einem so nahestehenden Lebensgefährten unwiderruflich verurtheilendes Zeugniß! Und diese Betrachtung entschied mich, Ihre Aufschlüsse über meines Vaters Leben nicht unbeleuchtet zu lassen (Freih. S. 213.). Aber ihn allein für sich zum Zeugnisse aufzurufen in dieser Sache, war unthunlich; da erklärte sich

ein anderer Genosse jener Zeiten bereit, zu bezeugen, daß jenes Vorgeben damals (1799) keineswegs für eine „Chimäre", sondern nach einem „ziemlich allgemein verbreiteten Gerüchte" für „sehr wahrscheinlich" gehalten worden sei. (Und wie sehr auch Göthe, den Sie Selber den Klar- und Scharfblickenden nennen (Sophr. S. 122.), derselben Meinung gewesen, habe ich (Freih. S. 210.) nachgewiesen). Jenes „Damals" suchen nun zwar Ew. Hochwürden im Verlaufe Ihrer weitern Rede dahin umzudeuten, daß es sich auf die Jahre 1803—4 beziehe, wo manche Docenten Jena wirklich verließen, so daß das „Gerücht", um jener ersonnenen „Chimäre" jetzt noch aufzuhelfen, erst rückwärts geschlossen habe (Sophr. S. 129.). Ich bin zu erklären ermächtigt, daß dies nicht der Zeitpunkt ist, welchen Herr Dr. Augusti bezeichnen wollte, sondern das Frühjahr 1799, und muß ich auch hier sehr bedauern, Ihre darauf gegründeten Schlüsse und Combinationen gleichfalls dahinfallen zu sehen.

Mit der Ihrem Alter, Ihren gelehrten Verdiensten, Ihrem Charakter schuldigen unwandelbaren Ehrerbietung u. s. w.

Bonn den 15. März 1841.

Sinnstörende Druckfehler im vorigen Hefte.

S. 172. Z. 6. v. U. statt gleichfalls wenn l. gleich als wenn.
» 231. » 2. v. U. » freies l. fernes.
» 261. » 9. v. U. » supercilia l. supercilio.
» 264. » 16. v. O. » bekannt l. bekommt.

Intelligenzblatt.

Bei Carl Groos in Heidelberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Darstellung
und Kritik der Beweise
für's
Dasein Gottes
von
C. Fortlage.
Doctor der Philosophie und Privatdocenten zu Heidelberg.

gr. 8. Preis Rthlr. 1. 16 gGr. oder Fl. 3. —

Andeutung
des
Unterschied's zwischen dem religiösen
und dem
philosophischen Standpunkt.
Ein vertraulicher Brief
über
„Zwei friedliche Blätter
von
Dr. D. F. Strauß.“
Von
Carl Philipp Reidel.

gr. 8. geh. Preis 8 gGr. oder 36 Kr.

Bei A. Marcus in Bonn sind erschienen:

Gaertner, G. F., de summo iuris naturalis problemate 8 maj. geh. 6 gGr. oder 27 Kr.

— — Die Rechts- und Staatslehre. — Auch unter dem Titel: Die Philosophie des Lebens. Erster Theil. gr. 8. geh. 18 gGr. oder 1 Fl. 21 Kr.

— — Ueber die wissenschaftliche Behandlung des deutschen Staatsrechtes. Zwei Abhandlungen nebst einem Systeme des deutschen Staatsrechtes. gr. 8. geh. 12 gGr. oder 54 Kr.

Zeitschrift

für

Philosophie und spekulative Theologie

im Vereine mit mehreren Gelehrten

herausgegeben

von

Dr. J. H. Fichte,
Professor der Philosophie an der Königl. Preuß. Rhein-Universität.

Neue Folge.
Dritter Band, zweites Heft.

Bonn,
bei Adolph Marcus.
1841.

Digitized by Google

Andeutungen über das wissenschaftliche Verhältniß der Naturkunde zur Theologie.

Von

Hofprediger Dr. Ackermann.

(Schluß).

61. Worin hat nun dieser Conflict hauptsächlich seinen Grund und seine wahre Bedeutung? Worin anders, als darin, daß das Weltall nur als Weltall auf uns wirkt, und nicht als eine theologisch verstandene Welt! nicht als eine solche, die wir von der Gottheit unseres Christenglaubens beseelt und durchdrungen fühlen? Worin also anders, als in dem Mangel der oben angedeuteten Wissenschaft von der innersten Bezüglichkeit der Natur auf den Geist, deren Dasein in Gott mit seiner schöpferischen Vernunft zugleich gegeben ist, die aber in unserer geschöpflichen Vernunft nur allmählig entstehen und sich entwickeln kann? Und was gehen nun hieraus für Folgerungen hervor hinsichtlich der Theologie? Soll die Theologie, wie Heine räth, ihren bisherigen biblischen Gottesglauben für abgethan erklären? Soll sie, wie Bretschneider meint, vor der Naturwissenschaft sofort die Segel streichen, und die ihr von dieser dargebotene Gottheitsvorstellung ohne Weiteres an Bord nehmen? Keineswegs.

62. Die Theologie ist Wissenschaft, und als solche ein Organismus. Es treten auch in ihr, wie in jedem Organismus, Stockungen, Verhärtungen und Verknöcherungen ein. Die Theologie hat deshalb vor allen Dingen bei sich nachzuforschen,

ob in der begriffmäßigen Gestaltung ihrer Ideen und Ideensäfte nicht hie und da eine solche Stockung und Verhärtung stattgefunden habe? und ob nicht durch neue Belebung und Flüssigmachung des Erstarrten und Verknöcherten das Unleidliche jenes erwähnten Widerspruchs großentheils schon gehoben werden könne?

63. Zu den verstockten und unlebendigen Begriffen der Theologie scheint mir nun vor allen Dingen der gewöhnliche Kreationsbegriff zu gehören. Hier, sollte ich meinen, thue, trotz dem, was Herr Dr. Günther in dieser Beziehung schon geleistet hat, Hülfe und Einwirkung noch immer Noth. Denn die heilsame Einwirkung kann und wird hier schwerlich von der Speculation allein ausgehen können; die Reflexion auf die Naturwissenschaft wird einen wesentlichen Beitrag dazu liefern müssen. Die Theologie soll ihren Kreationsbegriff nicht von der Naturwissenschaft entlehnen. Nein! sie soll nur die Anregungen von dieser Seite her mitwirken lassen bei ihrem Bildungsbestreben hinsichtlich dieses Begriffes. Die Naturwissenschaft soll nicht Efficient, sondern nur Coefficient bei dem Dogma von der Schöpfung sein.

64. Die Theologie ist Gotteswissenschaft. Folglich hat sie nach einer möglichst treuen und vollen Abspiegelung Gottes und seines Bewußtseins zu ringen, wie schon oben (Nr. 32) angedeutet wurde. Und hier ist der Punkt, wo es sich nunmehr am Deutlichsten zeigt, sowohl auf welchem Wege die nachgewiesene Kluft zwischen Bibelgottheit und Naturgottheit ausgefüllt werden kann, als auch wie unerlaßlich der Theologie unserer Tage ein genaues Vertrautwerden mit der Naturkunde ist.

65. Ein Wissen, eine Wissenschaft, wie wir sie im Sinne haben, ist nämlich, wie oben dargethan wurde, in Gott wirklich vorhanden. Gott weiß die Welt; er weiß die Welt als *seine* Welt; er weiß die Welt als *eine* Welt; er weiß, nicht die todte Identität, wohl aber die lebendige Einheit der beiden Weltmomente, der Natur und des Geistes; er weiß ihre

Beſtimmtheit für einander; er weiß die genaue Bezüglichkeit der Natur auf den Geiſt; er weiß das Befähigtſein der Natur, dem Geiſte und ſeinen Bewegungen und Bezeugungen conſonirend zu werden.

66. Und die Theologie ſollte Gotteswiſſenſchaft ſein und heißen, und von dieſem Wiſſen Gottes Nichts wiſſen, und auch Nichts wiſſen wollen? Sie ſollte das Gottesbewußtſein im Menſchen vermitteln, und einen Hauptinhalt dieſes Bewußtſeins, nämlich das Bewußtſein Gottes von der Welt, entweder bei Seite liegen laſſen, oder halbiren?

67. Das geht wahrhaftig nicht. Sondern da es ein Einheitswiſſen von Natur und Geiſt in Gott giebt, ſo muß es ein ſolches auch in der Theologie geben. Und wenn daher auch das Suchen danach, und das damit zuſammenhängende Suchen nach Naturparallelen, die Dogmatik tauſendmal auf Abwege führt, ſo muß ſie ſich dennoch ſtets von Neuem dazu entſchließen, und darf nicht müde werden, dieſen und jenen Fingerzeigen nachzugehen, bis ſie in Wahrheit εὕρηκα rufen, und die neue, jetzt kaum embryonenartig exiſtirende, Begriffsſphäre aufzeigen kann, welche dem göttlichen Durchdenken der Natur und des Geiſtes entſpricht, und welche freilich zu dieſem Durchdenken immer nur im Verhältniſſe eines Schattenriſſes zu dem lebenden Originale ſtehen wird.

68. Die Möglichkeit der ſtufenweiſen Auffindung des Geſuchten läßt ſich keinen Augenblick in Zweifel ziehen. Sie iſt begründet in der Wirklichkeit des menſchlichen Wiſſens von Gott. Weiß der Menſch Gott nicht, ſo weiß er natürlich auch Nichts von dem, was Gott weiß. Wiſſen wir aber Gott, ſo können wir auch Etwas von dem Wiſſen Gottes wiſſen, und dies Wiſſen in uns erweitern, weil das Wiſſen Gottes die intellectuelle Subſtanz ſeines Weſens iſt; man kann Nichts vom Weſen Gottes anfaſſen, ohne Etwas von ſeinem Wiſſen mit zu erfaſſen. Vergl. Scot. Erig. de div. nat. 2, 20. 28. u. a. m. Vergl. Agripp. v. Nettesh. de occ. phil. 1, 11: est enim ea mundi concordia, ut etiam supercoelestia trahantur a coele-

stibus, et supernaturalia a naturalibus, quia una virtus opifex et specierum participatio diffunditur per omnia. Siehe ferner in Plin. comm. (opp. t. 1. p. 519.) und die Stelle aus dem Buche Sohar bei Tholuk Komm. zu Joh. S. 272.

69. Die Unentbehrlichkeit einer genauen Befreundung mit der Naturkunde wurde für die Theologie oben bei der Erlösungslehre nachgewiesen; jetzt ist uns diese Unentbehrlichkeit auch bei der Schöpfungslehre auf mehr als einem Punkte einleuchtend geworden. Das Nächste, was in dieser Beziehung noch vorliegt, ist nun dies, die mehrfach aufgestellte Forderung auch aus dem innigen Zusammenhange zwischen Schöpfungs- und Erlösungslehre als eine unabweisliche hervorgehen zu lassen.

70. Das Dasein des erwähnten Zusammenhangs liegt außer allem Zweifel. Nicht zufällig, sondern nothwendig folgt der zweite Glaubensartikel auf den ersten. Die Erlösung ist nicht zu denken wie ein hinterher nöthig gewordener Nachtrag; sondern die Erlösung der Welt ist in der Erschaffung der Welt schon mit enthalten, oder vielmehr, der, der das Geistsein will, muß auch das Freiwerden des Geistes wollen. Siehe hierzu hauptsächlich Steffens Rel.-Phil. I, 337 ff. 396 ff. Ueberhaupt ist es ganz falsch, bei dem Worte Schöpfung zunächst oder gar ausschließlich an ein perfectum zu denken; das praesens liegt auch darin. Die Schöpfung vollendet sich nicht im Schöpfungsacte; der Schöpfungsact ist nur ein Moment im Schöpfungsbegriffe. Oder so: der Schöpfer heißt nicht bloß Schöpfer vom Geschaffenhaben, sondern auch vom Schaffen. Der Pantheismus hält einseitig das Schaffen fest; er kennt kein Geschaffenhaben. Der abstrakte Deismus hält einseitig das Geschaffenhaben fest; er weiß Nichts vom Schaffen, sondern nur vom Erhalten. Der christliche Kreationsbegriff faßt Beides in sich zusammen: das Schaffen und das Geschaffenhaben.

71. Der Zusammenhang zwischen Schöpfung und Erlösung wird, in der Natur aufgesucht, zunächst als eine Art von

Prophetie der Natur erſcheinen; die theologiſche Naturbetrachtung wird in der phyſiſchen Welt eine Weiſſagung auf die moraliſche Welt erkennen. Läßt ſich dies nicht ermitteln und erhärten, kann man nicht, wie man von Chriſtus im alten Teſtamente redet, ſo auch ohngefähr von Chriſtus in der Natur reden, ſo mag die Theologie wohl zuſehn, wie ſie ihre Chriſtologie vor der Auflöſung in ſubjectiven Idealismus retten und wahren will. Kennt die Natur den welthiſtoriſchen Chriſtus nicht, ſo iſt auch Chriſtus nicht der welthiſtoriſche Chriſtus, und die Weltgeſchichte muß dann entweder auf den wahren Chriſtus noch hoffen, oder ſich ſelbſt für eine hohle Phraſe und Idee erklären. Gehört der ſogenannte welthiſtoriſche Chriſtus, d. h. der Erlöſer und Menſchheitsfürſt, bloß dem Gebiete des Geiſtes an, hat er ſeine Bedeutſamkeit bloß auf und in dieſem Gebiete und für daſſelbe; muß die Natur als ein Gebiet betrachtet werden, das ſich gegen das Sein des Erlöſers ganz gleichgültig verhält, und weder productiv, noch receptiv hinſichtlich des Seins, — dann mag man es machen wie man will, die Welt bricht alsdann in zwei einander nichts angehende Hälften auseinander, die einander nichts zukehren als die gegenſeitige Brutalität, d. h. die abſolute Unfähigkeit einander zu begreifen, zu empfinden und einander Etwas zu ſein. Chriſtus iſt nur dann der wirkliche Chriſt des Herrn, wenn er der Chriſt d e s Gottes iſt, der Himmel und Erde geſchaffen hat. Geht ſeine Miſſion bloß vom Geſchichtsgotte aus, und nicht auch vom Schöpfer der Natur, ſo iſt ſein Creditiv ein eben ſo unvollſtändiges, als zweideutiges. Kommt er aber wirklich von dem die Natur wie die Geſchichte bewegenden Willen her, ſo müſſen die Spuren ſeiner Herkunft in der Natur eben ſo gut enthalten und zu entdecken ſein, als ſie in der Geſchichte enthalten, und freilich bis jetzt nur noch fragmentariſch in ihr aufgezeigt worden ſind. Eine Theorie des Geſchichtsprophetismus auf das Erſcheinen des Menſchenſohnes iſt eine Wiſſenſchaft, zu welcher bis jetzt kaum einige Lineamente vorhanden ſind. Haben wir doch noch nicht einmal

eine befriedigende wissenschaftliche Behandlung des alttestamentlichen Prophetismus, geschweige des Prophetismus des gesammten Alterthums, in seinem Hinstreben zur Realisirung oder Ausgebährung der Christusidee! Unter den vorhandenen Schriften über den israelitischen Prophetismus nehmen, bei aller innern Verschiedenartigkeit, die bekannten Schriften von Hengstenberg und Knobel die bedeutendste Stelle ein.

72. Aber der Zusammenhang zwischen Schöpfung und Erlösung wird noch an einer andern, als an der eben besprochenen theologisch-naturhistorischen Seite wissenschaftlich zu Tage ausgehn. Es wird und muß sich außer der genannten auch noch eine andre theologische Disciplin bilden, die das Ineinandergreifen von Schöpfungsmomenten und Erlösungsmomenten zu ihrem Gegenstande und Inhalte hat, und demgemäß wesentlich auf naturhistorischem Boden ruht. Man darf nur, um sich klar zu machen, welche, an das Verhältniß des Leibes zu der Seele in moralischer Beziehung denken.

73. Der Leiblichkeit wird, der gewöhnlichen Ansicht zu Folge, alle Sündenschuld auf den Hals gewälzt. Ohne sie, wähnt der rationalismus vulgaris, wäre der Mensch sofort ein Engel. Das Sinnlose dieses Wahnes ist treffend und oft genug dargethan worden; kürzlich noch von J. Müller in seinem schätzbaren Buche über die Sünde. Schon Hamann hat wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß die körperliche Natur weit eher unsren Dank als unsre Vorwürfe verdiene in Absicht auf unsre Moralität, da sie, wegen ihrer vis inertiae, eine Menge von Sünden und Verbrechen im Keime ersticke, und nicht zur Ausführung kommen lasse. Diese negativen Verdienste unsrer Leiblichkeit um unsre Moralität werden selten gebührend anerkannt.

74. Wenn nun aber auch der richtigen Ansicht zu Folge die eigentliche Geburtsstätte der Sünde nicht im Fleische, sondern im Geiste des Menschen zu suchen ist, so beschränken sich doch die Wirkungen der Sünde nicht auf das psychische Ich,

sondern sie dringen auch in das physische Ich ein. Das Mitafficirt- und Depravirtwerden des physischen Seins durch die ausgeprägte Verschlechterung des moralischen, ist so sehr über allem Zweifel erhaben, daß man kein Wort darüber zu verlieren braucht.

75. Hieraus folgt: die Erlösung des Menschen ist dann keine wirkliche und wahre Erlösung, wenn sie sich bloß auf die geistige Form seines Wesens bezieht und beschränkt; sie muß vielmehr ihren restituirenden Einfluß auch in die sinnliche Tiefe seiner Natur hinab erstrecken. Soll dies aber geschehn, so muß die sinnliche Natur irgendwie erlösbar sein; es muß ein Analogon von dem, was wir im engeren Sinne des Wortes Erlösung nennen, in ihr statt finden und vor sich gehen können. Und soll dies vor sich gehen können, so muß sie dazu organisirt und geschaffen sein.

76. Nun tritt die tiefe innerliche Beziehung der Schöpfung auf die Erlösung erst in's helle Licht heraus. Die Sache dreht sich nunmehr um; was wir eben noch als ein consequens betrachteten, will jetzt vielmehr als ein antecedens angesehen sein. Die Schöpfung stellt sich jetzt nämlich als der introitus und als das Princip der Erlösung dar. Schien es uns oben, als wenn die Schöpfung das Ursprüngliche und das Bedingende wäre, so giebt sich nunmehr die Erlösung als das Ursprüngliche und Bedingende kund; oder wir können sagen: in der Schöpfung ist nicht die Schöpfung gemeint, sondern die Erlösung. Der Geistesfreiheit und Befreiung wegen ist die Natur entstanden, und das Entstehen und Bestehen der Natur ist nichts Andres als der erste Act der Erlösung. Vgl. v. Baader fermenta cognitionis, VI, p. 61. Wullen, J. Böhme's Leben und Lehre S. 69 ff. u. a. m.

77. Mag das Vielen, der vielen bedenklichen Seitenpfade und Verirrungen wegen, die sich hieran unmittelbar anknüpfen, noch so bedenklich vorkommen: gewiß ist und nicht zu streiten, nur so gewinnen wir eine durchgreifende, und nicht zwischen Himmel und Erde schwebende Erlösungsidee. Nur so erst

kommt ein ganzer Verstand in das Welt- und Gottesbewußtsein des Menschen. Nur so erst wird die Natur ein Buch der Gottesoffenbarung für die christliche Theologie, und die Theologie braucht nun nicht mehr die Natur stier anzustarren, wie eine Hieroglyphenschrift, die, Gott weiß was, und eher alles Andre, als das, was die Bibel sagt, verkündigen mag; oder aber, wie auch oft genug geschieht, ihr mit ungeschicktem Hochmuthe den Rücken zuzudrehn.

78. Was aber die Bedenklichkeiten betrifft, von wegen der möglichen phantastischen Abschweifungen u. dgl. — so mögen die allzu Bedenklichen doch bedenken, daß von den allzu Bedenklichen weder Amerika entdeckt, noch der Chimborasso bestiegen worden ist. Graut der Theologie vor Abgründen und Gletscherspalten, in die man versinken, und vor Lawinen, von denen man verschüttet werden kann, — nun, so mag sie zu Hause hinter dem Ofen bleiben; sie lege nur aber dann ihrem eingeschrumpften Denken nicht einen Namen bei, der ihm nicht gebührt.

79. Bisher kam es mir nur darauf an, die Nothwendigkeit einer jetzigen oder künftigen Durchschauung der Natur mit theologischen Augen im Allgemeinen darzuthun. Ich will jedoch hierbei nicht stehen bleiben, sondern nun auch noch mehr im Einzelnen den verdächtig gewordenen Naturparallelen das rechte Verständniß anzubahnen, und ihnen ihre eigentliche Stellung und Bedeutsamkeit in der Theologie anzuweisen suchen. Zuvor aber sei es mir vergönnt, über den Gewinn und Segen, den unsrer Theologie ein wissenschaftliches Studium der Natur bringen kann und muß, eins und das andre zu bemerken.

80. Das Studium der Natur muß vor allen Dingen wesentlich dazu beitragen, das eigenthümliche Etwas in der Theologie zu mindern oder zu überwinden, welches den traurigen Eindruck des Unwahrseins oder des bloßen Gedachtseins hervorbringt. Dies Unwahrsein ist nicht ganz gleichbedeutend mit Lüge sein, oder mit Wahn und Täuschung sein; es ist auch nicht eigentlich ein gewußtes und gewolltes Etwas, sondern es

ist ein Etwas, das sich fast durchgehends unserm ganzen geistigen Leben und Streben unwillkührlich, und stets um so leichter und stärker anheftet, je höher, feiner und ausgebildeter dieses Streben wird, je weiter es über das unmittelbar Gegebene hinausgeht. Es ist dasselbe Etwas, welches dem unverkünstelten Gemüthe die reine, volle Freude an so manchen glänzenden Erzeugnissen der modernen Kunst verkümmert, und was die geistreichste Konversation im hochcivilisirten Umgangsleben doch nicht recht genußvoll für uns werden läßt. Soll sich der Mensch in einem Pariser Salonleben vollkommen wohl, vollkommen befriedigt und heimisch fühlen, und die Empfindung nicht haben, als wehe ihn hier eine nachgemachte Lebensluft statt der wirklichen an, so muß ein gewisser Sinn in ihm erst abgestorben sein, und ein andrer sich ihm angebildet und einverleibt haben. Den Natursinn werden die Genüsse und Entzückungen des Weltsinnes in der Regel ziemlich kalt, leer und unbefriedigt lassen. Er wird unter den Menschen der feinsten Geistesbildung und Sitte, bei aller Anerkennung des Werthes einer ächten Bildung, doch das kreatürlich Menschliche schmerzlich vermissen. Er wird vom Culturmenschen unsrer Tage nicht den Eindruck empfangen: dies ist der wirkliche, wahre Gottesmensch, der Mensch, nach dem Sinne und Herzen Gottes.

81. Nicht allein unsre Aesthetik und Civilisation, auch unsre Moralität ist mit diesem leidigen Etwas behaftet, das zwar wohl eine künstliche und illusorische, nicht aber eine wirkliche und objectiv entstehende Begeisterung im Herzen aufkommen läßt. Selten, höchst selten stößt uns eine Tugend auf, die nicht etwas Forcirtes, oder wenigstens Unerquickliches an sich trüge, deren Bild, bei aller Schönheit und Würde, nicht irgendwodurch das Gefühl des schön sein_Sollens und Wollens erweckte.

82. Luther sagt: „Die zwei sind und bleiben weit unterschieden: eins heißt gemacht, das andre genaturt.“ (Luther's Werke, ed. Jen. t. VII, p. 145.) Das Gemachte wird dem gesunden Gefühle stets als das nicht ganz Wahre erschei-

nen; und von diesem nicht ganz das Wahre sein, ist unleugbar unser ganzes Wesen, Wissen, und Sein durchdrungen; die Theologie nicht ausgenommen. Woher es stammt, ist nicht schwer zu begreifen. Wodurch es gründlich gehoben und beseitigt wird, leuchtet auch wohl ein. Die Heilung von diesem Uebel kann nur in der zunehmenden Heiligung vor sich gehn. Aber das innige zu der Natur sich Halten, insofern sie Gottes Schöpfung ist, kann diesen Heilungsproceß wesentlich fördern und unterstützen. Denn darauf beruht das Wohlthuende, das ungemein Ansprechende, das Beruhigende und Erhebende, was der Naturgenuß hat und gewährt, ganz vorzüglich, daß unser Gemüth von dem Eindrucke des Unwahren, Gemachten, oder bloß Gedachten und Vorgestellten nirgends sich so frei und unangefochten fühlt, als in der Natur; obwohl damit nicht gesagt sein soll, daß die Natur ganz und gar nichts Unwahres an und in sich hätte.

83. Das giebt auch, um dies beiläufig zu erwähnen, dem ganzen klassischen Alterthume seinen hohen Werth, und macht es eben so klassisch, daß es in Kunst, Wissenschaft und Leben ein richtig verstandenes und kräftig durchgeführtes secundum naturam vivere war.

84. Wie wohlthätig nun auf unsere sehr abstract und metaphysisch zu werden drohende Theologie der Verkehr mit der Naturkunde einwirken werde, ergiebt sich aus dem Gesagten ohne Weiteres. Ich kann nicht umhin, eine schöne Stelle aus einem Briefe des verstorbenen Großherzogs von Weimar über die den Geist gesund und kräftig machende Wirksamkeit der Naturstudien hier einzuschalten. Karl August schreibt an Knebel: „Die Naturwissenschaft ist so menschlich, so wahr, daß ich Jedem Glück wünsche, der sich ihr ergiebt. — Sie ist so leicht wahr zu behandeln, daß sie den Geschmack am Unwahren überwiegen kann und muß. — — Sie muß doch endlich die armen Menschen von dem Durste nach dem eklen Außerordentlichen heilen, da sie ihnen zeigt, daß das Außerordentliche ihnen so nahe, und so unaußerordentlich und so bestimmt ist.

Ich bitte täglich meinen guten Genius, daß er mich von aller andern Art von Bemerken und Lernen abhalte, und mich immer auf dem ruhigen und beſtimmten Wege leite, den uns der Naturforſcher ſo natürlich vorſchreibt.“ Siehe v. Knebel's Nachlaß I, S. 143.

85. Als einen zweiten Gewinn, welchen die Freundſchaft mit der Naturkunde der Theologie nach meiner Anſicht bringen muß, möchte ich die von daher zu erwartende Anregung zu neuer Productivität bezeichnen.

86. Daß die Theologie ſich jetzt in einer Periode wahrer Lebenskräftigkeit und Friſche befinde, kann man wohl nicht behaupten. Denn wo wirkliche Lebenskräftigkeit vorhanden iſt, da iſt auch Productivität. Das eigentlich Productive geht aber mehr oder minder unſerm ganzen Zeitalter ab. Unſere Zeit iſt keine productive, ſondern eine kritiſche Zeit. Unſere Stärke beſteht im Kritiſiren. Die Kritik iſt bei Weitem der kultivirteſte und blühendſte Zweig am Baume unſerer Wiſſenſchaftlichkeit. Dahin ſtrömen alle Kräfte und Säfte des jetzigen Denkens. Nun iſt es aber bekanntlich nicht zum Beſten um das Denken beſtellt, wenn es ſich mit überwiegender Paſſion auf die Kritik verlegt. Denn eine ſolche Paſſion läßt immer mit ziemlicher Sicherheit auf eine gewiſſe geiſtige Erſchöpfung und Ohnmacht ſchließen. Fühlte das Denken anderweitigen Stoff und Impuls in ſich, ſo würde es ſeine Zeit nicht mit Raiſonniren hinbringen.

87. Die wahre neue Lebensfülle und Anregung zur Productivität kann nicht eigentlich aus der Naturwiſſenſchaft herkommen und in die Theologie eindringen. Sie kann zunächſt nur von da auf's Neue ausgehn, von wo ſie zuerſt ausgegangen iſt, vom Kirchenthume und vom Gemeindeleben. Aber die Naturwiſſenſchaft kann doch auf nicht unerhebliche Weiſe dazu mitwirken, daß die ſchlaffen Lebenskräfte der Theologie von Neuem elaſtiſch werden, und ſich mit ſchöpferiſchem Drange erfüllen.

88. Wie ſo? Schon dadurch, daß der Theologie von dieſer Seite her wieder friſches Material in Menge dargeboten wird, welches ſie zu verarbeiten, und durch neue Geiſtesoperationen ſich zu aſſimiliren genöthigt wird. Dadurch aber noch

viel mehr, daß sie durch ihre Naturstudien nicht bloß zu neuen Assimilirungsbestrebungen, sondern auch geradezu zu neuen Wissenschaftsentwicklungen sich veranlaßt fühlt. Siehe oben Nr. 71. und 76. Es versteht sich ohne Weiteres, daß unter diesen neuen wissenschaftlichen Productionen keine Insectotheologieen, Lithotheologieen, Testaceotheologieen u. s. w. gemeint sein können. Selbst die sehr gut gemeinten, und theilweise gut geschriebenen Bridgewaterbücher sind gar nicht hieher zu rechnen, obwohl sie doch nicht ganz und gar zu derjenigen Theologie zu stellen sind, die Hegel in die Kinderstube verwiesen haben will.

89. Den dritten und hauptsächlichen Gewinn, zu welchem die Naturkunde der Theologie verhelfen kann, möchte ich den logischen nennen. Ich kenne kein besseres Studium der Logik, als das Studium der Natur. Den Bildungen der Natur liegt eine Folgerichtigkeit, eine Angemessenheit des Einen zum Andern, ein Festhalten und Durchführen der Principien zum Grunde, wovon sich unsre gewöhnliche Philosophie und Theologie wahrhaftig gar Nichts träumen lassen.

90. Einheit, Consequenz, Proportion aller Theile zu einander und zum Ganzen, strenges Beharren in der zuerst eingeschlagenen Richtung und Grundidee kann man unsrer Theologie ganz und gar nicht im hohen Maaße beilegen. Es finden sich im Gegentheile nicht nur die disparatesten Dinge und Dogmen unter Einen Hut in ihr gebracht, sondern es zeigt sich auch bei einem und demselben Dogma oft ein Gliederbau und eine Gestaltung, derjenigen Uniform ganz ähnlich, welche der Venusinische Dichter zu Anfang seiner Poetik beschreibt. Der Sinn für das geistig mit einander Unverträgliche ist in der That nicht selten äußerst stumpf unter den Menschen; und der rationalismus vulgaris, dem das beliebige Denken so ungemein flink von der Hand geht, hat dafür gesorgt, daß die Theologen wahre Kameele mit Haut und Haaren in der genannten Beziehung haben verschlingen lernen, ohne es zu merken, oder sich logisch davon inkommodirt zu fühlen.

91. Nur zwei oder drei Beispiele will ich anführen, um

begreiflich zu machen, wie ſehr gerade die Naturkunde geeignet iſt, jene heilloſe Geiſtesſtumpfheit nicht aufkommen zu laſſen, die keinen Sinn und Takt hat für das Gehörige und Ungehörige, für das Nothwendige und Willkührliche. Die Phantaſie der alten Dichter und Mythologen ſchuf bekanntlich Satyrgeſtalten und Centauren. Nun wiſſen wir zwar recht gut, daß dergleichen Geſchöpfe nicht exiſtiren, und nicht exiſtirt haben. Wir ſagen uns aber gewöhnlich nicht, daß ſie gar nicht exiſtiren können. Wir halten eine ſolche Zuſammenſetzung von Menſchenleib und Ziegenfüßen nicht ohne Weiteres für phyſiſch unmöglich. Die Naturforſchung klärt unſer Denken hierüber erſt vollkommen auf, und weiſt die Unmöglichkeit einer ſolchen Kompoſition aus oſteologiſchen Geſetzen auf das Ueberzeugendſte nach. Hier haben wir alſo, freilich ein rohes, aber deshalb eben deſto handgreiflicheres Beiſpiel, wie leicht der Verſtand Etwas zuſammenreimt, was ſich in der Natur nicht zuſammenreimt, und wie wenig ihm oft das Naturwidrige ſeiner Zuſammenreimereien auffällt und anſtößig wird.

92. Agaſſiz wurde auf eine Fiſchſchuppe an einem mergelig-kalkigen Geſteine aufmerkſam gemacht. Er beſtimmte nicht nur ſogleich die Gattung, zu welcher der ehemalige Inhaber dieſer Schuppe gehörte, ſondern auch die Stelle ſeines Körpers, an welcher die Schuppe ihren Sitz gehabt hatte. Cuvier war im Stande, aus einem einzigen foſſilen Knochen nicht nur den ganzen Knochenbau des vorweltlichen Thieres, welchem der Knochen entſtammte, anzugeben, ſondern auch die äußere Geſtaltung und Bedeckung, ja die Lebensweiſe deſſelben zu beſchreiben. Man denke nur z. B. an ſeine Ausſage über den berühmten Megalonyrknochen! Wahrhaftig! unſre Theologie würde nicht ſo viel Verſteinertes und Verknöchertes in ſich dulden, wenn ſie etwas mehr petrefactologiſchen und oſteologiſchen Verſtand in ſich hätte.

93. Hat ſich nun auf dieſe Weiſe die Nothwendigkeit ſowohl, wie die Erſprießlichkeit einer theologiſchen Kenntnißnahme vom Naturgebiete herausgeſtellt, ſo wird es nicht ſchwer halten,

schließlich noch den rechten Gesichtspunkt anzudeuten, von welchem aus die in die Theologie hereingezogenen Naturparallelen gefaßt und begriffen werden müssen. Alle diese Naturparallelen und Naturanalogieen, wie sie jetzt noch beschaffen sind, und jetzt mehr als früher in der theologischen Literatur unsrer Tage zum Vorscheine kommen, sind fürwahr von noch ziemlich geringem und untergeordnetem Werthe. Auf eine eigentlich wissenschaftliche Bedeutsamkeit können die wenigsten von ihnen Anspruch machen. Weit entfernt, schon wissenschaftlich organisirt zu sein, sind sie vielmehr nur als ein dünner, organisirbarer Stoff zu betrachten, aus welchem, so Gott will, wissenschaftliche Gestaltungen und Richtungen mit der Zeit sich entwickeln werden. Sie sind meistentheils noch nicht einmal Nebelsterne, sondern bloßer Sternennebel.

94. Die eigentliche Bedeutsamkeit dieser Naturanalogieen und Parallelen, in ihrem jetzigen Auftreten in der Theologie, läßt sich an einem von der Kriegskunst entlehnten Gleichnisse ziemlich klar zur Anschauung bringen. Man denke an die Laufgräben bei belagerten Festungen. Was die eröffneten Laufgräben im Festungskriege, dies sind ohngefähr diese Parallelen in der Theologie. Sie sind die ersten ernstlichen Versuche, gegen ein wissenschaftliches Gebiet vorzurücken, und sich desselben zu bemeistern, das bis jetzt für das wissenschaftlich theologische Bewußtsein hinter Mauern, Schlössern und Riegeln lag. Mögen diese oft wunderlich genug ausfallenden Hin- und Herzüge noch so sehr verlacht und verspottet werden, — der Geist der Forschung, dem von daher ein Wort der Verheißung entgegenklingt, wird sich hierdurch nicht irre machen lassen in seinen Anstrengungen.

95. Der Geist müßte nicht Geist, sondern Stock und Stein sein, wenn er es unterlassen könnte und sollte, Ausleger der Natur zu werden, und Priester ihrer Mysterien und Symbole. (Vgl. Günther Nord- und Südlichter S. 161.) Die Symbole der Natur sind weder inhaltsleer, noch absolut unverständlich; denn sie sind Buchstaben jenes Urwortes, das alle Dinge schafft und trägt und beseelt. Und dem Menschengeiste ist in der

intellectuellen Macht des Wortes eine Macht gegeben, die in eben dem Maaße wächſt, und dem Verſtändniſſe aller Sichtbarkeit entgegenreift, in welcher ſie ſich zur Homogeneität und Receptivität für die Lichtfülle jenes Urwortes ſteigert. Freilich war der gute Reuchlin bei ſeinen kabbaliſtiſchen Träumereien unvermerkt in große Albernheiten hinein gerathen. Das darf uns aber nicht hindern, das eben ſo ächt Bibliſche, als tief Philoſophiſche einzelner Ideen in ſeinem merkwürdigen Buche de verbo mirifico anzuerkennen. Und welcher unſrer Philoſophen dürfte ſich denn ſchämen, über die Wortvernunft und über die Vernunft des Wortes das geſchrieben zu haben, was ſich bei dem berüchtigten Agrippa von Nettesheim hierüber findet? Siehe Agr. ab N. de occult. phil. I, 39. 40.

96. Dieſe Bemerkung führt uns zu einer andern Anſicht von dem Sinne und Zwecke der Naturparallelen in der Theologie. Es fällt dieſen Parallelen nicht ein, für völlige Gleichheitsnachweiſer gelten, und die geiſtigen Erſcheinungen, denen ſie zur Seite ſtehn, als mit ihnen identiſch, und folglich für ihr alter ego ausgeben und erklären zu wollen. Das Schickſal, ſo ſchief gefaßt und beurtheilt zu werden, müſſen ſie übrigens mit ihren Herren Vettern theilen, mit den bibliſchen Parallelſtellen, beſonders mit denen, die durch die noch immer nicht recht geknackte harte Nuß des ἵνα πληρωθῇ eingeführt werden. Denen iſt es größtentheils auch nicht beſſer gegangen, wie ihnen; man hat auch gar häufig nicht begriffen, was ſie eigentlich wollen und ſollen; ſo wie denn auch, um dies beiläufig zu bemerken, die Parallelſtellen zu den Bibelſprüchen aus den heidniſchen Klaſſikern ſelten in dem rechten Sinne gegeben und genommen worden ſind, indem man entweder den weſentlichen, innern Unterſchied nicht anerkannte, der bei allem äußerlichen Gleichlauten zwiſchen ihnen obwaltet, oder aber kein Gefühl für die nahe Verwandtſchaft von jenen zu dieſen hatte. Mögen die Theologen zuſehn, wie ſie mit der Abſicht und Bedeutſamkeit der Bibelparallelen und Klaſſikerparallelen in's Reine kommen; wir haben es hier zunächſt nur mit den Naturparallelen

und ihrem theologiſchen Gehalte und Werthe zu thun, und dieſer beſteht weſentlich in einer das Ideenlicht ſammelnden und zurückwerfenden Wirkſamkeit.

97. Eine Wiſſenſchaft, welche, wie die Theologie, die weite Unendlichkeit vor ſich hat, und deren „Wiſſen und Verſtand oft genug mit Finſterniß umhüllt iſt," wie es im Kirchenliede heißt, — eine ſolche Wiſſenſchaft ſollte doch von Herzen froh ſein, wenn dem nicht ſelten ſchwachen Schimmer ihrer dogmatiſchen und transſcendentalen Ideen dann und wann eine gutmüthige Naturparallele zu Hülfe käme, und das Zerflackern des dünnen Lichtſtreifens in die unendliche Weite des ideellen Seins verhütete. Sie ſollte ſich freuen, wenn ihre Gedankenäußerungen von Zeit zu Zeit an ſolchen Naturparallelen ein Echo fänden, und ſollte mit dieſem Echo nicht etwa, wie die Kinder, eine kindiſche Kurzweil treiben, ſondern es dazu benutzen, einen verſtärkten Eindruck von ihrem Ausdrucke zu bekommen, und die Rückwirkung davon in der erhöhten Deutlichkeit und Concentrirung ihrer Einſicht zu verſpüren.

98. Und ſomit vor der Hand genug von dieſer Materie. Ich bilde mir nicht ein, ihr zu ihrem vollen Rechte verholfen zu haben, oder verhelfen zu können. Ich will recht gern zugeben, daß dieſe flüchtigen Bemerkungen im Glühofen einer ſtrengen Kritik nicht alle Stand halten, und großentheils darin zu Schlacken werden, denen ſich kein gediegenes Gold abgewinnen läßt. Eins aber bilde ich mir doch ein, oder weiß es vielmehr ganz gewiß, daß ich nämlich in der Hauptſache nicht ganz Unrecht habe; ſondern daß ich mit gutem Gewiſſen eine künftige Occupation des Naturgebietes von dem theologiſchen Bewußtſein und für daſſelbe behaupten und fordern kann. Es iſt eine Stimme eines Predigers in der Wüſte: „bereitet dem Herrn den Weg!" Und bei dem Gotte, der Himmel und Erde geſchaffen hat! dieſe Stimme ergeht auch an euch, ihr Naturforſchervereine, und wird nicht immer und ewig die Stimme eines Predigers in der Wüſte ſein!

Beiträge zur Lehre von der Freiheit,

von

Dr. Romang,
Pfarrer zu Dorstetten im Canton Bern *).

Es gibt Gegenstände der Wißbegierde, von denen sich entfernt zu halten, einen eben so gesunden Sinn beweist, als sich vorzugsweise damit zu beschäftigen; es gibt Resultate wissenschaftlicher Beschäftigung, in Ansehung welcher man dem, der darauf geführt worden ist, billig zumuthet, daß er sie nicht zu eilig vor das Publikum bringe, und wenn er hierzu veranlaßt

---

*) Je willkommner der Redaktion die vorliegende, vom scharfsinnigen Verfasser der Schrift: Ueber Willensfreiheit und Determinismus, eingesendete Abhandlung ist, und je förderlicher ihr diese erscheint, um den Gegensatz der hier vertheidigten deterministischen Lehre über die Freiheit von der, welche sich die „spekulative" nennt, auf bestimmte Begriffsunterschiede zurückzuführen, und so weitere Verhandlungen zwischen beiden zu veranlassen: so muß doch die unterzeichnete Redaktion, in Bezug auf die antikritischen Erinnerungen des Verfassers gegen die Herren Proff. Weiße und K. Ph. Fischer, vorbehaltlich ihrer eigenen etwaigen Gegenbemerkungen, auf die dabei angezogenen Abhandlungen selbst verweisen, und die Leser um genaue Vergleichung derselben bitten. Die Recension von Weiße über das Romang'sche Werk ist in den Heidelberger Jahrbb. Oktober 1835. S. 991 ff. abgedruckt; die Abhandlung von Fischer, über den speculativen Begriff der Freiheit findet sich in dieser Zeitschrift Bd. III. H. I. S. 101—159.

Die Redaktion.

wird, doch nur mit der Bedächtlichkeit es thue, die bei jedem Schritte Pflicht ist, durch welchen das gemeine Bewußtsein in seinen wichtigsten Ueberzeugungen verletzt oder verwirrt werden kann. Allein eben so gewiß ist, was Herbart irgendwo sagt: die Probleme der Metaphysik bleiben und plagen immerfort. Man kann ihnen nicht überall ausweichen, man soll auch die bedenklichen Stellen auf dem Wege der Wahrheitsforschung nicht immer umgehen, am wenigsten sie täuschend zu verdecken suchen.

Der Verfasser dieses Aufsatzes hat auch wirklich weniger Mißbilligung, als er selbst erwartete, dafür erfahren, daß er vor etlichen Jahren die ohne Zweifel in die bezeichnete Kategorie fallende Frage über die Freiheit auf eine Weise zur Sprache brachte, welcher das gemeine Bewußtsein widerstrebt, und zu der sich die Philosophen ungefähr eben so selten bekennen wollen, als zu der Ansicht, welche Pantheismus zu heißen pflegt *). Das Problem der Freiheit ist um diese Zeit wiederum in den Vorgrund der philosophischen Forschung getreten, Freiheit und Nothwendigkeit von bedeutsamer Seite her zum Unterscheidungsmerkmale der philosophischen Systeme gemacht, und seit dem Erscheinen unserer Arbeit, gleichviel, ob mit oder ohne Rücksicht auf uns, der wissenschaftliche Begriff der Freiheit verschiedentlich mit Fleiß und Scharfsinn behandelt worden. Wir dürfen daher wohl auch jetzt hoffen, ohne Ungunst angehört zu werden, wenn wir hier nochmals einen kleinen Beitrag zu diesen jedenfalls noch nicht abgeschlossenen Verhandlungen zu geben versuchen.

Nicht Zufall oder bloße Wunderlichkeit hat den Verfasser zuerst auf diese Frage und die in jener Schrift mit Offenheit dargelegte deterministische Auffassung geführt, sondern, wie er sich auf's Deutlichste bewußt ist, die Gewalt, mit welcher die philosophisch-theologische Anschauungsweise Schleiermachers im Jahre 1830 sich seiner bemächtigte, und in welcher, gesetzt,

*) In der Schrift: Ueber Willensfreiheit und Determinismus. Bern bei Jenni. 1835.

es sei nie recht auf diesen Punkt eingegangen worden, eine andere Auffassung der Freiheit unmöglich Platz zu haben schien. Zugleich auch hat er weder damals, noch seither, belehrt werden mögen, daß das Hegelsche System einen andern Freiheitsbegriff zulasse. Bei einer andern Auffassung der Freiheit schien es unmöglich, in jener doch so schwer abzuweisenden Ansicht zu acquiesciren; und doch würden wir lieber auf das Wissen, als auf die anscheinend damit nicht verträgliche Sittlichkeit verzichtet haben. Daher wurde uns dies die wichtigste Vorfrage für die Selbstberuhigung und für die wissenschaftliche Betrachtung der religiösen und sittlichen Dinge.

Hier nun erlauben wir uns hauptsächlich deswegen wiederum diese Sache zur Sprache zu bringen, weil in einer bei Schultheß in Zürich jetzt erscheinenden Arbeit: „über natürliche Religionslehre", der in der frühern Schrift eingenommene Standpunkt, ungeachtet mehrfacher, aller Rücksicht würdiger Mahnungen, nicht aufgegeben worden ist, auch die Erörterung der Frage selbst durch eine klare Darlegung des gegenwärtigen Standpunktes der Verhandlungen auf positive oder negative Weise gefördert werden zu können scheint. Auf Mehreres von dem direct gegen uns Bemerkten werden wir uns beziehen müssen; doch ist es uns nicht um eine Antikritik unserer Gegner zu thun. Nicht was über unsere frühere Schrift Freundliches oder Unfreundliches, sondern was über die Sache Bedeutsames gesagt worden ist, darf hier eine Bedeutung haben. Wenn daher auf nun bereits älter gewordene kritische Journal-Artikel Rücksicht genommen wird, so soll es doch nur in demjenigen Sinne geschehen, wie es mit solchen, wissenschaftlich bedeutsamen, Abhandlungen auch in selbstständigen Schriften Unbetheiligter zu geschehen pflegt. Und wie die eigne Persönlichkeit zurücktreten soll, so werden wir, nach der von uns angenommenen Weise, es uns auch nicht sehr ängstlich zur Gewissens-Sache machen, jedesmal bei der fremden Ansicht den Namen des Urhebers hervorzustellen. Ist doch überhaupt die Sitte, daß überall die Einzelnen mit ihrem Namen hervortreten, haupt-

sächlich nur deswegen, weil so die Eitelkeit, in Ermangelung jeder andern Zucht, durch ihr eignes Uebermaaß sich selbst etwelchermaaßen in Schranken hält, der uralten Weise vorzuziehen, bei welcher kein Einzelname sich aufzuthun vermochte, sondern die ganze Bildung sich ausarbeitete, als das gemeinsame Werk der Gebildeten.

Die vereinzelte Erörterung einer Frage wird selten ganz auf die nämliche Weise angefangen und durchgeführt werden können, wie diejenige, welche ihr an ihrer organischen Stelle im Systeme des vollendeten Wissens zu Theil werden würde. Für eine solche Abhandlung ist es wohl jeder Zeit am Richtigsten, nach dem Beispiele Plato's zu beginnen mit der Erörterung des Begriffs der Sache zuerst für sich.

Ein Gewisser hat es (in einer bei ihrer gänzlichen Bedeutungslosigkeit in wissenschaftlicher Hinsicht nicht näher zu bezeichnenden Abhandlung) als einen unedeln Kunstgriff (hätte nur er so edeln Sinn, solche Aufrichtigkeit, so viel Fähigkeit begriffsmäßiger Erörterung!) der frühern Arbeit über unsern Gegenstand gerügt, daß in derselben vom gemeinen Bewußtsein ausgegangen, und die Anhänger der gewöhnlichen Freiheitsvorstellung Aequilibristen genannt würden. Noch jetzt können wir jedoch nicht anders, als die dem Determinismus entgegengesetzte Auffassung so bezeichnen, und werden es auch um so eher thun dürfen, da Hr. Prof. C. Ph. Fischer in einer in dieser Zeitschrift mitgetheilten, bei fernern Verhandlungen über diese Frage nicht zu übersehenden Abhandlung über den speculativen Freiheitsbegriff den Determinismus das entgegengesetzte Extrem des Indifferentismus genannt hat, und neben diesen zweien eine dritte Auffassung erst selbst aufstellt, bei den Frühern aber nicht anerkennt. Unter dem Indifferentismus nämlich versteht nicht nur dieser Schriftsteller genau dasjenige, was wir Aequilibrismus nannten, sondern der längst festgestellte Sprachgebrauch hat beide Worte wesentlich gleichgewerthet, so daß wir denn auch ganz gern uns des erstern bedienen wollen. Und eben so

ſcheint uns auch jetzt noch in einer iſolirt für ſich anfangenden Abhandlung dieſer Ausgang vom gemeinen Bewußtſein der angemeſſenſte. Der indifferentiſtiſchen Vorſtellung aber werden wir wenigſtens für den Anfang die determiniſtiſche gegenüber ſtellen dürfen, obgleich ſie uns gelehrt haben, daß nur die gemeine Reflexion bei dieſem Gegenſatze ſtehen bleibe.

Die determiniſtiſche Auffaſſung kennt nur ein Handeln oder Wirken nach oder aus der Beſtimmtheit des Weſens; die indifferentiſtiſche hingegen läßt Entſchluß und That nicht aus einer feſten Weſensbeſtimmtheit hervorgehen, ſondern aus einer Selbſtbeſtimmung, welche eben ſo leicht auch anders gekonnt haben ſoll. Alle bedeutſamern Gegner der determiniſtiſchen Anſicht wollen jedoch gegenwärtig die indifferentiſtiſche nicht zu vertheidigen das Anſehen haben, ſo daß wir zunächſt wenigſtens nicht zu unterſuchen brauchen, ob vielleicht dieſelbe unrichtig verworfen worden ſei. Wer nun weder die determiniſtiſche, noch die indeterminiſtiſche Auffaſſung zulaſſen will, hat einen wirklich von dieſen beiden verſchiedenen Freiheitsbegriff aufzuweiſen und als den richtigen zu begründen. Dies hat denn auch verſchiedentlich geſchehen ſollen.

Hr. Prof. Weiße, der uns gewiß nicht als über einen Mangel, weder an Hochachtung, noch an dankbarer Anerkennung der uns ſelbſt bewieſenen Freundlichkeit, zürnen wird, wenn wir auch jetzt nicht ganz in ſeine Weiſe einzugehen vermögen, verwirft das indifferentiſtiſche in jedem Augenblicke Auchanderskönnen, ſowohl beim creatürlichen, als beim göttlichen Geiſte; allein er lehrt ein Auchandersſein- und handelnkönnen beider, nicht zwar als ein actuales, gegenwärtig wirkliches, aber als ein aufgehobenes.

Wir dürfen es hier nicht unternehmen, dieſe Philoſophie überhaupt einer Kritik zu unterwerfen, in welcher, vom echt Hegelſchen Standpunkte aus, in nothwendigem Fortſchritte der Hegelſchen Dialektik, über das Gebiet der abſoluten Nothwendigkeit der logiſchen Kategorieen auf ein Gebiet der Freiheit hinausgegangen, und ſo den Syſtemen der Nothwendigkeit das

allein wahre System der Freiheit entgegengestellt werden soll. Die Auffassung der Metaphysik als einer bloß negativen Wissenschaft ist schon in dieser Zeitschrift von bedeutsamer Seite her bestritten, und dagegen erinnert worden, was freilich in unserer Zeit, und besonders gegen eine aus der Hegelschen sich hervorarbeitende Ansicht, nicht mehr zu erinnern nothwendig sein sollte, daß die Form nicht als ein nur Negatives, Unwirkliches, von dem positiven Inhalte ausgeschieden werden kann. Sind die Kategorieen in ihrer Totalität die nicht nichtsein oder andersein könnende Form des wahrhaft Seienden, so werden sie dies sein, als reales Gesetz und substanzielle Bestimmtheit des Seins.

Wenn wir recht verstehen, so sollte es nach dieser Lehre, bei der schlechthinigen Nothwendigkeit der Form alles Seins, doch keine Nothwendigkeit eines wirklichen Seins geben, vielmehr soll das System der Kategorieen in seiner vollständigen Entwickelung zuletzt hinausweisen auf ein sie selbst und mit ihnen das reale Sein, dessen Form sie sind, Setzendes, welches zum Wenigsten das Sein auch anders oder gar nicht hätte setzen können, also wohl auch sie selbst. Sie wären also nicht nicht und nicht anders sein könnende Form des Seins nur vermöge der ewigen Setzung ihrer selbst und des sie erfüllenden Seins durch Gott, bei dem es aber, man darf nicht sagen, gestanden hätte, und noch weniger steht, aber doch quasi gestanden (quasi sanguis der Epicureischen Götter), das reale Sein, und, wenn die Kategorieen nur an und in diesem sind, auch sie anders zu setzen.

Daß die Kategorieen mit allem sie Erfüllenden durch Gott gesetzt seien, werden nur diejenigen bestreiten, welche kein wahrhaft Göttliches anerkennen, kein ursprünglich Setzendes, sondern im ersten Anfange nur Gesetztes oder Vorausgesetztes. Hier können wir jedoch nur eintreten auf das uns gegenwärtig zunächst Interessirende, das Auchnichthabengesetztseinkönnen der jetzt bestehenden realen Nothwendigkeit. Ungeachtet des aufrichtigsten Bemühens ist es uns nun, wie auf mancher andern

Stelle, so auch hier, nicht möglich, die wirkliche Nothwendigkeit der Auseinanderfolge der in dem vor uns liegenden Systeme aufgestellten Lehrbestimmungen einzusehen *), was uns denn freilich bereits als Unvermögen wissenschaftlicher Erkenntniß bezeichnet worden ist; und immerfort trifft es auch uns, wie überhaupt die Gegner dieses neuen Freiheitsbegriffs, daß wir denselben nicht recht zu unterscheiden wissen von dem äquilibristischen. Diese Auffassungsweise ist nicht ganz die des gemeinen Bewußtseins. Nach der Meinung des letztern wäre die Möglichkeit des Andern eine fortwährend reale, im Dasein jedes Dinges jeden Augenblick vorhandene, wobei nach dem ausdrücklichen Geständnisse des Urhebers dieser Lehre keine Wissenschaft

*) Wären die metaphysischen Kategorieen nur die leere, aber doch absolute, nicht nichtsein oder andersseinkönnende Form des wahrhaft Seienden: so würden sie ihrem Begriffe nach, da dieser nur in der Negation des Realen und Auchnichtseinkönnenden gedacht wird, allerdings in gewissem Sinne hinausweisen auf den Begriff eines solchen. Allein damit ist keineswegs die Wirklichkeit eines solchen Seins erwiesen. Freilich wird nach der alleinwissenschaftlichen Methode gar häufig so bewiesen. Würde aber dann von jeder Denkbestimmung, ähnlich wie im Platonischen Parmenides, nicht immer das Entgegengesetzte eben so sehr, wie das wirklich Gesetzte, zu setzen sein? Es wird gelehrt: Durch das bloße Dasein eines nicht nichtsein, nicht andersseinkönnenden Gebietes sei schon gesetzt, daß alles ihm nicht Angehörige ein Auchnichtsein-, Auchandersseinkönnendes sei. Nun meinten wir ein wenig gelobt zu werden, wenn nach diesem Muster wir z. B. aus der von den Hegelianern der sogenannten linken Seite offen gelehrten Nichtpersönlichkeit Gottes gerade die Persönlichkeit erwiesen, da ja das nicht in der Nichtpersönlichkeit Begriffene nothwendig die Persönlichkeit sein müsse. Wie aber, wenn wir nun ferner sagten: Aus dem Dasein des absolut guten Geistes folge die Nothwendigkeit eines absolut bösen? Denn was nicht der gute Geist ist, müsse der böse sein? Hier hätten wir ja noch genauer das Muster copirt.

von realen Dingen möglich wäre. Aber das ursprüngliche, an sich seiende Auchnichtsein- oder Auchandersseins- und schaffenkönnen dessen, der alles Sein gesetzt, oder das ursprüngliche sich anders bestimmen, sich eine andere Existenz nehmen können des endlichen Geistes, — ist dies denn etwas Anderes, als die Vorstellung des gemeinen Indifferentismus, nur aus dem actuellen Sein, sowohl des Göttlichen, als des Endlichen, hinausgeschoben in ein sogenanntes potentielles Sein beider, welches nicht recht ein Sein, noch ein Gewesensein sein soll, und dem doch eine gewisse reale Priorität vor dem actuellen Sein würde zukommen müssen. Diese Lehre erinnert an die ehemalige, antike und moderne, in welcher die nothwendige Bestimmtheit des realen endlichen Seins anerkannt, die creatürliche und göttliche Freiheit aber in die Region des Intelligibeln hinausversetzt, und dort als Indifferentismus vorgestellt wurde. Sie ist anders gestaltet, aber wahrlich ihrem Wesen nach keine wahrhaft andere. Es muß daher immerfort auch gegen sie eingewendet werden, was gegen ihre früher geborne Schwester. Obgleich die, welche sagen wollten, daß dem Systeme der Freiheit zufolge die Zweckmäßigkeit der Welt auf dem Zufalle beruhen würde, als Unbelehrbare, deren eigene Rede sie Lügen strafe, bezeichnet, und demnach sich selbst überlassen worden sind; so müssen wir dennoch zu diesen Armseligen uns stellen, und trösten einstweilen uns damit, daß, wie aus den neulichst lautgewordenen Aeußerungen eines gewiß nicht Bornirten (Strauß, Dogm.) sich erzeigt, auch Andere in dem uns beschäftigenden Systeme nicht durchweg die strengste Denknothwendigkeit zu erkennen vermögen.

Allerdings würde, nach der ausdrücklichen, fast unwillig nachdrucksamen Bemerkung des tiefsinnigen Urhebers dieser Lehre, „diejenige Nothwendigkeit, die aus der Ueberwindung des unmittelbar Möglichen, aus der freien (sei es bewußten oder unbewußten) Wahl zwischen den Momenten dieser Möglichkeit hervorgeht, zwar eine Nothwendigkeit, aber doch von jener Nothwendigkeit, welche, als eine ursprüngliche Nothwendigkeit, eine

Möglichkeit des Andern nicht überwunden hat, verschieden sein;" allein ihre ursprüngliche Voraussetzung wäre nicht verschieden von der bestimmungslosen Indifferenz.

Das jenseits des actualen Seins angenommene Auchnicht- und Auchandersseinkönnen würde, wenn es ein wirkliches Auch-anderskönnen sein soll, sich von dem des Indifferentismus nicht realiter unterscheiden, und wenn die Möglichkeit des Auchanders-seins so sehr eine aufgehobene ist, daß sie „gar nicht mehr zur That kommen kann," so ist nicht zu sagen, wie sich die Auffas-sung des Wirklichseienden von der deterministischen unterscheide. Vielleicht aber ist durch Andere die sowohl vom Determinismus, als vom Indifferentismus verschiedene richtige Auffassung ent-wickelt und begründet worden.

In der bereits erwähnten, in dieser Zeitschrift erschienenen Abhandlung über den speculativen Freiheitsbegriff hat man damit angefangen, zu bemerken, die deterministische Ansicht sei das andere Extrem zu der indifferentistischen, und „deswegen" lasse sie sich so wenig rechtfertigen, wie diese. Demnach wird das Wahre in einer dritten und höhern gesucht.

Allerdings ist es auch außerhalb der speculativen Methode, — welche, im Vorbeigehen gesagt, noch nicht war, als J. G. Fichte sich Professor der Speculation nennen zu dürfen glaubte, und nicht mehr ist bei manchen der nicht unbedeutendsten und sich keineswegs für unspeculativ haltenden Hegelianer, — auch sonst ist es anerkannt, daß gar oft das Richtige zwischen zwei Extremen in der Mitte liege. Auf dem praktischen Gebiete wird indessen die richtige Mitte nicht ausnahmlos für das Richtigste gehalten. Und so wenig die Tugend jedes Mal mit Sicherheit nach dem Aristotelischen Grundsatze als die Mitte zwischen zwei Lastern aufgefunden und gefaßt werden kann, ist es überhaupt auf dem Felde der wissenschaftlichen Erörterung sofort entschieden, daß von zwei entgegengesetzten Ansichten keine die Wahrheit enthalten könne. Zu dem Meisten, was irgend aufgestellt wird, würde sich ein einseitiger, auf die Spitze ge-triebener Gegensatz entweder bereits auch aufgestellt finden,

oder doch leicht aufstellen lassen; soll deswegen immer die Wahrheit weder in dem einen, noch in dem andern der entgegengesetzten Sätze enthalten sein? Gesetzt, in den meisten Fällen sei das directe Gegentheil einer einseitigen Ansicht ebenfalls eine theilweise unwahre Einseitigkeit, so bildet doch zu der gänzlichen Unwahrheit — und als gänzlich unwahr wird, ihrem Principe nach, die indifferentistische Ansicht erkannt, — zur gänzlichen Unwahrheit bildet eben die Wahrheit den extremsten Gegensatz. Das Entweder — Oder der gewöhnlichen Verstandes-Reflexion führt nicht immer zur richtigen Einsicht; aber das Weder — Noch, das Sowohl — Alsauch eben so wenig. Beides sind Handgriffe, über deren richtige Anwendung nur die sonst zu gewinnende richtige Einsicht in die Sache entscheiden kann. Die gemeine Verstandes-Reflexion handthiert allerdings nicht selten zu sehr nur außen um die Sache herum; aber mit der neuern speculativen Methode dreht man sich zuweilen, wie nach dem bekannten Ausspruche des Mephistopheles, im Kreise um sich selbst herum.

Hier wird denn als die Wahrheit der extremen und in ihrer Einseitigkeit unwahren Ansichten der ursprünglichen Indifferenz einer- und der ursprünglichen Bestimmtheit andrerseits der Begriff der eigenthümlichen Bestimmungsfähigkeit aufgestellt. Sehr geschickt wird dabei gegen die deterministische Ansicht bemerkt: „Sobald eine Selbstbestimmung zum Wirken angenommen werde, und doch jedes Wesen nur nach seiner eigenthümlichen Bestimmtheit oder Natur wirken solle, gerathe man mit seiner eigenen Rede in Widerspruch. Ein Wesen, das nach seiner eigenthümlichen Bestimmtheit wirke, bestimme sich nicht selbst zum Wirken, indem es ja schon an sich oder seiner Natur nach bestimmt sei, so daß es in seinem Wirken nur ursprüngliche Bestimmtheiten herausseße. Durch Aufnahme dieses Gedankens der Selbstbestimmung werde die deterministische Ansicht bei consequenter Fortentwickelung sowohl über sich selbst, als über den Indifferentismus hinausgewiesen. Sei das freie Wesen sich selbst bestimmendes Ich, so sei seine Bestimmt-

heit durch seine Selbstbestimmung gesetzt, oder sei die Folge von dieser, und es wirke nicht nach seiner ursprünglichen Bestimmtheit."

Ohne Zweifel muß die deterministische Ansicht sich in Acht nehmen, wenn sie mit dem Begriffe der Selbstbestimmung sich nicht in Widersprüche mit sich selbst verwickeln will; indessen geschieht es doch nicht nothwendig aus bloßer Gedankenlosigkeit, wenn dieser Begriff aufgenommen wird. Freilich aber kann auf diesem Standpunkte von eigentlicher Selbstbestimmung nur die Rede sein, inwiefern das Subject, von dem sie ausgesagt wird, als sich selbst wollend völlig selbstständig ist. Das göttliche Wesen würde auch nach dieser Ansicht sich wahrhaft selbst bestimmen, wenn es wirklich als Subject gedacht, sein Sein als Wille gefaßt wird, so daß es eben so sehr nur ist, weil es sich will, als sich will, weil es dieses bestimmte ist. Für das endliche Wesen hingegen gibt es allerdings unter diesem Gesichtspunkte nicht eine absolute Selbstbestimmung, indem dieses, weil nicht schlechthin durch und aus sich selbst seiend, nicht in gleicher Weise ist, weil es sich will, und sich will, weil es ist, sondern, wenn auch nicht wahrhaft geworden und seiend, bis es sich als Wille selbst erfaßt, also sich will, doch mehr will, weil es ist, als umgekehrt. Im Verhältnisse zu dem Absoluten wird auf diesem Standpunkte dem endlichen Wesen gar keine wahre Selbstbestimmung beigelegt werden können, — worüber jedoch noch später, — wohl aber in einem gewissen Sinne im Verhältnisse zu den andern endlichen Wesen. In ihrer Sphäre nämlich kommt diesen allen, und jeden gegeneinander, eine relative Selbstständigkeit zu, und inwiefern hier das eine, zur Selbstheit in sein eignes Sein vertieft, nun aus dieser Mitte seiner eigenen Natur heraus wirkt und thätig ist, wird beziehungsweise, im Unterschiede gegen seine von außerendlichen Bestimmungen abhängige Wirksamkeit, ihm eine Selbstbestimmung zugeschrieben werden dürfen.

Doch es handelt sich gegenwärtig nicht um die Rechtfertigung einzelner früherer Wendungen, sondern um die Förderung

der Untersuchung. Ist nun die Lösung des uns beschäftigenden Problems wirklich gefördert durch diesen Begriff der Bestimmbarkeit, welcher die Wahrheit der beiden entgegengesetzten falschen Ansichten sein soll? „Die Bestimmungsfähigkeit," wird gelehrt, „ist weder Indifferenz oder abstracte Unbestimmtheit, noch ist sie Bestimmtheit, sondern sie ist die Macht (potentia) der Selbstbestimmung. Das nach deterministischer Auffassung aus seiner eigenthümlichen Bestimmtheit wirkende Wesen ist entschieden unfrei, und das an sich indifferente Wesen kann sich in seiner Willenlosigkeit gleichfalls nicht als frei erweisen; als abstractes, wesenloses Princip ist es eben so sehr der wahrhaft freien Selbstentscheidung unfähig, wie das an sich unfreie, innerlich determinirte Subject. Allein das Wesen ist einerseits nur innerliche Möglichkeit oder Macht (potentia) der Selbstbestimmung, andrerseits bestimmt das wollende Subject sich so wenig abstract oder aus Nichts, daß es vielmehr in seiner Bethätigung sein eigenthümliches Wesen verwirklicht. Da es aber an sich mächtiges, d. h. bestimmungsfähiges oder sich selbst bestimmendes Princip ist, so verwirklicht es nicht nur eine seiner Selbstbestimmung zu Grunde liegende Anlage, sondern was es ist, ist es in seinem Wollen und durch sein Wollen."

Hier soll wirklich eine neue Auffassung gegeben, nicht nur die alte indifferentistische aus dem Entwicklungsverlaufe des Wesens in seinen Anfang hinausversetzt werden. Das frei zu nennende Wesen soll, nach ausdrücklicher Versicherung, nicht mit einem Auchanderskönnen, welches nur eine abstracte Wesenlosigkeit sein müßte, anfangen, und doch auch nicht mit einer bereits seienden Bestimmtheit, sondern durch Selbstbestimmung soll das an sich nur Bestimmbare sich seinen Charakter selbst entscheiden. Die Ausdrücke sind nicht die der Weißeschen Bücher, und auch die Vorstellung ist bei vieler Aehnlichkeit nicht ganz dieselbe. Die Spitze oder der Kern dieses Freiheitsbegriffs wäre die sowohl von der deterministischen Bestimmtheit, als der Unbestimmtheit oder Wesenlosigkeit, als welche die indifferentistische Vorstellung anerkannt wird, sich unterscheidende

reale Macht eines eigenthümlichen Wesens, und zwar eine Macht der Selbstbestimmung, aus welcher heraus doch keineswegs jede als möglich zu denkende Bestimmung hervorgehen könne, sondern nur eine bestimmte, wenigstens relativ bestimmte, wie im weitern Verlaufe der Abhandlung gelehrt wird. Dies würde das Ansich des freien Wesens sein, sowohl des göttlichen, als des creatürlichen.

Diese Auffassung ist allerdings eine mittlere zwischen, oder in einem gewissen Sinne höhere über den zwei entgegengesetzten des Indifferentismus und des Determinismus. Sie ist weder die eine, noch die andere, enthält aber die Elemente beider in sich, — ob aber in einen wirklich denkbaren Begriff vereinigt, ist zu untersuchen.

Das Element der äquilibristischen Ansicht steckt darin, inwiefern, mit ausdrücklichster Abweisung jeder festen, die weitere Entwicklung in sich schließenden Bestimmtheit, eine Selbstbestimmungsfähigkeit angenommen wird, aus welcher das eigenthümliche Wesen, wie man zunächst meinen könnte, ohne bereits irgendwie gegebene Beschränkung und Bedingtheit erst entstehen, entschieden werden soll: das Element des Determinismus ferner, inwiefern doch nicht abstracte Wesenlosigkeit, sondern eine ursprüngliche, reale Wesenhaftigkeit der ersten Selbstbestimmung vorausgeschickt, und dann auch in der Folge ein sehr bestimmtes, die unbestimmten Möglichkeiten des Könnens ausschließendes Wesen angenommen wird. Was ist sie aber denn, diese Bestimmbarkeit des noch nicht Bestimmten, diese Wesenheit des noch gar kein bestimmtes Wesen Habenden? Wir vermögen es nicht einzusehen, und wollen dieses Unvermögen offen aussprechen, auf die Gefahr hin, als jedes speculativen Begriffs unfähig behandelt zu werden, in der Hoffnung, durch diese neue Anregung der Frage dürften Erörterungen veranlaßt werden, die entweder uns gründlicher von unserer Denkunfähigkeit überzeugen, oder doch den Stand der Verhandlungen aufhellen, und die letztern auf die eine oder andere Weise fördern könnten.

Gewiß wird der Urheber dieser Lehre nicht sagen wollen,

daß überhaupt reales, wirkliches Wesen irgend sein und gedacht werden könne ohne Bestimmtheit; gewiß schreibt er sonst jedem Wesen eine Wesenhaftigkeit nur zu je nach seiner Bestimmtheit, ohne die es, was es ist, nicht wäre, in deren Totalität es eben seine ganze Wesenheit habe. Wie ist denn diese Wesenheit des Freien zu denken, ehe sie eine Bestimmtheit gewonnen hat? Was ist das für eine Macht, der noch keine bestimmte Mächtigkeit zukommt? Muß nicht um so mehr diese Macht der Selbstbestimmung bereits ein bestimmtes Wesen sein, da sie doch keineswegs eine unbedingte, sondern ausdrücklich eine nach ihrer jedesmaligen Eigenthümlichkeit verschiedene, durch ihre Selbstbestimmung nur die Wesenseigenthümlichkeit verwirklichende sein soll? Wenn das Freie in seiner Bethätigung sein eigenthümliches Wesen verwirklicht, so hat es seine eigenthümliche Bestimmtheit zum Wenigsten eben so wohl erhalten, als es sie erst durch seine Bethätigung gewinnt, was diejenigen, welchen nicht durch die vortreffliche Methode, nicht nur die jeweiligen Denkbestimmungen, sondern die Denkfähigkeit selbst flüssig geworden ist, kaum wesentlich anders werden vorstellen können, als nach der ausdrücklich abgewiesenen Analogie des sich entwickelnden Keimes. Das wirklich seiende Bestimmbare muß bereits eine Wesenheit und in dieser eine Bestimmtheit haben, aus welcher seine fernern Bestimmungen, als Entwicklungen des bereits Gesetzten, hervorgehen, oder, wenn es deren nicht hat, so ist es auch gar nicht realiter; sein angebliches Wesen ist nur die leere Wesenlosigkeit des Indifferentismus, und die sogenannte Selbstbestimmung, in welcher es seinen Charakter entscheiden soll, wäre ein Entstehen aus dem Nichts.

Je nachdem man diesen als die Wahrheit der unwahren Ansichten des Indifferentismus und Determinismus sich darstellenden Begriff der Bestimmbarkeit ansieht, kommt er auf die indifferentistische oder deterministische Vorstellung zurück, und ist nur deswegen weder die eine, noch die andere recht, weil er immer das Moment der andern auch an sich trägt. Allein diese Momente sind nicht, wie man einem bei solchen logischen Kunst-

ſtücken zu verſichern pflegt, mit Auflöſung ihres Widerſprechenden und Erhaltung ihrer Wahrheit in einem denkbaren höhern Begriffe aufgehoben, ſondern ſie ſtehen hier in eben ſo unaufgelöſtem Widerſpruche und abſoluter Unverträglichkeit nebeneinander, wie in den genannten als Extremen einander gegenüberſtehenden Anſichten, — das ſchlechthin Unverträgliche iſt hier nur gleichſam in einen engern Raum zuſammengebannt, während es in den zwei entgegengeſetzten Anſichten weiter auseinandertritt.

Dieſe Vorſtellung iſt im Grunde ganz und gar nichts Anderes, als die des gemeinen Bewußtſeins. Dieſes Letztere will ebenfalls nicht eine feſte, die Entwicklung mit Nothwendigkeit prädeterminirende Weſensbeſtimmtheit, aber eben ſo wenig eine leere Weſenloſigkeit, ſondern, in ganz ähnlicher Weiſe, eine reale Macht ohne feſte Beſtimmtheit, und doch mit einer Beſtimmtheit, vermöge welcher nicht nur überhaupt das freie Weſen auf's Entſchiedenſte ausgeſondert ſei von dem unfreien, ſondern jedes freie nach ſeiner Eigenthümlichkeit von allen andern. Nur weil denn doch dem gemeinen Bewußtſein die Beſtimmungsloſigkeit in den Vorgrund tritt, und es unter der Freiheit nur die Indifferenz verſteht, kann von ihm geſagt werden, ihm eigne der indifferentiſtiſche Freiheitsbegriff, und nur gegen dieſe Eine Seite des gemeinen Bewußtſeins kehrt ſich die determiniſtiſche Anſicht. Eigentlich aber liegt allerdings in ſeiner Tiefe auch noch etwas ganz Anderes. Allein dieſes Andere iſt eben nur das Princip des Determinismus, welcher daher eben ſo ſehr, als der Indifferentismus, auf unumſtößliche Thatſachen des unmittelbaren Bewußtſeins ſich zu ſtützen behaupten kann, und, weil doch dieſe entgegengeſetzten Momente in demſelben unvermittelt einander gegenüberſtehen, nicht ungereimter Weiſe ſich für die einzig richtige Auffaſſung des ganzen Bewußtſeinsgehaltes anſehen wird, wofern es ihm gelingt, die andere, indifferentiſtiſche, Seite des Vorſtellens, als auf Selbſttäuſchung beruhend, darzuſtellen, die Thatſachen des Seelenlebens aber von ſeinem Standpunkte aus genügend zu erklären. Daß alſo

von dieser Grundvorstellung aus diese neue Lehre sich auch mit den indifferentistischen Aussagen des gemeinen Bewußtseins gar gut verträgt, ist gar nicht zum Verwundern, da sie von Anfang die beiden widersprechenden Seiten seines Inhalts aufnimmt. Eher mag man sich wundern, wie es ihr, nachdem sie zuerst in der allgemeinsten Auffassung, ganz wie das gemeine Vorstellen, das indifferentistische Moment einseitig hat hervortreten lassen, denn doch in der Folge widerfahre, sich gar sehr der deterministischen Ansicht zuzuwenden.

☞ Es ist dies übrigens nicht das einzige Beispiel, wie die Formeln der neuern Speculation, in denen die speculative Auflösung unwahrer Reflexions-Ansichten gewonnen sein soll, bei einiger Prüfung sich erweisen als bloße Zusammenzwängung der unverträglichen Momente in eine den unaufgelösten, allersprödesten Widerspruch in sich enthaltende Scheinvorstellung. Worte sind es gar oft nur, mit denen man sich vor Schülern das Ansehen geben mag, die Probleme gelöst zu haben, wobei aber die Wissenschaft nicht gefördert ist. Ja es dürfte überhaupt zweifelhaft sein, ob, wenigstens für die nächste Zukunft, durch die Hegelsche Bearbeitung der allgemeinen Begriffe die wahre Erkenntniß mehr gefördert worden sei, als durch die Anwendung der Manier, vermöge welcher man sich auf dem Gebiete der Religion und sonst mit Leichtigkeit das Ansehen gibt, den unveränderten Inhalt der gemeinen Vorstellung speculativ erfaßt zu haben, ihr von Manchen geschadet wird. Die frühere Art der Katheberlogik ist im Ganzen nicht viel besser, als Mephistopheles sie dem Schüler anpreist, gar Manches in ihr wird sich jedoch als richtiger bewähren, denn die angebliche Berichtigung.

Bloß auf dem Standpunkte abstracter Begriffsbestimmung kann sich noch immerfort die deterministische Ansicht nicht als widerlegt erkennen, um so weniger, da Niemand die indifferentistische wissenschaftlich zu vertheidigen unternimmt, während

doch nur an dieser dem gemeinen Bewußtsein Etwas gelegen ist, und neben dieser keine andere, als die deterministische, bisher aufgestellt worden ist, und überhaupt übrig zu bleiben scheint. Wenn aber, wie von sehr bedeutsamer Seite her selbst in dieser Zeitschrift ausgesprochen worden ist — und jeder, der unbefangen sich nur einigermaaßen mit diesen Sachen beschäftigt hat, wird aus vollster Ueberzeugung beipflichten — wenn die Metaphysik noch in ihren Anfängen liegt, so wäre es leicht möglich, daß wir nur der abstracten Begriffserörterung wegen uns doch nicht dieser Ansicht überlassen sollten. Auch sonst muß auf mehr als Einem Punkte an Ueberzeugungen festgehalten werden, deren Grundbegriffe in der ontologischen Analyse Widersprüche aufzeigen, die ihre wahrhaft genügende Lösung noch nicht gefunden haben. Gegen diese Auffassung ist denn auch, nebst dem längst Bekannten, noch Neues eingewendet worden von dem Standpunkte der creatürlichen und göttlichen Persönlichkeit aus, und sie ist, in Rücksicht dieser Persönlichkeiten an und für sich und auch ihrer beiderseitigen Beziehung zum Naturzusammenhange, in sorgfältige Erwägung zu ziehen.

Man hat der deterministischen Ansicht in derjenigen Gestalt, die im Uebrigen nicht als die nachlässigste anerkannt wurde, den Vorwurf gemacht, sie vermöge sich zum wahren Freiheitsbegriffe nicht zu erheben, weil sie den qualitativen Unterschied des Geistes und der Naturdinge zu wenig anerkannt habe, und das Ich zur bloß passiven Einheit entgegengesetzter Kräfte machen wolle. Da hier nicht eine Antikritik geschrieben werden soll, so ist auch nicht weitläufig zu untersuchen, inwiefern frühere Darstellungen zu diesen Einwürfen Anlaß gegeben haben. Vielleicht ließen sich dieselben so ziemlich rechtfertigen. Der Gegensatz von Natur und Geist ist auf's Nachdrücklichste als der bedeutsamste aller Gegensätze hervorgehoben worden, und die deterministische Ansicht hat durchaus kein Interesse, ihn zu verwischen. Und was den letztern der beiden Einwürfe anbelangt, so hätte man ihn wohl natürlicher der Herbartischen Lehre gemacht, obschon er in solcher Härte auch bei dieser

nicht geziemend sein würde. Wenn doch auf's Bestimmteste gelehrt wurde, daß unter allen näher bekannten endlichen Wesen nur in der Menschenseele das Sein sich zum wahren Selbst concentrire und in sich vertiefe, so daß von Subjectivität und eigentlicher Selbstständigkeit erst hier die Rede sein könne, so wird der Wille doch wahrscheinlich als ein nicht bloß Passives aufgefaßt sein. Doch gleichviel, wie frühere Darstellungen lauten.

Die entschiedenste deterministische Ansicht braucht jedenfalls weder die relativ selbstmächtige Wesenheit (eine absolute will Niemand vertheidigen) des individuellen Willens, noch den qualitativen Gegensatz von Natur und Geist zu leugnen. Qualitative Differenzen und eignes Wirken jedes Individuirten muß jede Betrachtung anerkennen, der nicht alle Bestimmtheit des Seins sich in eine dumpfe Confusion auflösen soll. Die Individuation und das Verhältniß des realen Einzelwesens zu dem Allgemeinen dürfte wohl fortwährend zu demjenigen gehören, was noch am Wenigsten genügend erkannt ist. Darüber jedoch wird man auch von den verschiedensten Standpunkten aus nicht ernstlich streiten wollen, einerseits, daß mit dem Allgemeinen zugleich das Besondere und Einzelne ist (in sinnlicher Anschauungsweise am Continuum die Discretion), und umgekehrt; andrerseits, daß jedes individuirte Endliche eben so wohl bestimmend auf das Andere einwirkt, als selbst bestimmt wird von dem Andern. Diese allerallgemeinste Auffassung gilt nothwendig auch von dem endlichen Geiste. Wenn sie nun ferner nicht, wie man ehedem pflegte, bei nicht zu ignorirenden Schwierigkeiten sich hinter die nothwendige Unbegreiflichkeit zurückziehend, die Freiheit in der äquilibristischen oder indifferentistischen Weise auffassen, wo dann im Prozesse des Bestimmens und Bestimmtwerdens die einen Wesen nach ihrer Wesensbestimmtheit, die andern, die freien, hingegen nach der indifferentistischen Bestimmungslosigkeit sich verhalten würden — wenn sie das jetzt nicht mehr wollen; was bleibt denn, in Hinsicht auf die uns beschäftigende Frage, für eine so wesentliche qualitative Bestimmtheit

des Geistes übrig? Man müßte auch auf diesem Punkte der Debatte vor Allem klar werden wollen, sowohl sich selbst, als den Andern. Es ist hier zunächst nicht ein Streit zu erheben, ob bei der einen Ansicht die qualitative Bestimmtheit des Geistes gegen die Natur genügend anerkannt worden sei oder nicht, sondern es fragt sich zuerst, ob man einen von dem indifferentistischen, den man doch nicht anerkennt, einer- und dem deterministischen andrerseits verschiedenen, haltbaren Freiheitsbegriff aufgestellt habe. Wäre dies geschehen, dann würde zu untersuchen sein, ob die qualitative Eigenthümlichkeit eines bestimmten Wesens, hier des menschlichen Ichs, diesem nichtdeterministischen Freiheitsbegriffe entspreche? So lange aber ein solcher Freiheitsbegriff nicht gehörig begründet, und doch auch der indifferentistische nicht anerkannt ist, halten wir fortwährend dafür, es könne bei der Untersuchung unserer Frage von der qualitativen Bestimmtheit — eigentlich sollte bei den Indeterministen gar nicht von irgend einer Bestimmtheit die Rede sein — ohne größern Nachtheil abstrahirt werden, als den überhaupt jede Beschränkung des Blicks in Ansehung der angränzenden Gebiete für die vereinzelte Untersuchung nach sich zieht.

Zwar wollten wir gerne die specifische Differenz dessen, was Geist zu heißen verdient, von den niedrigern Weisen bewußter Lebendigkeit genau angeben können. Denn ohne Zweifel ist diese Differenz von der allergrößten und wichtigsten Bedeutung, und allerdings keineswegs nur ein Gradunterschied, obschon sie, da das Quantitative auf gewissen Punkten in das Qualitative übergeht, der qualitative Unterschied insofern also auch als eine höhere Stufe gegen die andere Qualität sich darstellt, in oberflächlicher Betrachtung nicht so ungereimt unter dem Gesichtspunkte des Grades als höchste Lebendigkeit gefaßt werden mag. Lieber lassen wir uns jedoch bis auf Weiteres an der unzureichenden Bestimmung genügen: Geist sei die höchste Weise bewußter Lebendigkeit, als daß wir offenbar falsche Bestimmungen annehmen möchten, wie die, daß der endliche Geist Totalität, Weltindividuum, sei. So weit erkennen wir

seine Eigenthümlichkeit, daß wir wissen, er könne sich, ohne sein individuelles Fürsichsein aufzugeben, mit dem Allgemeinen und Ganzen insofern identificiren, daß er in den allgemeinen Gesetzen des vernünftigen Seins sein eigenes höheres Wesen, seinen eigenen Willen gewinnt. Deswegen ist er uns auch unter allem Endlichen das einzig Freie, im Verhältnisse zu dem andern Endlichen, wenn gleich nicht im Verhältnisse zu Gott, Selbstständige, überhaupt das sich selbst Bestimmende, weil er nicht von dem andern Endlichen sich gegen die Natur seines eignen Willens bestimmen zu lassen braucht, und auch in der allgemeinen Gesetzmäßigkeit des universellen Prozesses keine ihm fremde Bestimmungen erleidet. Nichts desto weniger ist er als Endliches nothwendig ein Beschränktes. Die Totalität ist auch in ihm, ähnlich wie in andern ähnlichen Wesen, nur inwiefern das Ganze in ihm zusammenläuft, bloß mit dem Unterschiede, daß das Letztere in ihm nicht nur zusammenscheint, wie in einem Spiegel, für einen Andern es in ihm Schauenden, sondern daß er selbst gewissermaaßen, obgleich nie vollkommen, das Ganze zu schauen vermag; doch immer nur so, daß er sich dabei nach seiner realen Einzelheit in dieses Ganze eingeordnet schaut, keineswegs je sich nach seiner individuellen Existenz als reale Individuation des Ganzen erfassen könnte. Und da doch die wissenschaftlichen Gegner der deterministischen Ansicht dem creatürlichen Geiste, wenigstens in seinem jeweiligen zeitlichen Bestande, nicht die indifferentistische Freiheit beilegen, sondern uns ohne Zweifel erlauben, ihn als das allerrealste, inhaltsvollste der endlichen Wesen aufzufassen; so vermögen wir denn auch schlechterdings nicht zu sehen, wie er nach dieser seiner Stellung eine andere Freiheit besitzen und entwickeln könnte, als die Wirksamkeit vermöge seiner ausgezeichneten Natur oder Wesenheit.

Weltindividuum könnten wir, obschon die Angemessenheit des Ausdrucks deswegen nicht behauptet werden soll, einzig den absoluten, göttlichen Geist nennen. Dieser umfaßt die wahrhafte Totalität auf reale Weise, so daß, wenngleich die

Welt sich nicht eigentlich in ihm individuirt, er sie doch nicht nur zusammenschaut, sondern realiter zusammenhält, auf keine Weise von ihr bestimmt werdend, sie schlechthin nur bestimmt. Daher ist denn auch, nach einer bereits angebrachten Andeutung, die göttliche Persönlichkeit ganz anders frei zu nennen, als die creatürliche, inwiefern sie, indem sie nach der Bestimmtheit ihres Wesens handelt, doch keineswegs mehr in ihrem Sein und Wesen bestimmt ist, als sich durch ihren Willen bestimmt, weil Gott eben so sehr ist, nur weil er sich will, als will, weil er ist, und in jeder Beziehung das Bestimmte will, zwar weil er diese bestimmte allerhöchste Vollkommenheit ist, aber eben so gewiß, als diese letztere nur ist, weil er sich als diese will. Sein und Wollen nämlich ist bei ihm schlechthin Eins und dasselbe. Allein auch in der auf's Ernstlichste festgehaltenen Persönlichkeit Gottes finden wir durchaus keine Hinweisung auf eine andere Fassung weder der göttlichen, noch der creatürlichen Freiheit.

Wir halten es zwar für eine ungeheuere Anmaaßung, bei der gegenwärtigen Unvollkommenheit des Wissens zu meinen, das ganze Wesen der Gottheit sei vollständig erkannt. Die Vorstellung, die man sich, sobald man Gott als wirklichen Geist denken will, unvermeidlich nach der Analogie des menschlichen Geistes bildet, hat ohne Zweifel manches Unangemessene. Wenn aber irgend ein Vertrauen zu unserm Denken festgehalten werden soll, so können wir dies wenigstens uns nicht zweifelhaft machen lassen, daß dem göttlichen Wesen, als dem allerrealsten, allerreichsten und inhaltsvollsten, auch die allerbestimmteste Wesenheit eignen müsse, vermöge welcher es in Allem, was es ist und wirkt, durch die Vollkommenheit seines Willens nicht weniger bestimmt ist, als es sich in jedem seiner Acte selbst bestimmt, nach der Weise, wie wir gezeigt haben, daß bei Gott Sein und Wollen das Nämliche ist. Durch jede andere Vorstellung von dem göttlichen Wesen würde dasselbe in die indifferentistische Wesenlosigkeit aufgelöst, wie dies offenbar und unvermeidlich von allen denen geschieht, die, gesetzt sie verwerfen sonst mit den ausdrücklichsten Worten die Bestimmungs-

und Wesenlosigkeit des wirklichen Daseins, doch ein ursprüngliches Auchnichtseinkönnen sogar des Göttlichen und jedes göttlichen Actes annehmen.

Auch von einer andern, als der bisher ausdrücklich berücksichtigten, höchst beachtenswerthen Seite her ist, theils in dieser Zeitschrift, theils in eigenen wissenschaftlichen Werken, gelegentlich gelehrt worden: „das Einzelne sei niemals an und für sich ein Nichtnichtseinkönnendes, sondern nur nach seiner Verknüpfung im Zusammenhange der Dinge, und damit sei eben die Absolutheit des Nichtandersseinkönnens zurückgewiesen. Ja nicht einmal an den ersten und allgemeinsten Begriffen sei ihre unbedingte Nothwendigkeit oder ein Nichtandersseinkönnen derselben aufzuweisen. Schon in dem abstractesten Gebiete seien wir genöthigt, zuzugeben, daß das Gegebene, seiner allgemeinsten Grundlage nach, auch anders sein könnte; daß also von dem, was es wirklich bestimmt ist, der letzte, der That nach, zureichende Grund nur liegen kann in einem schlechthin zwischen Möglichkeiten wählenden, freibestimmten Principe, in der Wahlentscheidung eines hiermit wissenden und wollenden absoluten Subjects." Was das Auchnichtseinkönnen der abstractesten Denkbestimmungen anbelangt, so heißt es denn doch etwas viel behaupten, daß z. B. die Summe der Winkel eines Dreiecks auch mehr, als zwei rechte, betragen könnte. Anbelangend hingegen das einzelne Endliche, so ist allerdings gewiß, daß seine Nothwendigkeit sich erst in seinem Zusammenhange ergibt. Allein diese Möglichkeit des Auchandersseins ist eben nichts Anderes, als wir uns erinnern, sie von Hegel in seiner bekannten Weise des mündlichen Vortrages erklären gehört zu haben mit den Worten: „Alles ist möglich. Es ist sehr möglich, daß eine Kuh den Berg hinaufffliege. Man braucht nur von den Bestimmungen der concreten Natur der Kuh, der Luft u. s. f., vermöge welcher es nicht geschehen kann, zu abstrahiren." Einzig das schlechthin in, aus und durch sich selbst Seiende würde, wenn es eine Nothwendigkeit für dasselbe gibt, an und durch sich selbst ein Nothwendiges sein. Daß aber dieses Hinausweisen

jeder nur in ihrem Zusammenhange begründeten Nothwendigkeit in sich schlösse, das letzte Begründende müsse nach einer Wahlentscheidung, die eine auchandersseinkönnende würde gewesen sein, die unentschiedenen Möglichkeiten des Andersseins ausgeschlossen, und die gegebene Wirklichkeit festgestellt haben, das vermögen wir eben so wenig nach dieser Argumentationsweise einzusehen, als nach jener früher berührten ähnlichen. Alle diese Darstellungen machen unvermeidlich durch diese Annahme eines Auchanderskönnens das Göttliche zu einem Leeren und Nichtigen. Aber wenn dies denn doch auf's Entschiedenste in Abrede gestellt wird, so wissen wir bei der ganzen Rede Nichts zu denken, und erwarten von der gründlicheren Gesinnung des gemeinsamen wissenschaftlichen Bewußtseins den Entscheid, ob wir ganz denkunfähig, oder die Lehre undenkbar sei.

Wenn diejenigen, welche mit dem bedeutendsten Aufwande von Scharfsinn die deterministische Auffassung bestreiten, einerseits eine Wahlfreiheit, die von der gemeinhin angenommenen indifferentistischen Willkühr nicht verschieden ist, sowohl bei Gott, als bei den creatürlichen Geistern, annehmen; so ist es auf der andern Seite bemerkenswerth, wie entschieden sie das, worauf es dem gemeinen Bewußtsein doch gerade am Meisten ankommt, das Auchandersseinkönnen in jedem zeitlichen Act des freien Wesens, abwehren. Der eine jener tiefsinnigen Männer, auf deren Lehren, als auf die in der uns beschäftigenden Sache bedeutendsten, wir uns durchgängig beziehen, gibt zu: Wenn die Möglichkeit des Andern eine reale, im Sein jedes Dinges jeden Augenblick zu verwirklichende wäre (so daß Gott es in jedem Augenblicke in seiner Gewalt hätte, sein eigenes Dasein, oder das Dasein der Welt zu vernichten, oder eine andere Welt zu schaffen), so wäre alle Gewißheit und Zuversicht aufgehoben, und keine philosophische Wissenschaft von realen Dingen möglich. Und der andere ist beinahe in nichts sorgfältiger, als in dem Theile seiner Abhandlung, wo er die Fähigkeit, eben sowohl zu der einen, als zu der andern Handlung verwirft, und nachweist, wie der individuelle Wille das System

des Ganzen nicht störe, vielmehr „jeder eben so sehr ergänzender und mithin nothwendiger Entwickelungspunkt der allgemeinen Geschichte der Menschheit, eben so sehr nothwendiger Vermittelungspunkt und Organ in der Organisation der geistigen Welt, wie dadurch, daß er selbst Subject oder Princip seines Wollens und Wissens ist, sich selbst bestimmendes, den allgemeinen Geist der Menschheit auf eigenthümliche Weise verwirklichendes Ganzes sei.“

Ist aber diese Zusammenstimmung der Freiheitsacte des Einzelnen mit der universellen Gesetzmäßigkeit des Ganzen anerkannt; so wird man doch schwerlich leugnen können, daß, auch ehe die jedesmalige Willensentscheidung eintritt, in der objectiven Gesetzmäßigkeit des Ganzen schon vorher bestimmt war, wie diese einzutreten habe, da sie doch nur auf eine einzige Weise eine wahre Zusammenstimmung und Ergänzung der objectiven Gesetzmäßigkeit sein kann. Wenn die bestimmte Willensentscheidung keine Störung im Systeme des Ganzen soll sein können, sondern nur eine Ergänzung derselben, so muß das Ganze von Anfang auf sie berechnet gewesen sein, und zwar auf sie als eine bestimmte. Könnten verschiedene Entscheidungen gleichsehr als richtige Ergänzungen auf einer bestimmten Stelle in den objectiven Zusammenhang hineintreten, so müßte es keine bestimmte Gesetzmäßigkeit und Zusammenberechnung desselben gegeben haben; und so gewiß es eine solche gibt, ist damit die Bestimmtheit der jedesmaligen Willensentscheidung vorausberechnet und geordnet. Es ist auch wenig gewonnen, wenn das geschichtliche Individuum nach seiner Stellung im objectiven Zusammenhange durch das Vorausgehende vermittelt, aber, nach ausdrücklicher Verwahrung, nicht verursacht heißen soll. Gingen andere Vermittelungsglieder ihm voraus, so würde es nicht dasselbe sein; daß aber die bestimmten Reihen von Wesen und Zuständen, mit der Weise der Bestimmung der nachfolgenden durch die vorhergehenden, vorausgehen, dadurch wird seine eigene Wesenheit und Entwickelung bedingt, so daß sie auf eine bestimmte Weise sich zu gestalten nicht umhin

kann. Allerdings kann man mit vollkommen gleichem Rechte sagen, wenn in einer solchen Reihe das bestimmte spätere Moment nicht dieses bestimmte wäre, so würden auch die vorausgehenden andere sein, und das spätere sei eben so constitutiv für das Ganze, wie die frühern. Allein ganz eben so verhält es sich mit den Reihen, die man Causal-Verkettungen nennt. Daß die Ausdrücke: Grund, Ursache, Vermittelung — ganz ohne Unterschied an jedem Orte gleich richtig gebraucht werden können, wollen wir damit nicht behaupten. Wer jedoch die Sachen, von denen es sich hier handelt, richtig in's Auge zu fassen weiß, der wird Wichtigeres zu thun haben, als über solche Ausdrücke zu makeln. Die über das „verursacht" angefochtene Ansicht wenigstens kümmert sich um diesen Ausdruck nicht sehr; denn die Sache bleibt für sie bei dem einen Worte ganz, wie bei dem andern.

Wie bei dieser Theorie, die in ihren Anfang, wie bemerkt worden ist, die Elemente sowohl des Indifferentismus als des Determinismus aufgenommen hat, zuerst dasjenige des Indifferentismus mehr hervortrat; so läßt sie nun auf der hier vor uns liegenden Seite dasjenige des Determinismus einseitig in den Vordergrund treten. Nicht nur wird auf's Wiederholteste das indifferentistische Können des Entgegengesetzten als gänzliche Wesen- und Willenlosigkeit, und Unfähigkeit irgend einer Entscheidung verworfen, und die Selbstbestimmungsfähigkeit des freien Wesensacts als eine nur relative, nicht absolute, dargestellt; sondern ausdrücklich wird gelehrt, daß die Selbstmacht und Freiheit der verschiedenen freien Wesen an Grad und Umfang so verschieden sei, wie ihre Individualität, wobei jedes Freie durch seine Selbstbestimmung nur seine Eigenthümlichkeit verwirklichen könne. Bei diesen Worten scheint doch wahrlich nichts Anderes gedacht werden zu können, als, die individuelle Eigenthümlichkeit jedes freien Wesens sei seine concrete, also wohl in sich selbst festbestimmte Wesenheit, welcher gemäß alle seine Entwickelungen und Bethätigungen sich auseinander legen, und auch nur auf die eine, in der Bestimmtheit des eigenthüm-

lichen Wesens vorherbestimmte Weise sich auseinanderlegen können. So läßt es sich denn auch denken, daß, indem diese reale und festbestimmte Wesenheit des freien Subjects aufgenommen sein würde in die Gesammtberechnung des universellen Zusammenhangs der Dinge und ihrer Gesetzmäßigkeit, aus den freien Handlungen keine Störungen, sondern nur die zur Vollständigkeit des Ganzen jedesmal an der bestimmten Stelle erforderlichen Ergänzungen und Vermittelungen hervorgehen können. Wie ist aber dieses Alles von der strengsten deterministischen Lehre zu unterscheiden? Es ist dabei freilich sofort ausdrückliche Rücksicht genommen worden auf die zu erwartende Einrede: das freie Wesen würde nach dieser Darstellung nur seine Anlage, die es sich doch nicht selbst gegeben, verwirklichen, und es komme am Ende denn doch auf den Determinismus hinaus. Allein in der Erwiderung auf den ersten Theil des Einwurfes vermochten wir eben nur die Versicherung zu sehen, so sei es nicht: weil der freie Wille nur bestimmbares, nicht bereits bestimmtes, Wesen sei, und sich erst selbst wirklich bestimme, so sei er an keine Anlage gebunden — wobei denn, gegenüber dem so eben Angeführten und Beleuchteten, sich Etwas denken mag, wer kann! Und den andern Theil des Einwandes zu widerlegen, wird nun nicht unternommen, sondern blos darauf hingewiesen, wie die Lehre denn doch nicht deterministisch sei, da sie ja mit dem gemeinen Bewußtsein in so manchem Stücke in Uebereinstimmung stehe, wo der Determinismus sich gar nicht mit ihm vertragen könne, was bei der vortrefflichen Vielseitigkeit dieser speculativen Auffassung sehr leicht darzuthun war, weil dieselbe von der andern Seite eben so unverfälschter, gemeiner Indifferentismus ist, wie von der jetzt eine Zeitlang uns zugekehrten Seite wohlberechneter Determinismus.

Nicht weniger, als bei der creatürlichen Persönlichkeit auf ihr Zusammensein mit der objectiven Gesetzmäßigkeit der Dinge, muß eine sorgfältige Untersuchung dieser Sachen bei der göttlichen Persönlichkeit Rücksicht nehmen auf das Verhältniß des Endlichen zu dem Göttlichen. Die deterministische Auffassung

geht entweder von dem Begriffe des Göttlichen, als des schlechthin nothwendigen Wesens, aus, oder sie wird von der zuerst in abstracto und in der Sphäre des Endlichen erkannten Nothwendigkeit zur Annahme der göttlichen Nothwendigkeit fortgeleitet. In beiden Fällen ist ihr das Göttliche, wenn gleich als Persönlichkeit erkannt, die mit schlechthiniger Nothwendigkeit aus und in sich selbst seiende und damit auch alles Andere schlechthin bestimmende Macht, welcher gegenüber dem Endlichen keine wahre Selbstständigkeit zugeschrieben werden kann. Dagegen wollen die Theorieen, mit denen wir es zu thun haben, im Wesentlichen übereinstimmend mit dem gemeinen Bewußtsein, dem Endlichen eine gewisse Selbstständigkeit sogar gegen das Göttliche vindiciren. Das gemeine Bewußtsein, obschon es Gott Allmacht und Unendlichkeit zuschreibt, nimmt es nicht ernstlich mit diesen Prädicaten, kommt dabei denn freilich aus seinen gewöhnlichen Inconsequenzen nie heraus; hat aber auch eine Entschuldigung, wenn es sich in den Worten widerspricht, da es die Begriffe nicht so scharf ausprägt, daß sie in einen eigentlichen Widerspruch mit einander gerathen könnten. Die neuere Philosophie hingegen hat so sehr Ernst gemacht mit dem Begriffe des Unendlichen, daß sie nicht so leicht das Endliche selbstständig dem Absoluten gegenüber stellen kann. Die pantheisirenden Philosophen können das Endliche eben so sehr durch sich selbst entstehen, als durch Gott geschaffen werden lassen, da zu dem Einen und ganzen Sein das Moment der Besonderheit eben so wesentlich gehört, wie dasjenige der Allgemeinheit, es daher im gewissen Sinne als selbstständig-constitutiv für das Ganze angesehen werden mag. Nicht so leicht ist eine solche Selbstständigkeit des Endlichen mit der theistischen Auffassungsweise zu vereinigen. Dennoch wollen sie eine solche behaupten, und zwar, wie es einer vollständigen Abhandlung ziemt, sowohl was das erste Entstehen des Endlichen anbelangt, als was sein dauerndes Bestehen.

Sie sagen, bei absoluter Abhängigkeit von Gott wäre das Endliche nicht mehr Geschöpf, sondern gar nicht von Gott zu

unterscheiden. Allerdings ist diese Unterscheidung handgreiflicher, wenn das Endliche als auch gegen Gott selbstständig vorgestellt wird. Wenn dann nur nicht das Absolute ganz und gar abhanden kommt! Und wenn zu der wirklich unerlaßlichen Unterscheidung des Creatürlichen und Göttlichen eine eigentliche Selbstständigkeit des Freien nothwendig ist, wie halten sie denn die selbstlose und unfreie Creatur von dem Zusammensinken mit dem Göttlichen zurück?

Sobald man sich nicht von der unbedingten Abhängigkeit des Endlichen von dem Göttlichen überzeugen kann, so ist es ohne Zweifel das Angemessenste, schon die Entstehung des Endlichen nicht als eine einseitige That der Gottheit aufzufassen, wie im Weißeschen Systeme überhaupt in Ansehung alles endlichen Daseins geschieht, und bei Fischer wenigstens in Hinsicht der freien Wesen die Meinung wird sein müssen, wenn diese sich doch zur bestimmten Wesenheit selbst verwirklichen, durch keine erhaltene Anlage in ihren Entwickelungen bestimmt sein sollen. Um der deterministischen Ansicht zu entfliehen, wird irgend etwas dieser Art angenommen werden müssen. Allein, wie in manchen andern Dingen, könnten wir uns auch hier leichter zu der gemeinen Vorstellung bekennen, nach welcher Gott schlechthin ungeworden ist, alles Andere aber durch ihn geworden, Jegliches in seiner Bestimmtheit, obschon dann die Bestimmtheit des Freien keine reale, die Entwickelung prädeterminirende, sein soll. Eine Erschaffung zu einem bestimmten Dasein, durch dessen Bestimmtheit jedoch die fernere Entwickelung gar nicht bedingt wäre, ist freilich ein Ungedanke. Aber ist denn die Selbsterschaffung des doch nicht Ungewordenen ein ächter Gedanke? Ob man in Ansehung des Guten und Bösen durch diese Annahme viel gewinne, wollen wir später untersuchen. Zunächst beschäftigt uns die Denkbarkeit der Sache für sich.

Das Entstehen des Nichtgewesenen ist überhaupt schwer zu einer deutlichen Anschauung zu bringen. Doch sogar ein Entstehen aus dem Nichts, geschweige denn aus Anderem durch Anderes, wird man ungeachtet des alten Spruches, ex nihilo

nihil, blos dieſer Schwierigkeit wegen nicht ohne Weiteres verwerfen dürfen. Daß aber Etwas vor ſeinem Geworden- und Geweſenſein, alſo vor ſeinem bereits wirklichen Sein, ſelbſt ſchon gewirkt und ſo ſein Daſein hervorgebracht habe, wie ſoll man der Vernunft dieſe Vorſtellung zumuthen? Dies aber wird ihr zugemuthet, man gebe ſich ein Anſehen, wie man wolle, mit der Potentialität, die ſich in die Actualität erſt überſetze, ſei es, daß man ausdrücklich lehre, Gott ſei nur der Grund der Möglichkeit des daſeienden Endlichen, ſeine Wirklichkeit aber nehme dieſes ſich ſelbſt, oder daß man von einem durch Gott begründeten Sein des freien Weſens rede, dieſes aber die reale Weſenheit erſt durch ſeine eigne Selbſtbeſtimmung ſich geben laſſe. Gott causa sui zu nennen, iſt etwas ganz Anderes, als dieſes Selbſtnehmen der Exiſtenz und Weſensbeſtimmtheit des Endlichen. In Anſehung Gottes iſt bei dem Ausdrucke die Meinung, er ſei ungeworden, von Ewigkeit her ſchlechthin nur aus und durch ſich ſelbſt ſeiend. Sollte auch das Endliche causa sui ſein, ſo müßte es ebenfalls ungeworden von Ewigkeit her Gott gegenüber geſtanden haben. Dann aber wäre Gott nicht das unendliche, abſolute Weſen, ſondern bei dem Gegenüberſtehen dieſer nicht durch ihn gewordenen, von ihm unabhängigen Exiſtenzen wäre er ſelbſt nur ein endliches Weſen. Ja er wäre nicht einmal der Grund der Möglichkeit der endlichen Weſen, denn dieſe würden gleichurſprünglich ſein, wie er, und über ihm und dem Endlichen müßte ein Allgemeines, Allumfaſſendes, Begründendes und Zuſammenhaltendes angenommen werden, wie denn auch in einer andern, weiter unten zu beſprechenden Beziehung diejenigen, welche *in* Gott keine Nothwendigkeit zulaſſen wollen, dafür *über* ihm eine ſolche anzuerkennen gezwungen werden.

Und nicht anders, als in Hinſicht des erſten Entſtehens, verhält es ſich in Rückſicht des Fortbeſtehens der endlichen Dinge. Die von uns vertretene Anſicht kann dem Endlichen in ſeinem Verhältniſſe zu anderem Endlichen eine relative Selbſtſtändigkeit, dem zur Selbſtheit und Perſönlichkeit in ſich Ver-

tiefsten und Befestigten eine relative Freiheit zuschreiben, inwiefern es nicht durch das Endliche bestimmt wird, sondern, in seiner eignen Wesenheit stehend, dieser gemäß thätig ist und so die Andern bestimmt. Auch im Verhältnisse zu Gott kommt ihm ein, nach dem Maaße seiner Wesensgediegenheit und in sich concentrirten Bedeutsamkeit verschiedenes, relatives Fürsichsein zu, inwiefern es doch außer Gott ist; und außer Gott ist der determinirte Gegenstand nicht weniger, als der indeterminirte, wie einem bei jedem Klotze sollte deutlich werden, so daß wir auch, wie das Göttliche und Weltliche auseinander zu halten sei, hier nicht genauer zu erörtern brauchen. In diesem relativen Fürsichsein kann dasjenige Wesen, welches des Bewußtseins des Allgemeinen und der Zusammenstimmung seiner eignen Individualität mit dem Allgemeinen fähig ist, sein Wollen aufgehen lassen in das Gesetz des Allgemeinen oder in den Willen Gottes, und dann ist es in dem allerhöchsten Sinne frei, in welchem das Endliche frei werden kann. Allein deswegen ist das Fürsichsein des Endlichen keine Unabhängigkeit, wie die Gegner unsrer Auffassung annehmen, und wie sogar bei einer deterministischen Vorstellung angenommen werden könnte, wenn das Verhältniß des Endlichen zum Unendlichen nicht tiefer gefaßt würde. Jede wirkliche Selbstständigkeit des Endlichen gegen das Göttliche auch in dem Daseinsverlaufe des Erstern würde nicht weniger, als die so eben besprochene im Entstehungsmomente, das Letztere beschränken und zu einem Endlichen verkehren.

Eine eigne Wirksamkeit muß freilich dem einmal Seienden zugeschrieben werden; denn so wie es geworden ist, kommt ihm eine Wesensenergie zu, während im Entstehungsmomente, ehe es geworden, es auch keinerlei Energie hat und entwickelt, und insofern scheint es, man könne sagen, das endliche Wesen sei denn doch etwas selbstständiger gegen das Göttliche in seinem Bestehen, als in seinem Entstehen. Nichts desto weniger erkennt selbst die gemeine Ansicht, daß das Endliche, während seines ganzen Daseins, nie und nirgends auf sich selbst stehe,

so sehr, daß man ja die Wirkung Gottes zu seinem Fortbestande, oder die Erhaltung, eine fortdauernde Schöpfung nennt. Dieses außer Gott Sein des doch nur durch Gott Seienden ist schwer in eine anschauliche Vorstellung zu fassen; allein die Schwierigkeit liegt eben so sehr auf der gewöhnlichen Ansicht, als auf der unsrigen, und man entrinnt ihr nur durch die gleich falschen Vorstellungen, einerseits eines Aufgehens alles Endlichen in dem Wesen Gottes, andrerseits einer Selbstständigkeit des Endlichen, bei welcher Gott nicht das Absolute sein könnte.

Auch jene scharfsinnige Abhandlung, auf welche wir, der Sache wegen, eine so häufige Rücksicht nehmen müssen, will keine Beschränkung der göttlichen Thätigkeit durch die menschliche lehren; vielmehr wird ausdrücklich gesagt, die göttliche Thätigkeit sei als Wirksamkeit des absoluten Urgeistes eine unendliche. Statt der unzulaßlichen Beschränkung wird aber eine Verkehrung der göttlichen Wirksamkeit durch die egoistische Thätigkeit des Menschen angenommen. In gewissem Sinne kann, ja muß, auch unsere Ansicht diesen Ausdruck aufnehmen. Das Böse, inwiefern es böse ist, ist nicht dem absolutguten Willen Gottes entsprechend, sondern es findet eine Verkehrung des Guten dabei Statt. Doch ist dasjenige, was wir zugeben könnten, nie eine solche Verkehrung der göttlichen Wirksamkeit, daß diese, als solche, in ihrer Ganzheit sich nich in ihrer ursprünglichen Richtung erhielte. Wie dies gemeint sei, können wir an der gegenwärtigen Stelle, um nicht der eignen Rede vorzugreifen, zu erörtern nicht unternehmen, und werden es überhaupt in einem Aufsatze, der doch nicht gar zu ausgedehnt werden darf, nicht auf eine Weise sagen können, daß es denjenigen, die mit diesen Dingen und Verhandlungen nicht schon bekannt sind, klar werden könnte. Das hingegen muß wohl Jedem, so wie es ausgesprochen ist, einleuchten, daß eine wirkliche Verkehrung der göttlichen Wirksamkeit, in Folge welcher diese von ihrem Ziele und wahren Wege abgelenkt würde, so daß geschehe, was der göttliche Wille nicht wollte,

dasjenige aber, was er bezweckte, nicht geschähe; — es muß einleuchten, daß eine solche Verkehrung nichts Geringeres wäre, als eine Beschränkung. Oder wie wird eine Wirksamkeit beschränkt, wenn nicht dadurch, daß ihre angestrebte Wirkung zurückgehalten und ein Anderes an ihre Stelle gesetzt wird?

Soll also keine Beschränkung der göttlichen Wirksamkeit angenommen werden, so wird eben nichts Anderes übrig bleiben, als daß man anerkenne, nie und nirgends werde dieselbe dem ganzen und vollständigen Willen Gottes zuwider gewendet, nie eigentlich verkehrt; diese Macht wohne keinem Endlichen ein: im Verhältnisse zu dem allmächtigen Willen Gottes sei das Endliche in jedem Momente seines Daseins nicht weniger, als in seinem ersten Entstehen, schlechthin abhängig.

Während diese neue Freiheitstheorie, welche die Einseitigkeit und Unwahrheit, sowohl des Indifferentismus, als des Determinismus, in einer höhern Auffassung zu berichtigen versprach, in Hinsicht auf die Stellung des Einzelwesens zu der objectiven Gesetzmäßigkeit des Endlichen, das deterministische Moment fast einseitig hervortreten ließ, widerfährt es ihr in Rücksicht auf sein Verhältniß zu Gott, daß wiederum dasjenige des Indifferentismus sich mehr aufthut. Doch darf sie, so wenig als das gemeine Bewußtsein, dieses letztere so recht gewähren lassen, hat aber auch auf dieser Seite sicherlich keinen realen Inhalt gewonnen, der von demjenigen des gemeinen Bewußtseins wahrhaft verschieden wäre — eine Selbstständigkeit des Endlichen gegen das Göttliche, wodurch dieses zu einem Endlichen herabgesetzt würde, dann aber, da sie dies doch auch nicht möchte, sofort wieder eine Beschränkung dieser Selbstständigkeit, die sich nur in der Weise unserer Ansicht consequent denken läßt.

Die nachdrucksamsten Einwendungen werden jeder Zeit vom moralischen Standpunkte aus gegen die deterministische Ansicht gemacht werden, wie denn auch in den letzten, diese Sache behandelnden, Schriften die von dieser Seite erhobenen

Einreden ohne Zweifel die bedeutendsten sind. Und weil die ganze Frage einerseits die Freiheit des Schöpfers, andrerseits die des Geschöpfes betrifft, so protestirt man auch vom Gesichtspunkte des Guten und Bösen aus eben so entschieden gegen die deterministische Auffassung des göttlichen, als gegen die des menschlichen Handelns. Wie bei unsrer ersten Abhandlung über diesen Gegenstand, ist es noch gegenwärtig unsre Meinung: wenn sich das richtig verstandene und mit sich selbst verständigte sittliche Bewußtsein nicht mit der deterministischen Auffassung aussöhnen lasse, so dürfe dieselbe nicht festgehalten, sondern, wofern keine haltbare andere Lehre sollte aufgestellt werden können, solle lieber in der Vorstellungsweise des gemeinen Bewußtseins zu acquiesciren gesucht werden. Auch von dieser Seite wollen wir übrigens nicht unsre frühere Darstellung noch einmal ausführlich wiederholen, noch gegen jede dawider lautgewordene Einwendung ängstlich streiten. Nur der Stand der Frage, unabhängig von den Verhandelnden, soll uns beschäftigen.

In Ansehung des Guten und Bösen im menschlichen Wesen hat man es an der hier vertretenen Ansicht mehrfach gerügt, daß, abstrahirend von den qualitativen Bestimmtheiten, auf die es hier ankomme, der Gegensatz des Guten und Bösen auf einen bloß graduellen Unterschied reducirt, das Gute, als die höhere, geistige Kraft im menschlichen Wesen aufgefaßt, das Böse dagegen aus der niedrigern oder der sinnlichen Kraft abgeleitet, aus der Unzulänglichkeit und relativen Schwäche des geistigen Princips erklärt, wohl gar als bloßer Mangel des Guten dargestellt werde, nach welcher Vorstellungsweise der Mensch, von diesen zwei entgegengesetzten Kräften bewegt, als passive Einheit derselben sich willenlos durch die überwiegenden Beweggründe bestimmen lasse.

Schon haben wir bemerkt, daß keineswegs das Ich als bloß passive Einheit entgegengesetzter Kräfte oder disparater Elemente von uns vorgestellt werden soll. Das nach einer solchen Auffassung zwischen den Elementen, deren Wechselwirkung das Wesen und Leben der Seele ausmachen würde, Inneliegende,

würde etwas noch Geringeres sein, als eine passive Einheit dieser Elemente, nämlich, es würde gar Nichts sein, als der ideelle Punkt, wo die Elemente in der Bildung des bestimmten Individuums zusammen träfen. Wäre unsre Meinung so beschaffen, so hätte sich wahrscheinlich hiermit ihre Ungereimtheit gar sichtbar herausgestellt, und es würde uns sehr wenig nützen, wenn wir uns auf den, übrigens hier nicht gründlicher zu würdigenden, Ausspruch Herbarts berufen wollten: „daß das Ich nichts Anderes ist und sein kann, als ein Mittelpunkt wechselnder Vorstellungen."

Nach unsrer Meinung soll keineswegs diese Leerheit eines ideellen Punktes als das Ich, als das Subject, vorgestellt werden. Das Ich ist uns unter allen endlichen Wesen das allerrealste, zur festesten Gediegenheit in sich vertiefte. Und als höchst reales, einen ausgezeichneten Reichthum von unterschiedlichen Momenten enthaltendes Wesen ist es positive, active Einheit, aber nicht abstracte, sondern Einheit verschiedener, es wesentlich constituirender Elemente oder Momente. Wie sie vom unmittelbaren Bewußtsein gewußt, nach ihrer Selbigkeit in den verschiedensten Lebenszuständen, welche das Bewußtsein umfaßt, als Selbst gewußt, und nach ihrer innersten, bei dem Wechsel der vielen Bestimmungen einheitlich beharrenden Mitte dieses Selbst's Ich genannt wird, ist nun einmal die Seele nichts schlechthin Einfaches, sondern das nämliche Selbst und Ich schließt in sich die mannigfaltigsten höhern und niedern Lebensmomente des ganzen daseienden Menschen, von denen die eine Hauptklasse mit dem Namen der Sinnlichkeit bezeichnet zu werden pflegt, die andere mit dem der Vernunft. Es wäre eine leichtere Vorstellung, wenn wir, wie verschiedentlich versucht worden ist, das Einheitliche dieses Mannigfaltigen, als in seiner einfachen Einheit für sich Seiendes und das Mannigfaltige Zusammenhaltendes, von diesem Letzteren ausscheiden könnten. Allein so würden wir die Wahrheit der Sache nicht ergreifen. Die Seele ist eben die Einheit dieses Einen und Vielen.

Doch ist das Seelenwesen auch nicht vorzustellen als äußerliche Zusammensetzung, entstanden durch das Zusammentreffen der verschiedenen, selbstständig von außen kommenden Elemente, sondern es ist wahrhafte innerliche, obschon äußerst concrete Einheit. Das Mannigfaltige ist von einer innerlichen Kraft zusammengehalten und beherrscht, das ganze seelische und leibliche Dasein von dieser weit mehr gebildet, als daß man etwa meinen dürfte, die Lebenseinheit bilde sich aus dem Zusammenstoß ihrer Elemente. Bei der niedrigsten individuellen Lebenserscheinung auf dem Gebiete des Organischen würde das innerliche Wesen, die Seele, nicht als etwas Geringeres vorgestellt werden dürfen, um wie viel weniger bei der höchsten Weise des uns bekannten Lebendigen. Aber diese einheitliche substanzielle Macht, die keineswegs über der Vielheit der accidentellen Momente zu übersehen ist, darf man hier eben so wenig, als sonst, zu einem eignen Fürsichsein von den accidentellen Bestimmungen des ganzen realen Seelenlebens aussondern wollen. Wo von Substanziellem und Accidentellem die Rede ist, sagt ja Niemand mehr, daß die Substanz für sich dastehe (das Wirthshaus mit den leeren Gemächern, nach Herbart), und daß die als flatternde Schatten sich herum treibenden Accidenzen auf einige Zeit einziehen in diese Leerheit, um, sie dann wiederum verlassend, andern Raum zu geben. Vielmehr ist es allgemeine Einsicht geworden, nur in der Totalität der Accidenzen habe die Substanz, als die allgemeine Macht derselben, ihre Realität und Wahrheit.

Wie das eine bestimmte Seele constituirende Wesen sich individuirt, wie das einheitliche Wesen der Substanz sich in die bestimmte Vielheit von Accidenzen zerlegt habe, oder wie die verschiedenen realen Elemente als Accidenzen eines bestimmten Substanziellen zusammengebracht worden, dies können wir dahingestellt lassen, ohne daß die hier angedeutete allgemeinste Auffassung der Seele bestritten werden könnte. Das Wesen einer jeglichen Seele besteht in der Gesammtheit ihrer Bestimmtheiten oder Momente. Gesetzt, der ganze Reichthum von

Momenten sei beherrscht von einer einheitlichen Macht, so wird doch Niemand sagen wollen, daß das, im Unterschiede von den einzelnen Momenten, Substanz zu Nennende nicht ein anderes sein würde, wenn die constitutiven Momente des Inhalts andere wären, da sie ja doch nur als die Macht dieser bestimmten Accidenzen diese bestimmte Substanz ist.

Die Bestimmtheit der einzelnen Momente des Seelenwesens nach Maaß und Qualität eines jeden, und die Weise ihres Zusammenseins in der individuellen Lebenseinheit, dies macht das eigenthümliche Wesen des ganzen Individuums aus. Und wie sehr die einzelnen Elemente bestimmt werden durch die übrigen, und beherrscht von der Macht des Ganzen, so ist doch offenbar, daß in dem Lebensprozesse einer Seele sie, jedes nach seiner Energie und Bestimmtheit, so lange es für jedes ein wirkliches Bestehen und eine reale Nachwirkung gibt, sich werden geltend machen, sowohl im Verhältnisse zu den äußern Einwirkungen, als im Innern der Seele gegen einander. Aus dieser innerlichen Constitution und den von außen kommenden Einwirkungen würden alle und jede Lebenserscheinungen in dem Dasein einer jeglichen Seele erklärt werden können, wenn man sie vollständig erkannt hätte, sowohl jedes Moment an und für sich selbst, als ihr allseitiges Verhältniß zu einander und zu dem Aeußern.

Was wir hier constitutive Elemente des concreten Seelenwesens nennen, sind uns aber nicht, wie man die Herbartsche Seelenlehre beinahe auffassen sollte, bloße Vorstellungen und Vorstellungsgruppen. Leicht könnten wir uns zwar zur Darstellung unserer Meinung des Ausdruckes der Selbsterhaltungen und Störungen bedienen; und nicht nur die Seele, als Einheit in ihrem Verhältnisse zu dem Aeußern, wird jetzt Störungen erleiden, jetzt sich dagegen erhalten, sondern eben dasselbe wird Statt finden mit jedem, als ein eigenthümliches zu unterscheidenden, Momente des ganzen Seelenwesens, sowohl im innern Lebensprozesse selbst, als im Verhältnisse zu dem Aeußern, wovon es berührt wird. Allein Vorstellungen bloß für sich sind keine

realen Mächte des Seelenlebens. Näher steht unsere Auffassung den Ansichten Beneke's. Jeder realiter in der Seele vorhandenen Vorstellung (das Wort im weitern Sinne genommen, umfassend alle in's Bewußtsein getretene, also irgendwie gewußte und vorgestellte Momente des Seelenlebens) liegt nothwendig eine reale Kraft der Seele zu Grunde, oder doch eine Bestimmtheit oder Erregung der Seelenkraft; denn allerdings sind die Seelenvermögen nicht eine atomistische, wie in einen Sack zusammengeworfene, Menge. Solche Krafterregungen denken wir als die realen Elemente des psychischen Prozesses.

Je nach der im Momente ihrer ursprünglichen Individuation ihr mitgegebenen allseitigen Bestimmtheit und jedesmaligen Energie, und zugleich nach den in ihrem jeweiligen Verhältnisse zu den andern Wesen des ganzen creatürlichen Zusammenhangs auf sie einwirkenden Bestimmungen, wird demnach das wirkliche Wesen und Leben einer jeden Seele sich gestalten; doch so, daß die ursprüngliche Ausstattung für ihr ganzes Dasein wohl das Wichtigste, sie schon im Zustande der tiefsten Unentwickelung keineswegs als tabula rasa anzusehen ist.

In diesem Sinne nun würde der ganze Lebensprozeß der Seele zu begreifen sein in der Weise, welche noch immer wohl am richtigsten angedeutet ist in Spinoza's Buch von den Affecten. Je nachdem ein Beweggrund oder ein System von bewegenden Kraftelementen in der Seele überwiegt, wird in jedem Augenblicke ein Willenszustand vorhanden sein, jedesmal eine Willensentscheidung erfolgen. Und dieser Hergang ist nicht so vorzustellen, als würde die Seele passivisch bewegt von fremden Impulsen, aber ebensowenig so, als ob der Wille eine von dieser ganzen realen Lebendigkeit des Seelenwesens verschiedene Macht wäre, und, über dem Conflicte der bewegenden Lebensmächte so zu sagen unberührt schwebend, aus dem Leeren heraus jedesmal entschiede; wobei nicht nur der Wille selbst sich in gänzliche Wesenlosigkeit auflösen, sondern auch alle reale Bedeutung der, wie man etwa sagt, ihn sollicitirenden Mächte dahinfallen würde. Und nur dies Letztere bleibt auch nach

jener neueſten Theorie übrig, da ſie doch gegen die Anſicht der determinirten Entwickelung nichts aufführt, als: der Wille werde nicht durch Motive beſtimmt, ſondern, als an ſich blos noch beſtimmbare Selbſtmacht, beſtimme er ſich ſelbſt. Wenn die Darſtellung, auf welche wir uns hier beziehen, ihres ſpeculativen Coſtüms entkleidet wird, ſo ſteht von dieſer Seite durchaus nichts Anderes vor uns, als die trivialſte Vorſtellung des gemeinen indifferentiſtiſchen Bewußtſeins, nach welcher der Kern der Seele nur eine leere Weſenloſigkeit ſein würde, die jeweilige Thätigkeit ganz zufällig erfolgen müßte, und unmöglich, wie doch zugleich gelehrt wird, mit der realen Geſetzmäßigkeit der Dinge zuſammen berechnet ſein könnte.

Das Richtige iſt, daß in dieſem Prozeſſe der conſtitutiven Seelenelemente der Wille ſich ſelbſt, nach der in jedem Willensacte ſich auslegenden Beſtimmtheit, erzeugt. Nicht läßt ſich der Wille jeweilen durch die Impulſe hin und her bewegen, ſondern je nach dem Gange der innern Lebensbewegung des wollenden Weſens entſteht die beſtimmte Volition. Daß mit dem hier Ausgeſprochenen und Angedeuteten die Natur des pſychiſchen Lebensprozeſſes durchaus genügend erklärt ſei, behaupten wir keineswegs. Ueberall jedoch, wo von Seele die Rede iſt, auch auf dem Gebiete des vegetativ und des animaliſch Organiſchen, wird in dem angedeuteten Sinne mit dem Worte eine die reichhaltige Mannigfaltigkeit eines nie ruhenden Lebensprozeſſes beherrſchende, aber eben ſo ſehr in dieſem beſtehende, einheitliche Macht bezeichnet. Die, welche dieſe allgemeinſte Auffaſſung nicht anerkennen wollen, ſollten billig in beſtimmten und ausführlichen Sätzen eine richtigere aufſtellen.

Nun erkennen Alle einerſeits ſinnliche, andrerſeits geiſtige oder vernünftige Elemente in dem concreten Weſen der Seele an, und zwar von beiden eine reiche Mannigfaltigkeit. Damit wird denn freilich die Seele als Einheit der ſchroffſten Gegenſätze angeſehen; denn einen entſchiedenern Gegenſatz, als den von Natur und Geiſt, gibt es nicht in der ganzen Region des Endlichen. Allein dieſes Entgegengeſetzte iſt nun einmal im

Wesen des Menschen zur Einheit verbunden, und constituirt in seiner eigenthümlichen Vereinigung das Eigenthümliche dieses Wesens. Und das Gute und Böse wissen wir nicht anders zu erklären, als so, daß wir sagen: das Gute sei die reine, lautere Energie der Vernunft, das Böse zwar nicht die Wirksamkeit der natürlichen Agentien, als solcher, welche an sich, wie in den unvernünftigen Wesen, genugsam zu Tage liegt, weder gut, noch böse sind, wohl aber die Zurückdrängung des Vernünftigen, wo nach der allgemeinen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Wesens eine Vernunftentwicklung gefordert werden muß, und die positive Verkehrung des Vernünftigen, in Folge welcher dieses, anstatt das über das Sinnliche Herrschende zu sein, zum Dienenden wird. Aus dieser Andeutung ergibt sich für die mit diesen Sachen überhaupt, wenn auch nicht mit unsern frühern Darstellungen, Vertrauten leicht, daß wir das Böse nicht nur als ein Negatives auffassen. Uebrigens verlohnt es sich meistens nicht, über den Unterschied des Positiven und Negativen großen Streit zu erheben, da im Negativen überall auch schon ein Positives ist.

Diese Auffassung, nach welcher die Vernunft, als solche, nicht das Böse thut, ist keineswegs nur ein Einfall bloß von uns. Aus der Geschichte der Philosophie ließen sich manche Autoritäten dafür anführen, obschon nicht gerade für die von uns entwickelte Gestalt derselben, wenn es uns darum zu thun wäre, auf jede Weise die frühern Darstellungen zu verfechten und plausibel zu machen. Nur auf den in der christlichen Lehre so durchgreifenden Gegensatz von Fleisch und Geist wollen wir indessen aufmerksam machen; denn obgleich, was ein Einzelner sagt, ganz natürlicher Weise weniger Gewicht hat, als vielfach wiederkehrende Aussagen der gemeinsamen Bildung, so ist es doch eben so edel, nicht zu begehren, daß eine eigne Behauptung gelte, wenn sie sich nicht durch sich selbst Geltung zu verschaffen vermag, und wir wünschen um so weniger etwas Anderes, da wir die Verhandlung nur führen vor Unbefangenen und Urtheilsfähigen, und für solche.

Daß der Wille sich bei der bösen Handlung als derselbige wisse, wie bei der guten, ist kein Einwand von irgend einer Bedeutung gegen unsre Auffassung. Auch nach dieser kann und soll er sich als derselbige wissen. Als menschlicher Wille schließt er jeder Zeit, sowohl sinnliche, als vernünftige Elemente in sich, und der Unterschied, daß er jetzt überwiegend sinnlicher, jetzt überwiegend vernünftiger Wille ist, hebt seine wesentliche Identität in beiden Zuständen nicht auf. Erst dann würde diese ganz aufgehoben sein, wenn er das eine Mal ganz nur sinnlich, das andere rein vernünftig geworden wäre. Auch daß das Böse oft in sehr intellectueller, das Gute in sehr wenig intellectueller Form auftritt, kann uns nicht irre machen an unsrer Grundauffassung, da auch, abgesehen von dieser Frage, die höhern und niedern Elemente des Seelenwesens gar mannigfach und oft wunderbar ineinander über und herüber fließen. Fälschlich hat man dann auch gemeint, nach unsrer Ansicht müßte man sich bei jener Sokratischen Frage dafür entscheiden, daß der Mensch nur unwissend das Böse thue. Auch nach den sehr ungenügenden obigen Andeutungen sollte es leicht ersichtlich sein, daß bei der Mannigfaltigkeit der in's Bewußtsein eingreifenden Lebenselemente ein Wissen um das Gute zu Stande kommen kann, während doch die Potenz des Guten noch zu schwach ist, um den Willen zu einem wahrhaft guten zu machen und so zur That des Guten fortzuführen, wobei denn nicht selten gerade die widerwärtigsten Gestalten des Bösen hervortreten werden. Und daß die Selbstsucht, auf welche doch auch unser Gegner das Böse zurückführt, auf dem nichtvernünftigen Elemente beruhe, würde sich allerwärts nachweisen lassen.

Nichts desto weniger verhehlen wir uns keineswegs, daß auch von dieser Sache eine genügendere Erklärung wünschenswerth wäre, und wir werden die unsrige willig aufgeben, sobald wir bei irgend Einem eine bessere gefunden haben. Namentlich ist es mehr oder weniger anstoßend, daß man, nach unsrer Ansicht, leicht dazu fortgeleitet werden könnte, das Vernunftwesen als von außen her in das Sinnenwesen hereingekommen,

daher denn in dieser ihm fremdartigen Umhüllung gehemmt und gedrückt, anzusehen; während doch auf diese Weise, obschon die Meinung kein unerhörter Einfall wäre, die Einheit des ganzen menschlichen Seins in eine Zweiheit aufgelöst zu werden scheint, und es bis auf Weiteres für uns dahingestellt bleibt, ob nicht das Vernunftleben in seiner zeitlichen Erscheinung sich aus dem sinnlichen gewissermaaßen erzeuge. Doch würde auch die letztere Annahme mit unsrer allgemeinsten Auffassung nicht schlechthin unverträglich sein. Auch auf andern Lebensgebieten erhebt sich das Höhere, allmählig sich erzeugend, aus dem Niedern empor, von diesem oft gehemmt, in der glücklichen Entwicklung aber es überwindend, und endlich, als schlechte, zersprengte Schale, es abwerfend.

Diejenigen, welche das Böse in allen seinen Gestalten aus der Thätigkeit der Vernunft ableiten, sollten jedenfalls, wenn sie doch die allein wahrhaft Wissenschaftlichen sein wollen, zeigen, wie aus der Vernunft, die doch wohl auch nach ihnen in ihrer Reinheit gut ist, das Böse hervorgehen könne; denn die Hinterthüre der indifferentistischen Freiheit haben sie sich selbst verschlossen. Oder, wenn sie die Vernunft nicht essentialiter gut sein lassen, sondern nur, inwiefern sie sich dem Gesetze des Guten gemäß bestimme, so wäre es an ihnen, zu zeigen, worin denn dieses Gesetz seine Realität habe, wenn nicht gerade in dem Wesen der Vernunft selbst; was das Gute realiter sei — aber nicht bloß durch leere Worte, wie, es sei die Idee ꝛc. — ferner, wie die Seele zu seiner Erkenntniß komme, zur Billigung des Guten, zur Lust an demselben, zur That u. s. f. Sobald sie wirklich haltbare Lösungen dieser, und überhaupt der ethischen, Probleme werden gegeben haben, wollen wir unsre Auffassung aufgeben. So lange aber nichts gegen uns aufgeführt wird, als nur in andern Worten immer die triviale Meinung, vermöge seiner indifferentistischen Freiheit bestimme sich der vernünftige Wille zu dem, seinem realen Wesen nach durchaus nicht erklärten, Guten oder Bösen, bleiben wir, nicht nur, weil wir müssen, oder weil die Gegner selbst

uns die gemeine Freiheitsvorstellung nicht mehr übrig lassen, sondern weil wir dabei wirklich befriedigter sind, bei unserer Auffassung, bei welcher wir auch die einzelnen Thatsachen des sittlichen Bewußtseins, wenn gleich nicht durchaus genügend, doch gewiß besser erklären können, als von den Andern bis dahin geschehen ist, und nach der uns einzig entgegenstehenden, überhaupt alle Möglichkeit des Erkennens aufhebenden indifferentistischen Ansicht irgend geschehen kann. Dies nachzuweisen dürfen wir freilich, bei der Beschränktheit des hier in Anspruch zu nehmenden Raumes, hier nicht versuchen, obschon in unsrer frühern Abhandlung nur noch einige Andeutungen und Proben, nicht vollständige Ausführungen, gegeben sind. Es würde recht genügend nur geschehen können in einer Ethik, die als solche eine Physik wäre, obschon mit nicht geringerer Unterscheidung des Geistigen und des Materiellen, als selbst bei den orthodoxesten Theologen oft gefunden wird.

Die hier in flüchtigem Umrisse angedeutete Auffassung des Guten und Bösen in seiner zeitlichen Erscheinung halten wir noch gegenwärtig für die einzig richtige. Uebrigens ist dies nicht die Seite, von welcher sich unsre Ansicht am Anstoßendsten darstellt. Weit härter ist sie in der Art und Weise, wie sie das Böse einerseits auf Gott zurückbezieht, andrerseits als in dem Totalzusammenhange des Guten befaßt denkt.

Schlechthinige Nothwendigkeit des Guten ist nur die innerlichste Bestimmtheit des göttlichen Wesens. Diese Annahme brauchen wir wohl nicht weitläufig zu rechtfertigen, obschon man auf sehr speculativem Standpunkte mit dem durchgängigen Anderskönnen des göttlichen Willens eine Möglichkeit auch des Bösen für Gott gelehrt, und nur in der Ueberwindung und Aufhebung dieser Möglichkeit seine Vollkommenheit erkannt hat, ganz ähnlich, wie das gewöhnliche Bewußtsein bei dem creatürlichen Willen einen Werth und ein Verdienst nur anerkennt, wenn es bei der löblichen That die Möglichkeit ihres Gegentheils voraussetzen kann. Diese Möglichkeit bei Gott soll doch keine actuale sein. Und ziemlich allgemein nehmen sie auch

noch jetzt bei der ausdrücklichsten Verwerfung der metaphysischen Nothwendigkeit bei Gott eine moralische an.

Nach unsrer Grundanschauung des Göttlichen, welche wir in Hinsicht auf das Gute noch etwas genauer aussprechen müssen, ist dasselbe der schlechthin ungeworden durch und aus sich selbst seiende, eben so sehr, weil er sich will, existirende, als nach der Bestimmtheit seines Seins sich wollende, also in Allem, was er ist und thut, nicht weniger sich selbst bestimmende, als in sich bestimmtseiende Urgeist, und dieser ist an und in sich selbst, nach seiner realen Wesenheit, nicht etwa bloß der Idee des Guten gemäß, sondern in seinem Sein, und durch dasselbe, das absolute Gesetz und Wesen des Guten, die Idee des Guten also nur der Gedanke dieses in ihm seienden und demgemäß in der Creatürlichkeit gesetzten vollständigen Guten.

Allein wenn Gott, wie denn dies am Allerentschiedensten behauptet werden muß, das wahrhaft Absolute ist, und in seiner absoluten Allbestimmung und Allwirksamkeit nur die Nothwendigkeit seines ewigen Wesens zeitlich auseinanderlegt; so muß unvermeidlich auch das Böse einerseits auf eine göttliche Verordnung und Verursachung zurückgeführt, andrerseits als Moment in die Vollkommenheit des göttlichen Weltwirkens aufgenommen werden. Diese äußerste Härte unsrer Ansicht ist uns keineswegs unbekannt, und wir haben uns auch in die letztere nicht ergeben, ohne seiner Zeit das entschiedenste Widerstreben dagegen empfunden zu haben, weil wir das Gute nicht dabei festzuhalten wußten, obgleich wir sehr gut bemerkt hatten, wie gerade die sittlich ausgezeichnetsten Männer Ansichten huldigten, mit welchen diese Consequenz unabweisbar verknüpft zu sein schien. Und immerfort bleibt dies eine äußerst abstoßende Wendung unsrer Lehre. Desto unverhüllter soll sie hervorgekehrt werden.

Sehr angemessen hat Hr. Prof. Weiße dieser Auffassungsweise entgegengehalten: „Es soll ja die Nothwendigkeit der göttlichen Natur das Gute sein. Wie nun, fragen wir, verträgt sich mit dieser Bestimmung, das Gute zu sein, jene

zweite Bestimmung, das Böse schaffen zu müssen?" Und ferner: „Wenn die Anordnung des Bösen durch Gott die conditio sine qua non des Guten ist, so gibt es eine Nothwendigkeit des Bösen, die mächtiger ist, als Gott, so ist Gott nicht Gott. Allein nicht das Böse, sondern die Möglichkeit des Bösen ist die unumgängliche Bedingung der Wirklichkeit des Guten. In der Selbstbestimmung der Creatur, in welcher diese sich ihre Existenz und ihre charakteristische Wesensbestimmtheit selbst gibt, liegt eine Möglichkeit des Bösen, die Gott selbst nicht beseitigen kann." Hiermit würde, obschon wir uns nicht erinnern, daß er sich eben so ausgesprochen hätte, auch Hr. Prof. Fischer bei seiner Freiheitstheorie in allem Wesentlichen zusammenstimmen.

Wir wollen uns nicht beklagen, daß uns eine falsche Consequenz aufgebürdet werde, wenn uns vorgehalten wird, nach unserer Lehre gebe es eine Nothwendigkeit des Bösen, als conditio sine qua non des Guten. Und wenn wir sagen wollten, diese Nothwendigkeit sei deswegen nicht mächtiger, als Gott, weil sie eine Wesensbestimmtheit sei in Gott, so würde sich damit nur greller die Richtigkeit des andern Vorwurfs herausgestellt haben, nach dieser Lehre wäre Gott nicht Gott. Aber, fragen nun auch wir, eine Nothwendigkeit, das Böse möglich werden zu lassen, erkennet doch auch ihr an? Habt ihr also damit nicht eben so sehr, als die von euch bekämpfte Ansicht, eine Nothwendigkeit, die stärker ist, als Gott? Freilich „werfet" ihr ausdrücklich diese Nothwendigkeit aus Gott „hinaus," lasset die Creatur ihre Existenz und Wesensbestimmtheit sich selbst nehmen, und haltet, vermittelst dieser Wendung, allerdings das Böse anscheinend besser von Gott fern; allein was gewinnt ihr damit, als daß ihr nun über der Gottheit und aller Creatur eine unbestimmte, allbeherrschende Nothwendigkeit statuirt, aber eine solche, die denn doch gefällig genug ist, dem Zufalle und der Willkühr überall Raum zu geben!

Zunächst mag es freilich erträglicher scheinen, eine Nothwendigkeit der Möglichkeit des Bösen über Gott anzunehmen,

als, wie sich unsere Auffassung gestalten will, eine Nothwendigkeit des Bösen *in* Gott. Damit wir die erste Bestimmung des göttlichen Wesens, welche die allergewisseste ist, daß Gott das Absolute sei, festhalten, und mit der Nothwendigkeit auch des Bösen nicht nur *für* ihn, sondern gewissermaßen *in* ihm, vereinigen können, werden wir uns zu einer Auffassung des Bösen genöthigt sehen, nach welcher dieses, so wie es bei Gott eine Nothwendigkeit desselben gibt, und wie es vor Gott ist und in der Ganzheit seines Werkes, nicht eigentlich böse heißen kann, sondern als aufgehobenes Moment des in der Weise des Endlichen sich entwickelnden Guten sich darstellt. Diese Lehre läßt freilich dem Bösen eine beinahe zu geringe Bedeutung übrig. Aber daß Gott das Gute sei, daß er Gott sei, können wir mit allem Ernste sagen. Hingegen die andere Lehre, wie darf sie dies Nämliche behaupten? Nicht nur steht ihr Gott unter einer, wie wir sie werden verstehen müssen, nicht in ihm begründeten Nothwendigkeit zu einer unbestimmten Möglichkeit des Bösen, und wird dadurch, so wie durch die zufälligen, aber gegen ihn nichts desto weniger eine selbstständige Macht bildenden, Handlungen der Menschen offenbar zu einem Endlichen, sondern bei dieser ausdrücklich gelehrten Unmöglichkeit, das ungetrübte Gute hervorzubringen, welches er nach unserer Ansicht auf's Vollkommenste bewirkt, ist er selbst, wie überhaupt nicht das Absolute, so denn namentlich nicht das absolut Gute. In anderer Weise, als mit einigem Scheine uns Schuld gegeben werden kann, aber wahrlich nicht weniger ernstlich, läuft diese Lehre Gefahr, sich in's beinahe Blasphemische zu verirren.

Zur gehörigen Rechtfertigung unserer Ansicht, die, weil sie nun einmal ohne Gott weder eine Welt überhaupt, noch diese bestimmte Welt mit dem an jedem Orte heraustretenden bestimmten Bösen, zu denken vermag, und dabei Ernst machen muß mit der Absolutheit Gottes, unverstellt auch das Böse in einem gewissen Sinne auf göttliche Verursachung zurückführt, — zur genügenden Rechtfertigung dieser Lehre sollte nun

allerdings gezeigt werden, wie das Böse denn doch nicht auf dieselbige Weise, wie das Gute, als durch Gott geordnet, aufgefaßt wird, wie ihm, obgleich wir es nur als ein in der Ganzheit des göttlichen Werks ewig Aufgehobenes und in der zeitlichen Auseinanderlegung des letztern immer Aufgehobenwerdendes anerkennen, dennoch in seiner jedesmaligen zeitlichen Erscheinung eine positive Realität zukommt, eine weit bedeutendere, wichtigere, als jeder andern Daseinshemmung, unter welche allgemeine Kategorie es in gewissem Sinne freilich zu befassen ist. Allein hier dürfen wir es nicht unternehmen, diese nicht ohne Weitläufigkeit mögliche Nachweisung zu geben. Wir haben uns mit aller uns zur Zeit möglichen Bestimmtheit darüber ausgesprochen in der oben erwähnten Arbeit über die natürliche Religionslehre, von der wir wohl annehmen dürfen, daß sie von denjenigen mehr oder weniger werde beachtet werden, die von dem gegenwärtigen Aufsatze Kenntniß nehmen mögen.

Ganz befriedigend wollen wir unsere Auffassung von dieser Seite selbst nicht nennen. Das sittliche Bewußtsein möchte gern die Bedeutung des Bösen stärker hervorgehoben sehen. Uns hat man das Zeugniß gegeben, daß wir eine ernste religiöse und sittliche Gesinnung bei unserer Ansicht festzuhalten wissen, nur hat man dies eine Inconsequenz genannt. Und es wäre allerdings nicht das erste Mal, daß in der Form der Inconsequenz nicht das Unachtbarste in menschlichen Reden aufgetreten wäre. Wir haben uns indessen nicht überzeugen können, daß wir nur durch Inconsequenz diese Gesinnung bewahren, sonst hätten wir gewiß, in das freilich unerfreuliche Nichtwissen uns resignirend, die ganze Theorie aufgegeben. Leugnen jedoch dürfen wir nicht, daß man bei dieser Ansicht leicht dahin kommen kann, wie bei einer Doctrin, die übrigens Nichts mit uns gemein haben will, offen ausgesprochen wird, aus dem Bösen, auch dem uns selbst anhaftenden, sich eben Nichts zu machen, und daß man dann in diesem Sichnichtsdarausmachen seine Beruhigung und die Erlösung vom Bösen zu finden wähnt. Und

daß es mit einer Ansicht diese Wendung nehmen kann, ist sehr schlimm; darum wollten wir auch hier dieses Schlimme weder uns selbst, noch Andern, trügerisch verdecken.

Wenn nur die Andern, sobald sie sich darauf einlassen, die unaufgelösten Gegensätze des gemeinen Bewußtseins dialektisch zu heben, und ihre Auffassung des Bösen mit der, wie die Wissenschaftlichen nicht umhin können, ernstlich festgehaltenen nothwendigen Gesetzmäßigkeit der Welt und des göttlichen Weltplans in Uebereinstimmung zu setzen, etwas wesentlich von demjenigen Verschiedenes, worauf wir geführt werden, aufzustellen vermöchten! Denn wie geräth es ihnen? Einer der Bedächtigsten, Ernsthaftesten und Achtungswürdigsten lehrt in ausdrücklichen Worten: „Es läßt sich nicht leugnen, daß nach dem Plane oder Systeme einer Welt, in welcher, damit die Macht und Wahrheit des Geistes in allseitiger Vermittelung sich erweise und erkannt werde, alle realen Möglichkeiten wirklich werden, selbst die der Idee des Geistes widersprechendsten Erscheinungen nicht zufälliger, sondern nothwendiger Weise hervortreten.“ Ferner: „Wird zugegeben (und dies ist die ausgesprochene Meinung des Autors), daß die erlöste Menschheit zu einer höhern Vollendung gelange, als ein Reich von Geistern, die nie gefallen sind, und mithin auch keiner Erlösung bedürfen, so muß auch zugegeben werden, daß die Erlösung höchster und absoluter Zweck der Weltentwickelung ist, und daß Gott, wenn er die Erlösung wollte, die Sünde, welche als negatives Moment durch die Erlösung aufzuheben ist und aufgehoben wird, nicht nicht wollen konnte. Gott hat um der Erlösung willen die Sünde zugelassen, d. h. er hat sie nicht als Sünde, sondern als durch die Erlösung zu überwindendes Moment gewollt. So gedacht ist für Gott das Böse aufzuhebendes und aufgehobenes Verwirklichungsmoment des Guten.“

Gerade dieses nämlich ist auch unsere Auffassung. Nicht im Geringsten ein Mehreres brauchen wir zur Berichtigung der allerhärtesten, für sich genommen allerdings unzulässigen, Sätze

von einer gewissen Verursachung und Verordnung des Bösen. Ganz in diesem Sinne suchen wir in unserer neuesten Arbeit unsere Ansicht durchzuführen, und in der frühern haben wir uns ja unter Anderm bereits folgendermaßen ausgesprochen: „Dasjenige, was nach der vereinzelnden Betrachtung als Uebel und Böses erscheint, wird im Ganzen seine Berichtigung und Ausgleichung finden, und ist dann nach seiner Stellung im Zusammenhange auch nicht eigentlich vom Uebel und vom Bösen. In Ansehung des physischen Uebels wird man dies leicht zugeben; es muß aber auch von dem moralischen behauptet werden. Das Uebel und das Böse hat seinen Ort und seine wahre Geltung nur im Einzelnen. Für das Ganze will sich, nicht nur weil es das vollständige Werk Gottes ist, sondern auch, weil ihm nirgendwoher eine Hemmung zustoßen kann, nicht recht ein Uebel ausdenken lassen. Am Allermeisten ist das Böse, als Auflehnung der Egoität gegen das Allgemeine, nur eine Bestimmtheit des einzelnen Daseins, und muß daher unmittelbar als That des Eigenwillens gewußt werden. Der Eigenwille möchte das Böse als solches, um in ihm seine Befriedigung zu finden. Gott aber ist sein Urheber nicht in dieser für sich sein wollenden Einzelheit, nicht als eines Bleibenden und positiv Seienden, sondern nur inwiefern es ein unvermeidliches, im Ganzen auch berichtigtes und aufgehobenes Moment des Creatürlichen ist. In diesem Sinne können wir ohne Ungereimtheit sagen: alles Uebel sei durch Gott geordnet, und doch wirke Gott nur das Gute, und in der Einsicht, daß es nur als verschwindende Bestimmtheit des Einzelnen eine reale Bedeutung hat, wird das Bewußtsein in Hinsicht auf das Uebel und Sünde seine Beruhigung suchen müssen und finden können."

Darüber wollen wir mit keinem hadern, ob, weil Gott das Böse nicht als solches wolle, sondern nur als negatives Verwirklichungsmoment des Guten, was längst unsere Ansicht gewesen ist, richtig gesagt werde, Gott verursache es, sei Urheber desselben. Natürlich konnte unsere Meinung bei diesem,

hauptsächlich, weil wir die Härten unserer Auffassung nicht unter mildernden Worten verstecken wollten, gewählten Ausdrucke, nicht die sein, daß er es als etwas Anderes setze, ordne, oder verursache, als wir ausdrücklich gesagt hatten, wie er es einzig wolle. Inwiefern er aber, wie unser Gegner selbst lehrt, die Sünde will, wird er sie wollen mit jenem productiven Wollen, welches für alles durch dasselbe Gewollte die Ursache seines Seins ist; und insofern wird es denn doch so ungereimt nicht sein, von einem Verursachen dieses Gewollten zu sprechen. Jedenfalls stellt sich, was den realen Inhalt anbelangt, auch bei diesem Hauptpunkte des Streits, wie bei den meisten andern, das Wunderliche heraus, daß die Gegner dasselbige verfechten, wie der Angegriffene.

Diese auf keine erschöpfende Gründlichkeit, weder in der Darlegung der eignen Gedanken, noch in der Erörterung entgegengesetzter Lehren, Anspruch machende, und, um nicht zu einer unziemlichen Ausdehnung anzuwachsen, gar Manches, das sich aufdringen wollte, absichtlich entfernt haltende Schutzrede für die Beibehaltung des besprochenenen Standpunktes, wollten wir uns erlauben. Wir können jedoch die Abhandlung nicht schließen, ohne das mehrfach Angedeutete noch bestimmter auszusprechen, daß wir die Bildungsweise keineswegs geringschätzig ansehen, welche zwar anerkennt, daß das gemeine Bewußtsein hier ein unaufgelöstes Problem in sich trägt, nichts desto weniger aber, festhaltend an den zwei allerentschiedensten Aussagen desselben, daß der Mensch verantwortlich sei für sein Thun, Gott aber bei aller Anordnung der endlichen Dinge schuldlos sei, acquiescirt in dieser gemeinen Ueberzeugungsweise, und von der spitzfindigen Beschäftigung mit diesen Fragen, als von etwas nicht sehr Ersprießlichem, zurückhalten, Zeit und Kraft für andre Dinge benutzen möchte. Gar stoßend ist Manches in unsrer Ansicht für das gemeine Bewußtsein. Und wenn wir gleich von der Ueberzeugung nicht lassen können, daß sich,

richtig gefaßt, sein thatsächlicher Inhalt eben so gut mit unsern Sätzen vertrage, als die tägliche Erfahrung von dem Auf- und Niedergehen der Sonne mit der Copernikanischen Lehre; so wird es doch noch schwerer halten, daß diese Auffassung ohne verderbliche Mißverständnisse in das gemeine Bewußtsein eingehe. Und dies ist denn, obschon keineswegs ein Beweis von der Unwahrheit einer Lehre, doch eine ernste Erinnerung, sie noch genauer durchzusehen, wobei man denn wohl am Ende dazu kommen dürfte, in jener Selbstbeschränkung, die für den Menschen, ungeachtet all des übermüthigen Redens vom bereits errungenen absoluten Wissen, oft das Weiseste ist, auf das vollkommene Verständniß der Sache zu verzichten. Wenn nur nicht mit dieser Einen Frage so gar Manches von dem Allerwichtigsten zusammenhinge! Und dem Interesse des forschenden Geistes lassen sich ohnehin nicht willkührliche Schranken setzen.

Bei der ganzen Verhandlung ist es uns jedoch eben so sehr darum zu thun, durch möglichst sorgfältige Darstellung dieser Ansicht zu einer gründlichern Erfassung der Sache überhaupt antreiben zu helfen, als unsere Meinung geltend zu machen.

Die aber, welche, sei es auf unsere Veranlassung, oder ohne sie, den Standpunkt des gemeinen Bewußtseins preisgebend, wie dies ganz allgemein geschehen zu wollen scheint, doch den unsrigen nicht anerkennen, sollten wohl eben so sehr sich erinnern lassen, daß man mit der Sache nicht am Ende ist. Sie werden uns auch über das an einigen Stellen vielleicht etwas schneidende Entgegentreten nicht zürnen, wenn doch die Erörterung so objectiv gehalten wird, und nur die Gedanken aneinander gelassen werden; wobei sie ja, obschon im Ganzen eine höchst verdankenswerthe Freundlichkeit beweisend, doch die hier vertretene Ansicht zuerst als eine nur dem niedrigen Standpunkte angehörende, aus dem Unvermögen wahrhaft wissenschaftlicher Betrachtung hervorgegangene, bezeichnet haben.

Diesem letzterwähnten Bedeuten gegenüber erlauben wir uns denn noch hier am Schlusse die Bemerkung, daß, ähnlich

wie Dr. Strauß das Symbolum quicunque eher zehnmal beſchwören, als gewiſſe neuſpeculative Trinitätstheorieen einmal loben wollte, ſo auch wir ungleich leichter, in das asylum ignorantiae fliehend, in dem gemeinen Bewußtſein acquiesciren, als die hier berückſichtigten neuen Freiheitstheorieen anerkennen könnten.

Uebrigens werden wir, es ſei denn beiläufig auf die Veranlaſſung anderer damit zuſammenhangender Unterſuchungen, nicht leicht wieder über dieſe Sache das Wort nehmen, da wir eben nicht begehren, uns zum ſtehenden advocatus servi arbitrii aufzuwerfen.

Einige Bemerkungen

über den Unterschied der immanenten und der Offenbarungstrinität nach Lücke und Nitzsch, auch mit Beziehung auf Hegel und Strauß,

vom

Herausgeber.

Noch immer scheint der in der Ueberschrift angegebene Begriff der Hauptmittelpunkt der Verhandlungen unter Theologen, wie Philosophen, zu bilden; und mit Recht, wie es uns dünkt: denn im Gedanken der Dreieinigkeit, wie tief oder wie concret er gefaßt werde, culminiren die wichtigsten andern dogmatischen und spekulativen Probleme der Theologie. Es ist, wenn auch keine Lebens-, doch eine Principienfrage für dieselbe, was und ein wie Vielfaches in jenem Gedanken liege, und man wird deßhalb auch dieser Zeitschrift vergönnen, daß sie, durch einen theologisch berufenern Mitarbeiter, noch einmal ausführlicher auf diesen Gegenstand zurückkommt. Wir müssen uns hier begnügen, da jener Begriff auch ein philosophisch gebräuchlicher geworden ist, die letzten Resultate der exegetisch dogmatischen Behandlung desselben für die Philosophie zu benutzen, damit man auch von Seiten der Philosophie aufhöre, in demselben zu suchen oder in ihn hineinzulegen, was theologisch ursprünglich gar nicht in ihm enthalten ist.

Zuvörderst ist nämlich Dreieinigkeit — die Einheit eines zwei Gegensätze in sich, als dem Dritten, vermittelnden Wesens — an sich selbst ein so allgemeiner, so vielfacher Deutung fähiger Begriff, — er verleiht daher zugleich, durch die neuere Entwicklung der Spekulation aus seiner ursprünglich kirchlichen

Bedeutung einmal in die Syſteme der Philoſophie hinübergebracht, dieſen, wie verſchieden ihre Principien auch übrigens ſein mögen, ſo ſehr das Gepräge einer gewiſſen rechtgläubigen Tiefe, daß Jeder, Pantheiſt, wie Theiſt, von Leibnitz an ſeine Verſtellungen jenem Dogma anzupaſſen geſucht, dadurch aber nur zu ganz entgegengeſetzter philoſophiſcher Deutung deſſelben Veranlaſſung gegeben hat. Den Grund davon aufzudecken, der allerdings in der bisherigen dogmatiſchen Faſſung des Dreieinigkeitsbegriffes ſelber liegen möchte, damit aber zugleich den Verſuch zu machen, jene Vieldeutigkeit zu beſeitigen, iſt der Zweck der nachfolgenden Sätze.

Ob es für die Entwicklung des rein ſpekulativen Gottesbegriffes förderlich geweſen ſei, die kirchlichen Beſtimmungen von Vater, Sohn und Geiſt in ſich aufzunehmen, darüber wird das Folgende den Maaßſtab geben: aber auch umgekehrt iſt dem Theologen nicht zu verargen, wenn er gegen die freiwilligen Erbietungen der Philoſophie von allen Seiten, jene dogmatiſchen Unterſcheidungen ſpekulativ zu deuten und allgemeingültig feſtzuſtellen, nach ihren bisherigen widerſtreitenden Erfolgen, mistrauiſch geworden iſt. Und endlich — warum die Philoſophie an ſich es nöthig habe, wenn ſie es nicht mit völlig freier Bruſt vermag, ſich ſo eilig als möglich an's Chriſtliche, noch dazu nach einer beſtimmten dogmatiſchen Faſſung, anzuſchließen, wäre auch noch zu fragen: uns ſcheint daraus, den bisherigen allgemeinen Erfolg in's Auge gefaßt, für Beide eher Verwirrung, als klare Förderung hervorgegangen zu ſein. Doch Strauß hat dies ſchon jenen wohlmeinenden ſpekulativen Vermittlern auf's Derbſte geſagt, worin, der Sache nach, nur jeder wahre Denker ihm beiſtimmen wird.

Vor allen Dingen ſcheinen uns jedoch in Bezug auf dieſen Begriff die Theologen, und zwar die exegetiſchen Theologen, gehört werden zu müſſen. Die Spekulation älterer und neuerer Zeit darüber hat nämlich, indem ſie die bibliſch-dogmatiſchen Ausdrücke: Gott-Vater, Sohn und Geiſt, ſogleich zu allgemein philoſophiſchen Begriffen erhob, die ganz beſtimmte

und, so zu sagen, menschlich praktische Bedeutung derselben in einen universalen metaphysischen Sinn aufgelöst. Was das älteste christliche Bekenntniß von höchst concreten Anschauungen, Gefühlen und innern Erlebnissen in die einfachen Worte zusammenfaßte: es „glaube" an Gott, den Vater, — einen allgemeinern, aber persönlichen Grund der Welt, — näher den (liebenden) Vater des Menschengeschlechts, — denn er habe Christum seinen Sohn, als den Mittler gesandt, und im heiligen (heiligenden) Geiste, im göttlichen Werke der Heiligung, gebe er sich in immer neuer Bethätigung dieser Liebe zu erkennen: — was jenen Bekennern, in solcher nicht theoretischen, sondern durchaus praktischen Bedeutung, die Dreiheit von Vater, Sohn und Geist war, was ihnen darum das eigentlich Entscheidende, ein Erfahrenes, der stets sich bewährende Lebensgrund ihres Bekenntnisses wurde, dies ward bald, und wird es fortwährend bis auf diesen Tag, in einen metaphysischen Begriff, in ein allgemeines, die vorweltliche Natur Gottes angehendes Gedankenverhältniß verwandelt.

Hierin lag ohne Zweifel die Gefahr einer Umdeutung jener Dreiheit göttlicher Erweisungen: Vater, Sohn und Geist wurden nun ontologische Bestimmungen des Wesens Gottes an sich selbst, was sie ursprünglich keineswegs waren, weder im ältesten kirchlichen Bekenntnisse, noch in den neutestamentlichen Stellen (vgl. Lücke in dem weiter unten angeführten Aufsatze). Jetzt erst, und in Folge dieser Umdeutung, mußte die Dreieinigkeit ein „unbegreifliches" Mysterium werden in jenem schlechten, unphilosophischen Sinne, zufolge dessen es etwas wider die Vernunft Angehendes, oder ein „über" die Vernunft Hinausliegendes bedeuten sollte: es entstand die Frage, oder es wurde gegen den Widerspruch angekämpft, wie das an sich Eine Wesen eine Dreiheit von Personen sein könne. Die kirchlich symbolische und scholastisch philosophische Ausbildung des Trinitätsbegriffes war damit eingeleitet.

Diesen gleich mit ihrem Ursprunge in einer falschen

Richtung sich vertiefenden Theologie gegenüber, waren, wie es uns dünkt, die auf das Praktische des Christenthums Gerichteten in ihrem Rechte, wenn sie von der Forschung über solche Geheimnisse eher abmahnten, als sie beförderten; und die Mystiker, wenn sie versicherten, daß die Dreieinigkeit in unserm eigenen Herzen uns aufgehen müsse, — dann erst werde sie recht gefaßt und geglaubt, — führten damit nur zur ursprünglichen, nicht spekulativen Bedeutung desselben zurück, ohne darum, wovon die Erleuchtetsten unter ihnen den Beweis gegeben haben, die Richtung auf das spekulative Gotterkennen im Geringsten aufzugeben. Anknüpfungspunkte dafür waren ihnen allerdings die kirchlichen Bestimmungen des Trinitätsbegriffes; aber wie frei und selbstständig sie ihre eigenen Gedanken in dieselben hineinlegten, davon kann der Vater der neuern Mystik, Jakob Böhme, ein vollgültiges Zeugniß geben.

Von jenem ursprünglich falschen Wege, welchen man früh genug eingeschlagen und so lange verfolgt hat, konnte man nur ablenken, indem man auf die biblische Grundlage des Dogma und auf eine völlig vorurtheilsfreie exegetische Behandlung derselben zurückkam. Bei letzterer schien eine entgegengesetzte Klippe zu vermeiden: entweder, nach der ältern Weise orthodoxer Bibelauslegung, vom einmal festgestellten Dogma ausgehend, dies in den Sinn der Beweisstelle zurückzuverlegen — schon Lessing hat dies Verfahren hinreichend charakterisirt, — oder, was mehr die spätere Sitte geworden ist, bei der engsten Auffassung ihres Wortsinnes stehen zu bleiben, und eine tiefere, theosophische Konsequenz durchaus nicht zulassen zu wollen. Aber auch dies scheint im Principe zu fehlen; denn selbst den Sinn eines sonstigen theosophischen Schriftstellers meint man nicht durch eine auf die bloße Wörtlichkeit sich einschränkende Exegese umfaßt zu haben, und so scheint ein rechter Bibelausleger doch nur derjenige sein zu können, welcher die Möglichkeit voraussetzt — gleichviel, ob er sich diese Möglichkeit allgemein wissenschaftlich oder spekulativ zu begründen vermag — in den heiligen Schriften einen wirklich höhern

Sinn, eine durchdringende höchste Gottes- und Welterkenntniß, anzutreffen, kurz Etwas, das dem ältern Inspirationsbegriffe entspricht.

Was hierin die biblische Auslegungskunst der letzten Zeit geleistet hat, kommt mir nicht zu, weder nach seinem Geiste, noch nach seinen Resultaten zu beurtheilen. Ich beziehe mich darüber auf das letzte, vielleicht wichtigste Ergebniß, das in den Send- und Antwortsschreiben zweier der ersten Theologen Deutschlands enthalten ist *). Das Resultat beider Abhandlungen über den Trinitätsbegriff nach seiner biblischen und kirchlichen Fassung schien jedoch von exegetisch dogmatischer Seite her demjenigen so sehr entgegenzukommen und so genau zu entsprechen, was mir schon längst vom spekulativen Standpunkte als der einzig rechte, zugleich vollständige Sinn des Trinitätsbegriffes erschienen war, daß mir dies den Muth gab, mit meiner Ansicht, als einer vielleicht auch theologisch berechtigten, hervorzutreten; denn an sich würde für den Philosophen, welcher sich in theologischen Dingen kaum nur als einen Dilettanten weiß, Nichts weniger sich geziemen, als ein Gutachten über einen so wichtigen Gegenstand der Theologie abzugeben, und für dasselbe Aufmerksamkeit und Einwirkung auch unter den Theologen zu erwarten. Doch ist der Verfasser in diesem Falle nur der Berichterstatter über die gewichtvolle Ansicht eines bewährten theologischen Forschers.

In den nachfolgenden, von Herrn Dr. Nitzsch geprüften und gebilligten Sätzen glaubte ich nämlich das hierauf sich be-

---

*) 1) Fragen und Bedenken über die immanente Wesenstrinität oder die trinitarische Selbstunterscheidung Gottes. Ein dogm. Sendschreiben an Herrn Dr. Nitzsch von Dr. Fr. Lücke. Theoll. Studien 1840. I. S. 63. ꝛc. ꝛc.

2) Ueber die wesentliche Dreieinigkeit Gottes, zur Erwiderung auf das dogmatische Sendschreiben des Herrn Consistorialrath Dr. Lücke, von Dr. Nitzsch, in den theoll. Studien ꝛc. ꝛc. 1841, II. S. 296. ꝛc. ꝛc.

ziehende Resultat seiner Abhandlung „über die wesentliche Dreieinigkeit Gottes" zusammenfassen zu können:

1) Es ist durchaus eine doppelte Trinität zu unterscheiden: theils die „ökonomische", welche sich auf das Verhältniß Gottes zur Welt und zum Menschen bezieht, ihn als Schöpfer, Erlöser, Heiligmacher bezeichnet, und im christlichen Heilsbegriffe ihren Mittelpunkt findet, theils die „ontologische", das innere, an sich seiende Wesen Gottes betreffende.

2) Nur auf jene — nicht unmittelbar auf diese — beziehen sich biblisch und passen an sich selbst die Begriffe: Gott-Vater, Sohn und Geist. Für die innere Wesenstrinität Gottes dagegen wären sie incongruent, so wenig auch die bisherige Dogmatik jenen Unterschied, und diese Incongruenz überall beachtet hat.

3) Um die Momente dieser innern Wesenstrinität Gottes zu bestimmen, giebt die h. Schrift, alten und neuen Testaments, zwar unmittelbare Veranlassungspunkte, aber keine hinreichenden Handhaben einer vollkommenen Ausführung. Sie hört daher auf, Gegenstand exegetischer Forschung zu sein. Die spekulative Entwicklung hat hier ihren Hebel einzusetzen.

4) Für diese ist jedoch der allgemeine biblische Anknüpfungspunkt zunächst der Schöpfungsbegriff, und zwar der Schöpfung, wie sie, alttestamentlich durch den Begriff der Weisheit, neutestamentlich durch den des Logos vermittelt wird; dann aber auch die Vorstellung einer That des sich selbst objektivirenden Gottes

oder des vorgeschichtlichen göttlichen Ebenbildes.

5) Die beiden Begriffe nämlich, der Weisheit oder des Logos, wie sie Gott in der Weltschöpfung und Erlösung bethätigt, führen zur nothwendigen Voraussetzung der innern ontologischen Trinität Gottes zurück. Der also in der Welt schaffend und erlösend sich offenbarende Gott kann dies nur sein, indem er, an sich selbst oder uranfänglich, der sich offenbare, selbstbewußte ist. Der ausgeführte Beweis von der Nothwendigkeit dieses Rückschlusses ist jedoch nur der spekulativen (metaphysischen) Theologie zuzuweisen.

Dies, so viel wir wissen, von Seite der Theologie ebenso neue, als entscheidende, Ergebniß enthält auch für die Spekulation eine wichtige Seite: es wird zugestanden, daß, auch in Bezug auf die theologische Fassung des Wesens Gottes an sich selbst und seiner immanenten Wesenstrinität, die gewöhnlich damit in Verbindung gebrachte Unterscheidung von Vater, Sohn und Geist, ebenso die damit zusammenhangende Behauptung von der Dreiheit der Hypostasen oder Personen in ihm, eine „incongruente", zugleich aber auch biblisch nicht begründete sei.

Sollte nun die Spekulation das Gleiche nachweisen aus rein metaphysischen Gründen, sollte sie zugleich ebenso auf jenem Begriffe eines ontologisch dreieinen, nur nicht als Vater, Sohn und Geist zu unterscheidenden Gottes, bestehen, womit sie auch zuerst sich gründlich von jeder bloß pantheistischen

Auffassung desselben abgeschieden hätte: so darf sie nicht mehr, weder von Theologen, noch von Philosophen, den (ohnehin überflüssigen) Einwurf befahren, darin mit den Bestimmungen des christlichen Lehrbegriffes in Widerspruch zu treten. Sie hat im Gegentheile sich hiermit dem wahren Sinne desselben von Neuem genähert; noch mehr, sie steht wieder an der geistig lebendigen Quelle, aus welcher zuerst jener Glaube über das christliche Bewußtsein sich ergoß: sie hat die große, universale, stets sich erneuernde Thatsache, die im Heilsbegriffe liegt, und ohne welchen auch der „Glaube" an den dreieinigen Gott nicht der lebendige zu sein vermöchte, sich zu voller Anerkenntniß, zur Prämisse metaphysisch theologischer Forschung gemacht.

Dies Für und Wider, zu welchem wir uns bekennen müssen, läßt sich daher in folgende Sätze zusammenfassen:

1) Der Pantheismus hat Recht, wenn er behauptet, daß die Begriffe von Gott dem Vater, dem Sohne und dem Geiste, nur innerhalb des Weltbegriffes, in der Weltimmanenz Gottes, ihre eigentliche Bedeutung erhalten: den Beweis davon können wir als das Resultat der scharfsinnigen Entwicklung ansehen, welche Strauß in seiner christlichen Glaubenslehre (I. Th.) dem Dreieinigkeitsbegriffe gegeben hat. — Aber falsch ist der Schluß daraus, daß eben darum der Proceß der Selbstanschauung und des Selbstbewußtseins Gottes, der gleichfalls von dem Begriffe einer Dreieinheit in seinem Wesen unabtrennlich ist, sich nur in pantheistischem Sinne innerhalb der Welt vollziehe.

2) Der Theismus hat Recht, wenn er behauptet, nur der Begriff der Dreieinheit des göttlichen Wesens an sich selbst, könne über den pantheistischen Lehrbegriff erheben: Unrecht aber darin, auf diesen Begriff seines ihm selber immanenten Lebens und seiner Selbstanschauung, die kirchlichen Bestimmungen der Trinität, der Dreipersönlichkeit von Vater, Sohn und Geist anzuwenden.

3) Dies doppelte Recht, wie Unrecht, scheint ausgeglichen werden zu können durch die schon oben (Thes. 4. u. 5.) von theologischer Seite angedeutete Forderung, die pantheistische Gottes-

auffassung selber, den Begriff der recht und tief gefaßten Weltimmanenz Gottes, zum nothwendigen Grunde zu machen seiner Transscendenz über dieselbe, in jener die Nothwendigkeit von dieser aufzuweisen. Nur indem Gott, an sich dreieinig, sich selbst ewig offenbar ist, vermag er auch, dreipersönlich in der Weltwirklichkeit, sich, als Vater, im Sohne und im heiligen Geiste zu offenbaren. Die universale Thatsache dieser zeitlichen Offenbarung Gottes in der Natur und Geschichte, nöthigt das gründliche metaphysische Denken ein ewiges Sichoffenbarsein Gottes an sich selber vorauszusetzen. Der entschiedene mit Ernst und in seinem Umfange gedachte Pantheismus (der Begriff der Weltimmanenz Gottes) wird die Prämisse eines ebenso lebendigen, und nun erst vollständigen, weil mit jenem versöhnten, Theismus.

Wenn Strauß etwa darauf erwiedern wollte, daß auch ein solches theistisches Resultat sich durch die Schwierigkeiten hindurchzuwinden habe, welche die theistische Denkweise überhaupt darbiete (christliche Glaubenslehre, I. S. 520. 502. ff.); so wäre hierauf die einfache Antwort, daß der Grund dieser Schwierigkeiten mit der Wurzel abgeschnitten sei, sofern nachgewiesen wird, daß, den Begriff der ewigen und absoluten Persönlichkeit Gottes zu finden, nicht ein willkührlicher Versuch, sondern daß eine durch die Weltwirklichkeit selbst gegebene Nöthigung dazu vorhanden sei, daß jenen Begriff zu erschöpfen und das Weltproblem gründlich zu lösen, Eines und dasselbe sei. Hier wäre dann die spekulative Theologie weiter zu Wort zu lassen, und was näher die bestimmten Einwendungen betrifft, welche Strauß gegen den Gedanken einer absoluten Persönlichkeit macht, und welche insgesammt darauf zurückgeführt werden können, daß Person vom Begriffe der Schranke, Endlichkeit unabtrennlich sei; so sind diese Bedenken so wenig unübersteiglich, oder von der neuern theistischen Spekulation, welche er zu seiner Hauptgegnerin macht, so wenig ungelöst geblieben, daß der Verfasser, um hier nur von sich selbst zu reden, zunächst auf seine Abhandlung „über die spekulative Begreif-

lichkeit Gottes" zurückweisen darf (Zeitschrift VI. 2. S. 156. ff. 159. ff.).

4) Hiemit wäre jedoch, der von Strauß angedrohten Verflüchtigung und Auflösung des Trinitätsbegriffes in ganz nur abstrakte Bestimmungen und allgemeine Kategorieen gegenüber, sein wahrer, eigentlicher und zugleich völlig specifischer Sinn gerettet, der für alle solche Versuche der „Auflösung" Widerstandskräfte zeigen wird, so lange der christliche Heilsbegriff selbst noch der lebendige ist, sich noch thatkräftig bewährt in der Gemeine. Dann hat eben auch die Offenbarungstrinität noch nicht aufgehört, sich wirksam zu erweisen, sie ist lebendige Thatsache und Erfahrung, in der ein Historisches und ein Spekulatives zugleich sich immer wieder als das ewig Gegenwärtige zeigt. Von hier aus in die rechte Tiefe der ontologischen Dreieinheit, des in sich selbst seienden Lebens Gottes, sich zurückleiten zu lassen, ist zwar dem wissenschaftlichen Theologen wichtig und nöthig; auch liegt in jenem der sicher orientirende Anknüpfungspunkt dafür immer bereit: aber die spekulativen Kämpfe darüber können den Mittelpunkt des christlichen Bewußtseins in der Gemeine nicht gefährden, welches in der Offenbarungstrinität und ihrer Bewährung schon alles Entscheidende besitzt für seinen Glauben, während eine pantheistische Zersetzung derselben in psychologisch-ontologische Allgemeinheiten auch den Kern und die Grundthatsache dieses Glaubens anzugreifen und aufzulösen nicht umhin könnte.

Dies möge für die nachfolgenden kritischen Betrachtungen zur Einleitung dienen, deren Zweck es ist, die berühmteste spekulative Entwicklung des Trinitätsbegriffes in der neuern Zeit aus jenem angegebenen Gesichtspunkte zu beurtheilen. Wir müssen dabei vom Allgemeinsten beginnen.

Im Begriffe der Dreieinheit liegt ganz allgemein zunächst der Gedanke einer Selbstverdoppelung, Selbstobjectivirung des Wesens, dem wir sie beilegen; eines Sichergreifens desselben in der Fülle und Mannigfaltigkeit des eigenen Seins, um dies „Andere seiner" in ihm als das seinige zu fassen, sich selbst

darin zu fühlen, oder zu wissen. So ist diese Dreieinheit die Grundbedingung alles Lebens, bestimmter alles bewußten Lebens, und der Quell aller Eintracht, Freude und Seligkeit eines Wesens an sich selbst. Umgekehrt, wenn der Begriff lebendigen Selbstseins und Selbstbewußtseins (eines Subjekt-Objektes, wie die Kunstsprache es ausdrückt) auf nicht nur abstrakte Weise gedacht werden soll, kann er es nur unter Voraussetzung einer „Natur", einer Mannigfaltigkeit realer Gegensätze in ihm, welche jene Selbstheit ebenso real vereint und beherrscht, als sie ideell durchdringt oder weiß: die Einheit desselben ist zugleich nur die sich am eigenen Gegensatze wissende und genießende.

Und so ist, seitdem die spekulirende Theologie, schon im Philo und in den Neuplatonikern, nicht nur den Begriff der Einheit Gottes, sondern einer Einheit durch und im Geiste, zum Mittelpunkte der Gotteserkenntniß gemacht hat, auch ein der kirchlichen Trinität weniger oder mehr analoger Begriff des Wesens Gottes gefunden, und zum entscheidenden Kriterium der rechten Gotteserkenntniß, so wie des Glaubens an ihn — der lebendige Gott ist nur der Dreieine — gemacht worden. Es ist dies jedoch zunächst nur eine Bestimmung des innern (zur Welt noch in keiner Beziehung gedachten) Wesens Gottes: seine immanente Wesenstrinität. Aber diese ist zu unterscheiden von demjenigen Begriffe der Dreieinigkeit, welcher der christlichen Theologie aus dem eigentlichen und unmittelbaren Gegenstande ihrer Betrachtung, der innerweltlichen Offenbarungsthätigkeit Gottes, erwachsen ist, als der Vater, welcher sich im Sohne (in Christo) und im heiligen Geiste (in der Gemeine) der Welt gegenwärtigt und die umschaffende, wiedererneuernde Kraft derselben wird. Als Vater, als selbstbewußter und persönlicher Gott, mithin auch als dreieiniger in sich selbst, wird er dabei jedoch schon vorausgesetzt; und der, wenn auch nicht überall mit völligster Klarheit ausgesprochene Rückschluß der christlichen Lehre war, wie schon gezeigt, der ganz richtige: weil Gott sich also in

Christus, also in jeder That der Erlösung und Heiligung offenbart hat und offenbart, muß er auch uranfänglich sich selbst offenbar, selbstanschauendes, dreieines Wesen sein.

So bezog die Glaubenslehre die Offenbarungstrinität, welche sich innerhalb der Welt vollzieht, in's innere Wesen Gottes zurück, mit mehr oder minder entwickeltem Bewußtsein jedoch beide von einander unterscheidend, oder, da eine eigentlich spekulative und völlig selbstständige Gedankenentwicklung dieses Dogma nicht in ihren Bereich fallen konnte, — eine solche Unterscheidung vielmehr, als das Vorauszusetzende, im Hintergrunde behaltend: erst die neuere Dogmatik schied bestimmter die ontologische oder Wesensdreieinigkeit von der ökonomischen oder Ausgangstrinität (C. J. Nitzsch System der christlichen Lehre, 3. Aufl. S. 163. 165. und: über die wesentliche Dreieinigkeit Gottes in den Theoll. Studien und Kritiken 1841. II. S. 304.). Da indeß der Kirchenlehre für jene ontologische Dreieinheit des urpersönlichen Gottes keine andere Bestimmungen übrig blieben, als die neutestamentlich bekundeten, und Christus ohnehin als der menschgewordene λόγος bezeichnet war; so geschah das Unvermeidliche, wiewohl deshalb um nichts weniger Unangemessene, daß die Unterscheidung der drei gesonderten Hypostasen oder Personen des innerweltlich sich offenbarenden Gottes, die ursprünglich nur Bedeutung und Wahrheit hatten in Bezug auf diesen, übertragen wurde auf das innere, urpersönliche Wesen Gottes.

Von der Einen Seite kann es nämlich nicht anders, als ungeeignet erscheinen, die Momente in der Urpersönlichkeit Gottes, nach welchen er seine reale, objektive Unendlichkeit, seine innere Wesensmacht und Fülle, subjektiv, selbstanschauend durchdringt, und so aus seinem Unendlichsein ewig in seine Einheit vor sich selbst zurückkehrt, — die Weise, in welcher, von Augustinus an bis auf Leibnitz, Poiret, Lessing, Schelling herab, alle tieferen Denker diesen Begriff gefaßt haben, — kurz die Momente des immanenten Einen Selbstbe-

wußtseins Gottes, sich überflüssiger Weise noch in die Unterschiede des Vaters, Sohnes und Geistes umzudeuten; — und doch ist es vielfach geschehen von der Speculation: — den Vater, als die ursprüngliche, aber wie noch unentfaltete göttliche Einheit, welcher den Unterschied, das unendliche Andersein sich giebt, „den Sohn aus sich erzeugt", aber dies Andersein in die eigene Subjektivität zurücknimmt, „der Geist, welcher ausgehet vom Vater und vom Sohne." Je weniger hier eine wahrhafte, eine Wesensanalogie einleuchten will zwischen jenem und diesem, desto erkünstelter oder verwickelter mußten die Vergleichungspunkte, wie die Unterschiede, zwischen beiden bestimmt werden: das endliche Resultat davon sehen wir in der neueren spekulativen Entwicklung vor uns, — die innere, ursprüngliche Wahrheit jenes großen Begriffes ist nach beiden Seiten hin verloren gegangen; und dem Rationalismus, wie dem intensiv gläubigen Bewußtsein, konnte er nur als etwas Fremdes, darum für den Glauben Ueberflüssiges, erscheinen.

Ebenso von der andern Seite ist es in jedem Sinne nur als irreleitend zu betrachten, die Menschwerdung Gottes in Christo als den Selbstobjectivirungs- oder Selbstanschauungsakt Gottes zu setzen: — die bekannte Konsequenz ist davon unabtrennlich, gleichviel ob man sie für die ausdrückliche Meinung der neuern Spekulation, namentlich Hegels, oder nur für eine weitere Folgerung aus seinen Prämissen zu halten geneigt ist, daß Gott in Christo zuerst persönlicher Geist, Selbstbewußtsein geworden, welcher psychologische Proceß sich nachher im Bewußtsein der sich Eins mit Gott wissenden Gemeine fortsetzt, worin der dritte Moment, der des Geistes, gegeben wäre, oder der Rückkehr Gottes in sich selbst, und so endlich seine Vollendung, sein An- und- fürsichsein.

Aber in welchem Verhältnisse steht doch dieser Begriff zu dem ursprünglichen Dogma von der Ausgießung des göttlichen Geistes durch die Heiligung und christliche Wiedergeburt, worin sich dem also Wiedergeborenen die Kraft Gottes that-

sächlich und Gott zugleich als der persönliche bewährt? Diese durchaus specifische und objective Bewährung Gottes einerseits, wie das subjective Ergriffen- und Ueberzeugtwerden von Gott andererseits — was hat dies zu thun mit dem metaphysisch unstreitig wahren, aber durch ganze Welten der Wissenschaft und der Begriffsvermittlung davon geschiedenen Satze: daß Gott, wie er, als der persönliche, der Unterschied von sich sei, so doch in der Selbstanschauung dieses Unterschiedes ewig wieder zu sich zurückkehre? Das noch nicht durch dogmatische Voraussetzungen eingeschränkte, natürliche, wie speculative Denken kann sich unmöglich verbergen, daß überhaupt hier zwei generisch verschiedene Begriffsgebiete ohne Fug und Recht in einander geschoben werden.

Und jene Gründe waren es wohl auch, — wenn vorerst auch noch nicht zur Ausdrücklichkeit herausgestellt, — welche die rationalistische Theologie der neuern Zeit veranlaßten, das ganze Dogma von der Wesenstrinität Gottes, also gefaßt, entweder, als entstanden aus dichterischer Personifikation oder Prosopopöie göttlicher Eigenschaften, ganz zu beseitigen, oder seine Bedeutung nur in den subjectiven Formen unsers Erkennens zu finden, welche uns nöthigen, das an sich Eine Wesen Gottes in einer dreifachen Relation, zu sich selbst, als Vater, zur Welt, als der allgemeine Grund derselben, im Sohne, und als das sie in allen Theilen mit Kraft und Geist Erfüllende, im Geiste, zu denken. Den klarsten Ausdruck dafür, und eine Hinweisung auf das tiefere, richtige Verhältniß der beiden noch nicht deutlich unterschiedenen Trinitäts-Begriffe, glauben wir bei Schleiermacher zu finden. Nach seinen allgemeinen spekulativen Grundsätzen giebt es gar kein Denken Gottes seinem Ansich nach, sondern lediglich durch den Weltbegriff und mit demselben. Die Anschauung Gottes wird nie wirklich vollzogen, sondern bleibt nur ein indirekter Schematismus *). Daher, wollten wir von der Dreieinigkeit,

*) Schleiermacher's Dialektik S. 152. 53.

als einer inwohnenden Wesensbestimmung Gottes, sprechen (a. a. O. S. 159.); so müßte bedacht werden, daß wir hierbei nur mit inadäquaten, bildlichen Vorstellungen zu thun haben, deren beschränkter, subjectiver Geltung bloß für uns wir wohl eingedenk bleiben sollen. Von einer objectiven Bedeutung der Begriffe: Vater, Sohn und Geist, kann nach Schleiermacher daher für Gottes Ansichselbstsein gleichfalls nicht die Rede sein. Aber in seiner Glaubenslehre faßt er jenen Begriff durchaus in der andern, nicht metaphysischen Bedeutung: er bezieht ihn auf die Momente des religiösen Bewußtseins, also auf das Verhältniß Gottes, als des sich offenbarenden, zur Welt und zum Menschen.

Nach jenen allgemeinen Prämissen wird nun auch der Hegelsche Trinitätsbegriff, welcher unter uns eigentlich epochemachend geworden ist für Theologie, wie Spekulation, in einem andern Lichte erscheinen, als wie man ihn bisher zu fassen und zu beurtheilen gewohnt ist. Wir wenden uns diesem zu.

Hegel unterscheidet nicht nur nicht zwischen der Wesens- und Offenbarungstrinität — worin an sich noch kein Irrthum, nur eine unentschiedene, unentwickelte Fassung jenes ganzen Verhältnisses enthalten wäre, — sondern weit mehr noch hebt er die Möglichkeit eines solchen Unterschiedes völlig auf. Die immanente Wesenstrinität Gottes findet er nur in der Welt verwirklicht: das geschaffene Universum ist das Andere, an dessen Objektivität das Bewußtsein Gottes, seine Selbstanschauung sich entzündet; die Schöpfung ist der Selbstobjektivirungsprozeß des ohne diese dunkeln, unaufgeschlossen bleibenden (in „abstrakter, unwahrer Idee" gefaßten) Gottes. Und dies ist überhaupt bis jetzt die herrschende spekulative Auffassung der Trinität gewesen. Daher der Satz: Ohne Welt wäre Gott nicht Gott; daher ist das „Endliche" (Geschaffene) nur flüssiges, wieder zurückgenommenes Moment in Gott; daher alle nähern Bestimmungen der Hegelschen Trinitätslehre: wir könnten aus ihnen das ganze System wieder zurückentwickeln!

So stände zuerst fest: die ältere Dogmatik setzt die Offenbarungstrinität, welche sich in der Welt vollzieht, in Gott zurück, unterscheidet jedoch mehr oder minder ausdrücklich von ihr die Urpersönlichkeit Gottes von Anfang. Für Hegel, und den ganzen (darum) pantheistischen Standpunkt, fallen dagegen beide zusammen. Nach uns sind beide Trinitäten zu scheiden, und die erste wird mit den Distinktionen des Vaters, Sohnes und Geistes nicht treffend bezeichnet.

Das Zweite bestände jedoch in der genauern Erwägung, daß auch die pantheistisch Hegelsche Trinitätsauffassung noch eine Unbestimmtheit, die Möglichkeit doppelter Auslegung, in sich übrig lasse. Gott, sich zur Welt realisirend, schaut zugleich darin sich ewig an, sein Schaffen ist im unendlichen Selbstrealisationsprocesse zugleich der Akt des ewigen Bewußtwerdens, und da er, — könnte man sagen, — was er als Resultat, auch als Anfang ist; so wäre eben damit (abermals in Uebereinstimmung mit dem Schellingschen Philosophiren aus der mittlern Epoche) ein Selbstbewußtsein, Selbsterkennen Gottes von Anfang dargethan. Und in der That hat Hegel selbst bei vielen Wendungen und (minder genauen) Bestimmungen diese Auslegungsweise für sich übrig gelassen, — die Stellen sind von seinen Auslegern, die dieser Erklärung beipflichten, längst zusammengestellt, — und so behielten diese Männer der lareren Interpretation (Gabler, Göschel, Schaller u. A.) vielleicht Recht mit ihrer Auslegung?

Aber vor allen Stellen von schärferer Begriffsfassung, mehr noch vor der Konsequenz des ganzen Systems, nicht nur, wie es am Schlusse der Logik, ebenso am Schlusse der Encyklopädie, wo Hegel eben deßhalb den Standpunkt der Religion in den der Wissenschaft aufhebt, sondern auch in seiner Religionsphilosophie (gerade nach den authentischen Zusätzen der zweiten Ausgabe) sich zu erkennen giebt, verschwindet völlig die Möglichkeit jener Auslegung.

Gott „in seiner ewigen Idee an und für sich", der „Vater" ist nach Hegel selbst nur die „abstrakte" (für sich

unwahre, nur im abstrakten Denken existirende) Idee: er bedarf der Schöpfung des Sohnes, um real, aus jener Abstraction herausgestellt zu sein. Er „erzeugt sich ewig, als den Sohn", und giebt sich erst in diesem „unendlichen Andersseiu" seine Wirklichkeit. Aber damit ist er, in diesem zweiten Momente, noch nicht Geist, Selbstbewußtsein, Persönlichkeit: er ist im Andersseiu, — was an sich freilich ein ebenso nur abstrakter Moment ist. Um aus diesem „zu sich selbst zurückzukehren", dazu bedarf es des Dritten, des Geistes. Das Selbstbewußtsein Gottes kommt durchaus erst im dritten Momente, dem des Geistes, zu Stande: nicht im ersten, des Vaters, wie der christliche Theismus behauptet, nicht im zweiten, des Sohnes, wie Schelling in einer frühern Epoche, und die Gruppe jener Hegelschen Ausleger, wenigstens halbpantheistisch, es lehren. „Gott ist der Anfang; aber er ist so" (d. h. als Gott) „auch nur das Ende, die Totalität: so, als Totalität, ist Gott der Geist. Gott, als bloß der Vater, ist noch nicht das Wahre (so, ohne den Sohn, ist er in der jüdischen Religion gewußt": — diese letztern Worte, abermals eine von den nachlässiger gehaltenen Bestimmungen, wie sie der mündlichen, wie schriftstellerischen Darstellung Hegels nicht selten entschlüpften, werden das Verständniß des wahren Zusammenhangs nicht aufhalten: nach Hegels eigener Entwickelung der jüdischen Religion ist der Begriff der Schöpfung, also des zweiten Moments Gottes, der wesentliche darin; aber freilich wäre dieser Moment, der des Sohnes, im Judenthume noch nicht bis zu dem Punkte entwickelt, um zur Einheit Gottes mit dem menschlichen Geiste, d. h. bis zum Uebergange aus dem zweiten in den dritten Moment, fortzuschreiten.) „Gott ist vielmehr Anfang und Ende; er macht sich selbst zur Voraussetzung; dies ist nur eine andere Form des Unterscheidens": — diese „Voraussetzung" ist aber der zweite Moment oder die Schöpfung, also noch nicht „das Ende", das erst „im Geiste" gefunden wird (Rel. Phil. zweite Ausg. II. S. 228. 29.). Ebenso entscheidend für die eigene

Philosophie ist die Auslegung, die Hegel (S. 243—47.) den Alexandrinern und Gnostikern zu Theil werden läßt, welche gerade den Versuch machten, einen immanenten, vorweltlichen Selbstanschauungsproceß Gottes zum Begriffe zu bringen: als λόγος, als σοφία, als Adam Kadmon, als die ewige göttliche Selbstbetrachtung.

Anerkennend, daß in solchen Vorstellungen die Idee wenigstens „gegährt" habe — aber es komme darauf an; zu verstehen, wie sie in der Vernunft ihren Grund haben, und welche Vernunft darin sei — setzt er abschließend hinzu (S. 246): „Diese Idee ist jenseits des Menschen gestellt worden, so ihr gegenüber, daß diese Bestimmung, welche alle Wahrheit ist, betrachtet worden ist als etwas nur Gott Eigenthümliches, jenseits Stehenbleibendes, das nicht sich reflektirt im Andern, das als Welt, Natur, Mensch erscheint." Und Jakob Böhme preist er besonders deßhalb, weil er gelehrt, „die Dreieinigkeit müsse im Herzen des Menschen geboren werden."

Jene metaphysischen Begriffe führt er nun an den christlichen Bestimmungen weiter aus (S. 306. ff.). Der Tod Christi, dies äusserliche Negative, schlägt in das Innere, Ewige, Allgemeine um, in die Wahrheit: daß das Andersein, das Menschliche, Endliche, Gebrechliche, göttliches Moment selbst ist, daß es die Einheit mit Gott nicht hindert. Der Tod hat einerseits diesen Sinn, daß das Menschliche abgestreift wird, und die göttliche Herrlichkeit wieder hervortritt; andrerseits ist er aber auch die höchste Spitze des Negativen, dem der Mensch, als natürliches Dasein, und eben damit Gott selbst, ausgesetzt ist. — „Diese Geschichte ist göttliche Geschichte, worin klar wird, daß Gott der Dreieinige ist". (S. 308.) „In ihr ist den Menschen zum Bewußtsein gekommen, daß die Idee Gottes für sie Gewißheit hat, daß das Menschliche unmittelbarer, präsenter Gott ist, und zwar so, daß in dieser Geschichte, wie sie der Geist" (das spekulative Denken) „auffaßt, die Darstellung des Processes ist, was der

Mensch, der Geist ist. An sich Gott und todt — diese Vermittlung" (ist es einerseits), „wodurch das Menschliche abgestreift wird, andererseits das Ansichseiende" (Gott, als der Vater) „zu sich zurückkommt, und so erst Geist wird (S. 307.).

Dieser Prozeß breitet sich nun von der „unmittelbaren Gegenwart", — („des einzelnen, sinnlichen Individuums, welches als Gott zu verehren unendlich hart ist, wogegen die Freiheit des Subjekts sich empört", S. 310, vgl. 317. 18.) — die er in Christi Erscheinen hatte, in die Allgemeinheit der Gemeine aus. Die Bildung der Gemeine hat den Inhalt, daß die sinnliche Form in ein geistiges Element übergeht. (S. 311.) Deßhalb sagte auch Christus seinen Jüngern, heißt es an einer andern Stelle, daß es ihnen gut sei, von ihnen hinweggenommen zu werden, sie von seiner sinnlich-göttlichen Präsenz zu befreien, damit der Tröster, der Geist (das Bewußtsein der göttlichen Gegenwart in Allen, in der Gemeine) über sie kommen könne (S. 318.).

Ebenso später, als nach der Beglaubigung gefragt wird, welche Christus, als der rechte Gottmensch für sich aufführen könne, während doch auch Andere als Götter verehrt worden seien (S. 320. ff.), wird als das Entscheidende dafür herausgehoben, daß seine Geschichte allein der Idee schlechthin gemäß sei. Als spekulativer Inhalt aber der, von der sinnlichen Gegenwart des einzelnen Subjektes (in Christo) ebenso (S. 327.), wie von der Vorstellung in der Gemeine (S. 328) befreiten Idee wird nachmals abschließend angegeben: „daß das Bestehen der Gemeine ihr fortdauerndes, ewiges Werden ist, welches sich darauf gründet, daß der Geist" — (doch offenbar kein anderer, als der Geist Gottes) — „dies ist, sich ewig zu erkennen, sich aufzuschließen zu endlichen Lichtfunken des einzelnen Bewußtseins, und sich aus dieser Endlichkeit wieder zu sammeln und zu erfassen, indem in dem endlichen Bewußtsein das Wissen von seinem Wesen, und so das göttliche Selbstbewußtsein hervorgeht. Aus der Gährung der Endlichkeit, indem

sie sich in Schaum verwandelt, duftet der Geist hervor" (S. 330.). *)

Dies nun müßten wir allerdings, dem Principe nach, für den vollständig herausgebildeten pantheistischen Irrthum erklären, wie er von Strauß (in seiner christlichen Glaubenslehre) zu vollem Selbstbewußtsein und ausdrücklichem Bekenntnisse gediehen ist. Nicht das Gleiche läßt sich von Hegel sagen, dessen spekulativ gründlicher Sinn und tiefe Gemüthsinnigkeit ihn weit davon abhielt, in solchen Sätzen ausschließlich nur die pantheistische Auslegung als das allein Philosophische, hervorzuziehen und dies überhaupt, auch nur vor sich selber, als die letzte Konsequenz seines Princips mit Ausdrücklichkeit und abschließend auszusprechen. Er hätte eben damit vor sich selbst dies Princip zur Ausdrücklichkeit der Seichtheit, zur leeren zukunftslosen Verflachung herabgedrückt; denn es hat sich auch hier schon gezeigt, wie der ernst und konsequent gefaßte Pantheismus sich selbst überschreiten, aus der Weltimmanenz Gottes zur Transscendenz sich erheben muß. Dies hat Hegel, freilich nicht in deutlichem Bewußtsein, wohl aber als dunkle Prämisse immer vorausgesetzt, und dies macht das Doppeldeutige seiner Lehre in ihren tiefsten Principien. Jetzt wirft man ihm vor, nur aus Inkonsequenz, vielleicht aus Anhänglichkeit an alte Vorstellungen, die letzte Wahrheit seines Denkens, die pantheistische, nicht selber gezogen zu haben; — aber hierin der Halbe, Inkonsequente geblieben zu sein, zeigt

*) Zum Ueberflusse bemerken wir noch, daß diese entscheidenden, besonders in ihrem weitern Zusammenhange die früher erwähnte Auslegung abweisenden Worte, als neuer Zusatz zur zweiten Auflage der Rel. Philosophie, hinzugekommen sind, also laut den Eröffnungen der Herausgeber derselben in der Vorrede (Bd. I. S. VIII.) allem Vermuthen nach dem eigenen Collegienhefte Hegels entnommen sind. Die erste Ausgabe (Bd. II. S. 268.) enthielt diesen und ähnliche näher bestimmende Zusätze noch nicht.

Hegel vielmehr als den großen Denker, dessen Geistes- und Gemüthsmacht die unmittelbaren Resultate seines Principes weit überschwellte; denn diese wären gerade hier nur die halben Resultate, die halbe Konsequenz: er hätte zum Stillstand und Rückzug das Zeichen gegeben, während er so wenigstens die Möglichkeit offen gelassen hat, von ihm selbst aus weiter vorzurücken, und eine neue Gestalt der Philosophie zu erzeugen.

Und so legt nun Hegel in der folgenden Darstellung seiner Religionsphilosophie mit ergreifendem Ernste in den Sinn seiner an sich freilich kaum vieldeutigen Formel von der Identität und dem Einswerden des göttlichen und des menschlichen Geistes, die ganze Intensität der christlichen Wahrheit hinein, als eine von ihm selbst gewußte und erlebte. Er verschmäht es ausdrücklich, die Begriffe der christlichen Heilslehre von der Versöhnung, der Wiedergeburt, wie es seinem Principe freilich genügt hätte, und wie es nach ihm geschehen ist, in die schon beleuchtete psychologische Allegorie zu verwandeln, überhaupt als einen bloß theoretischen Vorgang, gleich einer sonstigen Evidenz, zu betrachten. Die Wiedergeburt ist ihm alles Ernstes die reale, wo der lebendige Geist Gottes den menschlich endlichen Geist „der Partikularität, das natürliche Herz, die besondern Interessen, Leidenschaft, Eigensucht," überwindet. Und Wer möchte glauben, wenn der Philosoph von „solchen durchdringenden Tönen, die die Seele durchbeben und sie, wie Hermes der Psychagoge, aus dem Leibe herausziehen und in die ewige Heimath hinüberführen" (II. S. 291.), von solcher Wahrheit sich ergriffen bezeugt, daß hier nicht der vollste Ernst, auch auf die Gefahr hin, der Armseligkeit einer formellen Inkonsequenz im Principe sich schuldig zu finden, in ihm zugegen sei? Aber diese Inkonsequenz, dies Durchbrechen seines Princips ist für Hegel hier wirklich schon eingetreten: wenn schon sonst Wohlgesinnte, wie Gegner seiner Philosophie, bemerkt haben, daß sein Princip zu ohnmächtig sei, um manche Geistesersheinung in ihrer Wahrheit und aus ihrer Tiefe zu begreifen, so hat hier umgekehrt die Gewalt eines ihn ergreifenden Gedan-

kens ſein Princip ihm ſelber zu Nichte gemacht. Denn es iſt unabweislich: — Wer die chriſtliche Lebensthatſache anerkennt, und damit einen göttlichen Geiſt, aus dem Grunde erneuernd und umgeſtaltend den menſchlichen, der kann, ohne theoretiſche Inkonſequenz handgreiflichſter Art, keinen bloß pantheiſtiſchen Gott mehr haben. Dieſer Geiſt Gottes kann ihm nicht mehr nur ſein die aus dem Prozeſſe der Welt aufgährende „höchſte Potenz" des Weltgeiſtes (nach Schellings älterer Lehre), oder (nach Hegel) ein „Bewußtwerden" deſſelben im Menſchen: — das wäre recht eigentlich der Geiſt des Menſchen mit ſeinen „natürlichen Partikularitäten, Leidenſchaften und Eigenſuchten"; denn in dieſen gerade kommen die Abgründe des Weltgeiſtes in's Bewußtſein. Darum, der Geiſt, welcher dieſen (den Weltgeiſt im Menſchen) überwindet, und ſein Panier einer neuen, höhern Ordnung in der Seele des Menſchen aufpflanzt, kann nicht mehr Einer Art und Einer Reihe gedacht werden mit jenen weltgeiſtigen Bethätigungen im Menſchen; wie vermöchte er ſonſt ſie zu unterwerfen, zum Knechte zu machen eines ſpecifiſch neuen Antriebes, welcher die Wiedergeburt ankündigt? Dieſer Gott kann dem Weltgeiſte ſelbſt nur der jenſeitige ſein.

Dieſe unwillkührliche Inkonſequenz Hegels, — an ſich die lehrreichſte und berechtigtſte, welche es giebt, weil ſie aus der Anerkennung des Wirklichen hervorgeht, — läßt ſich mit einer andern in der Regel ebenſo verborgen gebliebenen bei Spinoſa vergleichen, durch die er, ohne es deutlich zu wollen, ebenſo ſein Princip überſchritten hat. „Die intellektuale Liebe, mit der wir Gott lieben, iſt nur die Liebe Gottes zu ſich ſelbſt, nur ein Theil der unendlichen Liebe mit der Gott (in uns) ſich ſelber liebt" (Ethic. P. IV. Prop. 33. 36.). Hiermit iſt anerkannt, daß Gott nicht bloß die allgemeine Subſtanz unendlicher, nothwendig verketteter Modifikationen, ſondern (in uns) perſönliches Bewußtſein ſeiner ſelbſt ſei. Spinoſa hat dadurch ſein Princip des Subſtantialitätsbegriffes durchbrochen, und Hegels Begriff der unendlichen Subjektivität oder Negativität des Abſoluten vorübergehend anticipirt.

Ebenso jetzt Hegel: er erkennt die christliche Thatsache an, daß der Geist Gottes den Geist des Menschen in seiner Natürlichkeit überwinde, umschaffe, wiedergebäre; er reiht dies Faktum in sein Denken ein. Aber darin ist jener Begriff der unendlichen Subjektivität des Absoluten im Geiste des Menschen selber überschritten und außer Kraft gesetzt: das natürliche Aufsprossen des Menschengeistes aus seinem Grunde, mit welchem er eben darum Eins bleibt, und der allerdings in ihm zum Bewußtsein seiner selbst erwacht, kann als unendliches Subjektiv- oder Persönlichwerden — nicht des Absoluten, wie wir schon zeigten, aber des Weltgeistes, bezeichnet werden, und dies ist die (untergeordnete) Wahrheit des Hegelschen Princips, allgemeiner des Pantheismus. Wie dieser jedoch (in der Wirkung einer Wiedergeburt) mit sich in Widerstreit treten, sich selber zugleich setzen und besiegen, bestätigen und überwinden solle, ist nicht einzusehen, sondern ein Sinnloses, ein Widerspruch. Und so glauben wir, nach solchem Zugeständnisse Hegels, nur in seinem Geiste, wenn auch nicht im Geiste des Systemes, uns zu erklären, wenn wir, — wodurch freilich sein System auch von dieser Seite aufgehoben wird, — zur Behauptung einer ursprünglichen Transscendenz des Geistes Gottes, aber damit, wenn diese nicht wieder nur flach oder abstrakt gefaßt werden soll, zum Begriffe jener immanenten oder Wesenstrinität, ohne Beziehung zum Weltbegriffe und in Unterscheidung derselben von der Offenbarungstrinität zurückkehren.

Dasselbe Schwanken, dieselbe nicht ganz verhehlte Uneinigkeit mit sich selbst und das durch die Tiefe des Gegenstandes gebotene unwillkührliche Hinausgreifen über das eigene Princip, zeigt nun Hegel nicht selten auch in der Abhandlung vom „Reiche des Sohnes“ (Rel. Phil. II. S. 247—308). Mit welchem Ernst er auf das christlich Historische dringe, darauf ist schon aufmerksam gemacht worden. So unentschieden auch die Ausdrücke sind, mit welchen er sich in der frühern Ausgabe des Werkes über das Faktische von Christi Auferstehung und Himmelfahrt erklärte, — dies sei Faktum ausdrücklich nur

für den Glauben, Chriſtus ſei nur ſeinen Freunden erſchienen u. dgl. (erſte Aufl. II. S. 249. 50.): — ſo iſt doch in der neuern Ausgabe eine Stelle dazugekommen, welche an Hegels Ueberzeugung von einer hiſtoriſchen Objektivität jener Ueberlieferungen kaum einen Zweifel läßt. „Gott iſt geſtorben, Gott iſt todt: — dies iſt der fürchterlichſte Gedanke, daß alles Ewige, alles Wahre nicht iſt, daß die Negation ſelbſt in Gott iſt; das Gefühl der vollkommenen Rettungsloſigkeit iſt damit verbunden." So lautete es ſchon in der erſten Ausgabe: aber jenes „Todtſein Gottes", mit allem Dazugefügten, würde ſelbſt als die höchſte Ungereimtheit erſcheinen, wenn es für ein Wirkliches oder Faktiſches gehalten werden ſollte; es konnte kaum eine andere Bedeutung haben, als daß Hegel nur aus der Meinung des Gläubigen heraus geſprochen habe, der in Chriſti Tode den Tod Gottes ſelber vor ſich zu haben meint. Denn „nun tritt die Umkehrung ein; Gott erhält ſich in dieſem Proceſſe (der Negation), und dieſer iſt nur der Tod des Todes. Gott ſtehet wieder auf zum Leben; es wendet ſich ſomit zum Gegentheile."

Der Sinn davon in dieſem Zuſammenhange konnte kaum zweifelhaft ſein: dies (dieſer metaphyſiſche Satz) iſt die „Bedeutung" des Todes, wie der Auferſtehung Chriſti; d. h. an der Vorſtellung eines darin enthaltenen Sterbens und Auferſtehens Gottes wird dem Gläubigen die allgemeine Idee eines unabläſſigen Sterbens und Wiederauferſtehens des göttlichen Geiſtes, einer ſteten Selbſterneuerung aus der unendlichen Negation deſſelben, zum Bewußtſein gebracht. Darauf allein kommt es an; das etwa Faktiſche dabei iſt gleichgültig oder unentſchieden gelaſſen; denn doch eigentlich nur in der Vorſtellung des Gläubigen ereignet ſich jenes Sterben und Wiederauferſtehen Gottes durch Chriſti Tod und Auferſtehung. „Die Bedeutung der Geſchichte iſt, daß es die Geſchichte Gottes ſelbſt iſt. Gott iſt die abſolute Bewegung in ſich ſelbſt, die der Geiſt iſt, und dieſe Bewegung iſt hier an dem Individuo vorgeſtellt. In dieſer Geſchichte

ist für die Gemeine die Natur Gottes, der Geist, durchgeführt, ausgelegt, applicirt. Dies ist die Hauptsache" (Erste Ausg. II. 255.). In diesem Sinne glaubten wir in einer frühern Beurtheilung von Hegels Religionsphilosophie*) die Bedeutung des Ganzen nach Hegels Geiste mythisch fassen zu müssen, wie es späterhin Strauß gethan hat. Aber, — bemerkten wir dabei, und wir vermögen es auch jetzt, dieser Auffassungsweise gegenüber, noch nicht zurückzunehmen, — ist jenes Sterben und Auferstehen Gottes etwas durchaus Immanentes, Ewiges, unendlich Erneuertes; warum bedarf Gott noch „im Individuo", dies Schicksal zu erleiden, oder in diesem Einzelnen (Christo) das symbolische Spiel mit sich zu treiben; ja wie vermag er es hier mit einer ausschließendern Symbolik, als anderswo, wenn sich in jeder That der Menschwerdung, und noch mehr in jedem Fortschritte weltgeschichtlichen Bewußtseins, dasselbe Symbol erneuert? Dagegen gehalten verdiene fast ein heidnischer, der Osirismythus den Vorzug; denn er sei wenigstens klar und von zutreffender Bezeichnung, wenn auch nur im Naturgebiete. Jedes Jahr stirbt Osiris; aber bei der wiederkehrenden Fruchtbarkeit der Natur steht er zugleich zum Leben auf. Hier ist die ewig sich erneuernde That der Naturbelebung wirklich das Symbol zugleich und die faktische Bewährung der Macht des Gottes.

So damals; das innere Mißverhältniß des concreten historischen Gehaltes zu einer spekulativen Begriffsallgemeinheit, in welche er übergedeutet werden sollte, und die Willkühr der ganzen Deutung konnte kaum auf andere Weise bezeichnet werden. Aber der Widerspruch reichte doch nicht bis in's Princip hinein; denn jener ganze Hergang schien von Hegel nur in die Vorstellung des Gläubigen hineinverlegt zu werden, und die Konsequenz des Ganzen wenigstens schien gerettet.

---

*) „Religion und Philosophie in ihrem gegenwärtigen Verhältnisse", Heidelb. 1834. S. 22.

Anders ist es jetzo: nach dem angeführten Zusatze der zweiten Auflage läßt sich eine bloß mythische Auffassung jener historischen Züge in Hegels Sinne kaum noch rechtfertigen. Nach den oben angeführten Worten aus der Religionsphilosophie wird nämlich aus einem „eigenhändig geschriebenen Hefte Hegels" (S. 300.) hinzugefügt: „Es ist dies die Auferstehung und die Himmelfahrt Christi. Wie alles Bisherige, in der Weise der Wirklichkeit für das unmittelbare Bewußtsein" (also als empirische, erlebbare Thatsache), „so gilt auch diese Erhebung. Für die Anschauung ist ebenso vorhanden dieser Tod des Todes, die Ueberwindung des Grabes, der Triumph über das Negative. Die Ueberwindung des Negativen ist aber nicht ein Ausziehen der menschlichen Natur" (so daß nun Alles bloß im Begriffe vorginge, und nur begriffsmäßig — symbolisch, mythisch — zu verstehen wäre), „sondern ihre höchste Bewährung, selbst im Tode und in der höchsten Liebe" u. s. w.

Hier zeigt sich Hegels energisches Festhalten und Behaupten der Wirklichkeit für jene zugleich symbolischen Vorgänge; aber sogleich damit werden sie auch in ein metaphysisch Allgemeines hinübergespielt. Christi Tod, Auferstehung, Himmelfahrt, sind dem Denker Thatsachen, aber Thatsachen der inhaltsschwersten Art; sie haben schlechthin ewige Bedeutung: sie sind zugleich allgemeine Begriffe; die absolute Idee symbolisirt sich zum ersten Male nicht nur für die Vorstellung an ihnen, sondern sie vollzieht sich wirklich zuerst durch sie. Nur so könnte dies Verhältniß näher gefaßt werden.

In gleichem Sinne besteht Hegel an einer andern neu hinzugekommenen Stelle (II. S. 282—85. vgl. erste Ausg. II. S. 233.), — nachdem auseinandergesetzt worden, wie für die Hauptbegriffe des Christenthums Alles darauf ankomme, „daß gewußt werde die an sich seiende Einheit der göttlichen und menschlichen Natur" (S. 281.), — auf das Nachdrücklichste darauf, daß hier nicht das Allgemeine der

Vorstellung oder des Begriffs genüge, sondern daß jene Wahrheit nur Gewißheit haben könne, wenn die Idee die Form sinnlicher Anschauung, äußerlichen Daseins erhalte. Die Einheit Gottes und des Menschen muß „als einzelner, ausschließender Mensch erscheinen für die Andern, nicht alle Einzelne, sondern Einer, von dem sie ausgeschlossen sind; aber nicht mehr, als das Ansich, das drüben ist, sondern als die Einzelnheit auf dem Boden der Gewißheit. Um diese Gewißheit und Anschauung ist es zu thun, nicht bloß um einen göttlichen Lehrer" u. s. w. (S. 282. 83.). So ist Christus der präsente Gott, er ist der erste Einschlag der göttlichen Natur in die menschliche; aber in seinem Faktum liegt die letzte Spitze der Gewißheit dieser Einheit, weil sie, über alle Vermittlung durch Vorstellung, Gefühle und Gründe hinaus, darin gegenwärtig ist. — „Göttliche und menschliche Natur in Einem ist freilich ein harter, schwerer Ausdruck, aber die Vorstellung, die man damit verbindet, ist eben zu vergessen; was zur äußern Partikularität des Menschen gehört, sein Endliches, ist darin verschwunden."

Wie nun? Wollen wir diese Christologie, die allerdings die orthodoxeste ist, welche der alte Glaube sich wünschen kann, von Hegel annehmen innerhalb der allgemein pantheistischen Voraussetzungen, über die uns sein System principiell nicht hinausgebracht hat? Soll der Gott „wirklich" in Christo gestorben, in ihm auferstanden sein, um dadurch die Gewißheit seiner „Diesseitigkeit" zu bewähren? Wer sieht hier nicht den Widerspruch, ja das Absurde, wenn Faktieitäten, seien sie weltgeschichtlich von noch so durchgreifender Wirkung, zugleich „ewige Bedeutung" erhalten, kurz als metaphysische Begriffe behandelt werden sollen, — der vielbesprochene Grundfehler Hegels, der ihn auch hier, fasse er jene Bezüge zwischen Gott und Christo mythisch oder als Thatsächliches, in unentwirrbare Schwierigkeiten stürzt!

Und ferner: müssen wir sie, nach Hegels Versicherungen, in seinem Namen als ein Thatsächliches fassen, kann dabei die

pantheistische Grundlage seines Systemes bestehen, ohne sich dadurch selbst entweder der wesentlichsten Lücken, oder der offenbarsten Ungereimtheit für überwiesen zu halten? Was der „Prozeß" der Menschwerdung, des Persönlichwerdens Gottes bedeutet, wissen wir nach den bisherigen quellenmäßigen Angaben. Wie wir aber so eben vernommen, ist es nun wirklich die Einzelnheit, auf die es ankommt. In Christus allein oder doch zuerst (indem dieser Proceß sich nachher nur von ihm aus in die Gemeine fortzusetzen hat) wird Gott Person; so wäre es doch Hegels ausdrückliche Meinung, welche wir vorher nur als eine aus seinen Prämissen gezogene Konsequenz aufzustellen wagten, daß Gott, als der Allgemeine, zuerst in Christo persönlich sich ergriffen, im einzelnen Geiste sich als hier und gegenwärtig gewußt, in ihm „Ich zu sich gesagt habe"? Bei diesem, im Einzelnen sich absorbirenden Selbstbewußtsein Gottes wäre aber die Erinnerung vollkommen richtig, daß das zeitliche und Eine Individuum in diesem, dem hier gemeinten, Sinne das Ewige nie erschöpfen, ihm adäquat werden kann, und wir müßten bei dem Satze: daß der unendliche Gott im Individuum Christus zu völligem Selbstbewußtsein gelangt (zur Allwissenheit seiner selbst geworden) sei, gegen die gemeine Auslegung, der Straußischen Erklärung völlig beitreten: es ist eine offenbare, durch Nichts zu verschleiernde Ungereimtheit. Ist jenes aber nicht die Meinung Hegels, kennt er ein anderes Selbstbewußtsein Gottes; wie stimmen damit seine metaphysischen Prämissen, seine Lehre vom absoluten Geiste am Schlusse der Encyklopädie, wie die oben vernommenen Erklärungen vom „Vater", als dem abstrakten, an sich unwahren Momente, und das Verhältniß des „Geistes" zum „Vater"?

Aber was Strauß an die Stelle setzt, ist es irgend gründlicher, und wären wir damit zu einem wahrhaften Abschlusse gelangt? Nicht im Einzelnen, in Christo, sondern in der ganzen Menschheit, ununterbrochen und immer anders, wirkt sich Gott zum Bewußtsein seiner selbst aus: er ist ewiger Geist, weil er es unablässig wird; Christus bleibt nur

für uns das erste Beispiel und darum vornehmste Symbol dieser allgemeinen Wahrheit: — und dies, wird hinzugesetzt, sei auch die eigentliche Meinung Hegels, — wenigstens, die er hätte haben sollen, um mit sich konsequent zu bleiben.

Hier ist jedoch der Widerspruch, die Ungereimtheit nur um einen Schritt weiter hinausgeschoben; dem Begriffe nach sind beide noch dieselben. Gott ist an sich selbst unendliche Subjektivität, er ist der ewige Geist: Alles kommt darauf an, Gottes Wesen, nicht als Substanz, sondern als Subjekt zu fassen. So lautet es bei Strauß, wie bei Hegel. Wird jedoch weiter gefragt, woher denn, auch nach Hegels Verbesserern, für Gott diese Ewigkeit des Geistes komme, so ist es nur das Menschengeschlecht, worin er zum Geiste wird. Bekanntlich ist dies jedoch von sehr jungem Datum auf dem Planeten, während hier dagegen mit der Ewigkeit des göttlichen Geistes eine Ewigkeit des Menschen (ebenso wie die Ewigkeit der Schöpfung), nicht dem „Begriffe", sondern der Realität nach, stattfinden müßte. In welchen Subjekten hat sich nun vorher der ewige Geist Gottes, als Geist, verwirklicht? Hegel lehnt in der Einleitung zu seiner Philosophie der Geschichte alle entscheidende Antwort auf die Frage nach dem Entstehen des Menschengeschlechts ab: die Philosophie habe sich, mit Beseitigung aller Hypothesen, nur an's Wirkliche zu halten. Er ahnt hier scharfsichtig die Lücke seines Systems, die in seine metaphysischen Principien zurückgreift; er läßt deßhalb den Widerspruch unausgesprochen. Strauß nimmt keinen Anstand, es auch hierin bis zum ausdrücklichen Widerspruche, zum ausgeprägten Bewußtsein desselben zu treiben: ewiger Geist ist nach ihm Gott nur im Menschengeschlechte, in dem geistigen Prozesse der Weltgeschichte; aber, wenn er in den Streitschriften (II. S. 73 ff.) — übrigens nach einer längst von allen kundigen Naturforschern für unzureichend erkannten Analogie — lehrt, das Menschengeschlecht sei durch generatio aequivoca entstanden, hat er damit einen zeitlichen Anfang desselben zugestanden, wie auch sonst

gar nicht zu umgehen war; und *ihn* trifft daher jene Frage mit voller Macht, wie dabei die *Ewigkeit* des Geistes Gottes, — kurz der ganze Fortschritt, den der spiritualistische Pantheismus über den ältern spinosistischen und den naturphilosophischen, — die *weit konsequenteren*, — gethan zu haben vermeint, überhaupt sich noch retten lasse? Und dies soll das „*höhere Resultat*" sein, welches *Hegel* aus seiner Philosophie entweder nicht zu ziehen vermochte, oder es auszusprechen nicht gewagt habe? Dies rohe Erzeugniß eines kurzsichtigen, mit unwissenschaftlichen Vorurtheilen angefüllten Halbdenkens?

Doch ist es überflüssig, die Incohärenz solcher Philosopheme, zu denen man den alten Denker, — man weiß nicht, ob zurückbekehren, oder vorwärtstreiben will, — weiter in's Licht zu setzen: sie zerbröckeln vor der festen Berührung. *Hegel* hat dergleichen nie gelehrt und nicht lehren können; er wäre nicht der tiefe Geist gewesen, als den wir ihn erkennen. Seine „wahre Konsequenz", die verborgene Grundvoraussetzung, die alle jene Widersprüche und Mängel wenigstens ihm selber einstweilen schlichtete, muß daher gerade nach der *entgegengesetzten* Seite fallen, als jene Verbesserer es meinen. Und welche andere könnte es sein, auch nur um seine Christologie begreiflich zu finden, als die wir aus jener Verborgenheit, aus dem unentschiedenen Insichverschlungensein, welche sie bei ihm noch hatte, zur ausdrücklichen Entwicklung und damit zum Beweise gebracht haben? Auch in *seinem* Geiste daher, wenn auch über sein Wort hinaus, können wir es aussprechen: vor jenen Ungereimtheiten rettet nur der Begriff einer Transscendenz des göttlichen Geistes, ein gründlicher Theismus, der ferner jedoch, wenn er nicht abermals abstrakt bleiben, sondern für Gottes Wesen selbst, wie für seine Offenbarung in der Welt, bis zum Concreten, damit zum Begreiflichen gelangen soll, sich in dem Begriffe jener doppelseitigen Trinität wird fixiren müssen.

Der Pantheismus aber, — wie er sich auch hier überhaupt

als Moment, als die Eine Seite zeigt, welche erſt in die Totalität der Wahrheit aufzuheben iſt, — der Pantheismus hört gerade in dem Maaße, als er ſich in ſich ſteigert und ausbildet, vom naturaliſtiſchen zum ſpiritualiſtiſchen wird, — wiewohl auch jene frühere Stufe des Pantheismus, wie wir anderswo gezeigt haben, den immanenten Zweck in der Natur keineswegs zu erklären vermochte, — in gleichem Maaße auf, begreiflich, klar, objektiv erklärend zu ſein. Er verwickelt ſich immer mehr in Macht- oder in Widerſprüche. Was Straußens Standpunkt aber im Beſondern betrifft, ſo ſcheint er ſelbſt äußerlich nur dadurch ſich in ſeine Konſequenz herſtellen zu können, daß er noch ausdrücklicher, als es in ſeiner Glaubenslehre geſchehen, vom Hegelſchen Principe, das Abſolute als den Geiſt zu faſſen, ſich losſagt, und zu dem des Spinoſa, oder auch zum naturaliſtiſchen Pantheismus zurückkehrt, wo dann jene Widerſprüche in ſeinen Behauptungen wenigſtens getilgt ſind. Hiermit müßte er dann freilich ſich bekennen, daß er, philoſophiſch beurtheilt, einer verlebten Metaphyſik ſich zugewendet habe.

Die philoſophiſche Literatur der Gegenwart.

Von

Prof. Dr. Weiße.

Dritter Artikel.

Die monadologiſchen Syſteme.

Leibnitz: 1) Leibnitz's deutſche Schriften, herausgegeben von Dr. G. E. Guhrauer. Zwei Bände. Berlin 1838 u. 1840.

2) Godofredi Guilelmi Leibnitii opera philosophica quae exstant latina, gallica, germanica omnia. Edita recognovit, e temporum rationibus disposita pluribus ineditis auxit, introductione critica atque indicibus instruxit Dr. Io. Ed. Erdmann. Berol. 1840.

3) Darſtellung, Entwicklung und Kritik der Leibnitz'ſchen Philoſophie von Ludwig Feuerbach. Ansbach 1837.

4) La philosophie de Leibnitz, fragment d'un cours d'histoire de la métaphysique, donné dans l'Academie de Lausanne, par C. Secretan, Licencié en droit. Lausanne 1840.

Herbart: 1) Grundlehren der Religionsphiloſophie von M. W. Drobiſch. Leipzig 1840.

2) Religionsphiloſophie. Vom Standpunkte der Philoſophie Herbarts. Von G. F. Taute. Erſter Theil: allgemeine Religionsphiloſophie. Elbing 1840.

3) Die Hauptpunkte der Herbart'schen Metaphysik, kritisch beleuchtet von Dr. Strümpell. Braunschweig 1840.

Ferdinand Weber: 1) Die Construction des absoluten Standpunktes und das System des absoluten Idealismus. Von F. Weber. Rinteln und Leipzig 1840.

2) Die speculative Analysis des Begriffes „Geist", mit Darlegung des Differenzpunktes zwischen dem Hegel'schen und Neu-Schelling'schen Standpunkte einerseits und dem absoluten Standpunkte andrerseits. Von C. Hinkel. Rinteln 1840.

Wenn die herrschende Philosophie der Zeit, entweder in der That, oder in den Augen der Meisten, den Charakter der Alleinheitslehre, oder, was man gewöhnlich als gleichbedeutend nimmt, des Pantheismus trägt, so kann es nicht befremden, wenn Manche, die sich mit diesem Charakter nicht befreunden mögen, auf den Gedanken kommen, die Wahrheit auf der Seite zu suchen, die sich zu jener als den geraden Gegensatz ankündigt. Dies nämlich ist der Fall mit denjenigen Systemen, die wir unter dem gemeinschaftlichen Namen der monadologischen begreifen. Nicht leicht ist in der Geschichte der Philosophie ein solches System anders, als unmittelbar nach, oder gleichzeitig mit einer bestimmten Gestalt der Alleinheitslehre aufgetreten, mit mehr oder minder ausdrücklichem polemischen Bezug auf dieselbe. So im Alterthume der Atomismus des Leukipp und Demokrit der eleatischen Schule gegenüber, so die Leibnitzsche Monadenlehre dem Spinoza gegenüber, so in neuester Zeit Herbart, gegenüber der Philosophie Schellings und Hegels. In unserer Zeit, welche die Beschäftigung mit der Geschichte der Philosophie als ein wesentliches Moment des selbstständigen Weiterphilosophirens anzusehen und zu behandeln gelernt hat, werden neben dem neuesten Gegensatze

auch jene älteren wieder lebendig, und gewinnen eine Bedeutung unmittelbar für die Geiſtesbewegung der Gegenwart. Deshalb wird man es in der Ordnung finden, wenn wir in gegenwärtigem Artikel, zugleich mit einigen neuern Erſcheinungen der monadologiſchen Philoſophie, die wir in demſelben zu beſprechen Willens ſind, auch des berühmteſten und wichtigſten der ältern Syſteme dieſer Klaſſe gedenken, nicht zwar in der Abſicht einer ſelbſtſtändigen Würdigung deſſelben, für welche hier der Platz nicht iſt, wohl aber, um einige Worte über das Verhältniß zu ſagen, in welches ſich die gegenwärtige philoſophiſche Literatur zu demſelben geſetzt hat, und über die Beſtrebungen, die ſich in literariſcher, geſchichtlicher und philoſophiſch-kritiſcher Beziehung ihm zugewandt haben.

Unter dieſen Beſtrebungen nehmen die rein literariſchen, die nur überhaupt eine erweiterte oder erleichterte Bekanntſchaft mit Leibnitzens philoſophiſchen Werken bezwecken, billig den erſten Platz ein, wenn auch die Arbeit ſelbſt, die hierbei geleiſtet wird, nicht eine unmittelbar philoſophiſche iſt. Es ſind bekanntlich in den letzten Jahren zwei neue Sammlungen Leibnitz'ſcher Schriften erſchienen; die vollſtändige Ausgabe ſeiner deutſchen Werke von Guhrauer*), und die Ausgabe der zunächſt die Philoſophie betreffenden Schriften von Erdmann**). Nur bei der letztern dürfen wir uns hier etwas länger verweilen, da die erſtere, an ſich ſelbſt zwar eine mit eben ſo viel Sorgfalt gearbeitete, als in vielfacher Beziehung wichtige und dankenswerthe Gabe, nur einem geringen Theile nach philoſophiſchen Inhalt bietet***). Für die Mühe, welche Prof.

*) Leibnitz's deutſche Schriften, herausgegeben von Dr. G. E. Guhrauer. Zwei Bände. Berlin 1838 und 1840.

**) God. Guil. Leibnitii Opera philosophica quae exstant latina, gallica, germanica omnia. Edita recognovit, e temporum rationibus disposita pluribus ineditis auxit, introductione critica atque indicibus instruxit Dr. Io. Ed. Erdmann. Berolin. 1840.

***) Von Schriften eigentlich philoſophiſchen Inhalts finden ſich in beiden Bänden dieſer Sammlung nur einige kleinere, von denen

Erdmann auf seine Arbeit verwandt hat, wird ihm gewiß jeder Freund der Philosophie in hohem Grade dankbar sein; er hat, bei der Schwierigkeit, der Dutens'schen und Raspe'schen Ausgaben habhaft zu werden, sich um das Studium des großen Denkers ein wesentliches Verdienst erworben. Dieses Verdienst bleibt ihm ungeschmälert, wenn auch Ref. bekennen muß, daß er mit den Grundsätzen, welche ihn bei der Auswahl der aufzunehmenden Schriften geleitet haben, nicht ganz einverstanden sein kann. Um es kurz zu sagen: Ref. hätte gewünscht, daß der Herausgeber sich entschlossen haben möchte, die Theodicee wegzulassen, dagegen aber eine beträchtliche Anzahl anderer, wenn auch zur Philosophie als solcher nur in entfernterer oder particularer Beziehung stehender Aufsätze aus der Dutens'schen Ausgabe, aus der Korthold'schen Briefsammlung, auch aus der Guhrauer'schen Sammlung u. s. w. aufzunehmen. Nicht aus Geringschätzung des erstgenannten Werkes sagen wir dies,

---

zwei auch Erdmann in die seinige aufgenommen hat. Den merkwürdigen Aufsatz, „von der wahren theologia mystica" (Bd. 1, S. 410 ff.) aufzunehmen, hat sich der letztgenannte Gelehrte vielleicht durch die Zweifel abhalten lassen, welche hin und wieder gegen die Originalität desselben erhoben worden sind. Wir halten, mit Guhrauer, dessen Erwiederungen (Bd. 2, S. 27 ff.), schwer zu widerlegen sein möchten, diese Zweifel für unbegründet, und betrachten den Aufsatz als ein bedeutsames Denkmal der im Hintergrunde von Leibnitzens Geiste ruhenden Mystik, die vielleicht zu weiterer Entfaltung gekommen wäre, wenn L. mehr Veranlassung gehabt hätte, deutsch zu schreiben. Fast dasselbe gilt von der Abhandlung »vom höchsten Gute« (Bd. 2. S. 35 ff.), deren Authentie und Originalität noch weniger bezweifelt werden kann, da hier die an Theosophie und Mystik anklingenden Gedanken noch inniger mit den sonst bekannten Leibnitz'schen Philosophemen verwebt sind. Die übrigen philosophischen Stücke sind von minderer Bedeutung, um so größer aber ist das, auch philosophische Interesse eines beträchtlichen Theils des übrigen, nicht unmittelbar der Philosophie angehörenden Inhalts dieser Sammlung.

oder weil wir diesem Werke in minderem Grade einen philosophischen Charakter zuschreiben, als den in der Erdmann'schen Ausgabe von uns vermißten Schriften. Ref., so wenig er die Mängel der Theodicee mißkennt, hat doch die von Manchen gegen dieses Werk gehegte Abneigung nie getheilt; dasselbe ist ihm, trotz seines in philosophischer Hinsicht exoterischen Charakters, den es indeß mit den meisten, ja wir können sagen, streng genommen, mit allen Schriften seines Vfs. theilt, stets eine anziehende und anregende Lectüre gewesen; und in einer vollständigen Sammlung der philosophischen Werke Leibnitzens durfte es allerdings nicht fehlen. Als vollständig zwar kündigt auch die vorliegende Ausgabe auf dem Titel sich an; aber konnte es dem Herausgeber im Ernste um Vollständigkeit im strengen Sinne zu thun sein? Der Herausgeber hat nicht verkannt, daß der Unterschied zwischen Philosophischem und nicht Philosophischem in Leibnitzens Schriften, wenn auch im Allgemeinen solcher Unterschied allerdings stattfindet, ein schwer zu bestimmender, ein fließender ist. Ist er aber dies, so wird auf eigentliche, diplomatische Vollständigkeit auch des Philosophischen nur eine Sammlung aller Werke des großen Polyhistors Anspruch machen können. Wo dagegen, der Natur der Sache nach, der Begriff der Vollständigkeit ein so relativer ist, wie bei der gegenwärtigen, für den Handgebrauch einer bestimmten Leserclasse eingerichteten Sammlung, da sollte unsers Erachtens das Bedürfniß oder der Nutzen dieses Leserkreises jeder andern formalen Rücksicht vorangehen. Diese Betrachtung aber mußte im gegenwärtigen Falle (— denn auf solche Leser oder Käufer, denen es wesentlich etwa darum zu thun wäre, das Philosophische von Leibnitz in Einem Bande beisammen zu haben, wie dies die Liebhaberei Mancher, in Bezug auf Schriftsteller, die der schönen Literatur angehören, jetzt ist, war doch nicht zu rechnen —) gegen die Aufnahme der Theodicee entscheiden, da dieses Werk in seinen einzelnen Abdrücken sehr leicht zu haben ist, während so Manches, was der Freund und Verehrer des berühmten Philosophen ungern entbehrt, ja

was zum vollständigern Verständniſſe ſeiner philoſophiſchen Individualität kaum entbehrt werden kann, nach wie vor in jenen Sammlungen, deren Seltenheit und unbequeme Einrichtung zur gegenwärtigen den Anlaß gegeben hat, vergraben liegt. So hätten wir namentlich eine reichere Auswahl von Briefen gewünſcht, auch ſolcher, die uns den Verfaſſer menſchlich näher bringen und von ſeiner Denkweiſe über allerhand Gegenſtände der Natur und des Lebens Kenntniß geben. Was bei Dutens unter die Rubrik der Philologica zu ſtehen gekommen iſt, iſt zum nicht geringen Theile von eben ſo philoſophiſchem Intereſſe, wie was unter der Rubrik der Logica et Metaphysica. Aber auch wer in Anſehung dieſes Punktes anderer Meinung iſt, wird ſich wundern, hier faſt Alles zu vermiſſen, was zur Begründung der allgemeinen naturwiſſenſchaftlichen Anſichten Leibnitzens gehört — (von den beiden Abhandlungen über die Theorie der Bewegung hat es, wenn wir nicht irren, der Herausgeber ſelbſt, in einer Selbſtanzeige ſeines Werkes, in den Berliner Jahrbb. zugeſtanden, daß ſie nicht hätten wegbleiben ſollen); — eben ſo, was zur praktiſchen Philoſophie, zur Rechtslehre u. ſ. w. (Warum iſt, wenn man die Abhandlung de actorum publicorum usu etc. und ſo manches Andere, worin Gegenſtände der philoſophiſchen Rechtslehre nur beiläufig erörtert werden, nicht aufnehmen oder nicht ausziehen wollte, nicht wenigſtens die Abhandlung vom Naturrechte aus dem erſten Bande der Guhrauer'ſchen Sammlung, oder der Brief an Molanus über Puffendorf aus der Korthold'ſchen Sammlung Bd. 2. aufgenommen worden?). Auch manches Theologiſche außer der Theodicee (z. B. den höchſt merkwürdigen Briefwechſel mit Boſſuet über die Vereinigung der Confeſſionen — freilich hätten dann auch die Antworten Boſſuets, durch die erſt der Charakter und das Verfahren Leibnitzens in ſein rechtes Licht geſtellt wird, nicht wohl fehlen dürfen), hätten manche Leſer und Käufer des Buches wohl lieber erhalten, als die Theodicee ſelbſt.

Die aufgenommenen Schriften hat der Herausgeber chro-

nologisch zu ordnen versucht; versucht, sagen wir, denn nicht in allen Fällen war es möglich, den Zeitpunkt der Abfassung eines Aufsatzes mit Genauigkeit zu bestimmen. So namentlich in Bezug auf die meisten der von ihm aus den Handschriften der Hannover'schen Bibliothek zuerst abgedruckten Aufsätze. Diesen Aufsätzen können wir das Zeugniß nicht versagen, daß sie fast durchgängig von großem Interesse sind, und den Werth der Sammlung um ein Bedeutendes erhöhen. Am wenigsten vielleicht gilt dies von der, die Reihe des Ganzen eröffnenden Jugendschrift Leibnitzens, der Dissertation de principio individui, auch abgesehen von der bekanntlich schon früher erfolgten Veröffentlichung derselben durch Guhrauers Abdruck *); bei dieser nämlich kann nur etwa die Belesenheit des jugendlichen Verfassers in der scholastischen Philosophie ein Interesse der Curiosität erwecken. Dagegen ist schon die unter No. VI. mitgetheilte Abhandlung de vita beata, als ein Denkmal des Durchgangs, welchen Leibnitzens Geist, nach seinem eigenen Bekenntnisse, durch die Philosophie des Cartesius und des Spinoza genommen hat, von entschiedener Wichtigkeit für die Geschichte dieses Geistes. Noch mehr sind dies die zwölf unter No. XI—XXII. abgedruckten Fragmente, welche, wahrscheinlich aus verschiedenen Zeiten stammend — der Vf. hat sie an Einen Platz gestellt, weil er die Zeit der einzelnen nicht genau zu bestimmen vermochte — sämmtlich in näherer oder entfernterer Beziehung stehen zu dem Unternehmen einer Scientia generalis oder universalis, welche Leibnitz durch eine Art von philosophischem Calcul zu Stande zu bringen, und solchergestalt die Philosophie zugleich zur strengen oder exacten, und zur allumfassenden, alles Andere in sich begreifenden Wissenschaft zu erheben dachte. Sie zeigen, wie sehr es dem Denker mit diesem Plane Ernst gewesen ist, denn sie enthalten zum Theile wirkliche Anfänge seiner Ausführung; zugleich aber belehren sie uns über die Beschaf-

*) Leibnitz's Dissertation de principio individui, herausgeg. und kritisch eingeleitet von D. G. E. Guhrauer. Berlin 1837.

fenheit deſſelben vollſtändiger, als die wenigen Andeutungen, die in Bezug darauf in Leibnitzens ſonſtigen Schriften vorkommen. In der That, erſt mit der Ausführung dieſes Werkes würde es für Leibnitz zu einem Syſteme der Philoſophie, zu einer eſoteriſchen, methodiſchen Philoſophie gekommen ſein. Und doch iſt es nicht Zufall, daß es nicht dazu gekommen iſt, daß der Gedanke jener „allgemeinen Wiſſenſchaft" eben nur Gedanke, Entwurf geblieben iſt. Nicht äußere Abhaltungen haben Leibnitzen verhindert, dieſen Entwurf in Ausführung zu bringen, ſondern die innere Unwahrheit der Sache, die Unmöglichkeit, ein reales Wiſſen von ſo ſpeculativem Gehalte, wie die Ideen eines ſolchen Denkers ihn mit ſich brachten, in die Form des bloßen Calculs oder der ſ. g. Science exacte hineinzugießen. Merkwürdig allerdings, wie ein ſo heller und energiſcher Geiſt ſich Zeitlebens (denn es findet ſich keine Spur, daß Leibnitz zu irgend einer Zeit ſie aufgegeben hätte) mit einer ſo unausführbaren Idee tragen, und, wenn er doch nicht zur Ausführung kam, mit der Einbildung hinhalten konnte, als ſeien es nur äußere Verhältniſſe, die ihn von dieſem wichtigſten aller Geſchäfte, die je einem Sterblichen übertragen waren, (denn daß er es dafür halten mußte, liegt in der Natur der Sache, und wird außer Zweifel geſetzt durch die Art, wie die vorliegenden Fragmente, — übrigens, wie ſich bei Leibnitz von ſelbſt verſteht, ohne alle kleinliche Eitelkeit, nicht einmal unter ſeinem Namen ſollte das Werk erſcheinen, — davon ſprechen), immer auf's Neue wieder abzogen. Dennoch liegt dieſe Täuſchung ſelbſt in der Nothwendigkeit ſeines philoſophiſchen Standpunktes; er würde ſie nur zugleich mit dem mechaniſchen Principe ſeiner Natur- und Weltanſicht haben aufgeben können, von welchem der Begriff der Wiſſenſchaft, der jenem Plane zum Grunde lag, eine nothwendige Conſequenz war. Der übrigen Philoſophie des großen Denkers aber iſt die exoteriſche Haltung, welche das Verhältniß zu einem nur projectirten, nie zur Ausführung gediehenen Werke ihr gegeben hat, gewiß nicht als ein Nachtheil anzurechnen. Wie viel dieſelbe, wo nicht im

Ganzen und Großen, doch in ihren einzelnen Parthieen, an Klarheit und Unbefangenheit, an Redlichkeit und Ueberzeugungstreue dadurch gewonnen hat, daß ſie ohne den Anſpruch auf ſyſtematiſche Begründung und innere Vollſtändigkeit des wiſſenſchaftlichen Zuſammenhangs auftreten durfte, dies kann nur derjenige vollkommen würdigen, dem nicht entgangen iſt, zu welcher Unwahrhaftigkeit im Einzelnen die Nothwendigkeit ſolcher Anſprüche ſelbſt Denker von der Redlichkeit eines Kant und Fichte, eines Spinoza und Hegel nicht ſelten verleitet hat. Leibnitzens Philoſophie, indem ſie ſich ausdrücklich nur für dasjenige gab, was andere, die mehr ſein wollen, im Grunde doch auch nur ſind, für eine vorläufige, für eine Hypotheſe oder eine Anticipation der eigentlichen Wiſſenſchaft, war eben dadurch jener Erkünſtelung eines wiſſenſchaftlichen Zuſammenhangs überhoben, mit deren Folgen alle eigentlich ſyſtematiſchen Werke der Neuern, von Spinoza's Ethik bis auf Hegels Logik herab überfüllt ſind. Was man bei Leibnitz hin und wieder Accommodation nennen kann, iſt von viel beſchränkterm Umfange, als man häufig gemeint hat, und greift lange nicht ſo weit, wie jene Erkünſtelungen. — Uebrigens hat dieſes Verhältniß der wirklich in Leibnitzens Schriften gegebenen exoteriſchen Philoſophie zu einer nicht gegebenen eſoteriſchen, im Alterthume ſein faſt vollſtändiges Gegenbild an dem Verhältniſſe der Platoniſchen Schriften zu der eigentlich eſoteriſchen, d. h. zu der Ideenlehre dieſes Denkers. Wie Leibnitzens Scientia generalis auf einen mechaniſchen Calcul, ſo ſollte Platons dialektiſche Ideenlehre auf eine myſtiſche Zahlenmetaphyſik in pythagoreiſcher Weiſe hinauslaufen; ſie war daher ein eben ſo unausführbarer, innerlich unwahrer Gedanke, wie jene, und beide Philoſophen haben uns in ihrer exoteriſchen Philoſophie der That nach das Beſte gegeben, was ſie geben konnten, obwohl es immer der Mühe werth bleibt, der Gedankenrichtung nachzugehen, welche die zum ewigen Embryonenſtande verurtheilte Vorſtellung einer ſolchen eſoteriſchen Philoſophie in Beiden zum unabweislichen Doppelgänger ihrer

eigentlichen, d. h. ihrer exoterischen Philosopheme gemacht hat.

Unter den übrigen, von dem Herausgeber zuerst mitgetheilten Stücken erwähnen wir, um nicht weitläufiger zu werden, als die Bestimmung des gegenwärtigen Aufsatzes es gestattet, nur noch erstens der Abhandlung de rerum originatione radicali (No. XLVIII.), welche (vielleicht ein Fragment aus der Scientia generalis? — wenigstens ist die Gedankenverwandtschaft mit No. XXI., welches der Herausgeber unter die auf jenes Unternehmen bezüglichen Stücke gestellt hat, unverkennbar) dem Beweise für die Abhängigkeit der Welt von einer Urmonas eine andere, mehr esoterische Wendung giebt, als in welcher derselbe sonst bei Leibnitz vorkommt. Sodann den Brief an Coste (No. LXV.), auf welchen der Herausgeber schon in seiner Schrift über Leib und Seele (S. 101) hingewiesen hatte. Wir haben jedoch den Satz, von welchem der Herausgeber dort behauptet, daß er in diesem Briefe zu finden sei, nicht darin entdecken können, so sehr uns auch von jeher eingeleuchtet hat, daß kaum umgangen werden kann, denselben als ein nothwendig ergänzendes Moment in die Leibnitz'sche Philosophie hineinzutragen oder als darin enthalten vorauszusetzen. Als Anhang hat der Herausgeber unter No. C. und CI. zwei von Cousin in der neuesten Ausgabe seiner fragmens philosophiques zuerst mitgetheilte Aufsätze beigefügt; auch äußert er in der Vorrede den Wunsch, daß in Paris nach den wahrscheinlich dort noch befindlichen Briefen Leibnitzens an Arnauld Nachsuchung geschehen möge. — Zu beklagen ist an dem verdienstlichen Unternehmen, bei übrigens rühmenswerther typographischer Einrichtung, die störende Incorrectheit des Drucks, deren Schuld der Herausgeber in der Vorrede möglichst von sich abzuwälzen gesucht hat.

Nächst dieser Ausgabe Leibnitz'scher Schriften haben wir hier noch zweier von philosophischen Standpunkten der Gegenwart aus unternommener Darstellungen der Leibnitz'schen Philosophie zu gedenken. Unter diesen ist das von uns schon im

vorigen Artikel erwähnte Buch von L. Feuerbach *) nicht nur ohne Frage die bedeutendere, ſondern es iſt wohl überhaupt die vorzüglichſte Geſammtdarſtellung dieſer Philoſophie, die wir bis jetzt beſitzen. Wenn wir mit ihm eine andere, von einem Franzoſen herrührende, aber dem Sinne ihrer Abfaſſung nach gleichfalls an deutſche Philoſophie ſich anſchließende Schrift zuſammen nennen **), ſo geſchieht es nicht, um beide, in Anſehung des innern Werthes, zu paralleliſiren, ſondern hauptſächlich wegen des intereſſanten Gegenſatzes der Standpunkte, von denen aus die eine und die andere der beiden Schriften den gemeinſchaftlichen Gegenſtand auffaſſen und beurtheilen. Während nämlich die Feuerbach'ſche Schrift, bei ihrer übrigens geiſtvollen, geſchichtlich treuen und literariſch genauen und ſorgfältigen Auffaſſung, doch im Einzelnen ſtark imprägnirt iſt von den im vorigen Artikel erwähnten Lieblingsanſichten ihres Verfaſſers; während ſie, bei rühmlicher Unbefangenheit der Schilderung von Leibnitzens philoſophiſchen Principien, ſo weit dieſelben nicht in die theologiſchen Fragen eingreifen, einſeitig und, bei aller Anerkennung und Bewunderung des großen Denkers, gegen ihn ungerecht wird, ſobald ſie auf den genannten Punkt zu ſprechen kommt, und, in dem hier überreichlich eingeflochtenen polemiſchen Raiſonnement, auch in formaler Hinſicht die Haltung verliert, welche der Würde einer geſchichtlich-philoſophiſchen Darſtellung geziemt: — ſo iſt der Vf. der andern Schrift, Hr. Secretan, — er ſagt es uns zwar nicht ausdrücklich, aber es geht aus dem Inhalte der Schrift auf das Unzweideutigſte hervor, — ein Anhänger und vielleicht Zuhörer Schellings, und er macht ſeine Darſtellung der Leibnitz'-

*) Darſtellung, Entwicklung und Kritik der Leibnitz'ſchen Philoſophie (als Fortſetzung der Geſchichte der neuern Philoſophie) von Ludwig Feuerbach. Ansbach 1837.

**) La philosophie de Leibnitz, fragment d'un cours d'histoire de la métaphysique, donné dans l'Académie de Lausanne, par C. Secretan, licencié en droit. Lausanne 1840.

schen Philosophie zum Vehikel für die Aussprache von Ideen, welche er dem Studium der neuern Schelling'schen Philosophie verdankt. Seine historische Darstellung ist, in französischer Weise, leicht, gewandt und anziehend, aber ohne sonderliche Gründlichkeit, und schwerlich unabhängig von den Vorgängern, namentlich von Feuerbach, obgleich der Vf. versichert (S. 45), das „spirituel volume" des Letztern erst nach der Redaction des seinigen, und nur sehr flüchtig, durchsehen gekonnt zu haben *). Aehnlich ungefähr mag es sich mit den vom Vf. den Leibnitz'schen gegenübergestellten Philosophemen verhalten, welche die letzten Vorlesungen (das Büchlein besteht aus sieben, vom Vf. in der Akademie zu Lausanne gehaltenen Vorträgen) ausfüllen. Der Verf. giebt uns dieselben für seine eigenen; nur von einem „Zusammentreffen des Gesichtspunkts mit dem Schelling'schen in Ansehung der Idee der Freiheit" ist am Schlusse die Rede (S. 144). Wir haben aber Grund, zu vermuthen, daß das Ganze dieser Philosopheme seinem wesentlichen Grunde nach jenen „noch ungedruckten" Vorlesungen angehört, aus denen der Vf. nur einige „kritische Betrachtungen" entlehnt zu haben hat bekennen wollen. Ob freilich Schelling mit seiner Auffassung durchgehends zufrieden sein würde, ist erlaubt, zu bezweifeln; irren wir nicht, so lassen sich auch hier dem Vf. Spuren der Flüchtigkeit nachweisen, mit der er allenthalben zu Werke gegangen ist.

Beide genannte Schriften also sind, indem sie sich nicht auf historischen Bericht beschränken, sondern eine Beurtheilung der von ihnen dargestellten Philosophie bezwecken, zugleich Tendenzschriften, und wir dürfen erwarten, über das Verhältniß der von ihnen besprochenen Philosophie zu den philosophischen Tendenzen der Gegenwart näher durch sie belehrt zu werden. Fassen wir sie in dieser Beziehung ins Auge, so fällt, bei dem

*) Daß der Verf. auch sonst »très-rapidement« verfahren ist, zeigt u. a. S. 12 die Erwähnung der Guhrauer'schen Sammlung als einer vollständigen Ausgabe von Leibnitzens Werken.

Gegensatze ihrer beiderseitigen Standpunkte, die Uebereinstimmung des Gesichtspunktes auf, unter welchen sie beide das Leibnitz'sche System betrachten. Wir lassen dahingestellt, wie viel von dieser Uebereinstimmung dem Gebrauche zuzurechnen ist, welchen der Vf. der jüngern dieser Schriften von der ältern gemacht zu haben scheint; erklären ließe sich dieselbe wohl auch auf anderm Wege, da zwischen den Standpunkten beider Verfasser, trotz ihres augenfälligen Widerspruchs, noch immer, den Standpunkten älterer Systeme gegenüber, eine gewisse Gemeinsamkeit stattfindet. Beide Verfasser konnten, ohne den Punkt dieses Widerspruchs zu berühren, das Verhältniß der Leibnitz'schen Philosophie zu den gleichzeitigen und vorangehenden Systemen feststellen. Sie konnten die eigenthümliche Bedeutung dieser Philosophie in die Wendung setzen, welche durch Leibnitz der von Cartesius und Spinoza in einseitiger, unfruchtbarer Abstraction gefaßte Substanzbegriff erhielt, indem Leibnitz zuerst denselben als identisch mit dem Begriffe der thätigen Kraft zu fassen wagte, ohne doch, — wie andere Philosophen neben ihm (vergl. die gelungene Parallele bei Feuerbach S. 39 ff.), die sich nicht eines gleichen Erfolges rühmen können, — aus der allgemeinen Grundlage der mechanischen Naturansicht, die einmal für die damalige Philosophie eine nothwendige Schranke, eine unabweisliche Bedingung des organischen, wissenschaftlichen Fortschritts bezeichnet, herauszutreten. Die Nothwendigkeit, daß unter dieser doppelten Voraussetzung, des Begriffs der Substanz, als thätiger Kraft, einerseits, der mechanischen Naturansicht, d. h. der Ansicht, welche alle Bestimmtheit der sinnlichen Erscheinung auf die Begriffe der Ausdehnung und der Bewegung zurückführt, andererseits, das System ein monadologisches werden mußte, der Grund, weßhalb nach diesen Prämissen kein anderes System, als die Monadologie in der Gestalt, die eben Leibnitz ihr gegeben hat, möglich war, — dieser Grund und diese Nothwendigkeit hätten bei Feuerbach, dem zwar die Einsicht in Beides ohne Zweifel nicht abzusprechen ist, wohl noch Gegenstand einer ausdrücklichern

Erörterung werden können. Bei dem Vf. der zweiten Schrift, der von der Eigenthümlichkeit, von der relativen Berechtigung sowohl, als Unwahrheit der mechanischen Naturansicht, kein so ausdrückliches Bewußtsein mitgebracht zu haben scheint, war eine solche Deduction ohnehin nicht zu erwarten. Derjenige Punkt des Leibnitz'schen Systems, an welchen beide Verfasser, wiewohl in verschiedenem Sinne, ihre kritischen Bemerkungen knüpfen, ist dagegen das Verhältniß von Determinismus und Freiheitslehre in diesem Systeme. Beide Verff. stimmen dahin zusammen, daß der Determinismus bei Leibnitz das Wesentliche, der Kern seiner philosophischen Weltansicht sei, der Freiheitsbegriff und was damit zusammenhängt, also namentlich der Begriff des Weltschöpfers, der schöpferischen Urmonas, ein äußerlich Aufgetragenes, der Consequenz des Systems Fremdes. Der wahre Gott des Leibnitz'schen Systems, so schreibt der französische Kritiker Feuerbach nach, ist die prästabilirte Harmonie im Sinne einer Fichte'schen moralischen Weltordnung, eines ordo ordinans. Nur darin geht das Urtheil beider Kritiker auseinander, daß der Deutsche den Mangel des Leibnitz'schen Philosophirens darin sucht, daß er, den Dualismus von philosophischem und theologischem Denken, in welchem sein Zeitalter noch befangen war, für seine Person zu überwinden unvermögend, theologische Voraussetzungen in die Philosophie herübergenommen, und aus ihnen eine Reihe von Scheinbegriffen gebildet habe, die wir als ein hors d'oeuvre in seinem Systeme figuriren sehen, der Franzose dagegen in einer Verfehlung des ächten Freiheitsbegriffs, in der Unterschiebung einer willenlosen deterministischen Scheinfreiheit für diejenige Freiheit, die ihren Sitz in dem von allen Fesseln der Begriffsnothwendigkeit entbundenen Willen habe.

Der Satz der Leibnitz'schen Philosophie, den wir von beiden entgegengesetzten Seiten angefochten sehen, ist, wie unsere Leser bemerkt haben werden, kein anderer, als der berühmte, welcher der Theodicee dieses Denkers zum Grunde liegt, von dem Verhältnisse des göttlichen Verstandes zum göttlichen

Willen. Weil Leibnitz behauptet, daß in der göttlichen Intelligenz, vermöge der ewigen Wahrheiten, welche vor aller Thätigkeit des göttlichen Willens und unabhängig von dieſer Thätigkeit, den unerſchaffenen Inhalt der göttlichen Intelligenz ausmachen, das Bild oder der Begriff der „beſten Welt," nebſt einer Unendlichkeit von Begriffen anderer, unvollkommener Welten, von Ewigkeit her vorgezeichnet iſt, und daß die Thätigkeit des göttlichen Willens allein in der Realiſirung dieſes Begriffs beſteht: ſo glauben beide Kritiker ſich berechtigt, den Unterſchied des göttlichen Verſtandes und des göttlichen Willens, wie dieſer Philoſoph ihn beſtimmt, überhaupt für einen unwahren zu erklären. Dieſelbe unbedingte Nothwendigkeit, dieſelbe Unmöglichkeit des Nicht- oder Andersſeins, die nach Leibnitz zugeſtändlicher Weiſe dem Inhalte des göttlichen Verſtandes zukommt, treffe in der That auch den göttlichen Willen. Gott müſſe, — er könne nicht anders, — die Welt, und dieſe Welt, als die beſte von allen möglichen ſchaffen; dies ſei nicht etwa nur, wie Leibnitz behaupte, eine moraliſche, die Möglichkeit des Gegentheils nicht ausſchließende, ſondern allerdings auch eine metaphyſiſche Nothwendigkeit für Gott; jene Möglichkeit des Gegentheils aber, durch welche nach Leibnitz die moraliſche Nothwendigkeit ſich von der metaphyſiſchen unterſcheiden ſoll, ſei ein leeres Wort, bei welchem ſich nichts Vernünftiges denken laſſe. Daher bei Secretan die Beſchuldigung, daß das Leibnitz'ſche Syſtem, gleich allen rationaliſtiſchen, den Willen läugne oder ihn dem Verſtande, der Intelligenz, die nach dieſen Syſtemen Alles in Allem ſei, opfere; bei Feuerbach umgekehrt die Beſchuldigung, daß Leibnitz in Widerſpruch mit ſich ſelbſt gerathe, indem er, jener Nothwendigkeit zum Trotze, die er ſelbſt in ſeinem Begriffe der „ewigen Wahrheiten," dem göttlichen Verſtande zum Inhalt gebe, nichts deſtoweniger, den hergebrachten theologiſchen Vorurtheilen zu Gefallen, ein beneplacitum des göttlichen Willens, welches ſo, aber auch anders ausfallen konnte, annehme. — Wir unſererſeits ſind uns wohl bewußt, daß beide Beſchul-

digungen nicht schlechthin als grundlos zurückzuweisen sind; aber wir glauben doch, daß so, wie sie bei unsern Kritikern gestellt sind, der Tadel, den sie enthalten, nur zum Theile das System, gegen das sie gerichtet sind, trifft, zum andern Theile aber auf die philosophischen Voraussetzungen beider Kritiker zurückfällt. Wahr ist, daß bei Leibnitz von der absoluten (metaphysischen) und der hypothetischen (moralischen) Nothwendigkeit, streng genommen, nur gesagt wird, sie seien unterschieden, aber nicht gezeigt, worin ihr Unterschied besteht; — wahr auch, daß dieser Mangel einer wirklich wissenschaftlichen Unterscheidung auch den, von Leibnitz mehr postulirten, als factisch nachgewiesenen Unterschied von Verstand und Willen trifft, um so mehr, als die Leibnitz'sche Definition der Monas, als vorstellender Substanz, eine genügende metaphysische Basis für diesen Unterschied vermissen läßt. Diese Mängel des Leibnitz'schen Philosophirens sind namentlich von Hrn. Secretan nicht ohne Geschicklichkeit benutzt worden, um die Principien dieses Systemes als unverträglich mit den Forderungen darzustellen, von denen ein „System der Freiheit" (auch diesen Ausdruck hat er von Schelling aufgenommen) ausgehen müsse, während Feuerbach seinerseits noch leichteres Spiel hat, aus ihnen den Schluß zu ziehen, daß Leibnitz Unrecht gehabt habe, überhaupt eine von der Nothwendigkeit unterschiedene Freiheit, einen von der Intelligenz unterschiedenen, oder nicht in die Intelligenz aufgehenden Willen anzunehmen. Wir aber stimmen weder den Anmuthungen bei, welche beide Kritiker, jeder von seinem Standpunkte aus, an das beurtheilte System zu stellen sich erlauben, noch auch der, Beiden gemeinschaftlichen Behauptung, daß jene Unterschiede so, wie sie bei Leibnitz auftreten, weil sie nicht wissenschaftlich ausgeführte sind, auch der speculativen Bedeutung ermangeln. Daß sie, auch unausgeführt, eine solche Bedeutung haben, vermöchte nur derjenige zu läugnen, der entweder selbst sich zu einer, jene zwei extremen Weltansichten, der rein deterministischen Feuerbachs, oder der äquilibristischen, die Secretan, so wie unter den Deutschen der

Rechtsphilosoph Stahl, Schelling abgehört haben will *), sich

*) Daß Schelling jemals in so schroffer Weise, wie es der Fall gewesen sein müßte, wenn Hr. Secretan berechtigt sein sollte, von einer »identité de point de vue sur la liberté« zwischen ihm und Schelling zu sprechen, oder wenn der Standpunkt Schellings für einen und denselben mit den Voraussetzungen der Stahl'schen Rechtsphilosophie gelten sollte, — die antirationalistische Verläugnung aller und jeder, dem göttlichen Verstande inwohnenden, und somit auch dem göttlichen Willen vorangehenden Denknothwendigkeit ausgesprochen haben könne, fällt uns von dem Verfasser der mit Recht gefeierten Abhandlung »über das Wesen der menschlichen Freiheit ꝛc.« unmöglich, zu glauben, und wird auch durch die Aeußerungen der bekannten Vorrede zu Cousin, in welcher von dem »großen Rechte der Vernunft, im Besitze des absoluten Prius, selbst des der Gottheit, zu sein,« die Rede ist, auf das Schlagendste widerlegt. Einem Denker, wie Schelling, konnte es wahrlich nicht entgehen, was Manchen seiner Schüler entgangen zu sein scheint, daß, wenn man doch nicht umhin kann, bei Analyse des Schöpfungsbegriffs von einer hypothetischen Nothwendigkeit zu sprechen und auf diese z. B. den Begriff oder die Möglichkeit des Bösen zurückzuführen, diese hypothetische Nothwendigkeit ihre Wurzel in einer absoluten, also in einer solchen, die auch für Gott dies ist, oder mit andern Worten, in einer Nothwendigkeit des göttlichen Verstandes, welche die immanente Grenze oder Bedingung des göttlichen Willens bildet, haben muß. Das Mißverständniß mag dadurch veranlaßt sein, daß Schelling, wie wir vermuthen, sich laut und entschieden gegen das Prädiciren der Nothwendigkeit von irgend einem Realen und Wirklichen als solchem, erklärt, daß er, mit andern Worten, die Nothwendigkeit lediglich als eine Schranke, lediglich als etwas Formales und Negatives, bestehen läßt. So können wir uns auch wohl als möglich denken (Ref. ist davon zwar nicht positiv unterrichtet, aber Nichts verhindert ihm, es anzunehmen): daß in Schellings gegenwärtiger Philosophie der allerdings hart klingende Satz vorkommen mag (s. d. Schrift von Secretan S. 111), daß nicht Gott das Gute wolle, weil es gut sei, sondern daß das Gute gut sei, weil Gott es wolle. Aber wenn er bei

bekennt, oder der, wenn er, gleich uns, ein Mittleres zwiſchen beiden für möglich, und für die von aller wahrhaften Philoſophie angeſtrebte Wahrheit erkennt, doch die bloße Aſſertion dieſes Mittleren, wie wir ſie bei Leibnitz antreffen, nicht für ausreichend hält, als ein Philoſophem, ſondern höchſtens als ein Glaubensbekenntniß zu gelten. Wer dieſes Letztere thut, mit dem ſtreiten wir nicht; wir unſern Theils jedoch bekennen, daß die Klarheit, die Energie und Entſchiedenheit, mit welcher Leibnitz zuerſt von allen Philoſophen dieſen Unterſchied, wenn auch nur in der Weiſe des unmittelbaren Bewußtſeins, als ein Poſtulat des geſunden Menſchenverſtandes und des ſittlichen Religionsglaubens, ohne die ſpeculative Dialektik, die allerdings, um ihn wiſſenſchaftlich zu begründen und zu erweiſen, unerlaßlich bleibt, aufgeſtellt und gegen alle damals bekannte Gegner nach beiden Seiten verfochten hat, uns zu genügen ſcheint, ſeiner That das Prädicat einer philoſophiſchen zu erwerben. Das Studium der Leibnitz'ſchen Schriften iſt, wegen der genannten Eigenſchaften, auch in jetziger Zeit zum Behufe der allgemeinen Orientirung über das Problem des Gegenſatzes von Freiheit und Nothwendigkeit höchlich anzuempfehlen, wenn auch dieſes Problem noch keineswegs durch ſie gelöſt

---

Schelling vorkommt, ſo hat er dort unſtreitig nicht den thörichten und trivialen Sinn, den die Vertheidiger eines grundloſen beneplacitum der Gottheit ihm beilegen, gegen welche Leibnitz kämpfte, ſondern den wahren und großen, daß das Gute nicht als etwas Formales, ſondern als etwas Subſtantielles, nicht als abgezogener Begriff des göttlichen Verſtandes, ſondern als das lebendige Weſen und Selbſt des göttlichen Willens zu denken iſt. Durch dieſe Behauptung, falls ſie nämlich ihm angehört, erhebt ſich Schelling in der That auch über Leibnitz, inſofern nämlich dieſer — was mit der abſtracten, mechaniſtiſchen Weiſe ſeines Philoſophirens zuſammenhängt — den Begriff des Guten, unter den übrigen veritates aeternae, nur als Inhaltsbeſtimmung des göttlichen Verſtandes und mithin als Vorausſetzung des göttlichen Willens ſetzte.

iſt; wir wüßten in der geſammten philoſophiſchen Literatur Nichts zu nennen, was kräftiger den Geiſt und das Bewußtſein des philoſophirenden Individuums vor den Einſeitigkeiten zu bewahren vermöchte, aus welchen ſich die moderne Speculation in Bezug auf dieſes Problem eben erſt noch herauszuringen hat.

Vielleicht werden unſere Leſer finden, daß wir mit vorſtehenden Erörterungen allzuweit von dem Geſichtspunkte abgeirrt ſind, der uns, wie wir am Eingange dieſes Artikels bemerklich machten, veranlaßt hat, die in der gegenwärtigen wiſſenſchaftlichen Literatur auftauchenden Studien der Leibnitz'ſchen Philoſophie mit einigen neueren, monadologiſchen Syſtemen zuſammenzuſtellen. Es iſt alſo Zeit, nach dieſem Geſichtspunkte hin wiedereinzulenken; und glücklicher Weiſe können wir dies mit einer Bemerkung thun, durch die wir zugleich die Auffaſſung des Leibnitz'ſchen Syſtemes in beiden vorgenannten Denkſchriften in einem wichtigen Punkte ergänzen und berichtigen zu können glauben. Was nämlich in beiden und, ſo viel uns wenigſtens bekannt, bisher allgemein überſehen wurde, das iſt der begriffliche Zuſammenhang, in welchem die Leibnitz'ſchen Philoſopheme über den Gegenſatz von Nothwendigkeit und Freiheit mit der monadologiſchen Hypotheſe dieſes Philoſophen ſtehen. Hätte man dieſen Zuſammenhang erkannt, ſo würde man nimmermehr darauf gekommen ſein, die Theodicee für ein hors d'oeuvre der Leibnitz'ſchen Philoſophie zu erklären; man würde vielmehr in der Grundlage dieſes Werkes den weſentlichen Grundgedanken des Leibnitz'ſchen Philoſophirens überhaupt wieder erkannt haben. Um ihn darin zu erkennen, genügt es, in der Analyſe des Subſtanzbegriffs, welche die Verfaſſer der beiden Denkſchriften mit Recht an die Spitze ihrer Darſtellung geſtellt haben, noch ein paar Schritte weiter zurückzugehen, als ſie es gethan haben. Es iſt wahr, der Begriff der Subſtanz wird bei Leibnitz als identiſch mit dem der thätigen Kraft gefaßt: aber wie iſt Leibnitz dazu gekommen, ihn ſo zu faſſen? Wir antworten: auf dem gerade entgegengeſetzten Wege von

demjenigen, auf dem Spinoza dazu gekommen ist, die Substanz als causa sui zu fassen. Dem Spinoza war das wahrhaft Seiende oder Wirkliche das, was nicht als nichtseiend gedacht werden kann, dessen Wesen, wie er es auszudrücken liebt, das Dasein in sich schließt. Leibnitz erkannte umgekehrt, daß es zum Wesen derjenigen Wirklichkeit, welche den Gegenstand unserer Erfahrung ausmacht, also der erscheinenden Wirklichkeit gehört, auch nicht sein zu können, den Grund ihres Daseins nicht in sich, sondern außer sich zu haben. Dies der Inhalt des Satzes vom zureichenden Grunde, der, wie bekannt, eines der Grundaxiome seines Philosophirens bildet. Er macht von diesem Satze im Ganzen und Großen seines Systemes einen doppelten Gebrauch, indem er erst das beharrliche Sein der Monaden und die prästabilirte Harmonie, in welcher diese Monaden unter einander stehen, als den zureichenden Grund der wechselnden Erscheinungen, sodann die schöpferische Urmonas, als den zureichenden Grund des Daseins aller einzelnen Monaden und ihrer prästabilirten Harmonie, bestimmt. Auch die Monaden also sind Leibnitzen wesentlich, mit alleiniger Ausnahme der Urmonas, ein Auchnichtseinkönnendes; sie sind die Substanz, zu deren Annahme wir nicht, wie Spinoza zu der seinigen, durch immanente Denknothwendigkeit, — durch den ontologischen Beweis, — sondern durch die Wahrnehmung eines Erscheinenden, welches unablässig den factischen Beweis seines Auchnichtseinkönnens führt, indem es nämlich unaufhörlich vom Nichtsein in das Sein, und vom Sein in das Nichtsein übergeht, — also durch den kosmologischen Beweis — genöthigt werden. Derselbe kosmologische Beweis führt nach Leibnitz erst in zweiter Potenz zur Annahme eines Nichtnichtseinkönnenden, einer Urmonas, welche causa sui ist, und deren Dasein mithin auch auf ontologischem Wege, durch reine Denknothwendigkeit, bewiesen werden kann. Die Unendlichkeit der geschaffenen Monaden aber ist, da es in ihrem Begriffe liegt, nicht durch sich selbst zu sein, das, was diese Monaden sind, wesentlich nur dadurch, daß dieselben Grund eines Andern, als sie

selbst, nämlich ihrer unendlich wechselnden Perceptionen sind, das heißt mit andern Worten, daß sie sich als thätige Kräfte manifestiren; womit denn eben die Definition des Leibnitz'schen Substanzbegriffs, von der unsere beiden Verfasser ausgehen, gefunden ist.

Wenn nun, wie wir hier gezeigt haben, die Leibnitz'sche Monadenlehre ihrem innersten Grunde nach auf der Anerkennung des Gegensatzes von Nothwendigkeit und Freiheit beruht, wenn sie auf einer Definition des Seins *) oder der Wirklichkeit beruht, der, indem er das Sein mit dem Begriffe der Thätigkeit, der wirkenden Kraft, identisch setzt, jenen großen Gegensatz als einen wahren und wirklichen zu seinem inwohnenden Momente hat: so gilt ganz das Gegentheil von demjenigen monadologischen Systeme, welches in der Gegenwart den größten Ruf erlangt hat, von dem Herbart'schen. Der Begriff des Seins, welcher den Herbart'schen Monaden oder „einfachen Wesen" zum Grunde liegt, liegt außerhalb dieses Gegensatzes, so wie überhaupt außerhalb der Gegensätze, durch welche sich die moderne Speculation in Kant, Fichte, Schelling und Hegel hindurchbewegt hat. Er verhält sich gleichgültig gegen die Kategorieen der Modalität, eben so, wie gegen alle andern Bestimmungen, welche der Speculation dazu dienen, diesen Begriff, sobald er auf Reales angewandt werden soll, nicht in der Nacktheit der „reinen Position," sondern sogleich mit einem bestimmten, wenn auch nur formalen, Inhalte versehen zu denken. Von den Anhängern des Herbart'schen Systemes wird natürlich dieser Umstand dem Urheber desselben zum Ruhme angerechnet. Namentlich Leibnitzen gegenüber, dessen System vollendet und zur Ruhe gebracht zu haben, das Herbart'sche sich rühmt **), sucht man eben dies als

*) Mit Recht sagt Secretan, da wo er von der Begriffsbestimmung der Monade handelt (S. 22): Il ne s'agit de rien moins que de savoir ce que c'est que d'être.

**) S. die nachher anzuführende Schrift von Taute, S. 475.

wesentlichen Fortschritt gelten zu machen, daß nur in den Herbart'schen, nicht in den Leibnitz'schen Monaden die Analyse der Erfahrung bis zu jener letzten, einfachsten Abstraction hindurchgedrungen sei, worin sie erst wirklich zur Ruhe kommen könne, um von ihr aus den umgekehrten, synthetischen Weg des Erkennens zu betreten. Von jedem andern philosophischen Standpunkte dagegen muß diese Enthaltsamkeit von allen nähern Bestimmungen im Begriffe der absoluten Position, der Herbart'schen Philosophie als ein Mangel an Bildung des Gedankens angerechnet werden; als eine Dürftigkeit des aprioriſchen, metaphysischen Denkens, welches in jener Philosophie nicht zu dem Bewußtsein gelangt ist, dem auf eine oder andere Weise in allen andern philosophischen Standpunkten, allenfalls dem der alten Eleaten ausgenommen, sein Recht geworden ist, — zu dem Bewußtsein, daß, um zu *sein*, mehr dazu gehört, als *nur* sein. Die Herbart'sche absolute Position, — so wird man, wenn man die monadistischen Systeme unter sich selbst vergleichen will, von dem Leibnitz'schen Standpunkte aus sagen müssen, — schließt eine Verläugnung des Begriffs der *ewigen Wahrheiten* oder der *angeborenen Erkenntnisse* in sich, und zerstört dadurch die wahrhafte, wissenschaftliche Grundlage der Monadologie. Sie macht die „einfachen Wesen" zu einer bloßen Hypothese zum Behufe der Erklärung, oder vielmehr nur Zurechtstellung der Erfahrung, und zwar einer solchen Erfahrung, die nur durch den logischen Grundsatz des Widerspruchs, nicht zugleich durch den des *zureichenden Grundes*, durch welchen erst eine reale Erkenntniß zu erreichen wäre, geleitet ist.

Um diese Parallele zwischen Leibnitz und Herbart näher zu motiviren, wäre vor Allem die Art und Weise, wie der letztgenannte Philosoph die Totalität der Erscheinungswelt aus „Störungen" und „Selbsterhaltungen" der einfachen Wesen zu erklären sucht, mit dem Leibnitz'schen Philosopheme zusammengehalten, welches bekanntlich diese Welt aus Vorstellungen der Monaden entstehen läßt. Auch hier kann Herbarten das Ver-

dienſt nicht beſtritten werden, wenn man die Stellung der oberſten Realprincipien als ein Geſchäft nur der Analyſe des Gegebenen betrachtet, in dieſer Analyſe weiter, als Leibnitz, zurückgegangen zu ſein. Denn während Leibnitzen der Begriff der Vorſtellung (perceptio) ein Letztes iſt, um die Thätigkeit der Monaden nach ihrer nähern Beſchaffenheit zu bezeichnen, ſo behandelt Herbart, obgleich er mit Leibnitz darin zuſammentrifft, daß auch er alle innern Affectionen, wenigſtens ſolcher einfachen Weſen, deren Affectionen für uns Gegenſtand nicht bloß einer äußerlichen, ſondern einer innern Erfahrung ſind, alſo der geiſtigen und ſeeliſchen, auf den Begriff der Vorſtellung zurückführt, doch dieſen Begriff ſelbſt als einen noch weiter zu analyſirenden betrachtet; und bekanntlich fällt dieſe Analyſe bei ihm dahin aus, daß „Vorſtellung" nichts Anderes iſt, als die Selbſterhaltung eines einfachen Weſens gegen eine von Außen, durch ſein Zuſammenſein mit andern einfachen Weſen, erlittene Störung. — Aber durch dieſen Weg des Vergleichens wäre die Würdigung des ſpeculativen Gehalts beider Syſteme nur erſt unter den Geſichtspunkt geſtellt, welchen die Eigenthümlichkeit des Herbart'ſchen, aber noch nicht unter den, welcher die Eigenthümlichkeit des Leibnitz'ſchen, für ſich in Anſpruch nimmt. In Bezug auf Leibnitz nämlich wäre eben dies eine irrige Vorausſetzung, wenn man den Begriff der vorſtellenden Monade als einen einſeitig nur durch Analyſe der Erfahrung gewonnenen anſehen wollte. Er iſt, wenigſtens nach Einer Seite hin, vielmehr ein aprioriſcher; er iſt der concrete Ausdruck für die nothwendige, im reinen Vernunftbewußtſein als „ewige Wahrheit" vorgefundene Beſtimmung des Seins, als ſolchen, des wahren, wirklichen Seins. Darum wird dort auch wenigſtens der Urmonas in der Beſtimmung, in der auch ſie geſetzt iſt, als unendlich thätiger, d. h. als in einer Unendlichkeit von Perceptionen und Vorſtellungen ſich bewegender, abſolutes, ſchlechthin nothwendiges Daſein zugeſchrieben, während freilich das Daſein der übrigen Monaden, während, mit andern Worten, der Begriff der Schöpfung, auch dort nur als eine

zur Erklärung der Erfahrung gegebene Hypotheſe gelten kann. Bei Herbart dagegen hat die Lehre von den einfachen Weſen und ihren Störungen und Selbſterhaltungen durchaus kein Moment der Apriorität oder Vernunftnothwendigkeit. Die „einfachen Weſen" könnten eben ſo gut in alle Ewigkeit, ohne ſich einander zu ſtören, und ohne gegen Störungen zu reagiren, bei einander ſein; dann würden wir freilich keine bunte Mannichfaltigkeit der Erſcheinung, ſondern nur ein einfaches, ſich ſelbſt gleiches Sein haben, von welchem nicht zu ſagen wäre, wodurch es von dem Nichts ſich unterſcheiden ſoll. Eine Nothwendigkeit dagegen, die ſchon in der reinen Poſition als ſolcher läge, ſich in eine Mannichfaltigkeit von Beſtimmungen zu dirimiren und dadurch ſich eine dem reinen Denken erkennbare Beſchaffenheit zu geben, iſt nach dieſem Philoſophen eben nicht vorhanden. Bei Leibnitz iſt ſolche Nothwendigkeit allerdings vorhanden; ſie iſt dort zwar nicht methodiſch entwickelt, weil dieſer Denker nicht dazu gekommen iſt, ſeine Scientia universalis, wo für ſolche Entwicklung, die ſich in einer ſyſtematiſchen Darſtellung der „ewigen Wahrheiten" hätte ergeben müſſen, der Ort geweſen wäre, auszuarbeiten; aber ſie hat ihren Ausdruck gefunden eben in demjenigen Begriffe, welcher bei demſelben die Stelle einnimmt, an welche von Herbart die „reine Poſition," oder, als objectiver Ausdruck dieſer Poſition, die „einfachen Weſen" geſetzt ſind, d. h. eben in dem Begriffe der Monas, der es weſentlich, nicht zufällig iſt, Vorſtellungen zu haben oder als vorſtellende zu ſein.

An dieſe kurze Andeutung über den ſpeculativen Grundcharakter des Herbart'ſchen Syſtemes, deren Inhalt Ref. vorlängſt anderwärts weiter ausgeführt hat *), knüpfen wir hier die Anzeige einer Schrift, die mehr, als viele andere, ſich dazu eignet, Geſichtspunkte für die Betrachtung dieſes Syſtems zu geben, die von allgemeinerem, nicht bloß von einem auf den

*) In einer Geſammtrecenſion einer Reihe von Schriften Herbarts und ſeiner Anhänger, Berliner Jahrbb. Auguſt 1835.

noch immer ziemlich eng gebliebenen Kreis der Schule beſchränkten Intereſſe ſind. Wir meinen die Grundlehren der Religionsphiloſophie von M. W. Drobiſch (Leipzig 1840), ein durch anſprechende, würdig ausgedrückte Geſinnung und gebildete, geſchmackvolle Darſtellung ausgezeichnetes Büchlein, welches durch die genannten Eigenſchaften gewiß nicht verfehlen würde, der Philoſophie, zu der es ſich bekennt, Freunde zu erwerben, wenn es nur nicht gerade durch die ihm eigenthümlichen Vorzüge in einen bedenklichen Widerſpruch mit dem Charakter dieſer Philoſophie, ſo wie es ſelbſt ihn beſtimmt, verſetzt würde. — Der Vf. bezeichnet (S. 5) den Geiſt der Herbart'ſchen Philoſophie auch hier, wie er ihn ſchon früher, in ſeinen „Beiträgen zur Orientirung über Herbart's Syſtem," bezeichnet hatte, als den Geiſt exacter Forſchung. Dies iſt, zur Charakteriſirung des Eigenthümlichen dieſer Philoſophie, ohne Zweifel ein glückliches Wort; man kann ihr dieſes Prädicat zugeſtehen, auch ohne damit ſo einſeitig, wie der Vf., ein Lob ausſprechen zu wollen. Auch Leibnitz, in dem Plane zu ſeiner scientia generalis oder universalis beabſichtigte die Philoſophie zur science exacte zu erheben; aber er iſt, wie wir ſehen, an der Unausführbarkeit dieſes Unternehmens geſcheitert. Es iſt nämlich nicht zu überſehen, daß der Begriff exacter Wiſſenſchaft in dem Sinne, den man ſelbſt den exacten nennen kann, — den die Franzoſen befolgen, wenn ſie von den sciences exactes nicht nur die littérature, nicht nur die Geſchichte im weiteſten Wortſinne, ſondern auch die sciences morales et politiques, ſondern auch die Sprachwiſſenſchaft u. ſ. w. auszuſchließen pflegen, — nur ſo weit reicht, ſo weit die Anordnung der Mathematik auf dem Gebiete des concreten, realen Daſeins reicht, ſo weit, mit andern Worten, dieſes Daſein unter dem Geſetze des Mechanismus ſteht. Wo das Bereich dieſer Geſetze aufhört, wo die Mathematik uns im Stiche läßt: da hebt für die science exacte das Bereich der Hypotheſen an, da ſchlägt das exacte Wiſſen in ein bloßes Meinen, Rathen und Vermuthen um. Die Philoſophie, als exacte

Wissenschaft behandelt, hat daher nothwendiger Weise die Tendenz, das Leben der Natur, und wo möglich auch das des Geistes, als einen mechanischen Prozeß darzustellen; die Principien dieses Prozesses, von denen Leibnitz mit Recht bemerkt, daß sie nicht selbst mechanische sein können, tragen für sie wesentlich nur den Charakter von Hypothesen, um jenen Prozeß möglich zu machen. Dies scheint der Vf. der vorliegenden Schrift zwar nicht zugeben zu wollen, indem er (S. 228) innerhalb des Herbart'schen Systemes noch zwischen Hypothesen, deren Ungewißheit er zugibt, und den, angeblich selbst auf exacte Weise gewußten Principien des Systems unterscheidet. Aber jeder Physiker giebt es in Bezug auf seine Wissenschaft zu: nur die Ergebnisse wirklicher Berechnung, nicht das diesen Berechnungen als reales Substrat zum Grunde Gelegte, gilt dem Physiker als der Inhalt seines exacten Wissens. — In dem Gewande einer sinnreichen Hypothese erscheint aus dem angegebenen Grunde auch die gesammte Leibnitz'sche Philosophie. Da indessen Leibnitz den Lieblingssatz der damaligen Wissenschaft, dem auch seine scientia generalis dienen sollte, daß „in der Natur Alles mechanisch zugehe," nur auf die ungeistige Natur beschränkt hatte, so stand diese Hypothese zu dem gesammten Inhalte des geistigen Daseins in einem andern Verhältnisse, und es war in ihr der Platz für wahrhaft speculative, auf anderm Wege, als dem des Calculs und der Hypothese zu gewinnende Ideen gegeben, dergleichen sie denn auch, wie wir nach allem vorhin Gesagten zu urtheilen nicht umhin können, allerdings in reicherem Maaße, als ihre jüngere Schwester, in sich aufgenommen hat. Diese nämlich, die Herbart'sche Philosophie, ist in dem Unternehmen, die Philosophie zur science exacte zu erheben, noch einen Schritt weiter gegangen. Sie hat den mechanischen Prozeß, dessen Aufzeigung von diesem Standpunkte aus als das eigentlich allein wesentliche Geschäft aller wissenschaftlichen Forschung gelten muß, auch über das Geistes- und Seelenleben zu erstrecken gewagt. Ihre Hypothesen sind, wenn man will, einfacher, als die Leibnitz'schen; aber sie haben

auch weniger, oder vielmehr sie haben gar Nichts, oder höchstens nur ein Minimum von einem Gehalte, der sie über den Charakter der bloßen Hypothese hinausheben, der ihnen eine von der Wahrheit des mechanischen Prozesses, die sie zu erklären dienen sollen, unabhängige Wahrheit mittheilen könnte.

Wenn wir nun in dem Unternehmen, von dem Herbart'schen Standpunkte aus, noch dazu mit dem ausgesprochenen Bewußtsein über die Eigenthümlichkeit dieses Standpunktes, eine Religionsphilosophie aufzustellen, einen Widerspruch zu entdecken glauben, so bezieht sich dies, wie man leicht sieht, nicht darauf, daß auch der Begriff der Gottheit, als wirkender Substanz, sammt den übrigen religiösen Begriffen, die in seinem Gefolge auftreten, in einem solchen Systeme, theoretisch betrachtet, nur die Bedeutung von Hypothesen, nicht von Ideen im wahrhaften Wortsinne, haben kann. Stände dieser Begriff, als Hypothese zur Erklärung einer auf den Mechanismus reducirten Erfahrung, bei Herbart in gleichem Range mit den übrigen Hypothesen des Systemes, so würden wir diesem Systeme die Anerkennung seiner innern Konsequenz nicht versagen; auch dann nicht, wenn Herbart etwa zur weitern Begründung und Befestigung dieser Hypothese praktische, d. h. moralische, oder, — worauf nach ihm bekanntlich alles Moralische hinauskommt, — ästhetische Motive herzunähme. Es würde uns dann nicht einfallen, in die Anklage des theoretischen Atheismus einzustimmen, welche in einem frühern Aufsatze gegenwärtiger Zeitschrift (für den übrigens Ref. nicht etwa hiermit eine solidarische Verantwortlichkeit auf sich nehmen will), gegen das System Herbarts erhoben worden ist; worauf die Vorrede der Schrift von Drobisch in einem Tone antwortet, der gegen die milde, besonnene Haltung der übrigen Schrift auffallend absticht, und nicht eben den Eindruck erweckt, aus einem ruhigen, überlegenen Bewußtsein von der Güte der Sache, die der Vf. vertheidigt, hervorgegangen zu sein. Allein eben dies, daß die Idee der Gottheit in Herbarts Systeme den Rang einer solchen Hypothese einnimmt, oder irgendwie einzunehmen vermag, eben

dies ist es, was wir auf das Entschiedenste in Abrede stellen müssen. Bekanntlich weiß Herbart von keinem andern, als nur von dem gewöhnlichen teleologischen Beweise für das Dasein Gottes. Auch der Verfasser der vorliegenden Religionsphilosophie, in dessen Werke die Abhandlung über diese Beweise (S. 89—188) den am meisten hervortretenden Theil ausmacht, stimmt mit dem Urheber des Systemes in der Verwerfung jeder Möglichkeit eines ontologischen und kosmologischen Beweises überein; den teleologischen aber sucht er, in das Kant'sche Resultat einstimmend, daß derselbe, für sich genommen, nur eine hohe Wahrscheinlichkeit, aber keine eigentliche Gewißheit eines intelligenten Welturhebers zu bewirken ausreiche, durch jene praktischen oder ethisch-religiösen Betrachtungen zu ergänzen, aus welchen Kant den von ihm so genannten moralischen Beweis gebildet hat. Indeß, so viel Fleiß auch Hr. Drobisch auf diese ethische, von ihm mit manchen eigenthümlichen, und zwar glücklichen Wendungen bereicherte Ausführung verwandt hat, welcher er selbst den Namen einer „moralisch-teleologischen Begründung des Glaubens an die Vorsehung" hat geben wollen: so wird er doch unstreitig selbst zugeben, daß der Standpunkt, auf welchen uns dieselbe stellt, in theoretischer Beziehung von dem rein teleologischen Standpunkte Herbarts nicht wesentlich verschieden ist. Die Wahrnehmung wirklich in der Natur angeschauter Zwecke, und das moralische Postulat einer nicht angeschauten Zweckmäßigkeit, deren Annahme aber nothwendig ist, um unserm sittlichen Handeln eine Basis zu geben, sollen zusammenwirken, uns die wirkliche Weltordnung als das Werk eines intelligenten, nach Zwecken handelnden Urhebers denken zu lassen. Gegen die Vereinbarkeit dieser Vorstellungsweise mit den Principien der Herbart'schen Metaphysik behält der Einwand seine volle Kraft, den Ref. vor sechs Jahren gegen die Herbart'sche Gotteslehre erhoben hat. „Was sollen wir zu der Verblendung sagen, die es Herbart gänzlich unbemerkt hat bleiben lassen, daß, nach seinen metaphysischen Prämissen, er durch die Zurückführung der Zweckmäßigkeit des Universum

auf einen nach Zwecken wollenden und handelnden Urheber ſich in einen Regreß in's Unendliche verwickelt? Er ſcheint in der That an dieſer Stelle ganz vergeſſen zu haben, daß Denken, Wollen und Beſchließen, was er hier dem Welturheber zuſchreibt, nichts Anderes, als Vorſtellen iſt, und alſo auf die Acte der Selbſterhaltung eines einfachen Weſens gegen von Außen kommende Störungen zurückgeführt werden muß. Soll alſo dieſes Alles von Gott prädicirt werden, ſo wird hiermit in Gottes einfachem Selbſt nicht bloß die Möglichkeit, ſondern die Wirklichkeit von außen kommender Störungen geſetzt. — — Da aber weiter das Vorſtellen Gottes nicht einfaches Vorſtellen, ſondern der unendlich complicirte Act der tiefſten Gedankenverbindung ſein ſoll, dieſer Act aber, oder die innere Bildung, die er vorausſetzt, an wundervoller Zweckmäßigkeit der Zweckmäßigkeit des äußern Weltbaues, die von ihm ausgehen ſoll, auf keine Weiſe nachſtehen kann, ſo wird *mit völlig gleichem Rechte, wie für dieſe*, auch für jene, ein verſtändiger Urheber, alſo ein Schöpfer des Schöpfers, gefordert, und ſo fort rückwärts in's Unendliche." — Wir wiſſen nicht zu ſagen, ob vielleicht der Vf. dieſen Einwand im Sinne gehabt hat (bisher haben die Anhänger Herbarts ihn nur zu ignoriren für gut gefunden), wenn er (S. 229), nachdem er im Vorhergehenden Gott als Geiſt, analog in allen Hauptbeziehungen dem menſchlichen Geiſte, denken gelehrt, die Frage aufwirft: „ob wir von dieſer Erkenntniß aus nicht noch weiter gehen können und gehen müſſen? Ob wir nicht die Vorſtellungen der Weltſeele uns als ihre Selbſterhaltungen denken müſſen, wie unſere eigenen Vorſtellungen? Wie aber möge ſie denn zu ihnen gelangt ſein? Der Geiſt ſei die innere Bildung der Seele; woher nun die der Weltſeele?" Natürlich vermag der Vf. auf dieſe Fragen nicht anders, als ausweichend zu antworten. „Wir befinden uns hier einem Myſterium gegenüber, das ewig ein undurchſichtiger, dichter Schleier unſern Blicken entziehen wird. Es muß uns genügen und kann uns genügen, zu wiſſen, daß und wie wir uns Gott als ſeiend und

wirkend vorzustellen haben, die Frage nach dem Gewordensein Gottes ist ungereimt." — Warum ungereimt? Etwa, weil, „so fragen, heißt, entweder den Schöpfer zum Geschöpfe erniedrigen, oder inconsequenter Weise von Neuem den bereits aufgegebenen Versuch machen, den Zufall oder die Nothwendigkeit zum Weltschöpfer zu erheben?" — Aber ist es denn nicht Herbart selbst, der uns in die Nothwendigkeit dieser Alternative versetzt? Wenn, nach Herbart, die „Widersprüche im Ich" den Begriff des „Ich," das heißt des denkenden, selbstbewußten, nach Zwecken handelnden Geistes, zu einem undenkbaren machen, es sei denn, daß wir diesen Geist, mit dem genannten Denker, als ein „einfaches Wesen" zu denken uns entschließen wollen, dessen Selbsterhaltungen, d. h. seine Vorstellungen, zu dem unendlich kunstvollen Gewebe einer innern Bildung sich vereinigt haben, welches gewiß nicht minder, als der feinste, zusammengesetzteste Organismus, als ein Gebilde der tiefsten, absichtsvollsten Berechnung anzusehen ist: wie sollte nicht ganz dasselbe auch von dem göttlichen Ich gelten müssen? Oder, wenn die Philosophie, als die „Kunst des widerspruchlosen Denkens" Vorstellungen im göttlichen Geiste ohne Widerspruch zu denken vermag, die etwas Anderes sind, als Selbsterhaltungen gegen äußere Störungen; eine „innere Bildung" des göttlichen Geistes, die auf einem andern Wege zu Stande gekommen ist, als auf dem von dem Principe innerer Zweckmäßigkeit durchdrungenen der organischen Wechselverkettung und Wechselwirkung: warum vermöchte sie Beides nicht auch in Bezug auf den menschlichen Geist? Der Vf. erwiedere uns nicht, daß es an der wissenschaftlichen Berechtigung fehle, solche Fragen aufzuwerfen, weil „die Nothwendigkeit des Glaubens nicht die Nothwendigkeit des Seins, der Glaube keine aufgedrungene, sondern eine freie Position ist!" Was für ein Glaube kann uns zwingen, durch freie Position etwas logisch Undenkbares zu setzen? Die Herbart'sche Philosophie wird uns doch nicht zu dem Credo, quia absurdum est zurückführen wollen? — Will diese Philosophie sich, dem modernen Pantheismus gegenüber,

gegen welchen es auch in dem vorliegenden Werke nicht an herben Anklagen fehlt, ihres Glaubens an eine perſönliche Gottheit rühmen, ſo liegt es ihr vor Allem ob, den Begriff dieſes Gottes denkbar zu machen. Dieſer Aufgabe aber hat ſie offenbar ſo lange nicht genügt, ſo lange ſie nicht für die Erklärung des Begriffes der Perſönlichkeit überhaupt, d. h. des denkenden und wollenden Ich, als ſolchen, einen andern Weg gefunden hat, als den bisher von ihr eingeſchlagenen, deſſen Richtung nur iſt, das Ich als Glied einer beſtehenden Weltordnung, nicht aber als Urheber einer ſolchen Weltordnung begreiflich zu machen. Bis dahin bleibt, was man mit Unrecht von der Leibnitz'ſchen Philoſophie behauptet hat, in Bezug auf die Herbart'ſche vollkommen wahr, daß ſie es auf wiſſenſchaftlichem Wege, — vermöge ihrer praktiſch-äſthetiſchen Principien nämlich, denn auch hieran haben die metaphyſiſchen keinen Theil, — nur bis zum Begriffe einer ſittlichen Weltordnung bringt, während der Begriff eines intelligenten Weltordners eine unbegründete, von Außen herzugenommene Aſſertion iſt.

Von Intereſſe iſt es übrigens, in der vorliegenden Schrift eine beſtimmte Erklärung in Betreff eines Punktes zu finden, hinſichtlich deſſen wenigſtens Ref. bisher über die eigentliche Meinung der Herbartſchen Philoſophie im Unklaren geblieben war, — vielleicht, daß ihm eine irgendwo von dem Urheber des Syſtemes bereits darüber abgegebene Erklärung unbemerkt geblieben iſt. Wir erfahren nämlich, daß der Theismus des Syſtemes nicht ſo weit geht, eine Schöpfung im ſtrengen Sinne, als einen zeitlichen Urſprung auch der „einfachen Weſen" behaupten zu wollen. „Die einfachen Elemente der Dinge, die realen Weſen, die Monaden, können nicht geſchaffen ſein; es liegt in dem Begriffe des einfach Seienden, nicht entſtanden, nicht geworden, nicht in Beziehung auf und durch Anderes geſetzt zu ſein; das Seiende ſteht auf ſeinen eignen Füßen, es ſtützt ſich nicht auf Anderes; es giebt keine Urſache des Seins, keine Kraft, zu ſein" (S. 202). Daß dieſe Sätze als Konſequenzen in dem Herbart'ſchen Syſteme enthalten ſind, war uns

zwar nicht entgangen. Sollen die Begriffe der Zeit, der Veränderung, der Möglichkeit und Wirklichkeit u. ſ. w. erſt, wie Herbart's Metaphyſik es bekanntlich zu thun unternommen hat, aus dem Begriffe der „einfachen Weſen" entwickelt werden, ſo wäre es allerdings ein Widerſpruch, dieſe Weſen ſelbſt als zeitlich entſtanden zu denken. Dennoch waren wir im Zweifel darüber geblieben, ob Herbart geſonnen ſei, dieſe Konſequenz den religiöſen Anforderungen gegenüber gelten zu machen, da er es doch einmal nicht hat verhindern können — wenn auch nicht eingeſtehen wollen, — daß durch dieſe Anforderungen die Strenge jener Konſequenz in andern Punkten durchbrochen wird. Der Vf. ſeinerſeits richtet ſein Beſtreben darauf, zu zeigen, daß dem religiöſen Bedürfniſſe durch die Annahme einer bloßen Anordnung der Welt, einer Schöpfung, nicht aus dem abſoluten, ſondern wie er es nennt, aus dem relativen Nichts (S. 263), genügt werde. Wäre es möglich, das religiöſe Intereſſe überhaupt in der Weiſe von dem ſpeculativen abzutrennen, wie er es verſucht hat, ſo würde man ihm vielleicht dieſe Behauptung zugeben können; wiewohl auch dann nur in Bezug auf jene praktiſch-moraliſche Religioſität, die ſich mit dem moraliſch-teleologiſchen Beweiſe begnügt, nicht in Bezug auf die tiefere chriſtliche Religioſität, die auf der Idee der Menſchwerdung Gottes beruht. Allein wenn es, auch nach unſern obigen Andeutungen als unbeſtreitbar feſtſteht, daß jede teleologiſche Weltbetrachtung ihre ſpeculative Berechtigung nur in einer ſolchen Idee des Seins oder der Wahrheit hat, welche, wie dies z. B. von dem als Idee erfaßten Begriffe des Geiſtes gilt, die Zweckbeziehung als nothwendiges Moment in ſich trägt: ſo kann ſich gegen dieſe Nothwendigkeit des ſpeculativen Denkens auch die unbefangene, natürliche Religioſität nicht gleichgültig verhalten; ſie kann nur in dem Begriffe eines Weltſchöpfers im ſtrengſten Wortſinne ihre Beruhigung finden. Von unſerm Vf. würden wir es, bei dem offenbaren Uebergewichte, welches in ſeinem Gemüthe die ſittlich-religiöſen Intereſſen über die ſpeculativen Vorurtheile der Schule gewonnen

haben, folgerichtiger gefunden haben, wenn er, auf den Anspruch einer exacten Kenntniß, wie der Gottheit, so auch der „einfachen Wesen", als substantieller Grundlage der Welt, dann freilich verzichtend, — welcher Anspruch indeß, wie vorhin gezeigt, auch nach dem gewöhnlichen Begriffe von exactem Wissen sich ohnehin nicht halten kann, — auch diese Wesen von der Nothwendigkeit, ihren Ursprung in einem Höheren zu haben, nicht hätte ausschließen wollen; zumal da die Herbart'sche Lehre von der Unerkennbarkeit des An-sich oder der einfachen Qualität dieser Wesen ihm hierzu einen bequemen Uebergangspunkt darbot.

Die formalen Vorzüge, welche wir an der Schrift von Drobisch rühmend anerkennen durften, treten in ein noch helleres Licht, wenn wir diese Schrift mit einer andern, gleichzeitig erschienenen Bearbeitung der Religionsphilosophie vom Standpunkte Herbart's zusammenstellen *). Dem äußern Umfange nach wenigstens dreifach größer, als die erstgenannte Schrift, und einen zweiten, vielleicht eben so umfangreichen Theil, welcher die „Philosophie des Christenthums" enthalten soll, in Aussicht stellend, dabei mit endlosen historischen Erörterungen angefüllt, die immer nur auf ein und dasselbe, dem des Standpunktes der Schrift nicht unkundigen Leser von vorn herein bekannte Resultat hinauskommen, bietet das Werk von Taute eine Lectüre, welche von Anfang bis zu Ende durchzubringen, kaum der geduldigste Leser, oder der für Herbart's Philosophie, die er hier noch einmal — so gut wie in ihrer ganzen Breite entwickelt findet — noch so enthusiastisch eingenommene, über sich vermögen wird. Es fällt uns schwer, dem Verfasser, der es ohne Zweifel ehrlich meint, und redlichen Fleiß auf seine Arbeit gewandt hat, es sagen zu müssen, aber die Pflicht gegen unsere Leser zwingt uns dazu: das Buch ist, so

*) Religionsphilosophie. Vom Standpunkte der Philosophie Herbart's. Von G. F. Taute Erster Theil. Allgemeine Religionsphilosophie. Elbing 1840.

weit es bis jetzt vorliegt, neben den eigenen Schriften Herbart's und der vorhin besprochenen von Drobisch, vollkommen überflüssig. An die religionsphilosophischen Probleme kommt der Vf. erst in dem letzten Capitel dieses Bandes, nachdem er sich vorher durch 706 — sage siebenhundert und sechs enggedruckte Seiten mit den Vorbereitungen dazu herumgeschlagen hat. Und was ist denn zuletzt das Ergebniß dieser Riesenarbeit? „Zu einer speculativen Theologie in rein objectiver Bedeutung, sind uns die Thatsachen, wohl nicht ohne Grund, versagt [hier werden frühere Paragraphen des Werkes citirt]. Religion und Theosophie stehen in einem contradictorischen Gegensatze, das heißt, wo die eine herrscht, ist die andere schlechthin aufgehoben. [Auf diese vom Vf. selbst unterstrichenen Worte folgt wiederum ein Citat von §§.]. Alle Fragen darüber, auf welche Weise Gott in den Zustand des vollendeten Vorstellens gekommen, welches der Umfang und die Tiefe des göttlichen Vorstellens seien, wie der absolute Verstand und Wille Gottes absolut wirke u. dgl., sind demnach wissentlich kurzweg abgewiesen" (S. 776). Was mögen das wohl für Leser sein, von denen der Vf. hoffen darf, daß sie, um diese Weisheit zu gewinnen, sich zu dem mühsamen Studium der vorangehenden siebenhundert und sechs und siebenzig Seiten entschließen werden; zumal wenn sie etwa schon dahinter gekommen sind, daß nach richtiger Consequenz der Philosophie, welche in diesen 776 Seiten gelehrt wird, der Begriff eines „absoluten Verstandes und Willens Gottes" nicht etwa nur ein unerkennbarer, sondern ein undenkbarer, logisch widersprechender ist? *).

*) An die Stelle dessen, was bei Drobisch die moralisch-teleologische Begründung des Glaubens an die Vorsehung leistet, tritt bei Taute folgendes Raisonnement, welches wir, da er mit ihm das Princip aller Religion ausgesprochen haben will, hier anführen, als Probe, wie sich Gedanken, die in ihrem Ursprunge von solchem Formalismus wahrlich weit entfernt sind, in den Formeln

Noch liegt uns aus dem letztvergangenen Jahre (weiter in der Literatur der Herbartiana zurückzukehren finden wir uns im Gegenwärtigen nicht veranlaßt) eine Schrift vor, der wir indeſſen, aus dem Geſichtspunkte der allgemeinen, nicht auf eine einzelne Schule beſchränkten Intereſſen, welche wir bei dieſen Ueberſichten der gegenwärtigen philoſophiſchen Literatur allein berückſichtigen können, nicht eben mehr abzugewinnen wüßten, als der zuletzt erwähnten. Die kritiſche Beleuchtung der Herbart'ſchen Metaphyſik in einigen ihrer Hauptpunkte durch einen ihrer eigenen Jünger*) mag ihr Intereſſe haben für die Anhänger des Syſtemes, als eine ſcharfſinnige Discuſſion über Fragen, die für die Ausführung des Einzelnen von Wichtigkeit ſind; für Diejenigen, die auf einem andern Standpunkte der Forſchung ſtehen, hat ſie keines. Es ſcheint dem Vf., deſſen Darſtellung wir überhaupt nicht loben können, das Talent abzugehen, aus Unterſuchungen über das Einzelne zugleich fruchtbare Geſichtspunkte für den Ueberblick des Ganzen zu gewinnen. Seine Ausſtellungen gegen die Herbart'ſche Metaphyſik, welche

---

der „mathematiſchen Pſychologie" ausnehmen (S. 757). „Religion iſt das Erzeugniß erfahrungsmäßig gegebener Vorſtellungen und Vorſtellungsmaſſen, welche im Verhältniß eines religiöſen Ich und Nichtich zu einander ſtehen. Das religiöſe Ich ſtrebt gegen das religiöſe Nichtich, ſo daß es ſelber in den Zuſtand des vollendeten Vorſtellens gelange, das religiöſe Nichtich dagegen auf oder unter die ſtatiſche Schwelle geworfen werde. Aber das religiöſe Ich beſitzt nicht die Mittel, um vermöge eigener Wirkſamkeit und Kraft ſein Ziel, das vollendete Vorſtellen zu erreichen, vielmehr wird ihm dies nur durch ein Gegebenſein des Gegenſtandes ſeines Strebens, das heißt durch Anſchauung Gottes als eines religiöſen Ichs im Zuſtande des vollendeten Vorſtellens, möglich. Das religiöſe Ich ſtrebt zum Anſchauen Gottes, und kann ohne ein ſolches ſich ſelber in keiner Art genügen."

*) Die Hauptpunkte der Herbart'ſchen Metaphyſik kritiſch beleuchtet von D. Strümpell. Braunſchweig 1840.

zahlreich und zum Theil gewichtig sind, lassen uns doch über sein Verhältniß zum Allgemeinen des Systemes im Unklaren; auch haben wir keine Spur entdecken können, die es uns wahrscheinlich macht, daß seiner Abweichung eine speculative Idee anderer und höherer Art im Hintergrunde läge, eine solche, die vielleicht künftig noch zu einer interessanten und selbstständigen Entwickelung hinführen könnte.

Es scheint überhaupt dies eine gemeinsame Eigenthümlichkeit der monadologischen Systeme zu sein, daß sie, in welcher nähern Gestalt oder in welcherlei Zusammenhange mit vorangehenden philosophischen Ideen und Lehrgebäuden sie auch auftreten, allenthalben den Endpunkt, den Ausläufer einer bestimmten Richtung bilden, so daß von ihnen aus keine organische Fortentwickelung, kein directer, geschichtlicher Fortschritt, wie von andern Systemen möglich ist. Après nous le déluge, könnte der gemeinsame Wahlspruch aller monadologischen Systeme sein. Schon im Alterthume sehen wir die atomistischen Systeme des Demokrit, und später des Epikur in diesem Sinne isolirt stehen, wie keine der andern philosophischen Hauptrichtungen, welche sämmtlich, die früheren in die Sokratische Philosophie, die spätern in den Neoplatonismus, zusammengingen. Ein Gleiches gilt von der Leibnitz'schen Philosophie; denn die Wolff'sche, die einzige, welche sich direct an sie anschloß, war eine Verflachung, keine Fortbildung derselben. In neuerer Zeit, welche Lebenskeime, einer neuen Entwicklung harrend und unaufhaltsam zu ihr fortdrängend, lagen erst in der Kant'schen und Fichte'schen Philosophie, dann in der Schelling'schen und Hegel'schen! Den beiden letztgenannten gegenüber, ist zwar die Herbart'sche auch mit dem ausdrücklichen Anspruche hervorgetreten (namentlich von Drobisch ist derselbe zu wiederholten Malen geltend gemacht worden), in Mitten der wissenschaftlichen Bildung unserer Zeit, als ächte Erbin des, angeblich durch sie allein auf zeitgemäße Weise fortgebildeten Kantianismus, den eigentlich allein berechtigten, allein bis zur tiefsten Wurzel des philosophischen Denkens hinabreichenden Gegensatz

zu der Schelling-Hegel'ſchen zu bilden, einen Gegenſatz, gegen welchen alle andern Gegenſätze, namentlich die innerhalb der „abſolutiſtiſchen" oder „Identitätsphiloſophie" ſelbſt entſtandenen, als untergeordnet zurückſtehen ſollen. Das Zeitalter hat indeß dieſen Anſpruch bis jetzt nicht anerkannt; es ſieht noch immer mit größerem Intereſſe den innern Kämpfen der letztgenannten Philoſophie zu, als dem äußern — falls er überhaupt ein Kampf zu nennen iſt, da man jene meiſt lieber ihren Gang für ſich gehen läßt — mit der Herbart'ſchen. Vergeblich ſucht ſich die Herbart'ſche Philoſophie wegen dieſes Mangels an vielſeitigern Erfolgen mit dem angeblichen Mangel unſerer Zeit an Intereſſe für Philoſophie überhaupt zu tröſten (vergl. Drobiſch Religionsphiloſ. S. 10 f.). Sie möge nur herumfragen bei den wiſſenſchaftlich Gebildeten, nicht allein Deutſchlands, ſondern auch des Nordens, ſondern auch Frankreichs, woſelbſt die Aufmerkſamkeit auf deutſche Philoſophie von Jahr zu Jahr weitere Ausbreitung gewinnt, ob dieſer Mangel wirklich ein ſo allgemeiner iſt, wie ſie in ihrem Intereſſe es gern glauben machen möchte, und wohin die Augen der für philoſophiſche Speculation Empfänglichen gerichtet ſind. Es iſt Thatſache, daß, welchen Ruhm des Scharfſinns und der Verſtandestüchtigkeit man dem Herbart'ſchen Syſteme auch zollen, welcher Beachtung man es, — und es hat in dieſem Sinne deren in den letzten Jahren in der That mehr gefunden, als früher, — auch würdig halten möge, im Ganzen und Großen das Zeitalter den Inſtinct hat, nicht nur, daß die philoſophiſche Wahrheit, die es ſucht, in dieſem Syſteme nicht zu finden, ſondern auch, daß es an Wahrheitskeimen ungleich ärmer, als die mit ihm rivaliſirenden, iſt, — daß es, mit andern Worten, keine Zukunft hat, deren ſich die als geſchichtlich anerkannten Syſteme, ſo unvollkommen, ja ſelbſt ſo ſchroff abſchließend und in der Beſchränktheit des augenblicklichen Bewußtſeins ſelbſt der Zukunft den Weg verſperrend, ſie zum Theile erſcheinen mögen, mit Zuverſicht gewärtigen dürfen, und welche herbeizuführen die innern, ſcheinbar auf gegenſeitige

Selbstvernichtung ausgehenden Kämpfe derselben nur um so sicherer dienen werden.

Auch aus der Mitte der in unserer Zeit herrschenden Philosophie ist in dem letzten Jahre ein nicht unmerkwürdiger Versuch hervorgegangen, dieselbe zu einer Weltansicht von wesentlich monadologischem Charakter fortzubilden und abzuschließen, und zwar unter Umständen, die an sich wohl geeignet sind, demselben einige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Der Urheber dieses Versuchs nämlich, Ferdinand Weber, ist, nachdem er als Jüngling von kaum zwei und zwanzig Jahren sein Werk *) vollendet, noch vor Veröffentlichung desselben an einer Krankheit gestorben; zwei seiner Freunde haben die Herausgabe des Buches besorgt, und der eine unter ihnen, Carl Hinkel, ist gleichzeitig mit einer Vertheidigungs- und Erläuterungsschrift der Lehren seines Freundes **) hervorgetreten. Wer, wie Hegel solches bei Gelegenheit von Spinoza und Novalis gethan, es für zulässig hält, die körperliche Beschaffenheit eines philosophirenden Individuums, und den durch diese Beschaffenheit etwa herbeigeführten frühzeitigen Tod desselben in einen Zusammerhang mit dem Charakter seiner Philosophie zu bringen, der wird sich nicht enthalten können, auch in diesem Falle einen solchen Zusammenhang anzunehmen, sei es nun, daß er, wie der Vf. der genannten Vertheidigungsschrift, die That für eine so große hält, daß es um ihrer Größe willen nach ihrer Vollbringung für ihren Urheber nichts mehr auf der Welt zu verrichten gab, oder daß ihm, was wohl der Wahrheit näher kommen möchte, die Weltansicht des

*) Die Construction des absoluten Standpunktes, und das System des absoluten Idealismus. Von F. Weber. Rinteln und Leipzig 1840.

**) Die speculative Analysis des Begriffes „Geist," mit Darlegung des Differenzpunktes zwischen dem Hegel'schen und Neu-Schelling'schen Standpunkte einerseits und dem absoluten Standpunkte Weber's andrerseits. Von C. Hinkel, Lehrer am Gymnasium in Rinteln. Ebendas. 1840.

neuen Syſtems als eine ſogleich in ihrer erſten Conception dergeſtalt fertige und abgeſchloſſene erſcheint, daß ſie nothwendig alles Intereſſe an weiterer Forſchung, und mit dieſem Intereſſe, in einem Geiſte, der in daſſelbe das beſte Mark ſeines Lebens gelegt hatte, auch dieſes Mark aufzehren mußte. Auch das Letztere übrigens werden nur die anzunehmen geneigt ſein, welche der Idee des früh verſtorbenen jugendlichen Denkers relative Berechtigung einräumen, und ſie für eine ſolche anerkennen, die im Entwicklungsverlaufe der neueſten Philoſophie einmal gefaßt und ausgeſprochen werden mußte, — eine Anerkennung, die, wie wir glauben, die Kenner der Speculation unſerer Zeit ihr nicht verſagen werden.

Um dieſe Idee, welche ſich in ſehr einfachen Worten ausſprechen läßt, in ihr rechtes Licht zu ſtellen, müſſen wir die Bemerkung voranſchicken, daß der Verfaſſer ſie von vorn herein auf das Ausdrücklichſte als Reſultat, als, wie es ihm erſcheint, nothwendiges und abſchließendes Endziel aller bisherigen geſchichtlichen Entwicklung der philoſophiſchen Speculation, gedacht und dargeſtellt hat. Er unterſcheidet ſich darin auf eine prägnante Weiſe von Herbart, der bekanntlich keine organiſche Continuität dieſes geſchichtlichen Entwicklungsproceſſes anerkennt, und deſſen Syſtem aus dieſem Grunde, wie nach vorwärts, ſo auch, ſo zu ſagen, nach rückwärts in der Geſchichte der Philoſophie, als eine Epiſode dieſer Geſchichte, und zwar als eine unmotivirte, iſolirt ſteht. Was Weber die „Conſtruction des abſoluten Standpunktes“ nennt, was er ausdrücklich auf dem Titel ſeiner Schrift als die eine Seite des Inhalts derſelben ankündigt, und was auch in der Anordnung derſelben ihre eine Hälfte, und zwar die größere und in der Ausführung gelungenere bildet, das iſt eben nichts Anderes, als eine hiſtoriſche, mit ausführlicher Kritik, insbeſondere der neueſten philoſophiſchen Syſteme, und zwar vorzugsweiſe des Hegel'ſchen, verbundene Deduction dieſes Standpunktes, — eine Deduction, welche für ſich allein vollkommen hinreicht, die Eigenthümlichkeit dieſes Standpunktes nach allen ſeinen weſentlichen Beziehungen in's

Licht zu ſtellen, ſo daß die auf ſie in der zweiten Hälfte des Buches nachfolgende Darſtellung des Syſtemes ſelbſt (von S. 194 an), unbefriedigend, wie ſie die Natur der Sache nach hat ausfallen müſſen, eigentlich als ein Ueberfluß erſcheint. — Das Reſultat dieſer Deduction oder Conſtruction ſpricht der Vf. S. 165 mit folgenden Worten aus: „Das Abſolute iſt die concrete Ewigkeit, welche in dem Momente ihres Sichbegreifens und durch es alle Wirklichkeit, d. i. die Totalität alles Exiſtirenden mit Einem Schlage ſetzt. Fertig und ſchlechthin erfüllt hat es die Region der Gegenſätze ſammt und ſonders in ſich hineingezogen, iſt kein Thun, Wollen und Bruchwiſſen, ſondern der eine ideell-reelle Punkt, der hiemit Alles iſt. Der geſammte Dualismus, Zeit, Gegenſatz von Weſen und Erſcheinung, Begriff und Object u. ſ. w. gehört deshalb nur — aber auch mit Nothwendigkeit — der für ſich beſtehenden geiſtigen Einzelheit an, hat alſo nichts, als ſubjectiven Beſtand.“ Dazu die Ergänzung S. 167. „Das All iſt die abſolute That, ſich ewig ſelbſtinnig zu ſein und ſein Wiſſen unendlich wieder producirt zu haben. Die Punkte, welche dieſe Selbſtproduction des Ewigen darſtellen, haben auf gleiche Weiſe alles Wiſſen in ſich — ſind die ewigen Geiſter, über alles Werdebewußtſein inſofern erhaben, als ſie dieſes in ſich aufgelöſt tragen. Kraft der Einheit ihres abſolut realen Wiſſens, welches eben ihr Weſen iſt, ſind ſie eine compacte Totalität, in welcher Alles gipfelt. — Zur Außenſeite oder Bruchwelt iſt das Ewige durch die Fixirung der einzelnen Bewußtſeinsbeſtimmungen in allen göttlichen Selbſtproductionen geworden. Die einzelnen Bewußtſeinsbeſtimmungen treten für ſich auf, haben aber ebendeshalb den Mangel und die Schranke an ſich, oder ein Vor und Nach, d. h. in ihrer Affection, — und darum muß die Totalität ihnen zu werden ſcheinen. Hiemit iſt aller Dualismus gegeben, zunächſt die Natur, inſoweit ſie für das endliche Ich iſt, denn dieſelben Naturobjecte ſind dem ewigen Ich die Ideenfülle, die zum Geiſtſein gehört, ohne für ſich Geiſt ſein zu können. Als

Aeußerlichſein behaupten ſie den Platz des gemeinſam entfremdeten Ich. Doch im urlebendigen Ewigen iſt Alles mit einem Male da; mithin kein Werden, keine Zeit. Nur iſt das feſt in ſich geſchlungene Geiſterreich, mit deſſen Wiſſensthat, was iſt, den Urſprung hat."

Wir haben das Weber'ſche Syſtem als ein monadologiſches bezeichnet, weil, wie man aus den angeführten Sätzen entnommen haben wird, das allein wahrhaft Seiende nach ihm die unendliche Vielheit der Iche, d. h. der ſelbſtbewußten Weſen iſt, in denen das ewig Eine, das Abſolute oder die Gottheit, von Ewigkeit zu Ewigkeit ſich ſelbſt, oder, was gleichviel iſt, ihr inwohnendes Wiſſen producirt. Allerdings unterſcheidet es ſich von allen andern monadologiſchen Syſtemen dadurch, daß nicht etwa nur ſecundärer Weiſe von dieſer Vielheit aufgeſtiegen wird zu einer, ſei es ſchöpferiſchen oder in irgend einer andern Weiſe vermittelnd zwiſchen die Monaden tretenden Einheit, ſondern daß die Einheit von vorn herein, als Quell und ſubſtantielles Band der Vielheit, mit der Vielheit zugleich geſetzt iſt. Der Vf. gießt, — in Folge ſeiner geſchichtlichen Anknüpfung, die bis auf den Urſprung des Chriſtenthums zurückgeht, in deſſen Lehre von der Einheit der göttlichen und menſchlichen Natur er den erſten Keim der ſeinigen erblickt, — die Geſammtheit ſeiner Lehre ſogar in die Formel der chriſtlichen Dreieinigkeit, indem er an die Stelle des göttlichen Sohnes die Totalität ſeiner Monaden ſetzt, und dieſe durch eine Einheit des Ausgangs (den Vater) und eine Einheit des Rückgangs (den göttlichen Geiſt) getragen werden läßt. Der Charakter der monadologiſchen Philoſophie ſtellt ſich alſo in dieſem Syſteme nicht rein dar; es iſt daſſelbe, wenn man will, eine Combination der monadologiſchen und der Identitätsphiloſophie, oder ein Heraufheben der erſteren in die Sphäre der letzteren. Betrachten wir jedoch die letztere, wie die hiſtoriſche Auseinanderſetzung des Vf. uns dazu berechtigt, und nicht blos berechtigt, ſondern ſelbſt nöthigt, als den Ausgangspunkt

ſeines Syſtemes, als die gegebene, hiſtoriſche Grundlage deſſelben; ſo erſcheint, dieſem Ausgangspunkt gegenüber, der eigenthümliche Gedankengehalt deſſelben als weſentlich der monadologiſchen Seite angehörig; und aus dieſer Richtung ſeines Geiſtes erklärt es ſich denn auch, wie der Vf. das Herbart'ſche Syſtem, welches er erſt nach Entwerfung des ſeinigen kennen gelernt zu haben ſcheint, da es in der hiſtoriſchen Conſtruction ſeines Standpunktes unberückſichtigt geblieben iſt, in einer Anmerkung am Schluſſe des Buches (S. 319) als ein „Syſtem von welthiſtoriſchem Intereſſe und das höchſte, was die allerneueſte Zeit hervorgebracht," anſieht, und nur ſich wundert, wie Herbart, „trotz ſeiner tiefen Einſicht in die Nichtigkeit eines realen Geſchehens, am Ende doch wieder ein reales Geſchehen, nämlich einen real entſtehenden und real vergehenden Schein annehmen, und ſomit ſeinem tiefſten Principe ungetreu werden" konnte.

Um dieſen Tadel zu verſtehen, der in Weber's Sinne nicht blos das Herbart'ſche, ſondern alle bisherigen Syſteme ohne Ausnahme trifft, haben wir Folgendes zu erwägen. Mit allen frühern monadologiſchen und atomiſtiſchen Syſtemen, von denen das Herbart'ſche gerade in dieſer Beziehung wohl relativ das conſequenteſte iſt, hat das Weber'ſche die ſtrenge Abſcheidung des Seins von dem Werden, des Weſens von der Erſcheinung, gemein. Aber es hat dieſe Abſcheidung, es hat die Negation der Wahrheit des Werdens und der Erſcheinung, und die ausſchließliche Aſſertion der Wahrheit des Seins oder des Weſens bis zur äußerſten Spitze hinaufgetrieben, indem es dieſelbe mit der Grundanſchauung des Identitätsſyſtems oder des abſoluten Idealismus (den letztern Namen hat Weber eben deshalb für ſein eigenes Syſtem in Anſpruch genommen) zuſammengebracht hat. Unter dieſer Grundanſchauung nämlich meinen wir das, was der Vf. ſelbſt mehrfach als die Idealſetzung des Realen bezeichnet. Daß alles Seiende und alles Werdende nur in ſofern iſt oder Wahrheit hat, ſofern es entweder ſelbſtbewußter Geiſt, oder als Moment in

dem Bewußtsein eines solchen Geistes gesetzt ist: diese Gewißheit, die aus der Entwicklung der neuern Philosophie durch den transscendentalen Idealismus, aus Schelling und aus Hegel in ihn übergegangen ist, bildet, so zu sagen, den einen Factor seines Philosophirens, während die Forderung eines Seins, welches schlechthin nur ist, und in keinem Sinne wird, — die Forderung, daß in diesem Sein aller Schein und alles Werden, aller Schein des Werdens und alles Werden des Scheins, seine Erklärung finde, — den andern bildet. Diese Forderungen nun glaubt der Vf. auf vollkommnere Weise, als irgend ein früherer Philosoph, eben dadurch gelöst zu haben, daß er die Totalität aller Momente des Werdens und des Scheins, nicht als solche, sondern als seiende, in die absolut-idealistische Seinsform hinüberträgt, daß er, mit andern Worten, alle diese Momente zu unentstandenen und unvergänglichen in einem gleichfalls unentstandenen und unvergänglichen Bewußtsein, oder vielmehr in einer unendlichen Vielheit selbstbewußter Wesen hypostasirt. Er steht in der Meinung, hierdurch erst das Werden oder den Schein völlig aufgehoben zu haben, während nach jeder andern Ansicht, auch wenn dieselbe noch so sehr die Nichtrealität des Werdens ausspreche, das Werden doch immer eine gewisse Realität behalte, insofern sich nämlich das factische Gegebensein eines bestimmten Inhaltes im Werden nicht abläugnen lasse, welchen die bisherigen Philosophieen sämmtlich eben nur als einen werdenden, nicht zugleich als einen schlechthin seienden oder ewigen, zu begreifen wußten.

Den zuletzt erwähnten Vorwurf richtet der Vf. mit besonderer Energie gegen das Hegel'sche System, und es ist die von diesem Gesichtspunkte ausgehende, ausführliche Kritik dieses Systemes (S. 73—163) vielleicht der interessanteste Theil seines ganzen Werkes, jedenfalls derjenige, in welchem die relative Berechtigung seines Standpunktes am deutlichsten zu Tage kommt. In schroffem Widerspruche zu der Prätention des Monismus, auf dessen privilegirten Besitz sich bekanntlich

gerade dieſes Syſtem ſo viel zu Gute thut, weiſt der Vf., ſo zu ſagen, ein ganzes Neſt von Dualismen in demſelben nach, welche ſämmtlich ſich auf den Einen Hauptdualismus zwiſchen demjenigen Sein, welches dort ausdrücklich als das wahre anerkannt wird, d. h. dem Sein der Idee, und jenem, welchem die Wahrheit mit Worten zwar abgeſprochen, durch die That aber nicht minder, wie jenem erſtern, zuerkannt wird, dem Sein der äußern Wirklichkeit, zurückführen laſſen. Er macht mit gediegenem Scharfſinne bemerklich, wie die angebliche Idealſetzung des Realen bei Hegel im Ganzen und Großen ein leeres Wort bleibt, indem der abſolute Geiſt dort keineswegs zu einer ſolchen Wirklichkeit kommt, von der man mit Recht ſagen könnte, daß ſie Alles in Allem iſt, ſondern immer nur zu einer ſolchen, außerhalb deren die gemeine Wirklichkeit als ein zweites Abſolute neben jenem angeblich allein Abſoluten, ihr Weſen treibt. — Man wird es, wenn man dieſe Polemik, die in der That, nicht zwar durch ihre Form, wohl aber durch ihren Inhalt, die höchſte Beachtung verdient, aufmerkſam durchgeht, nicht verkennen, daß der Vf., ſo wenig er auch in Hegels dialektiſche Methode eingeht oder eingehen will, der That nach durch immanente Dialektik das Hegel'ſche Syſtem über ſich ſelbſt hinaustreibt, und zwar zu einem Ziele, welches an ſich ſelbſt das wahre iſt, wenn auch die Geſtalt, welche der Vf. ſeinerſeits dieſem Ziele hat geben wollen, nicht die wahre ſein ſollte.* Wir erinnern uns, von ſo vielen Seiten auch bereits die Hegel'ſche Philoſophie beleuchtet worden iſt, kaum noch eine Kritik derſelben geleſen zu haben, welche mit ſo ſchlagendem Erfolge den Fortſchritt zu einem — um uns kurz auszudrücken — weltfreien, d. h. der Abhängigkeit, in welcher bei Hegel der abſolute Geiſt von der zeitlichen Entwicklung des endlichen Univerſums ſteht, enthobenen Begriffe des abſoluten Geiſtes als nothwendige Conſequenz nicht des Syſtemes ſelbſt, ſo wie es ausgeführt vorliegt, ſondern der allgemeinen wiſſenſchaftlichen Forderungen und Anſprüche des Syſtemes nachwieſe; zugleich aber, wie das Syſtem dieſer Conſequenz doch nicht genügt,

sondern sich mit seiner Ausführung fast an jedem einzelnen Punkte in Widerspruch zu seinen Principien setzt. Wäre diese Polemik in der Form und im Ausdrucke eben so musterhaft, wie sie im Inhalte tiefsinnig und gediegen ist, hielte sie sich insbesondere rein von der störenden Einmischung solcher Wendungen, die nur dem particulären Standpunkte des Verfassers angehören, und ließe sie andrerseits dem methodologischen Verdienste, welches wenigstens in der Intention des Hegel'schen Systemes liegt, bessere Gerechtigkeit angedeihen (was freilich für den Vf. bei seinem Antagonismus gegen das Moment der Negativität, welches im Werden seinen Sitz hat, eine Unmöglichkeit war), so würden wir derselben eine von dem übrigen Werthe des Buches unabhängige Bedeutung zuschreiben, welche so freilich nicht wohl für sie in Anspruch genommen werden kann.

Was aber den angeblich „absoluten" Standpunkt selbst betrifft, durch dessen Entdeckung der Vf. die Philosophie zu ihrem Endabschlusse geführt zu haben meint, so haben wir, bei aller Anerkennung der relativen Berechtigung desselben, gewiß sehr Recht, ihn einen particulären zu nennen, ja wir glauben ihm, außer dem einen Anhänger, den er bereits gewonnen hat, kaum noch einen zweiten versprechen zu dürfen. Welch ungeheure Gewaltsamkeit, — und zugleich, wie wohlfeil zu haben, wie völlig unfruchtbar für alle concretere Forschung, nicht nur auf den empirischen Gebieten der Natur und der Geschichte, sondern auch auf den abstracteren der Metaphysik, der Erkenntnißlehre u. s. w. ist diese Gewaltsamkeit, welche dieser sogenannte absolute Standpunkt nicht etwa nur gegen die Resultate der bisherigen Speculation, sondern auch gegen den natürlichen, mit speculativen Ideen imprägnirten Menschenverstand begeht! Daß jedes Ich, jedes seiner selbst bewußte Individuum sich, wie als end-, so auch als anfanglos, denken soll, daß es sich seiner als eines integrirenden Momentes der Gottheit bewußt werden und seine Freiheit als identisch mit der ewigen Nothwendigkeit begreifen soll, dies zwar ist eine Forderung,

die schon zum Oftern von der philosophischen Speculation an diesen Menschenverstand gethan worden ist, und von der gewisse Forderungen, auf welche keine wahre Speculation je wird verzichten können, wenn sie auch keineswegs damit identisch sind, doch nicht allzuweit abliegen. Aber für jedes Moment des vorübergehenden, endlichen Daseins, sofern es nur in irgend einem Sinne die Bedeutung eines Positiven, eines Gegebenen, in Anspruch nehmen kann, ein ewiges Gegenbild in dem Absoluten denken, und dies zwar nicht etwa in der Weise eines Gattungs- oder Allgemeinbegriffs, sondern in durchaus individueller Weise; — annehmen zugleich, daß dieses Ewige mit unsrer eigenen Ewigkeit und der Ewigkeit Gottes identisch ist, und daß wir, — uns selbst unbewußt, wie jetzt, in Folge einer geheimnißvollen Schuld, durch welche das Ewige für uns die Gestalt des Zeitverlaufes angenommen habe, unser Bewußtsein beschaffen ist, — im ewigen, ewig sich gleichen, keinen Unterschied von Möglichkeit und Wirklichkeit, von potentia und actus kennenden Anschauen dieses Ewigen, — d. h. der ganzen Unendlichkeit unsers, solchergestalt durch ein bloßes Wort aus einem zeitlichen in einen ewigen, aus einem zufälligen in einen nothwendigen verwandelten Erkenntnißinhalts zugleich und zumal — begriffen sind: diese Zumuthung, wenn sie auch nach den Prämissen des Vf. sich mit Consequenz ergiebt, ist eine solche, die an Härte wohl das Härteste übertrifft, was je von der Speculation dem Menschengeiste zugemuthet worden ist. — Und wie will der Vf. jenen Abfall, den er zur Erklärung der Welt des Werdens anzunehmen genöthigt ist, jenen Act des „Fürsichwerdens" der einzelnen Iche, und in Folge davon des Herauswerfens der jedem einzelnen dieser Iche auf ideelle Weise inwohnenden Totalität in die Aeußerlichkeit des Naturseins erklären? Von einer Erklärung im wahren Wortsinne kann hier nicht die Rede sein; noch weniger als bei Hegel von einer Erklärung des „Außersichkommens" der Idee; denn bei Hegel ist, wie der Vf. selbst nachgewiesen hat, ein Prototyp dieser Aeußerlichkeit immer schon, wenn auch auf unzureichende Weise in

den Kategorieen, alſo in der Idee als ſolcher, gegeben. Der Vf. dagegen kennt in der Idee, als ſolcher, d. h. nach ihm, in der ewigen, die Totalität der Idee wandellos in ſich begreifenden Dreieinigkeit, keinen Unterſchied der Kategorieen; die Kategorieen ſämmtlich, und die in ihnen begründeten Gegenſätze von Möglichkeit und Wirklichkeit, Zufall und Nothwendigkeit, Grund und Folge u. ſ. w., fallen ihm in die Welt des gebrochenen Bewußtſeins, dieſe „Region der Dualismen." Der Begriff des Abfalls bleibt alſo eine bloße Aſſertion, durch welche der Uebergang vom Sein zum Werden, von der ewigen Welt des Weſens zur zeitlichen Welt des Scheins, nicht im Mindeſten begreiflicher wird, als er es ohne dieſelbe iſt.

Wir finden nach dieſem Allem auch durch dieſe grelle Darſtellung nicht im Mindeſten unſere Ueberzeugung erſchüttert, daß das wahre Princip des Fortſchritts in der Philoſophie, das Problem, an deſſen Löſung noch immer unermüdlich fortgearbeitet werden muß, gerade an *der* Stelle liegt, welche die monadologiſchen Syſteme ſämmtlich zu umgehen ſuchen. *Sein und Werden ſind nicht getrennt, ſondern das wahre Sein iſt nur das in ſeiner Wahrheit erfaßte Werden*: dieſen Satz wird die in der Linie des wahren Fortſchritts ſich fortbewegende Philoſophie zu behaupten fortfahren, wenn auch die Herbart'ſche ihrerſeits fortfährt, ſie deshalb des Empirismus zu beſchuldigen, und wenn auch, neben Weber und Hinkel, noch Andere auftreten ſollten, welche aus der abſolut-idealiſtiſchen Grundanſchauung der modernen Speculation Folgerungen zu ziehen ſuchen, wodurch alle Wahrheit des Werdens und des Proceſſes ausgeſchloſſen wird. Was bei Folgerungen dieſer Art für das philoſophiſche Verſtändniß der Wirklichkeit zu gewinnen iſt, davon wird man nach den Proben einer Natur- und Geſchichtsphiloſophie, welche in dem zweiten Theile des Weber'ſchen Werkes gegeben ſind, ſchwerlich eine günſtige Vorſtellung gewinnen. Allerdings nämlich geht dieſer Verſuch, nach vollbrachter „Conſtruction des abſoluten Standpunktes" dazu fort, eine vollſtändige Gliederung des

Systemes zu entwerfen, welches von diesem Standpunkte aus sich ergeben soll. Man wird sich überrascht finden, diese Gliederung mit fast makelloser Genauigkeit nach dem Typus der Hegel'schen, triadischen Dialektik ausgeführt zu erblicken, welche von dem Wege des Vf. so weit abzuliegen schien, in der That aber ihre Macht auch über ihn, der bei allen Abweichungen nicht aufgehört hat, in der wesentlichen Grundbildung seines Geistes ein Jünger der herrschenden Schule zu sein, beurkundet. Es zerfällt nämlich das „System des absoluten Idealismus" in drei Abtheilungen, deren erste von der Dreieinigkeit, die zweite von dem Fürsichsein der Bestimmtheit des ewigen Ich, der dritte von der mit sich selbst zusammengegangenen Endlichkeit, oder der absoluten Ewigkeit, handelt. Von diesen drei Theilen treiben die zwei ersten wiederum jeder eine triadische Gliederung aus sich hervor; die des ersten heißt: 1) der Begriff des absoluten einen Geistes, 2) die ewige Selbstwiederholung und Erzeugung der sich selbst besitzenden Totalität, 3) das bestimmte ewige Ich; die des zweiten: 1) das Ich in seiner ewigen Individualität, 2) das Fürsichkommen des Bestimmungskreises, 3) das endliche Ich. Von diesen Unterabtheilungen zerfällt die letzte, die dritte des zweiten Theiles, nochmals in eine Mehrheit von, meist gleichfalls triadisch gegliederten, Subdivisionen: die oberste unter diesen ist nun eben folgende: a) die Philosophie der Natur, b) die Lehre vom endlichen Ich in seiner Stellung als Einzelheit, c) die Philosophie der Weltgeschichte. — Den ungefähren Inhalt der meisten dieser Abschnitte wird man nach dem Bishergesagten leicht von selbst errathen; nur von der Natur- und Geschichtsphilosophie wollen wir noch folgende nähere Bezeichnung hinzufügen. Die Naturphilosophie beginnt der Vf. mit folgenden Worten (S. 213): „In sich versunken stehen die zwei Seiten des Bruchs (B^1 und B^2, d. h. das entgötterte, für sich gewordene Ich, und die aus dem Ich herausgeworfene göttliche Totalität, — oder mit andern Worten, der endliche Geist und die Natur) feindlich sich entgegen. Die entfremdete Totalität will für sich

sein. Alles in ihre ungeistige Idealität hineinziehend, verschließt sie sich in sich und sinkt, ein dunkler Abgrund, ein unsichtbares Centrum, in sich selbst zusammen. Aber den Geist bezwingt sie nicht. Sie repellirt ihn von sich, und somit entstehen zwei Mitten, zwei Selbst, die Idealität des rein in sich reflectirten Lebens, und die der entfremdeten Passivität, die Centralität des außenseienden Universums." Diese zwei Mitten bringt nun der Vf. in eine gegenseitige, fast im Hegelschen Sinne dialektische Beziehung zu einander, und so entsteht denn in dem wechselseitigen sich Beziehen und sich Verneinen der beiden Centra ein Proceß, eine philosophische Construction des natürlichen Universums, die sowohl im Ganzen, als im Einzelnen, viel Analoges mit den bisherigen naturphilosophischen Constructionsversuchen hat, und nur als eine neue Variation derselben würde gelten können, wenn sie sich nicht von ihnen allen durch das seltsame Paradoxon unterschiede, durch welches der Sinn aller bisherigen Naturphilosophie geradezu auf den Kopf gestellt wird, daß nämlich ihr, in Folge ihrer Prämissen, das Construirte, d. h. die allgemeinen Gesetze und Daseinsformen, kurz die begriffliche Grundlage der Natur, für das Nichtige, für den leeren, durch den Abfall entstandenen Schein, die einzelnen sinnlich wahrnehmbaren und empfindbaren Momente dagegen für die Manifestation des Ewigen im Zeitlichen gelten. — In der Geschichtsphilosophie versucht der Vf. eine Reihe von Weltanschauungen, als Stufen der Entwicklung des Geistes zu jener höchsten, welche seine eigene ist, und als Exponenten der parallelen Stufenreihe äußerer geschichtlicher Gestaltungen zu construiren. Aber wie ist es möglich, an solcher Construction ein ernstes Interesse zu nehmen, wenn man zum Voraus weiß, daß auch in der Geschichte gerade dasjenige, was allein das mögliche Object dieser Construction sein kann, die großen, allgemeinen Grundformen des geistigen Entwicklungsverlaufs, ein Negatives sind, was für den Geist, in Folge seines Abfalls, an die Stelle des wahren oder ewigen Zusammenhangs der geistigen Individuen unter einander getreten ist? — Auch der

Vf. ſcheint, dem Charakter ſeiner Darſtellung zufolge, an dieſer Fortführung ſeiner Grundidee durch das Gebiet der, auch von ihm mit dieſem Namen bezeichneten, „Realphiloſophie" kein rechtes Intereſſe genommen zu haben. Es ſind flüchtige, eilfertige Skizzen, was er gegeben hat, ausgeſtattet zwar mit manchen frappanten Wendungen und ſinnvollen Bemerkungen, welche den Geiſt von ächt ſpeculativer Anlage beurkunden, aber mit noch weniger Sorgfalt ausgearbeitet, als die Partheien von allgemeinerm Inhalt. Freilich kunſtvoll oder auch nur correct ſtiliſirt ſind auch jene nicht; die auffallende Nachläſſigkeit des Vortrags in dem ganzen Buche, bei ſichtlich leicht und raſch zuſtrömender Ideenfülle, erweckt den Eindruck, als habe der Vf., wie von einer dämoniſchen Gewalt getrieben, ſich beeilt, in Ahndung ſeines frühen Endes, was er der Welt zu ſagen hatte, ſo ſchnell als irgend möglich auf das Papier zu werfen.

Durch die Hinkel'ſche Erläuterungsſchrift können wir nichts Weſentliches für die Weber'ſche Philoſophie gewonnen finden. Des Reizes einer geiſtvollen Urſprünglichkeit entbehrend, welchen das Werk Weber's dem ſinnigen Leſer darbietet, iſt ſie in der Darſtellung nicht eben vorzüglicher als jenes, in der Anordnung aber, ungeachtet ihrer verhältnißmäßigen Kürze, noch weniger lichtvoll. Auch in ihr ſtellt ſich die Polemik gegen Hegel als die Hauptſache dar; ſie wird aber hier ſtörend, da der Vf. den ſonderbaren Einfall gehabt hat, den Hegel'ſchen Inhalt dadurch zu verdrängen, daß er die Weber'ſchen Ideen in die Kategorieen des Hegel'ſchen Syſtems, wie in ein fertig daſtehendes Gefäß, hineingießt. Die philoſophiſch-theologiſchen Erörterungen des Schlußabſchnitts, welche dienen ſollen, den Einklang der Weber'ſchen Philoſophie mit dem Chriſtenthume, auf welche auch Weber ſelbſt allenthalben viel Werth gelegt hat, aufzuzeigen, werden wohl eher den entgegengeſetzten Eindruck hervorrufen.

Inhaltsanzeige des II. Bandes der Neuen Folge.

(Der Gesammt-Folge VI. Band.)

Erstes Heft.

Seite

Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Idee der Unsterblichkeit. Von Prof. C. Ph. Fischer. (Erster Artikel.) . . 1

Zur Deutung des Mittelalters, so wie seines Grundverhältnisses zum Alterthume und zur neuern Zeit. Von Prof. J. M. Leupoldt. 47

Das Verhältniß der Philosophie zur Christologie. Von Dekan Dr. Mehring. 57

Die Apologetik als wissenschaftliche Nachweisung der Göttlichkeit des Christenthums in seiner Erscheinung, von Dr. J. S. von Drey, Prof. der kathol. Theologie in Tübingen. Erster Band: Philosophie der Offenbarung. Mainz bei Fl. Kupferberg. 1838. Recensirt von Dr. A. Günther. (Vierter und letzter Artikel.) 104

Berichtigung. 150

Zweites Heft.

Zur spekulativen Theologie. Vom Herausgeber. (Dritter Artikel.) 155

Ergebnisse organischer Entwickelung im Gebiete der Philosophie. Von Dr. K. Weinholtz. 181

Ideen zu einer wissenschaftlichen Begründung der Physiognomik. Von Dekan Dr. Mehring. 210

Die philosophische Literatur der Gegenwart. Von Prof. Dr. Ch. H. Weiße. (Erster Artikel.) Schleiermacher. — Hegel. — Steffens. — Dialektik, aus Schleiermachers handschriftlichem Nachlasse, herausgegeben von L. Jonas. (Schleiermachers sämmtliche Werke. Dritte Abtheilung. Ersten Bandes zweiter Theil.) Berlin, Reimer 1839. — G. W. F. Hegel's Vorlesungen über die Philosophie der Religion, herausgegeben von D. Ph. Marheineke. Zwei Theile. (Hegel's Werke Bd. 11. 12.) Zweite Auflage. Berlin, Duncker und Humblot, 1840. — Hegel's Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften. Erster Theil. Die Logik. Herausgegeben und nach Anleitung der vom Verfasser gehaltenen Vorlesungen mit Erläuterungen und Zusätzen versehen von D. L. v. Henning. (Werke Bd. 6.) Ebendas. 1840. — Hegel's philosophische Propädeutik, herausgegeben von K. Rosenkranz. (Werke Bd. 18.) Ebendas. 1840. — Christliche Religionsphilosophie von Henrich Steffens. Zwei Bände. Breslau, Max und Comp. 1839. 267

Inhaltsanzeige des III. Bandes der Neuen Folge.

(Der Gesammt-Folge VII. Band.)

Erstes Heft.

Ueber die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden ist. Von Prof. Dr. Sengler. 1

Ideen zu einer wissenschaftlichen Begründung der Physiognomik. Von Dekan Dr. Mehring. (Schluß.) 26

Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Idee der Unsterblichkeit. Von Prof. C. Ph. Fischer. (Zweiter Artikel.) . 46

Seite

Andeutungen über das wissenschaftliche Verhältniß der Naturkunde zur Theologie. Von Hofprediger Dr. Ackermann. . . . 80

Die philosophische Literatur der Gegenwart. Von Prof. Dr. Ch. H. Weiße. (Zweiter Artikel.) Die jüngere Hegelsche Schule. — Die Hallischen Jahrbücher. — Feuerbach. — Strauß. — Frauenstädt. 103

Offenes Schreiben an Herrn Dr Paulus in Bezug auf dessen „Beleuchtung des Verhältnisses, welches zwischen Professor Fichte dem Vater und Dr Paulus bei dem Atheismusstreit der Letztern stattfand." (Neuer Sophronizon. I. Mittheilung. 1841.) Vom Herausgeber. 151

Zweites Heft.

Andeutungen über das wissenschaftliche Verhältniß der Naturkunde zur Theologie. Von Hofprediger Dr. Ackermann. (Schluß.) 158

Beiträge zur Lehre von der Freiheit. Von Dr. Romang. . . 173

Einige Bemerkungen über den Unterschied der immanenten und der Offenbarungstrinität nach Lücke und Nitzsch, auch mit Beziehung auf Hegel und Strauß. Vom Herausgeber. 224

Die philosophische Literatur der Gegenwart. Von Prof. Dr. Ch. H. Weiße. (Dritter Artikel.) Die monadologischen Systeme. — Leibnitz: 1) Leibnitz's deutsche Schriften, herausgegeben von Dr. G. E. Guhrauer. Zwei Bände. Berlin 1838 und 1840. — 2) God. Guil. Leibnitii Opera philosophica quae exstant latina, gallica, germanica omnia. Edita recognovit, e temporum rationibus disposita pluribus ineditis auxit, introductione critica atque indicibus instruxit Dr. Io. Ed. Erdmann. Berolin. 1840. — 3) Darstellung, Entwicklung und Kritik der Leibnitz'schen Philosophie von Ludwig Feuerbach. Ansbach 1837. — 4) La philosophie de Leibnitz, fragment d'un cours d'histoire de la métaphysique, donné dans l'Académie de Lausanne, par C. Secretan, Licencié en droit. Lausanne 1840. — Herbart: 1) Grundlehren der Religionsphilosophie von M. W. Drobisch. Leipzig 1840. — 2) Religionsphilosophie. Vom Standpunkte der Philosophie Herbarts. Von G. F. Taute. Erster Theil: allgemeine Religionsphilosophie. Elbing 1840. — 3) Die Hauptpunkte der Herbart'schen Metaphysik, kritisch beleuchtet von D. Strumpell Braunschweig 1840. — Ferdinand Weber: 1) Die Construction des absoluten Standpunktes, und das System des absoluten Idealismus. Von F. Weber. Rinteln und Leipzig 1840. — 2) Die speculative Analysis des Begriffes „Geist," mit Darlegung des Differenzpunktes zwischen dem Hegel'schen und Neu-Schelling'schen Standpunkte einerseits und dem absoluten Standpunkte andrerseits. Von C. Hinkel. Rinteln 1840. . . . 255

Druckfehler und Verbesserungen.

Im sechsten Bande der Zeitschrift:

S. 231. Z. 2. von Unten lies: fernes statt freies.
S. 241. Z. 5. v. U. ist „übergetragen" zu streichen.
S. 261. Z. 9. v. U. l. „supercilio" st. supercilia.
S. 265. Z. 16. v. O. st. bekannt l. bekommt. und nach „Blicks" das Komma zu tilgen.

Im siebenten Bande:

S. 164. Z. 16. v. O. lies: so mag sie zu Hause bleiben.

Zeitschrift

für

Philosophie und spekulative Theologie

im Vereine mit mehreren Gelehrten

herausgegeben

von

Dr. J. H. Fichte,
Professor der Philosophie an der Königl. Preuß. Rhein-Universität.

Neue Folge.
Vierter Band, erstes Heft.

Bonn,
bei Adolph Marcus.
1841.

Digitized by Google

Bemerkungen über den Begriff des Raumes.

Sendschreiben an D. Ch. H. Weiße,

von

D. Hermann Lotze in Leipzig *).

Seitdem Descartes denjenigen Ideen, die für sich klar und bestimmt gedacht werden können, ausschließlich Wahrheit zuschrieb, ist es mehr oder weniger immer dieses Princip der Evidenz gewesen, dem man bei der Aufsuchung der reinen, allein in der absoluten Nothwendigkeit des Denkens begründeten und von keiner Erfahrung dargebotenen Gedankenbestimmungen gefolgt ist. Die Mathematik hat auf dem Principe der Wahrheit des Evidenten, welches allein manche ihrer Axiome zu dem macht, was sie sind, einen großen Theil ihres Lehrgebäudes gegründet; die Philosophie schien eine Zeit lang in intellectueller Anschauung ihr nachahmen zu wollen. Auf der andern Seite zeigt sich die Erscheinung, daß dasjenige, was, als für sich evidente und um ihrer Evidenz willen unabänderlich nothwendige Grundlage, von den mathematischen Disciplinen vorausgesetzt ist, von der Philosophie dafür in Anspruch genommen wird, einer weiteren metaphysischen Begründung zu bedürfen. Die Philosophie erkennt hiermit an, daß die Evidenz im natürlichen Bewußtsein keine hinreichende Bürgschaft für die metaphysische Nothwendigkeit des evidenten Inhaltes ist; es scheint mir, als könnte wohl auch die Speculation selbst in einzelnen Fällen der Vorwurf treffen, einer Gedankenbestimmung metaphysische Nothwendigkeit zugeschrieben zu haben, deren sich selbst unaufhörlich bejahende Einfachheit dennoch von viel concreteren Verhältnissen herrührt, als in der Metaphysik voraus-

*) Verf. der vor Kurzem erschienenen: „Metaphysik, Leipzig Weidmann" 1841. — Es wird ausdrücklich in dieser Beziehung bemerkt, daß die hier abgedruckte Abhandlung schon geraume Zeit vor derselben abgefaßt ist.

Anmerkung der Redaktion.

gesetzt werden darf. Es geschieht namentlich im organischen Leben so oft, daß gerade die einfachsten Erscheinungen nur die durch einen verborgenen Strom unendlicher Vermittelungen auf den Spiegel emporgehobenen ruhigen und geschlossenen Resultate sind, glänzend von jener unabänderlichen Evidenz, die nicht dem absolut nothwendigen Grunde wechselnder Erscheinungen, sondern dem schlechthin zu erfüllenden und erfüllten Zwecke desselben Wechsels angehört. Der letzte Theil dieser Bemerkung gehört einem Gedankenkreise an, der dem Gegenstande meines jetzigen Vorhabens ferner liegt; ich erlaube mir hier nur darauf aufmerksam zu machen, daß jene factische Nothwendigkeit, die wir den Kategorieen darum zuschreiben, weil sie nicht zu denken eine Unmöglichkeit ist, uns nie von der rein metaphysischen Natur solcher Begriffe mit Sicherheit überzeugen kann, und daß es im einzelnen Falle unendlich schwierig werden kann, zu bestimmen, ob jene Evidenz nicht die im metaphysischen Sinne schlechte, im Sinne jener obigen Bemerkung aber bessere Nothwendigkeit ist, die den durch Erscheinungen der concreten Wirklichkeit unablässig in uns angeregten und unterhaltenen Gedankenassociationen zukommt. Zu diesen Begriffen glaube ich einigen Grund zu haben, keineswegs zwar den des Raumes, wohl aber den der Dreiheit seiner Dimensionen zu zählen, welche, nachdem sie unter dem Symbole der drei Verticalen lange Zeit einem vagen und begrifflosen Mysticismus gedient hatte, von Ihnen zuerst ausdrücklich in metaphysischem Zusammenhange *) hervorgehoben und zur Bestimmung der Stelle benutzt worden ist, welche der Begriff des Raumes innerhalb des Ganzen der metaphysischen Wissenschaft einzunehmen hat. Es würde unnöthig sein, meiner Bemerkung sogleich die Verwahrung hinzuzufügen, daß ich keineswegs zu denen gehöre, die sich getrauen, ihre Vorstellung auch mit mehr oder weniger Dimensionen in jenem reichen symbolischen Inhalte

*) Grundzüge der Metaphysik von Ch. H. Weiße (Hamb. 1835) S. 317 ff.

dieſes Ausdrucks befreunden zu können, welcher ihm in der Metaphyſik unleugbar eigen iſt; obſchon die Gründe, die mich verhindern, über jene Dreiheit hinauszugehen, andere ſein werden, als die gewöhnlich dafür angeführten. Erlauben Sie mir zunächſt die einfachen Einwände anzuführen, die ſich mir, wenn nicht gegen jede metaphyſiſche Bedeutung der Dreizahl räumlicher Dimenſionen, ſo doch gegen diejenige zu erheben ſcheinen, welche von Ihnen in der Metaphyſik auseinander geſetzt worden iſt.

In einem gegebenen Raume nach jeder Richtung Linien ziehen zu können, iſt ein Axiom der Geometrie; ſetzen wir daher voraus, daß wir früher darüber übereingekommen wären, welche Bewandtniß es mit den metaphyſiſchen Beſtimmungen hat, welche den Begriff der Richtung ausmachen, ſo wird den drei Dimenſionen nur dann eine metaphyſiſche Bedeutung zukommen, wenn ſich entweder beweiſen läßt, daß in dem gegebenen Raume die Unendlichkeit aller Richtungen ſich auf jene drei rechtwinkligen zurückführen läßt, oder wenn durch jene drei Richtungen das Ganze der räumlichen Ausdehnung in allen ſeinen Momenten als beſtimmt, als conſtruirt, angeſehen werden kann.

Im Alterthume iſt, vermöge der noch nicht vollendeten Ausbildung des Raumbegriffes in jenen Philoſophieen, die Dreiheit der Dimenſionen nicht in dieſer abſtrakten Weiſe als immanente Formbeſtimmung der räumlichen Ausdehnung gefaßt worden; vielmehr erſcheinen dieſe Richtungen als Beſtimmungen der Oertlichkeit, als Breite, Länge und Höhe, d. h. als diejenigen mathematiſchen Formbeſtimmungen, welche einem Körper in einem zur Vergleichung angenommenen Syſteme von Körpern als Lagenverhältniſſe zukommen. Wir können daher nicht vermuthen, von jener Zeit aus einen Aufſchluß über die Bedeutung der drei Dimenſionen und namentlich der rechtwinkligen zu erhalten, und es ſcheint mir vielmehr, als wäre erſt zu Ende des Mittelalters auf Veranlaſſung, einestheils der weiteren Entwickelung der Lehre von den krummen Linien,

anderntheils der Betrachtung der reinen Bewegungsgesetze, die Dreiheit der räumlichen Dimensionen zu der Bedeutsamkeit gelangt, die sie, auch so abstrakt gefaßt, traditionell bis jetzt beibehalten hat. Mathematische Betrachtungen mannigfaltiger Art, wo Winkelgrößen in die Bedingungen der Aufgabe eingehen, lassen sich entweder auf rechte Winkel als beliebig angenommene Basis der Berechnung zurückführen oder erhalten auch wohl ausgezeichnete Fälle, wo die in Rede stehenden Winkel die Größe eines Viertelkreises erlangen. Diesem Umstande ist es zu verdanken, daß auch die Philosophen geglaubt haben, die metaphysische Unendlichkeit möglicher Richtungen, welche der Ausdehnung unbezweifelt zukommt, auf jene Dreiheit rechtwinkliger Richtungen zurückführen zu können; daß sie geglaubt haben, was in der Rechnung ein ausgezeichneter Fall, ein Maximum oder Minimum oder ein Nullpunkt sei, müsse auch metaphysisch eine ausgezeichnete Begriffsbestimmung involviren. Allein wo sich die Bestimmung des Begriffes an jene Parallelicität der Rechnung und des Gedankens knüpft, kann eine falsche Interpretation der mathematischen Elemente leicht die Veranlassung zu einem metaphysischen Satze werden, und es ist zunächst meine Absicht, mit wenigen Worten zu zeigen, daß dies hier wirklich der Fall ist.

Es kommt Alles darauf an, zu bestimmen, ob wirklich in metaphysischem Sinne die unendlichen Richtungen sich auf drei zurückführen lassen, und ob dann in diesen die ganze Natur der räumlichen Ausdehnung enthalten sei. Ich will nicht näher darnach fragen, welche große Menge trüber Vorstellungen in jenem Ausdrucke des Zurückführens enthalten sind, sondern lieber die Art und Weise dieser Manipulation überlegen. Alle Richtungen sollen sich aufeinander reduciren lassen, und nur die senkrechten so verschieden sein, daß sie weder auf einander zurückführbar sind, noch irgend einen Punkt ihres Verlaufs mit einander gemein haben können. Allein, genau gesprochen, haben zwei gerade schneidende Linien, unter welchem Winkel sie auch immer divergiren mögen, ebenfalls keinen Punkt ihres Verlaufs

mit einander gemein, und die geringste Winkeldifferenz reicht hin, sie in ihrer Richtung zu vollständig unmittelbar incomparabeln zu machen. Ich sage zu unmittelbar incomparabeln, denn eine Vergleichung ihrer Richtungen, beruhend auf jener Zurückführung, ist allerdings möglich; allein sie setzt, wie wir sogleich sehen werden, die Vermittelung anderer Bestimmungen voraus, welche in dem Zusammenhange, in welchen Sie den Begriff der Ausdehnung stellen, noch durchaus nicht gegeben sind. Jene Vergleichung beruht auf Folgendem. Lassen wir eine Linie um ihren einen Endpunkt sich drehen, so ist der Cosinus des Drehungswinkels diejenige Größe, welche angibt, um wieviel für jede durch die Drehung gewonnene neue Lage der Linie der fortschreitende Endpunkt derselben auf einer der ursprünglichen Lage parallelen Linie von dem früheren Orte gewichen ist; der Sinus desselben Winkels aber zeigt die Entfernung an, um welche, von der ursprünglichen Lage gerechnet, für jede durch die Drehung erworbene jene Parallele absteht. Man sieht daraus, daß diese Projection der veränderten Richtung auf die ursprüngliche keineswegs unmittelbar eine Zurückführung auf diese ist, sondern daß sie ein System sich unter bestimmten Winkeln kreuzender Parallelen voraussetzt, in Bezug auf welche der Ort jedes Punktes in der intermediären Richtung durch die Größen der Entfernungen von einem Paare der Coordinaten bestimmt werden kann. Was erhalten wir also? Die Lage, den Ort eines Punktes, aber nicht sogleich die Richtung. Erst wenn auf diese Weise viele Punkte bestimmt sind, werden diese eine Richtung bestimmen, wenn man sie auf dieselbe Weise in Continuität versetzt, wie dies bei den zu Grunde liegenden rechtwinkligen Coordinaten der Fall ist; d. h. wenn man ihnen eine Richtung gibt. Es ist schwierig, diesen Gegenstand weiter zu entwickeln, nicht um seiner Schwierigkeit willen, sondern der einfachen Evidenz wegen, die es hat, daß durch jenes Zurückführen immer nur Orte, Lagen der intermediären Richtungen der Rechnung zugänglich gemacht, und durch die Rechnung umgekehrt jene Richtungen

gefunden, daß aber niemals die eine aus der anderen wahrhaft abgeleitet und construirt werden könne.

Am allerwenigsten scheint es mir möglich, jene Zurückführung schon als wirklich geschehen zu betrachten, und die Dreiheit der Dimensionen als die einfachste Grundform der räumlichen Ausdehnung anzusehen. Der durch die Zurückführung bestimmte Punkt der intermediären Richtung liegt niemals in den beiden Grundrichtungen selbst, sondern in ihren Parallelen; woher nehmen wir den Begriff der Parallelen? Und überhaupt, müßten nicht die Bedeutungen der Richtung, der Divergenz u. s. f. vorher ihre metaphysische Bestimmung erhalten haben, ehe in dem Ausspruche, daß die Ausdehnung nach drei Richtungen in's Unendliche gehe, diese beiden Begriffe: Ausdehnung und Richtung, in ein bestimmt vorausgesetztes, aber nirgends ausgesprochenes Verhältniß der Zusammengehörigkeit gebracht werden? Eine fortgesetzte Betrachtung dieser Verhältnisse hat mir immer zu beweisen geschienen, daß keine der unendlichen möglichen Richtungen der Ausdehnung auf eine andere zurückführbar sei; daß die in der Mathematik übliche Zerfällung auf Voraussetzungen von Flächen, Parallelen, Vergleichbarkeit verschiedener Divergenzen beruht, die alle von der Metaphysik noch nicht berührt worden sind; daß endlich überdies alle jene Zurückführung immer nur die Möglichkeit betrifft, den Ort eines Punktes durch Coordinaten zu bestimmen, keineswegs aber dazu dienen kann, die unendliche, räumliche Ausdehnung zu construiren, oder auch nur ihre wesentlichen Momente zu symbolisiren. In einer solchen Beschränkung hat nun die Dreiheit der Dimensionen, die ich angemessener glaube — die Dreiheit der örtlichen Relationen nennen zu können, allerdings ihren bestimmten Sinn, indem drei Coordinaten hinreichen, um die Lage jedes Punktes anzugeben. So gehört die Dreiheit der correlativen Ordinaten wesentlich dem Ortbegriffe an; und während in der Ausdehnung die unendliche Mannigfaltigkeit der Richtungen als eine unbestimmte Möglichkeit offen gelassen werden muß, ist im Ortbegriffe die Dreiheit der Richtungen

die umfassende Grenze, durch die alle Lagenverhältnisse räumlicher Gestalten gegen einander bestimmt werden können. Wie wir schon oben darauf kamen, setzt die Dreiheit der Dimensionen das Princip der Richtung bereits voraus, und überall, wo wir dem Raume selbst drei Richtungen zuschreiben, geschieht es durch eine unbewußte Ueberschlagung der Lagenverhältnisse, welche den Raumpunkten in den vorausgesetzten Richtungen zukommen. Dieser Umstand drückt sich am kürzesten in dem mathematisch üblich gewordenen Namen der Coordinaten aus; nur in Gestalt solcher Coordinaten macht die Mathematik von der Dreiheit dieser Dimensionen zur Bestimmung der geometrischen Orte Gebrauch; wohl wissend, daß diese Fixirung dreier Richtungen nur für locale Verhältnisse eine Bedeutung hat, verdient sie keineswegs den Vorwurf der Philosophie, ihre drei Dimensionen nicht als Grundprincip energisch hervorzuheben; denn thäte sie es, so würde sie sowohl einen mathematischen Fehler, als eine metaphysische Ungenauigkeit begehen. Bis hieher wünsche ich bewiesen zu haben, daß in dem reinen Begriffe der Ausdehnung schlechthin eine unendliche Mannigfaltigkeit möglicher, unter einander gänzlich incomparabler Richtungen nothwendig gedacht werden müsse, ohne daß weder eine bestimmte Richtung, noch eine bestimmte Anzahl solcher Richtungen, actual gesetzt wären; und daß erst im Ortbegriffe sich diese unendliche Möglichkeit auf die Wirklichkeit dreier coordinirter Richtungen zusammenzieht, deren gegen einander völlig unbestimmte Divergenzen auf rechte Winkel, theils zur Bequemlichkeit der Rechnung, theils in Erinnerung an später zu erwähnende concretere Momente zurückgeführt werden.

Ich will nun bemerken, wie wenig überdies jene drei Richtungen hinreichen, den Begriff der räumlichen Ausdehnung zu constituiren. Wenn man mißbräuchlich glaubt, durch das Schema der drei Vertikalen die Unendlichkeit und die Natur des Raumes zu charakterisiren, so wird man freilich durch die sechs Arme in einer unbestimmten Weise der Vorstellung in's Endlose hinausgewiesen; allein dies Alles construirt Nichts,

sondern setzt einen Raum voraus, in dem es construirt wird. Die sechs Arme bleiben sechs Linien; es wird nicht eher etwas dem Raume von fern Aehnliches daraus, ehe nicht die gesammten Winkelöffnungen ebenfalls mit solchen Parallelen angefüllt sind. Und dann wird man ein Bündel Richtungen haben, aber keinen Raum. So wie im Krystalle Spaltungsrichtungen immer unter den bestimmten Winkeln in jedem Atome sich durchkreuzen, und keine Gewalt einen regelrechten Schnitt außer jenen Richtungen hervorbringt, so wird es in diesem Raume drei Richtungen geben, in denen continuirliche Linien möglich sind; in allen anderen Richtungen entstehen Reihen discreter Punkte. Damit also ein continuirlicher Raum da sei, wäre es nöthig, daß unendlich viel solche Dreiheiten von Dimensionen unter allen möglichen Winkelneigungen untereinandergeschoben würden, so daß an dem Orte, wo das eine System keinen Arm hinschickt, doch ein Ast eines anderen läge. Und dann hätten wir unsere vorige Forderung wieder: nämlich in der Ausdehnung eine unendliche Möglichkeit der Richtungen offen zu erhalten, und die Dreiheit der Dimensionen als ein System coordinirter Relationen zur Bestimmung des Orts anzusehen. Man könnte einwerfen: es solle nicht der Raum durch die drei Richtungen construirt werden; sondern diese seien vielmehr die immanente Formbestimmung des continuirlichen Raumes. Allein Formbestimmung der Continuität ist die Dreiheit nicht; sie wäre also die Form, nach welcher in dem continuirlichem Raume discrete Punkte in Verhältniß kommen. Dies heißt aber Nichts, als sie ist das Gesetz der Ortes. Discrete Punkte sind nur durch Oertlichkeiten discret. — Hiermit hoffe ich bewiesen zu haben, daß erstens die Richtungen in der Ausdehnung des Raumes sich keineswegs auf drei zurückführen lassen; zweitens, daß ebensowenig umgekehrt aus den drei Richtungen sich die Natur der Ausdehnung ergiebt; drittens, daß die Dreiheit der Richtungen, die sich unter beliebigen Richtungen kreuzen, die wesentliche Bestimmung des Ortbegriffes ist.

Allein nicht jede beliebige Neigung der drei Richtungen

hat jene Evidenz zur Veranschaulichung der Unermeßlichkeit der Ausdehnung, wie sie in philosophischem Zusammenhange bei der Erwähnung der drei Dimensionen vorausgesetzt wird. Diese philosophischen Dimensionen sind wesentlich rechtwinklige; allein gerade sie beruhen, wie mir es scheint, keineswegs auf rein metaphysischer oder mathematischer Nothwendigkeit, sondern verdanken vielmehr ihre specifische Eigenheit der Erinnerung an concrete Verhältnisse. Wie sehr uns eine solche Erinnerung hier überall beherrscht, läßt sich aus der einfachen psychologischen Thatsache abnehmen, die jeder an sich augenblicklich erfahren kann, daß Niemand, der den unermeßlichen Raum sich unter dem Schema der drei Vertikalen vorstellt, verfehlen wird, sogleich die eine Linie mit ihren Endpunkten nach dem Zenith und dem Nadir, die anderen beiden nach den entsprechenden, ausgezeichneten vier Horizontpunkten zu richten. So geringfügig dies zu sein scheint, so beweist es doch wirklich, daß die Dreiheit der senkrechten Dimensionen nur ein Nachhall der concreten Welteinrichtung ist, und während jene abstrakte mathematische Dreiheit der Coordinaten noch eine wesentlich aprioriſche Gedankenbestimmung war, gehört diese Dreiheit der senkrechten Dimensionen den höheren concreteren Verhältnissen der Ortbestimmungen im wirklichen Universum an. Nicht bloß drei gerade, auch eine einzige krumme Linie würde hinreichen, die unendlichen möglichen Richtungen des Raumes, und zwar in viel wahrhafterer Weise anzudeuten; sie hat aber dennoch jene Evidenz nicht, welche die rechtwinkligen Richtungen besitzen, weil sie die kosmischen Verhältnisse nur aufgehoben, als Möglichkeit in der Richtung ihrer Tangenten, besitzt. Hiermit ist die Bemerkung zu verbinden, daß gerade die Untersuchung über die Gesetze der Bewegung diese Dreiheit senkrechter Dimensionen ausdrücklich zum Bewußtsein herausgearbeitet hat. Jenes Bestreben, verschiedene intermediäre Richtungen auf rechtwinklige zurückzuführen, ist eine bloße Erinnerung an das Parallelogramm der Bewegung oder der Kräfte. Geometrisch ist keine Richtung auf die andere, sondern nur auf ihre Parallelen

zurückführbar; Kräfte aber, die Bewegungen hervorbringen, bringen in der Bewegung, die auf der resultirenden Diagonale entsteht, jene Zurückführung wirklich zu Stande; welche daher auch nicht mehr eine einfache Reduction der Richtungen ist, sondern Natur und Wirkungsweise der Kräfte, so wie den Begriff der Bewegung, voraussetzt. Wie nun zwar das Parallelogramm für jeden Winkel der Seitenbewegungen gilt, so ist es hier allerdings bedeutsam, daß Bewegungen in senkrechten Coordinaten sich weder addiren, noch subtrahiren, sondern jede in der resultirenden Mittelbewegung ganz enthalten ist, und dies ist Veranlassung zu jenen häufigen Zerfällungen von Bewegungen in drei senkrechte Seitenbewegungen, die, da sie in der Natur wirklich vorkommt, in der Mathematik oder vielmehr in der Philosophie diesen Vorschein dreier nothwendig senkrechter Dimensionen hervorgebracht hat. Ich füge daher zu meinen drei obigen Bemerkungen diese vierte: daß die Dreiheit der rechtwinkligen Dimensionen eine Kategorie der Naturphilosophie, nicht der Metaphysik sei.

Ich erlaube mir jetzt überzugehen zu den anderweitigen Einwürfen, welche ich aus dem Bisherigen gegen die Stelle herleiten zu müssen glaube, welche in Ihrer Metaphysik der Raumbegriff einnimmt. Hierbei drängt es sich mir zuerst als eine Schwierigkeit auf, daß ich den Begriff der Richtung nicht eher bei Ihnen erwähnt finde, als wo derselbe zugleich mit jener bestimmten Dreiheit, die ich theils dem Ortsbegriffe, theils der Naturphilosophie überlassen zu müssen glaube, verbunden auftritt. Einestheils nämlich scheint es mir, daß die bisher gemachten Bemerkungen zeigen, wie die Dreiheit der Dimensionen nicht gleichzeitig mit diesem Principe der Richtung gegeben werden kann; wie dieses letztere vielmehr das vorausgesetzte Moment ist, durch welches locale Beziehungen nach Coordinaten erst möglich gemacht werden; anderntheils aber glaube ich nicht, daß die Art, wie Sie von dem Begriffe der specifischen Dreiheit zu dem Raumbegriffe übergehen, nothwendig sogleich auf jene Dreiheit der im Raume enthaltenen Di-

menſionen führen müſſe; daß ſie ſich vielmehr recht wohl mit der andern Annahme vereinigen ließe, welche nur das Princip der Richtung als das charakteriſtiſche Moment des Raumbegriffs feſtſetzt, dagegen die Dreiheit der Dimenſionen dem Ortsbegriffe überläßt. Ich habe von dreierlei Anfangspunkten auszugehen, um dieſe Meinung Ihrer Anſicht gegenüber zu entwickeln. Der eine iſt mathemathiſcher und zugleich metaphyſiſcher Natur; der andere betrifft die Dialektik, durch welche Sie zu der angegebenen Stellung der Begriffe gelangen; der dritte wird eine Bemerkung über die Gruppirung dieſer Kategorieen überhaupt veranlaſſen.

Die Natur der negativen Zahlen iſt von Ihnen weniger hervorgehoben worden, als es wohl von andern Philoſophen geſchehen iſt, und zwar deswegen unſtreitig, weil der beſtimmte Begriff des Gegenſatzes erſt in einer ſpätern Stelle Ihres Gedankenzuſammenhanges eintritt. Zahlen können ihrer Größebeſtimmtheit nach nicht negativ ſein, ſie ſind nicht an ſich negativ, ſondern nur im Sinne der Aufgabe. Dies iſt von Fries ſo verſtanden worden, als bildeten die negativen Zahlen eine eigenthümliche Klaſſe von Verminderungszahlen; worin das Wahre liegt, daß jene Negativität ſogleich auf den Sinn der Aufgabe, nämlich der Summation, zurückgeſchoben wird; obwohl freilich dieſer Ausdruck, von dem richtigen Geſichtspunkte ausgehend, dennoch gerade das Gegentheil des Richtigen ausdrückt, indem er das Verminderungszeichen zur Charakteriſtik einer beſondern Zahlenklaſſe hypoſtaſirt. So weit nur in dem Sinne der Aufgabe eine Baſis der Vergleichung zwiſchen poſitiven und negativen Zahlen dargeboten wird, iſt keine Schwierigkeit, die erſt bei dem Calcül des Imaginären eintritt. Wo eine gerade Wurzel aus einer negativen Potenz ausgezogen werden ſoll, liegt die Vorausſetzung ſtillſchweigend zum Grunde, daß die negative Potenz nicht blos eine dem Sinne der Aufgabe entgegengeſetzte, ſubtractive Größe, ſondern daß ſie an und für ſich ſelbſt negativ ſei. Eine ſolche Negativität iſt aber für Zahlen immer eine unerfüllbare Forderung; niemals läßt

es sich nachweisen, wodurch die negative Zahl von der positiven sich unterscheide; dieser Unterschied ist ein abstracter, in dem leeren Sollen überall verbleibender. Darum sind absolut negative Zahlen, weil ihr Verhältniß zu positiven unangebbar ist, auf diese auch nicht zurückzuführen, und die gerade Wurzel aus einer negativen Zahl, die eben durch das vorgesetzte Wurzelzeichen zur absolut negativen wird, während sie vorher blos subtractiv sein konnte, ist arithmetisch genommen immer imaginär. Arithmetisch existiren nur positive Zahlen; auch die negativen sind solche, nur mit der Forderung, daß die Operationen, denen sie unterliegen, in dem der Aufgabe, nicht der Natur der positiven Zahl, entgegengesetzten Sinne genommen werden sollen. Metaphysisch würde diese Betrachtung die Forderung geben, fortzugehen zu einem Elemente, in welchem eine Entgegensetzung des Entgegengesetzten so möglich ist, daß beide Glieder, gleichzeitig bestehend, beide für sich positiv, jedes gegen das andere negativ, ihren Unterschied an sich selbst aufzeigen, ohne daß es nöthig wäre, ihn durch Reflexion auf die Aufgabe, als deren Größenbestimmungen die Gegensätze erscheinen, hervorzubringen. Die Mathematik hat diese Dialektik ausgeführt. Nicht blos, daß die imaginären Größen von vielen und neuerlich, von Gauß als eine Hindeutung auf räumliche Divergenz angesehen worden sind (wie denn der Cotesische Lehrsatz in letzter Instanz auf Nichts Anderm zu beruhen scheint), sondern noch viel einfacher ist jene Zuhilfenahme räumlicher Bestimmung in dem Schema der Zahlenreihe ausgedrückt.

Die Vorstellung einer Zahlenreihe, die sich mit einem negativen und einem positiven Aste ins Unendliche erstreckt, ist eine sehr hergebrachte, aber arithmetisch dennoch ganz ungehörige; sie nimmt die Construction der Linie voraus, deren Abscissen vom Nullpunkt aus beiderseits genommen den Größen der negativen und positiven Zahlen entsprechen. Diesem leicht zugänglichen Bilde ist es zuzuschreiben, daß die Mathematiker nicht, wie es alles Ernstes der Fall sein sollte, die abstract gefaßten negativen Zahlen für eben so imaginär erklärten, als

die unmöglichen Wurzeln; denn in der That ist das Nichtimaginäre an den negativen Zahlen immer im Sinne der Aufgabe begründet, indem diese explicirt, was unter der Negativität gemeint ist; während die abstract gefaßte Negativität immer das Bild der geometrischen Linie entlehnen muß, um sich überhaupt fixiren zu lassen. Für das unmittelbare Bewußtsein sind negative Zahlen in der That imaginär, und Niemand, der nicht durch die künstliche Schule mathematischer Fictionen gegangen ist, rechnet im Leben damit, sondern man verweist das Negative als Fehlendes, als Schuld, an den Sinn der Aufgabe. Wie nun der einfache Gegensatz der Zahlen nur im Raume actual gesetzt wird, indem jeder Raumpunkt als Nullpunkt für zwei entgegengesetzte Zweige von Größenbestimmungen angesehen werden kann, so kommen auch die imaginären Wurzeln durch räumliche Bedingungen zur Construction. Die imaginäre Wurzel ist weder positiv noch negativ; was ist sie also? Die einfache Antwort ist, daß sie nicht in diesem System der Gegensätze liegt, sondern in einem andern, d. h. zur Seite divergirend. Zahlenreihen gibt es nicht mehrere; Linien können unendlich viele in sich schneidenden Richtungen gedacht werden; die Punkte der einen sind dann imaginär in Bezug auf die Punkte der andern. So hat also der Raum vermöge seines Princips der Richtung, aus welchem Divergenz und Parallelen sich entwickeln, vor der Zahl dieses voraus, Gegensätze aufzuweisen, die an sich ihren Gegensatz aufzeigen, zugleich positiv sind, negativ gegeneinander, und nur im Sinne einer bestimmten Aufgabe sich in jene relative Positivität und Negativität theilend; aber es ist dies auch zugleich die Möglichkeit unendlicher Systeme von Gegensätzen, deren Glieder alternirend imaginär sind, und nur durch das qualitative Mittel des Nullpunkts (als Anfangspunkt localer Coordinaten) unter einander zusammenhängen.

Hieran nun läßt sich sogleich das zweite knüpfen; nämlich eine Betrachtung der Dialektik, durch welche Sie von den Kategorieen der Identität und des Gegensatzes an bis zu den

drei Dimensionen des Raums fortgehen. Auch Ihre Aufsuchung des Raumbegriffs schreibt sich von den Zahlen her, obwohl eine für den mathematischen Zusammenhang wegfallende Reihe von Kategorieen die Mangelhaftigkeit des Zahlbegriffs mit dieser genügendern Begriffsstufe verbindet. Ich gestehe, daß die Aufsuchung der Urzahl und die damit zusammenhängenden Begriffe mir die Zahlennatur der geforderten Bestimmungen weit mehr hervorzuheben scheinen, als es nach bereits vollendeter Dialektik des Zahlbegriffs hätte der Fall sein dürfen. Wenn auch die beseitigte Kategorie der Zahl nicht verloren gehen durfte, so mußte sie doch in den späteren Begriffen nur als ein aufgehobenes Moment, als Möglichkeit numerischer Bestimmtheit, nicht aber selbst ausdrücklich wieder als Zweiheit und Dreiheit auftreten. Daß die einzelnen bestimmten Zahlen kein adäquater Ausdruck für metaphysische Begriffe sind, haben Sie selbst im Früheren dargethan; hier erscheinen mir diese Zahlen noch weniger adäquat, weil sie nach jenem Zugeständnisse dennoch als Charakteristik höherer Gedankenbestimmungen gebraucht werden. Allerdings nennen Sie diese Kategorieen specifische Zweiheit und Dreiheit, und bezeichnen damit den weit über die Zahlennatur hinausreichenden Inhalt derselben. Allein eben damit, daß diese Zahlen specifische genannt werden, ist zugegeben, daß nicht die Zweiheit oder Dreiheit, sondern die specifische Natur dessen, was auch, dies einstweilen zugegeben, als Zweiheit oder Dreiheit gefaßt werden kann, das Wesentliche ist. Gerade dieses Wesentliche fällt aber ganz weg in der Dialektik, die von der specifischen Dreiheit zu den drei räumlichen Dimensionen überführt. Es giebt nur eine Zweiheit, Dreiheit als Zahl; specifische Zweiheiten und Dreiheiten sind parabolische Ausdrücke; wie kommt es, daß plötzlich, nachdem diese parabolische Bedeutung bis zur Kategorie der specifischen Dreiheit anerkannt worden ist, sich die Dialektik an den eigentlichen, den numerischen Sinn heftet? Sie selbst haben diese Schwierigkeit berührt, und die gleichgültige Dreiheit der räumlichen Dimensionen als die dialektische Negativität des

Raumbegriffs gegen die Momente der specifischen Dreiheit dargestellt. Ich bekenne, nicht zu wissen, warum eine solche Negativität da sein sollte, noch wie sie sich mit dem Wesen der dialektischen Methode vereinigen ließe. Wo in einer Kategorie ein Widerspruch oder ein Ungenügen gefunden ist, wird die nächstfolgende entwickelt, um diesen Mangel zu tilgen; wo aber diese folgende ihrem Begriffe ebenso wenig entspricht, wird sie nur zu einem Beispiele, anstatt zu einem dialektischen Fortschritte. Ein solches Beispiel der Dreiheit scheint mir nun allerdings der Raum zu sein.

Allein überhaupt scheint die Dreiheit der räumlichen Dimensionen, deren Stellung in diesem Zusammenhange Ihnen bereits gewiß war, zusammengenommen mit der Dialektik, welche sich von dem Begriffe der Zahl herschreibt, einen rückwirkenden Einfluß auf die unmittelbar vorangehenden Kategorieen gehabt zu haben. Was ich oben bereits über die Zufälligkeit der numerischen Bezeichnung derselben sagte, kehrt mir mit verdoppelter Schwierigkeit bei der letzten, der specifischen Dreiheit wieder. Ich gestehe bereitwillig die Möglichkeit ein, mich hierüber im Irrthume zu befinden, aber ich verstehe die Dialektik nicht, durch welche die Einheit zweier Gegensätze selbst zu einem dritten coordinirten Gliede werden soll. Auch Hegel hat solche Dialektik öfter angewandt; ich gestehe, mich überall in demselben Nichtverständnisse zu befinden. Die Einheit eines Gegensatzes mag wohl ein Glied eines anderen Gegensatzes werden; allein nirgends weiß ich einen Grund, hier zu zählen, noch weniger, dieser numerischen Summe eine dialektische Bedeutung zuzuschreiben. Allein auch zugegeben, daß es sich so verhalte und daß man jene drei Glieder als gegen ihren Begriff coordinirte fassen müsse, d. h. daß sie, nur an sich qualitativ verschieden, in ihrem dermaligen Gesetztsein in eine bloß quantitative Dreiheit zurückfallen: so sollte ich meinen, daß es nun eben die Aufgabe der Dialektik wäre, in ihrem Fortgange diese unqualitative Aeußerlichkeit aufzuheben, nicht aber, sie in den drei Dimensionen des Raumes noch

einmal ausdrücklich zu setzen. Es ist dies einer der Fälle, wo die Aufgabe der Dialektik in jener Unbestimmtheit und Unsicherheit verschwimmt, die dieser Methode Hegels im Grunde allenthalben eigen ist. Ich bin vollkommen überzeugt, daß diese Dialektik, weit entfernt, eine philosophische Methode der Entwicklung sein zu können, in Wahrheit nur ein Hülfsmittel ist, bereits erkannte Gruppirungen von Begriffen scheinbar auseinander herzuleiten. Es gehört überall die bestimmte Voraussicht auf das, wozu man kommen will, dazu, um in dem vorliegenden Begriffe unter den tausend Negativitäten, die er, gegen tausend andere Begriffe gehalten, zeigt, eine bestimmte auszuwählen und zu benutzen. Der erfindende Gedankengang liegt in der Metaphysik allenthalben weit über jene Dialektik hinaus, und anstatt eine philosophische Methode zu sein, ist diese letztere nur ein operatives Hülfsmittel, gerade wie etwa in der Mathematik die Methode der unbestimmten Coefficienten, mit der man auch zu Nichts kommt, wenn nicht für jeden einzelnen Fall Bedingungsgleichungen zwischen einem Gegebenen und einem vorausgesetzten Resultate gefunden werden können.

Verzeihen Sie mir, wenn ich gestehe, daß diese Ansicht mir auch durch Ihre Dialektik des Raumbegriffs nicht widerlegt zu werden scheint. Denn auch, wenn ich diesen ersten Anstoß beim Uebergange von der specifischen Dreiheit zu den drei Dimensionen hinweggeräumt denke, wird mir darum doch der weitere Fortgang nicht gänzlich klar. Der Raum sollte das ausdrückliche Gesetztsein jener specifischen Dreiheit sein; ist er nun dies, woher kommt plötzlich jener viel reichere Inhalt, der weiter zum Ortbegriffe überzugehen nöthigt? Ist dies am Ende nicht nur das an dem Beispiele Hängende, zur Dialektik nicht Gehörige, welches dann den weiteren Stoff zur Entwicklung darbietet? Alles, was sein soll, muß als Form seines Seins eine specifische Dreiheit haben, lautet der Ausspruch. Nichts könnte doch wohl diese Forderung besser erfüllen, als der Raum selbst, dessen drei Dimensionen doch nicht

er selbst, sondern seine Form sein würden; Alles, was sein soll, muß demnach Raum, räumliche Gestalt sein, und ich sehe nicht, wie wir hier zu demjenigen Ortbegriffe gelangen wollen, in welchem der Raum, der zu seiner Form die Dreiheit hat, selbst wieder als Form für einen wesentlicheren Inhalt gelten soll; wir kommen vielmehr nur wieder zu jenem schon oft erwähnten mathematischen Ortbegriffe, nach welchem die Dreiheit das Gesetz der Coordinaten ist, durch die die Lage eines Punktes bestimmt wird. Auch ist dies wohl der gewöhnliche und sprachlich übliche Sinn des Ortes, wogegen jene Negativität gegen die Körperlichkeit, obwohl immer ein speculatives Moment, eine gewaltsame Deutung enthält. — Nun drängt sich freilich sogleich die Negativität des Raums gegen das in ihm Enthaltene auf, aber dialektisch erzeugt ist sie nicht. Da jeder geometrische Körperraum die vorliegende Forderung erfüllt: warum übergehen zu einer neuen Bestimmung, *wenn in dem Raumbegriffe nicht ein Element des Fortschritts läge, welches durch die Dialektik nicht zugleich mit den drei Dimensionen erzeugt worden ist?* Daß dies der Fall ist, versuche ich durch die dritte der oben angekündigten Bemerkungen zu erweisen.

Sie selbst haben es ausgesprochen, daß der Uebergang von der specifischen Dreiheit zu den Dimensionen des Raums eine Härte enthält, glauben aber, daß diese der Kraft der dialektischen Methode weichen werde. Ich habe die Meinung darüber, die ich auch wohl früher schon gegen Sie auszusprechen die Ehre hatte, auch hier wieder zu behaupten. Jene Härte scheint mir unvertilgbar durch alle Dialektik, und herzurühren von der wesentlich neuen Natur des Gegenstandes. Der Raum ist nicht bloß die specifische Dreiheit, sondern er ist diese Dreiheit in Gestalt des Raumes, der Ausdehnung. So glaube ich am kürzesten sagen zu können, was ich nach allen Ueberlegungen immer noch für den entscheidenden Punkt halte. Zu der specifischen Dreiheit kommt im Raume wesentlich hinzu das Element der Ausdehnung, der Anschaulichkeit;

er ist jene Form, aufgetragen auf eine andere Form, die auf keine Weise selbst wieder aus der früheren Dialektik abgeleitet zu werden vermöchte. Der Raum ist überhaupt Princip der Form, und Form überhaupt mit dem Begriffe unvergleichbar. Wo von Formen im frühern metaphysischen Zusammenhange gesprochen wird, bedeutet dieser Ausdruck etwas ganz Anderes, als in späterem. In den rein metaphysischen Begriffsreihen kann jeder Begriff aus dem früheren vollständig entwickelt werden, denn der Fortgang bleibt in dem Einen Medium des begrifflichen Zusammenhanges; hier aber kann mich Nichts darüber täuschen, daß in dem Herbeiziehen des Raumes einerseits kein Begriffsfortschritt über die specifische Dreiheit hinaus, andrerseits aber ein Zuwachs an einem mit allem Früheren incommensurabeln Elemente der Anschaulichkeit stattfindet. Das Eigene der Ausdehnung und Alles, was am Raume Räumliches ist, wird sich nimmermehr aus dem gleichförmigen Fortgange dialektischer Entwicklung herleiten lassen; es ist vergeblich, die Continuität, den plastischen Hintergrund, den die metaphysischen Kategorieen, um actual ihrem Begriffe zu entsprechen, brauchen, aus ihnen selbst herzuleiten. Hier, wenn irgendwo, wird von der Dialektik Etwas gefordert, was keineswegs in ihr liegt, und es ist an dieser Stelle der Metaphysik ein Abschnitt, den keine Macht der Gedankenentwicklung continuirlich zu übergleiten im Stande ist.

Es wird mir nicht schwer fallen, Ihnen darzuthun, daß Sie durch die That, durch die Ausführung dieses Abschnitts und durch die Art der Dialektik, deren Sie sich bedienen, wirklich jene Incommensurabilität des Raumbegriffs mit allen vorhergehenden Kategorieen anerkennen, die Sie aus Ueberzeugung verwerfen. Nachdem Sie noch einmal angeführt, daß die specifische Dreiheit die nothwendige Form alles dessen sein müsse, was sein soll, sagen Sie weiter: es ist nun nöthig, zu untersuchen, *welches jene specifische Dreiheit sei*. Diesen Fortschritt halte ich für vollkommen wahr, allein nach der Consequenz Ihrer eigenen Ansicht kann er es nicht sein.

Niemals kann in der Continuität des metaphysischen Zusammenhanges gefragt werden, welches die Kategorie sei, die man im Sinne hat; und es ist Nichts schlagender, als dieser von Ihnen gebrauchte Ausdruck, um zu zeigen, daß hier das *Gemeinte*, welches eben aus der Dialektik nicht *erzeugt* werden kann, in einem andern Elemente mit einem neuen Anfange *wiedergefunden* werden soll; auf die nämliche Weise, wie nach den Naturerscheinungen gefragt wird, die, selbst nicht deducirbar, dennoch metaphysische Kategorieen in einem incommensurablen Elemente reproduciren. Auch führen Sie diese Untersuchung nicht wirklich. Vielmehr gehen Sie mit dem ebenfalls charakteristischen Ausdrucke: diese Dreiheit *ist* der Raum, — zu diesem mit aller Evidenz des Entsprechenden, Wiedererkannten, sich hervordrängenden Begriffe über. Sie machen an dieser Stelle aufmerksam auf die entsprechende Dialektik, welche im ersten Buche zu dem Zahlbegriffe führt; ich glaube nicht, daß beide verglichen werden können. Der Zahlbegriff wird wirklich durch dialektische Entwicklung gefunden, denn der einfachste logische Gegensatz des Einen und Andern enthält ihn schon, und man braucht, um ihn actual zu setzen, nicht in ein Element überzugehen, welches nicht nach allen seinen wesentlichen Bestimmungen schon in den früheren Begriffen an sich enthalten gewesen wäre.

Raum, Zeit und Bewegung sind von Kant für Objecte einer reinen aprioriſchen Anschauung erkannt worden, ein Ausdruck, den ich noch immer für einen der klarsten und lichtvollsten Gedanken dieses Philosophen halten muß, den Sie aber, wie ich weiß, mit so bestimmter Energie abweisen, daß ich einen tiefer liegenden Zusammenhang mit dem Ganzen Ihres philosophischen Systems als den Grund davon vermuthen muß, ohne bis jetzt so glücklich gewesen zu sein, mir darüber vollständig Rechenschaft geben zu können. Ich bin gänzlich darüber mit Ihnen einverstanden, daß jene Kategorieen alle, nicht, wie sie von Hegel in einer selbst sehr äußerlichen Weise als Aeußerlichkeit der Idee dargestellt worden sind, der Naturphilosophie

angehören, sondern vielmehr der Metaphysik zu vindiciren sind; daß sie aber, in dieser zusammengenommen, einen eigenen Abschnitt bilden, der mit dem früheren durch keine objective Dialektik, sondern durch eine psychologische Reflexion subjectiv verbunden ist. So wie ich überhaupt die dialektische Methode nicht für eine competente Richterin über den Zusammenhang nur einigermaaßen complicirter Gedankenstimmungen halte (denn eine so flexible Methode muß sich an der Festigkeit der Gegenstände halten), so kann ich am wenigsten von ihr Auskunft über die Stellung größerer Gruppen erwarten, und ich glaube nicht, da Ihnen dieser Versuch einer dialektischen Verknüpfung zwischen Begriff und Anschauung, so viel ich mir wenigstens erlauben darf, darüber zu urtheilen, nicht gelungen ist, daß er irgend Jemandem jemals gelingen werde. Die Principien, nach denen ich das Ganze der Metaphysik zu überblicken mich gewöhnt habe, lassen mich zwischen zwei Theilen, die im Ganzen einigermaaßen Ihrem ersten und zweiten Buche entsprechen würden, eine wesentliche Verschiedenheit gewahren; die, daß die Kategorieen des ersten Theils die abstrakten Formen unsers logischen Denkens, die des zweiten die abstrakten Formen möglicher äußerer Erfahrung sind. Die Mehrzahl der Begriffe Ihres ersten Theils und manche des dritten, die ich hierher ziehen möchte, sind wirklich Kategorieen unserer Denkformen; nirgends dagegen liegt der Raum einer Operation des Begriffebildens, Urtheilens oder Schließens in ähnlicher Weise zu Grunde, sondern er gehört zu jenen nothwendigen schematischen Formen, welche der Inhalt der Erfahrung annehmen muß, um in jenen abstrakten Formen des Denkens zur Erkenntniß zusammengefaßt werden zu können.

Zahlen kann man denken ohne Raum; Gezähltes nicht ohne jenen intelligibeln Raum, in welchem nach irgend einem Principe der Anordnung die einzelnen Gezählten erst zu Discreten, Einzelnen werden. Was psychologisch so scharf unterschieden ist, *kann* für die Metaphysik nicht gleichgiltig sein; wenigstens hat es ebenso viel Recht auf Beachtung, als die

Folgerungen aus jener dialektischen Methode, welche nicht Sie selbst genöthigt haben würde, so weit von ihrem Urheber abzugehen, wenn sie mehr, als ein sehr untergeordnetes und unzuverlässiges Mittel der Darstellung wäre. Sie werden mir wohl noch zugeben, daß jener Ausdruck, dessen Sie sich so häufig bedienen, wenn etwas sein soll, wie muß es sein? fürs Erste zwei bestimmte verschiedene Bedeutungen hat: einmal: wenn gedacht werden soll, wie muß der vorausgesetzte Inhalt gedacht werden; dann aber: wenn Etwas gedacht werden soll, wie muß dies Etwas gedacht werden, um gedacht werden zu können? Ich will dieses Paradoxon nicht weiter verfolgen; die einzige Erinnerung an Kants Metaschematismus der reinen Verstandesbegriffe wird Ihnen sagen, was ich meine; und in der That glaube ich, daß diese Erfindung Kants nebst seinem transscendentalen Leitfaden in ihrer Anspruchlosigkeit eine speculativere ist, als die Methode der Dialektik in ihrer Anwendung auf die Anschauungen des Raumes und der Zeit; denn die erstere ist psychologisch, die zweite mechanisch, weil der Erfolg in ihr von der Richtung des dialektischen Stoßes abhängt, welchen der umschlagende Begriff erhält, und den er leider gar oft in mehr als einer Richtung erhalten kann.

Ich glaube demnach, daß mit den Grundbestimmungen der Anschaulichkeit in der Metaphysik ein neuer Anfang gemacht werden muß; ein ebenso absolut neuer Anfang, wie er zuerst mit dem Begriffe des Sein gemacht worden ist. So wie dieser Begriff nicht ableitbar ist, sondern mit seiner ihm eigenen Evidenz sich als Anfang charakterisirt, so fangen die reinen Anschauungen von sich selbst an; zwar als Formen an ihrer Anschaulichkeit die früher gefundenen Begriffe reproducirend, aber mit einem Plus, welches, eben in dem Elemente der Anschaulichkeit bestehend, in allem Früheren nur als eine transscendente Forderung erscheint. In der Metaphysik wird es überall recht deutlich, wie jene Momente des Einen, Vielen, Entgegengesetzten, ganz beziehungslose Momente sind, die nur

durch die Einheit des denkenden Geistes zusammengebracht werden. A ist A und weist auf kein B hin, wenn nicht ein Geist da ist, der den Gedanken, das B faßt, und es mit A in Vergleichung bringt; und darum hat Braniß ganz Recht, wenn er von dem Sein nicht zum Nichts übergehen will, denn er hat es in diesem Elemente nicht nöthig, wenn er nicht will, wo Alles sich bloß im Geiste des Wollenden vergleicht. Alle diese metaphysischen Begriffe sehnen sich nach einem Hintergrunde, an dem die mannigfachen Verhältnisse, die sie gern aufzeigen möchten, aber in ihrer atomistischen Vereinzelung und Beziehungslosigkeit nicht aufzeigen können, wirklich in Continuität gesetzt würden; an dem ihre einzelnen Momente überhaupt erst wahrhaft objectiv in Verhältnisse gebracht werden könnten. Dieses Element wird aber nur gefunden durch einen neuen Anfang; ob aber dieser nicht in einer über das metaphysische Gebiet hinausgehenden Region vermittelt werden könne, ist eine andere, hier nicht zu erörternde Frage.

Ich habe noch eine angefangene Bemerkung fortzusetzen. Nach den mathematischen Zusammenhängen ist das Princip der Richtung im Allgemeinen das, was den Begriff der räumlichen Ausdehnung bildet. Dieser Begriff entsteht auf mathematischem Wege allerdings auf eine von Ihrer Dialektik abweichende Weise; indessen befinde ich mich durch ein zufälliges Zusammentreffen einiger Begriffsbestimmungen im Stande, Ihre Kategorie der specifischen Dreiheit gewissermaaßen mit meinem Uebergange zu dem Begriffe der Richtung zu vergleichen. Auch in der Stellung, die ich dem Raume zuschreiben würde, findet sich unmittelbar vor ihr die Forderung, zwei Gegensätze und ihre qualitative Mitte, zugleich aber die Unendlichkeit solcher Systeme des Gegensatzes so zu setzen, daß keines ihrer Glieder als für sich negativ, sondern rein als das Andere des Andern gesetzt werde. Dies trifft nahe überein mit dem, was den Inhalt ihrer specifischen Dreiheit bildet. Die Erfüllung dieser Forderung ist in dem Principe der räumlichen Richtung gegeben. Hier ist die Möglichkeit vorhanden, die Gegensätze als

verschiedene Seiten, zwar absolut verschieden, aber keinen als den überwundenen darzustellen; der Anfangspunkt der Richtung ist das qualitative Mittel, welches selbst keine Richtung, sondern die Möglichkeit derselben ist, so wie die Einheit des Gegensatzes eben dessen Möglichkeit, nicht aber selbst ein Glied desselben ist. Indessen ist es nicht bloß diese Form eines reellen Gegensatzes, sondern wesentlich die unendliche Möglichkeit solcher Gegensätze, welche dem Richtungsbegriffe seine Bedeutung giebt. Jeder Anfangspunkt der Richtungen ist Durchschnittspunkt unendlicher Gegensätze, so wie er wiederum als Glied anderer Richtungen betrachtet werden kann; Verhältnisse, die im abstrakten Begriffe alle vorgebildet, erst an dem plastischen Hintergrunde des Raumes zur Actualität kommen. Alle Richtungen sind durch die Beziehungen zwischen ihren Anfangspunkten, ihren qualitativen Mitteln, vergleichbar, und so ist es hier erfüllt, was in der specifischen Dreiheit gefordert war, daß es Reihen von Gegensätzen giebt, deren Glieder durch die Reihen der specifischen Mittel in Beziehungen gesetzt werden. Die Möglichkeit der seitlichen Divergenz und der Parallelen gewährt dem Raume diese über die arithmetische Natur der Zahlen hinausgehende Fähigkeit. Und so ließen sich hier noch einige Bemerkungen anknüpfen, um gewisse Bestimmungen der Räumlichkeit hervorzuheben, die in der Philosophie, um der Dimensionendreiheit willen, übergangen worden sind. So die Begriffe der Symmetrie, Aehnlichkeit und Entfernung, die in der Naturphilosophie Bedeutung haben, wo es sich von dem Unterschiede der Kräfte handelt, die nach symmetrischen Functionen des Raumes wirken, von jenen einfacheren, deren Gesetz eine quantitative Function der Entfernung ist. Vielleicht ist es mir erlaubt, diese letztere Bemerkung in Beziehung auf die Reconstruction des Raums durch die Grundbestimmungen der Körperlichkeit später weiter zu entwickeln; jetzt vergönnen Sie mir ein kurzes Resümé meiner Thesen, deren Widerlegung, wenn Sie dieselben einer solchen würdigen wollen, zu meiner größten Freude gereichen würde.

1) Die Grundbestimmungen der Anschaulichkeit gehören ebenso wesentlich in die Metaphysik, als irgend eine andere Kategorie, allein es giebt keinen dialektischen Uebergang zu ihnen von den abstrakten Begriffen; der Fortschritt ist objectiv ein neuer Anfang, subjectiv vermittelt durch psychologische Reflexion; die objective Bedeutung dieses subjectiven Thuns ist nicht durch den metaphysischen Begriff commensurabel.

2) In den Kategorieen des ersten Abschnitts Ihres zweiten Buches ist die Zählung der Glieder dem Inhalte nicht adäquat.

3) Der Uebergang von der specifischen Dreiheit zum Raume ist kein dialektischer, sondern selbst ein neuer Anfang; eine psychologische Reflexion, die sich aus einem andern Gedankenzusammenhange erinnert, daß das, was sie im gegenwärtigen sucht, der Raum ist.

4) Auch als neuer Anfang enthält die Dreiheit der Dimensionen nur das äußerliche Moment der Dreizahl, weder aber enthält sie zugleich die specifische Natur der specifischen Dreiheit, noch auch sind die Dimensionen als solche zugleich mit ihrer Dreiheit deducirt.

5) Die drei Dimensionen bestimmen keinen unendlichen continuirlichen Raum, sondern setzen diesen sammt dem Principe der Richtung voraus.

6) Die Ausdehnung hat überhaupt keine actuale Dimension, also auch nicht drei; sie ist vielmehr die Möglichkeit unendlicher Richtungen; die Dreiheit beliebig winkliger Richtungen ist ein Moment des mathematischen Ortbegriffs.

7) Die rechtwinklige Dreiheit ist das Gesetz der empirischen kosmischen Lagenverhältnisse.

8) Die Dialektik des Ortbegriffs ist nicht rechtmäßig; es folgt diese Negativität der Ausdehnung nicht aus dem Vorigen.

Ueber

die metaphyſiſche Begründung des Raumbegriffs.

Antwort an Herrn D. Lotze.

Von

Prof. D. Weiße.

Der Aufforderung, Ihre gegen mich gerichteten „Bemerkungen über den Begriff des Raumes" mit einigen Gegenbemerkungen zu begleiten, leiſte ich um ſo lieber Folge, je größeres und wahrhafteres Intereſſe ich an Ihrer Abhandlung genommen habe. So weit ſich dieſelbe von meinen Ideen entfernen zu wollen Miene macht, ſo iſt ſie doch genugſam darauf eingegangen, um wirklich die Punkte zu treffen, in Bezug auf welche auch ich die Nothwendigkeit einer weiteren Ausbildung und theilweiſen Umgeſtaltung derſelben einzugeſtehen nicht umhin kann. Das Gefühl dieſer Nothwendigkeit, die Einſicht in die Mangelhaftigkeit des an jenem Orte von mir Gegebenen war mir zwar auch vorher nicht fremd, und ſchon eine Andeutung in der Vorrede meines metaphyſiſchen Werkes (S. XV.) giebt davon Zeugniß; allein ich würde gegen Ihren Aufſatz nicht gerecht ſein, wenn ich demſelben die Anerkenntniß verweigern wollte, daß mir durch ihn nicht nur jene Einſicht zu höherer Klarheit gebracht, ſondern auch Winke gegeben worden ſind, von denen ich hoffe, daß ſie ſich zur poſitiven Fortgeſtaltung meiner Ideen förderlich und fruchtbringend erweiſen werden.

Sie gehen mit mir von dem Zugeſtändniſſe aus, daß die unmittelbare Evidenz, welche der Raumbegriff für unſer natürliches Bewußtſein hat, der Nothwendigkeit einer weiteren wiſſenſchaftlichen Begründung deſſelben vom philoſophiſchen Stand-

punkte aus nicht überhebt. Ich darf voraussetzen, daß Sie auch, was die Erfordernisse einer solchen Begründung und was den Zweck oder die Bedeutung derselben betrifft, im Allgemeinen mit mir einig sind. Von einem Beweise im mathematischen Sinne kann hier natürlich nicht die Rede sein; — die Mathematik hat ihr gutes Recht, das an sich Evidente auch als evident vorauszusetzen und ihren weiteren Demonstrationen, die nur das nicht durch sich selbst Evidente zum Gegenstande haben, zu Grunde zu legen. Sollte die verlangte metaphysische Begründung des Raumbegriffs dennoch als ein Beweis bezeichnet werden, so würde als das zu Erweisende dann nicht das Dasein oder die Existenz des Raumes zu betrachten sein, sondern nur etwa eine bestimmte Art und Weise seiner Geltung. So z. B. könnte man, der Kant'schen Fassung des Raumbegriffs, als einer nur subjectiven Form der Anschauung, gegenüber, einer wissenschaftlichen Ableitung dieses Begriffs die Aufgabe stellen, die objective Wahrheit desselben oder seine Geltung, um uns des Kant'schen Ausdruckes zu bedienen, für die Dinge, wie sie an sich sind, zu erweisen. Indessen wird durch diesen Gesichtspunkt einer Beweisführung, gleichviel, wie man übrigens das Ziel derselben stelle, nie vollständig dasjenige bezeichnet, was ich, und was, wie ich glaube (ungeachtet der gleich nachher zu erwähnenden Abweichung), auch Sie unter einer Ableitung der Art, wie sie in der Wissenschaft der Metaphysik stattfinden soll, verstehen. Der Raumbegriff soll in der Metaphysik, — dies wollen unstreitig auch Sie sagen, wenn Sie demselben, übereinstimmend mit mir, in dieser Wissenschaft seine Stelle anweisen, — als das inwohnende, nothwendige Moment einer Idee erscheinen, deren auseinandergebreitete Totalität den alleinigen Inhalt der genannten Wissenschaft ausmacht. Er soll als ein integrirendes Glied in die Kette der Begriffsbestimmungen eintreten, aus denen sich, in stetigem dialektischem Aufsteigen von einfacheren oder abstracteren zu zusammengesetzteren oder concreteren Bestimmungen, diese Idee allmählig aufbaut. Um die Richtigkeit, um die Sicherheit und

Bündigkeit des Einfügens in diese Kette handelt es sich uns Beiden, wenn das Gelungen- oder Nichtgelungensein eines Versuchs zur wissenschaftlichen Ableitung des Raumbegriffs, wenn das Gelingen- oder Nichtgelingenkönnen eines solchen Versuchs von bestimmten Voraussetzungen aus, in Frage gestellt wird.

Sie haben in Ihrem Aufsatze nicht bloß das wirkliche Gelungensein des in meinen „Grundzügen der Metaphysik" enthaltenen Versuchs solcher Ableitung, sondern auch die Möglichkeit seines Gelingens unter den von mir gemachten Voraussetzungen in Frage gestellt. Beide Punkte Ihrer Polemik glaube ich genau von einander sondern zu müssen. Was den ersteren betrifft, so erwarten Sie von mir keine Vertheidigung meiner Darstellung gegen Ihre Einwürfe! Ich erkenne dieselben für vollkommen triftig, und es ist mir durch Sie zur Gewißheit geworden, daß eine Beseitigung der Mängel, die Sie rügen, und die mir mit mehr oder minder Deutlichkeit auch schon vorher bewußt waren, nicht ohne eine durchgreifende Umgestaltung des ersten und theilweise auch wohl des zweiten Abschnitts meines zweiten Buches möglich sein wird. Was ich zur Entschuldigung dieser Mängel zu sagen hätte, wird zum Theil durch Ihre Kritik, die sich ganz besonders nach dieser Seite als eine wahrhaft einsichtige und gründliche zeigt, überflüssig gemacht. Ihnen selbst sind die Momente eines ächt dialektischen Zusammenhanges nicht entgangen, welche, trotz der so unvollkommen erreichten Bündigkeit dieses Zusammenhanges, in meiner Darstellung enthalten sind, und Sie haben an mehr als einer Stelle auf die Möglichkeit einer richtigern Benutzung derselben hingewiesen, — Winke, für die ich Ihnen aufrichtig verbunden bin, und die ich bei einer künftig zu unternehmenden Ueberarbeitung dieses Gegenstandes gewiß nicht unbeachtet lassen werde, dafern nicht etwa Sie selbst mir mit einer ausführlicheren, den uns gemeinsamen Grundideen und Ausgangspunkten entsprechenden Bearbeitung desselben zuvorkommen. — Je mehr nun aber dieser Theil Ihrer Polemik die Aussicht auf eine künftige vollkommnere Verständigung offen läßt: um so schärfer glaube ich

den andern Theil derselben prüfen zu müssen, welcher, dafern Sie hier bei Ihren gegenwärtigen Ansichten hartnäckiger beharren sollten, als ich dort bei dem Inhalte meiner früheren Darstellung, solche Aussicht uns wiederum zu verschließen droht.

Wenn nämlich Ihre Kritik meiner dialektischen Ableitung des Raumbegriffs, für sich allein betrachtet, ganz das Ansehen einer solchen trägt, welche, sich auf den eigenen Standpunkt der beurtheilten Arbeit stellend, die Mängel derselben nur in der Absicht rügt, um von demselben Standpunkte aus eine Verbesserung derselben einzuleiten: so kann ich dagegen nicht umhin, diese Ansicht durch Ihre in so bestimmten Worten ausgesprochene Erklärung gestört zu finden, daß Ihnen „die Härte in der metaphysischen Ableitung des Raumbegriffs unvertilgbar scheint durch alle Dialektik, und herzurühren von der wesentlich neuen Natur des Gegenstandes." Was Sie unter dieser „neuen Natur" verstehen, bleibt bei Ihnen nicht unerklärt; es ist Ihnen „das Element der Ausdehnung, der Anschaulichkeit." Von diesem Elemente, von „Allem, was an dem Raume Räumliches ist", behaupten Sie, daß es sich „nimmermehr aus dem gleichförmigen Fortgange dialektischer Entwicklung werde herleiten lassen"; „es sei vergeblich, die Continuität, den plastischen Hintergrund, den die metaphysischen Kategorieen, um actual ihrem Begriffe zu entsprechen, brauchen, aus ihnen selbst herzuleiten." Dadurch motiviren Sie eine Rückkehr zu jener von mir aufgegebenen Kant'schen Unterscheidung zwischen Formen des Denkens und Formen der Anschauung. Sie vindiciren zwar, gleich mir, sowohl die einen, als die andern der Metaphysik, und erklären sich ausdrücklich gegen die „selbst sehr äußerliche Weise", in welcher Hegel die letztern, als „Formen der Aeußerlichkeit", der Naturphilosophie einverleibt; aber Sie verlangen, daß innerhalb der Metaphysik dieselben von den Formen des Denkens oder den eigentlichen „Kategorieen" getrennt gehalten und ihre Betrachtung, statt durch objective Dialektik an die Betrachtung jener angeknüpft zu werden, von

einem neuen Anfange begonnen werde. Dies nun iſt es, was ich Ihnen noch nicht ſogleich zugeben kann, bevor ich nicht dieſe Frage einer nochmaligen Unterſuchung unterworfen habe. Solches zu thun, ſcheint aber um ſo mehr der Mühe werth, je verbreiteter auch heut zu Tage noch jene Kant'ſche Anſicht iſt, deren Vertretung Sie gegen mich übernommen, und je entſchiedener und durchgreifender der Einfluß, den ſie, vielleicht unbewußt, auch ſelbſt auf ſolche Theorieen geübt hat, die, wie z. B. die von Ihnen angeführte Hegel'ſche, nicht unmittelbar mit ihr auf gleicher Grundlage ruhen.

Erlauben Sie mir, bevor ich auf die nähere Geſtalt eingehe, welche Sie Ihrem Einwurfe gegeben haben, mit einigen Worten, was ich in meinem metaphyſiſchen Werke zu thun unterlaſſen habe, die Gründe zu beleuchten, durch welche die Abtrennung der „Formen des Anſchauens" von den „Kategorieen" von ihrem Urheber motivirt worden iſt. In der Kritik der reinen Vernunft (Siebente Aufl. S. 29 ff.) finden ſich dieſe Gründe folgendergeſtalt auseinandergeſetzt: „Der Raum iſt kein discurſiver, oder, wie man ſagt, allgemeiner Begriff von Verhältniſſen der Dinge überhaupt, ſondern eine reine Anſchauung. Denn erſtlich kann man ſich nur einen einigen Raum vorſtellen, und wenn man von vielen Räumen redet, ſo verſteht man darunter nur Theile eines und deſſelben alleinigen Raumes. Dieſe Theile können auch nicht vor dem einigen allbefaſſenden Raume als deſſen Beſtandtheile, daraus ſeine Zuſammenſetzung möglich ſei, vorhergehen, ſondern nur in ihm gedacht werden. Er iſt weſentlich einig, das Mannigfaltige in ihm, mithin auch der allgemeine Begriff von Räumen überhaupt, beruht lediglich auf Einſchränkungen. Hieraus folgt, daß in Anſehung ſeiner eine Anſchauung a priori (die nicht empiriſch iſt) allen Begriffen von demſelben zum Grunde liegt. So werden auch alle geometriſche Grundſätze, z. B. daß in einem Triangel zwei Seiten zuſammen größer ſeien, als die dritte, niemals aus allgemeinen Begriffen von Linie und Triangel, ſondern aus der Anſchauung, und zwar a priori mit apodiktiſcher

Gewißheit abgeleitet." Auch was hierauf unter einer andern Nummer folgt, gehört noch hieher. „Der Raum wird als eine unendliche gegebene Größe vorgestellt. Nun muß man zwar einen jeden Begriff als eine Vorstellung denken, die in einer unendlichen Menge von verschiedenen möglichen Vorstellungen (als ihr gemeinschaftliches Merkmal) enthalten ist, mithin diese unter sich enthält; aber kein Begriff, als ein solcher, kann so gedacht werden, als ob er eine unendliche Menge von Vorstellungen in sich enthielte. Gleichwohl wird der Raum so gedacht (denn alle Theile des Raumes in's Unendliche sind zugleich). Also ist die ursprüngliche Anschauung vom Raume Anschauung a priori und nicht Begriff." In ganz ähnlichem Sinne wird S. 35 über die Zeit gesprochen. — In einer frühern Abhandlung, welche zu diesem, nachher in der Vernunftkritik weiter ausgebildeten Gegensatze die ersten Grundzüge enthält (der in's Deutsche übersetzten Inauguraldissertation Kants), „von der Form und den Principien der Sinnen- und Verstandeswelt", sind die Begriffe von Zeit und Raum ausdrücklicher noch als einzelne (singulares) bezeichnet, in welchen (in quibus), nicht allgemeine, unter welchen (sub quibus) alles Sinnliche gedacht werde.

Die zuletzt erwähnte Bezeichnung kann uns einen nähern Wink geben über den Weg, auf welchem Kant zu dieser Unterscheidung der „reinen Anschauung" von den Verstandesbegriffen gekommen ist. Der Unterschied von einzelnen und allgemeinen Begriffen (notiones singulares und communes — so heißt es dort, nicht, wie es richtiger heißen würde: generales) war ein in der damaligen Philosophie hergebrachter, und auch die Definitionen dafür lauteten so, wie es Kant in seinen hier angeführten Expositionen voraussetzt; die notio communis ist: quae pluribus communia exhibet, die notio singularis aber: quae rem singularem seu individuam repraesentat (vergl. Wolf philos. rationalis s. logica, p. 169). Nahe damit verwandt, wiewohl nicht unmittelbar damit zusammenfallend (denn auch eine notio communis kann noch concreta sein), war in

jener Philoſophie der Unterſchied zwiſchen concreten und abſtracten Begriffen. An dieſe beiden Gegenſätze nun glaubte Kant ſeine Unterſcheidung des Sinnlichen und des Intellectuellen knüpfen zu müſſen, jene Unterſcheidung, welche in der Leibnitz-Wolff'ſchen Schule, die er ausdrücklich darüber tadelt (Kritik d. r. V. S. 45), als eine nur „logiſche", nicht zugleich „transſcendentale", bloß die Form der Deutlichkeit oder Undeutlichkeit der Begriffe betroffen hatte. Das Intellectuelle, der Verſtandesbegriff, wird von Kant (in der vorhin erwähnten Abhandlung: Kleine Schriften, Bd. 3, S. 28) vor Allem als ein Abſtractes bezeichnet; wobei er an dem Begriffe des Abſtracten, ſofern dadurch das rein Intellectuelle bezeichnet werden ſoll, die ausdrückliche Verbeſſerung anbringt, daß dadurch ein Abſtrahiren (Wegſehen) des Begriffs vom Sinnlichen, nicht ein Abſtrahirtwerden vom Sinnlichen, als dem dabei zum Grunde liegenden, ausgedrückt werden ſoll. Hiermit, ſollte man meinen, ſei der Verſtandesbegriff recht eigentlich als ein Solches bezeichnet, das ſeinen Inhalt in ſich ſelbſt trage, nicht von der Sinnlichkeit zu borgen brauche. Aber hier ſcheint die Gewohnheit, dem Abſtracten das „Concrete" entgegenzuſetzen, den Philoſophen zu der Vorausſetzung verleitet zu haben, daß das nach der von ihm dafür gegebenen Bezeichnung Abſtracte in keinem Sinne ein Concretes ſein, d. h. keinen beſtimmten, mannigfaltigen, ihm eigenthümlichen Inhalt in ſich enthalten dürfe. Wenigſtens finden wir unmittelbar nach jener Erklärung über den Begriff des Abſtracten (a. a. O. S. 22) die ausdrückliche Behauptung: „das Denken geſchehe nur durch einen allgemeinen Begriff in abstracto, nicht aber durch einen einzelnen in concreto"; womit alſo jene beiden Gegenſätze des Allgemeinbegriffs zu dem einzelnen, und des abſtracten zum concreten, für gleichbedeutend ausgegeben werden. Eben dieſe Verwechslung nun liegt offenbar den angeführten Sätzen über den Raum- und Zeitbegriff zum Grunde. Raum und Zeit ſind nach Kant darum nicht Verſtandesbegriffe, nicht Kategorieen, weil ſie nicht abſtracte Begriffe ſind, denn als abſtracte

Begriffe müßten sie zugleich Allgemeinbegriffe, notiones communes, sein, und dürften ihren Inhalt nicht, auf concrete Weise, in sich, sondern müßten ihn, auf abstracte, unter sich tragen.

Aus dem hier Bemerkten erhellt, wie ich glaube, daß eben jene von Kant selbst bemerkte „Unbestimmtheit des Wortes abstract" ihm einen Streich gespielt hat, der von den eingreifendsten Folgen für sein gesammtes System gewesen ist. Dem Abstracten in jenem tieferen und philosophischeren Sinne, den jener Philosoph am angeführten Orte an die Stelle des gemeinen logischen zu setzen versucht hat, braucht mit Nichten das Concrete entgegengesetzt zu werden. Die notio concreta ward in der Wolff'schen Schule (a. a. O. S. 168) definirt als: quae aliquid, quod alteri inest, vel adest, repraesentat, ut eidem inexistens. Dies ist der contradictorische Gegensatz zu der eben dort gegebenen Definition der notio abstracta: — quae aliquid, quod alteri inest, vel adest, repraesentat absque ea re, cui inest, vel adest. Aber kann es ebenso auch als der contradictorische Gegensatz betrachtet werden zu der Bedeutung, welche Kant dem Begriffe des Abstrahirens von Etwas anwies, welcher nach ihm andeuten soll: „es sei in irgend einem Begriffe auf Einiges, sei es auch wie immer mit ihm verbunden, nicht zu achten"? — Offenbar nicht, denn in jener Definition war, wie auch von Kant ausdrücklich anerkannt wird, da, wo er den Begriff des Etwas abstrahiren und den von Etwas abstrahiren bemerklich macht, ausdrücklich vorausgesetzt worden, daß das solchergestalt Abstrahirte an sich nur in concreto existire, und nur künstlicher Weise von dem, worin es existirt, abgesondert werden könne. Nun aber beruht das Intellectuelle, so wie es Kant wenigstens dort bezeichnet, „auf solchen Begriffen von den Objecten und Verhältnissen, die sich aus der Natur des Verstandes selbst hervorthun, und nicht von irgend einem Gebrauche der Sinne abstrahirt sind." Es würde also an sich Nichts hindern, dieses Intellectuelle ebenso sehr als ein Concretes, wie, in dem Sinne, durch

welchen nur der gemeinhin damit verbundene sinnliche Stoff ausgeschlossen wird, als ein Abstractes zu betrachten, dafern etwa in der eigenen Natur des Verstandes ein jenen Begriffen, als solchen, inwohnender Inhalt „sich hervorthun" sollte, und es kann wenigstens dazu keine Berechtigung gefunden werden, gewissen Begriffen darum, weil solcher Inhalt sich an ihnen hervorthut, den Charakter als Kategorieen oder reiner Verstandesbegriffe abzusprechen.

Indessen, so vielen Antheil ich hiernach dem nachgewiesenen Mißverständnisse an der Gestaltung der Kant'schen Theorie zuzuschreiben nicht umhin kann, so bin ich doch weit entfernt, zu läugnen, daß ohne einen tiefer liegenden Grund es schwer zu begreifen sein würde, wie dieses Mißverständniß so fest habe Wurzel fassen können. Ich suche diesen Grund in folgendem Umstande. Die Verstandesbegriffe, die Kategorieen werden bekanntlich von Kant als Formen der Spontaneität, der Thätigkeit unserer subjectiven Erkenntniß gefaßt. Freilich so noch nicht, wenigstens noch nicht mit unzweideutiger Klarheit, in jener frühern Abhandlung, in welcher wir zuerst die Anschauungen des Raumes und der Zeit auf die angegebene Weise von den Verstandesbegriffen losgetrennt fanden. Diese erkennt vielmehr ausdrücklich noch (a. a. O. S. 46) einen reinen Verstandesgebrauch an, welcher die Dinge, wie sie an sich sind, zu seinem Gegenstande hat, und der Gegensatz der „Anschauungsformen" zu den Begriffen dieses Verstandes gestaltet sich um so schroffer, je mehr das Interesse dieser Entgegensetzung dort noch darin liegt, alles, was der Anschauung angehört, als nur der Erscheinung der Dinge angehörend, von der reinen Verstandesthätigkeit, als dieselbe verunreinigend, entfernt zu halten. Später, in der Vernunftkritik, ist es bekanntlich ein Hauptsatz, daß gerade umgekehrt die Verstandesbegriffe nur Gültigkeit haben in ihrer Anwendung auf den Inhalt der Anschauung, der reinen sowohl, wie auch der empirischen. Diese spätere, für die Gesammtgestalt der Kant'schen Lehre entscheidende Wendung giebt uns nun auch den Aufschluß über die eigentliche

Bedeutung des Gegensatzes, mit welchem wir uns hier beschäftigen, die bei jener frühern Abhandlung, so scheint es, schon dunkel im Hintergrunde ruhen mochte. Der Verstand, als ein bloß subjectives Vermögen der theoretischen Thätigkeit des Ich, als reine Spontaneität gefaßt, bedarf zu seiner Ergänzung in der ursprünglichen Anlage des erkennenden Ich eines receptiven Vermögens, eines mit jener ursprünglichen Thätigkeit gleich ursprünglichen Leidens; denn nur dieses vermag ihm den Stoff oder Inhalt zu geben, auf welchen er jene seine Thätigkeit richten kann. Er bedarf desselben, aus keinem andern Grunde, als weil er, ohne solchen Stoff, wie Kant wiederholt einschärft, vollkommen leer, und seine Thätigkeit, ohne allen Gegenstand, eine ganz nichtige sein würde. Wäre aber das, was ihm, vor aller sinnlichen Erfahrung, solchen Stoff und Gegenstand giebt, wäre die „reine Anschauung der Zeit und des Raumes" als angehörend dem Verstande selbst und als gleichartig den Kategorieen des Verstandes gefaßt worden, so sieht man, wie es nie zu jener Auffassung des Verstandes als reiner Spontaneität eines einseitig subjectiven Vermögens hätte kommen können. Obwohl nun, wie bemerkt, jene Lehre über Zeit und Raum bei Kant die ältere, die Lehre über den Verstand und seine Kategorieen aber die jüngere ist, so ist doch, bei der charakteristischen Bedeutsamkeit der letztern für die gesammte Stellung der Kant'schen Philosophie, Grund zu der Annahme vorhanden, daß die unvermerkt sich einfindende Hinneigung nach der letzteren zur Ausgestaltung der erstern schon wesentlich mitgewirkt hat, wenn auch die nächste Veranlassung zu dieser in dem vorhin erwähnten Mißverständnisse liegen mochte.

Um nämlich jetzt meinem eigentlichen Ziele näher zu treten, so mache ich Ihnen bemerklich, wie eben dieser Kant'sche Gegensatz von Spontaneität und Receptivität der Erkenntnißthätigkeit recht geeignet ist, seinen begrifflichen Inhalt als die dualistisch auseinander gerissenen Glieder eines wesentlich in sich Einigen und Zusammengehörigen erscheinen zu lassen. Ist

die metaphyſiſche Idee, wie ich dieſelbe gefaßt habe und auch Sie mit dieſer Faſſung im Allgemeinen einverſtanden glauben darf, iſt ſie die dem erkennenden Geiſte urſprünglich oder a priori inwohnende und aller ſeiner empiriſchen Thätigkeit als abſolutes Formalprincip zum Grunde liegende objective Wahrheit: ſo hat ſie an und für ſich ſelbſt zu dem ſubjectiven Geiſte dieſes doppelte Verhältniß, einerſeits die Form ſeiner Thätigkeit auf gegebene Objecte zu enthalten, andrerſeits dieſer Thätigkeit ſelbſt ein Object und zugleich die Form des Aufnehmens anderweiter Objecte zu geben. Es iſt dann nichts natürlicher, als daß eine Betrachtung, die, wie die Kant'ſche, in der Subjectivität des Geiſtes, als ſolcher, ihren Standpunkt nimmt, den Inhalt der Idee wirklich nur unter dieſem doppelten Geſichtspunkte zu faſſen weiß und ihn in jenen Dualismus auseinander fallen läßt. Daß es gerade Raum und Zeit ſind, was, als Gegenſtand der reinen Anſchauung einerſeits, als Form der empiriſchen Anſchauung andrerſeits, den Kategorieen der Spontaneität oder den Verſtandesbegriffen gegenübergeſtellt wird, dies wird zwar unſtreitig nicht zufällig ſein, ſondern in weiter aufzuſuchenden Zuſammenhängen ſeinen Grund haben, aber wir dürfen uns dadurch nicht verleiten laſſen, dieſen Gegenſatz als einen von vorn herein feſtſtehenden auch für eine Theorie, für welche der Grund zu einer ſolchen Trennung im Allgemeinen wegfällt, hinzunehmen.

Als einen von vorn herein feſtſtehenden wollen ohne Zweifel auch Sie jenen Gegenſatz nicht betrachtet wiſſen: — dafür bürgt mir der Ernſt, mit dem Sie auf den Verſuch einer ſtreng dialektiſchen Ableitung des Raumbegriffs eingegangen ſind, und ſogar, nachdem Sie auf die Möglichkeit des Gelingens für jeden ſolchen Verſuch ſchon verzichtet zu haben ſcheinen, nochmals darauf zurückkommen. Zwar ſchreiben Sie auch dieſem ihrem eigenen Verſuche nicht die Bedeutung einer dialektiſchen Ableitung in gleichem Sinne zu, wie Sie ſolche, wenn ich Sie anders recht verſtehe, ungeachtet der von Ihnen gegen das Genügen der dialektiſchen Methode Hegels im Allgemeinen erho-

benen Einwendungen, in Bezug auf die Kategorieen im engern Sinne allerdings ſtattfinden laſſen. Jedenfalls indeß geht aus Ihren Andeutungen ſo viel hervor, nicht nur, daß Sie die „Kategorieen der Anſchauung" und die „Kategorieen des Denkens" in umgekehrter Ordnung, wie Kant, auf einander folgen laſſen, ſondern auch, daß Sie dieſelben nicht ſo äußerlich neben einander ſtellen, ſondern in den Kategorieen des Denkens ſelbſt ein Moment der Nothwendigkeit nachzuweiſen ſuchen, welches dieſelben dazu treibt, durch die Kategorieen der Anſchauung ſich, wenn auch nicht ohne einen, die Stetigkeit des dialektiſchen Fortgangs unterbrechenden Uebergang, zu ergänzen. Ich glaube mich Ihrer Einſtimmung verſichert halten zu dürfen, — ungeachtet verſchiedener Aeußerungen, die in Ihrer Auseinanderſetzung dagegen zu ſprechen ſcheinen, — wenn ich die Meinung ausſpreche, daß auch bei Ihnen, nicht anders, wie bei mir, das Band, welches beide Klaſſen von Kategorieen unter einander verbindet, der nicht, wie bei Kant, ſubjectiv-, ſondern objectiv- oder abſolut-idealiſtiſche Standpunkt iſt, auf welchen Sie ſich bei ihrer Betrachtung ſtellen. Denn auch das Denken, als deſſen Formen Sie die Kategorieen im engern Sinne bezeichnen, iſt bei Ihnen doch unſtreitig nicht das ſubjective Denken des menſchlichen Verſtandes, ſondern das den Dingen ſelbſt inwohnende Denken, ohne welches ihnen kein Sein und keine Wahrheit zukommen würde. Dieſes Denken wird zu den Kategorieen der Anſchauung, auch wenn dieſe noch ausdrücklich von einander unterſchieden werden, jedenfalls in einem andern Verhältniſſe ſtehen, als das bloß endliche Denken es vermöchte. Es wird, vermöge einer ihm inwohnenden Nothwendigkeit ſeiner Natur, dazu fortgehen, ſeine eigenen inneren Beſtimmungen in einem objectiven Gegenbilde anzuſchauen, während das bloß endliche Denken alles, was über ſeine innern Beſtimmungen hinausgeht, nur als ein äußerlich, man weiß nicht, woher, Gegebenes, hinzunehmen vermag. Kurz, auch Sie ſtellen, wie ſehr Sie übrigens an dem Kant'ſchen Unterſchiede jener zwei Kategorieenclaſſen feſthalten wollen, nicht in

Abrede, daß der objective Standpunkt der Metaphysik zugleich mit dem Unterschiede auch die Einheit derselben zum Bewußtsein und zur wissenschaftlichen Einsicht bringt, während der subjective Standpunkt der Vernunftkritik nur den Unterschied, aber nicht die Einheit, oder letztere nur in der Weise einer äußerlichen Anwendung der einen auf die andern, eines „Metaschematismus", zum Bewußtsein bringen konnte.

Wenn Sie aber nun, ungeachtet Ihres Nichtverkennens dieser Einheit, doch den Unterschied beider Theile bis zu einer scharfen, auch äußerlich hervortretenden Sonderung fortzutreiben sich veranlaßt finden: so ist der Grund, den Sie für dieses Verfahren angeben, folgender: „in den rein metaphysischen Begriffsreihen" (d. h. wie aus dem Zusammenhange erhellt, in den Reihen der Kategorieen des Denkens) „könne jeder Begriff aus den früheren vollständig entwickelt werden, der Fortgang bleibe in dem einen Medium des begrifflichen Zusammenhangs; dagegen könne nichts Sie darüber täuschen, daß in dem Herbeiziehen des Raumes einerseits kein wirklicher Begriffsfortschritt, andrerseits aber ein Zuwachs an einem mit allem Früheren incommensurablen Elemente der Anschauung statt findet." Ich habe mir erlaubt, die Worte „mit allem Früheren incommensurablen", die sie auch in dem Nachfolgenden noch einmal wiederholen, zu unterstreichen; denn sie sind es, durch welche ich den Kernpunkt der Frage, die zwischen uns streitig bleibt, am deutlichsten bezeichnet glaube. Und nicht nur der Gegensatz, in welchen Sie zu der von mir vertretenen Ansicht sich stellen, wird durch sie bezeichnet, sondern zugleich, ohne Ihre ausdrückliche Absicht zwar und nach einer ganz andern Richtung, der Gegensatz ihrer Ansicht zu der Hegel'schen. Hegel nämlich, obgleich auch er, eben so wie Sie, die Begriffe des Raumes und der Zeit von den Kategorieen im engern Sinne lostrennt, thut dies doch eben so wenig in Ihrem, wie in dem Kant'schen Sinne. Zwar vermissen wir bei ihm eine genügende Erklärung über das Verhältniß jener „Formen der Anschauung" zu den „Kategorieen"; aber so viel geht aus der Stellung,

welche er den einen sowohl, als den andern in seinem Systeme überhaupt anweist, deutlich genug hervor, daß er weit entfernt bleibt, eine „Incommensurabilität" der Anschauungsformen zu den Kategorieen in irgend einem Sinne zuzugeben. Jene Aeußerlichkeit, deren Formen nach ihm der Raum und die Zeit sein sollen, ist ihm an sich selbst nichts Anderes, als die in ihre besondern Momente auseinandergeworfene, gleichsam zerstückte und zerfetzte „logische Idee"; er will, der logischen Idee gegenüber, in der Natur, d. i. der realen Aeußerlichkeit, von einem Mehr, von einem Zuwachs an Realität nichts wissen: wie sollte er an den bloßen Formen dieser Aeußerlichkeit einen solchen Zuwachs, durch welchen eine Incommensurabilität gegen die Idee herbeigeführt würde, zuzugestehen sich geneigter finden? — Was mich betrifft, so besteht nun zwar, wie Ihnen bekannt ist, gerade darin der eigentliche Kern- und Ausgangspunkt meiner Differenz von Hegel, daß ich der Natur und allem, was zur Natur gehört oder auf die Voraussetzung der Natur sich begründet, jenen Ueberschuß von Realität, jene Incommensurabilität gegen den reinen metaphysischen Begriff zugestehe, die Hegel ihr abspricht. Allein auf die Begriffe des Raumes und der Zeit vermag ich dieses Zugeständniß nicht zu erstrecken, und was Sie in dieser Beziehung beigebracht haben, hat mich nur auf's neue in der Zuversicht auf meine Berechtigung, solches Zugeständniß zu verweigern, bestärken können.

Zuvörderst kann ich nicht umhin, Ihnen bemerklich zu machen, daß zwischen Ihren verschiedenen Aeußerungen, die auf diesen Mittelpunkt unserer gemeinschaftlichen Untersuchung abzielen, ein doppelter Widerspruch statt findet. Was zuvörderst die Kategorieen als solche betrifft, so gestehen Sie in den eben angeführten Worten Ihrer Abhandlung denselben das Vermögen zu, sich aus sich selbst vollständig, in ununterbrochener Stetigkeit zu entwickeln, so daß — denn so muß ich Sie doch wohl verstehen, da sonst der Gegensatz, auf den Sie hinaus wollen, undeutlich bliebe, — nicht nur in dem Nachfolgenden das Vorangehende, sondern auch umgekehrt, obwohl in anderer

Weise, in dem Vorangehenden das Nachfolgende enthalten ist. Wie soll ich damit in Vereinigung bringen, wenn Sie später behaupten, daß „in der Metaphysik die Momente des Einen, Vielen, Entgegengesetzten, ganz beziehungslose Momente seien, die nur durch die Einheit des denkenden Geistes zusammengebracht werden", und „Braniß (Sie wollen wohl vielmehr sagen: Stahl) ganz Recht habe, wenn er von dem Sein nicht zum Nichts übergehen will"? Dort glauben Sie die Continuität, welche Sie in dem Verhältnisse der Kategorieen als solcher zu einander vermissen, in den Formen der Anschauung zu entdecken. Sie verweisen auf dieselben als auf den „plastischen Hintergrund, an dem die mannigfaltigen Verhältnisse, welche die Kategorieen gern aufzeigen möchten, aber in ihrer atomistischen Vereinzelung und Beziehungslosigkeit nicht aufzeigen können, wirklich in Continuität gesetzt werden; an dem ihre einzelnen Momente überhaupt erst wahrhaft objectiv in Verhältnisse gebracht werden." Allein hiermit wird nicht nur der Widerspruch mit jener Aeußerung nicht getilgt, welche den Kategorieen des Denkens einen stetigen Zusammenhang unter sich selbst, unabhängig von den Formen der Anschauung, zuschrieb, sondern auch ein neuer Widerspruch zu einer andern, an sich nicht minder charakteristischen Stelle Ihrer Abhandlung herbeigeführt. Sie wollen beweisen, daß zwar das reine Denken, als solches, d. h. die Operation des Begriffebildens, Urtheilens und Schließens, unabhängig von dem Raumbegriffe erfolgen könne und wirklich erfolge, nicht aber das erfahrungsmäßige Erkennen, und bedienen sich zu diesem Behufe folgender Wendung: „Zahlen kann man denken ohne Raum; Gezähltes nicht ohne jenen intelligiblen Raum, in welchem nach irgend einem Principe der Anordnung die einzelnen Gezählten erst zu Discreten, Einzelnen werden." Sollte man nach diesen Worten nicht meinen, daß Sie den Raum, den Sie anderwärts als das Moment bezeichnen, in welchem das zuvor Discrete zur Continuität gelangt, hier umgekehrt als das Moment bezeichnen, durch welches das an sich Continuirliche zu einem

Discreten wird? Allerdings können Sie, und dies zwar in ächt dialektischem Sinne, erwiedern: eben darum, weil der Raum der Begriff und die Wahrheit der Continuität als solcher ist, eben darum erscheint das Seiende im Raum, wenn es nicht selbst als Raum gesetzt wird, ausdrücklich im Gegensatze zu dieser Continuität, als ein Discretes. Auch durch diese Erwiederung jedoch, die ich, wie schon ausgesprochen, für eine vollkommen berechtigte erkenne, würden Sie das Zugeständniß nicht beseitigen, welches in Ihren Worten liegt: daß die Zahl, — und was von der Zahl gilt, wird wohl auch von den übrigen Kategorieen gelten, die Sie mit der Zahl unter Einen Hauptgesichtspunkt stellen, — auch unabhängig von dem Raume an sich etwas Continuirliches ist, und erst dadurch, daß sie, in realer Gestalt, als etwas von dem Raume als solchem Verschiedenes, in dem Raume gesetzt wird, zu einem Discreten wird.

Der Grund, weshalb ich Sie auf diese, wenigstens anscheinenden, Widersprüche Ihrer Darstellung aufmerksam machen zu müssen glaubte, ist, wie Ihnen nicht entgangen sein wird, kein anderer, als der Wunsch, daß der Rückblick auf diese Ihre Darstellung selbst Sie zum Bewußtsein der Continuität bringen möchte, die, wie einerseits unter den Kategorieen, die dem Raumbegriffe vorangehen, in ihrem Verhältnisse zu einander, wie andrerseits innerhalb des Raumbegriffs unter den Momenten dieses Begriffs, in denen man, wie Sie selbst bemerkt haben, jene Kategorieen wiederzuerkennen nicht umhin kann, so nicht wieder auch drittens zwischen den Kategorieen und dem Raumbegriffe obwaltet. Suche ich mir den eigentlichen Grund zu verdeutlichen, der es Ihnen, und mit Ihnen so vielen andern Forschern, so schwer macht, diese Continuität anzuerkennen, — die für mich, wie ich offen bekenne, die vollkommenste Evidenz hat, auch unabhängig von der, freilich mangelhaften, Art und Weise, wie ich in meinem metaphysischen Werke sie darzulegen versuchte: so finde ich mich immer wieder auf jenen Umstand zurückgeführt, durch den sich schon Kant

zur Trennung zwischen Kategorieen des Denkens und Formen der Anschauung hat bestimmen lassen. Der Raum ist nicht bloß eine Bestimmtheit, in dem Sinne, wie andere Kategorieen als solche Bestimmtheiten auftreten, in welchen andere Bestimmungen nur etwa aufgehoben, aber nicht ausdrücklich mitgesetzt sind, sondern er ist Totalität von Bestimmtheiten. Dies meint Kant, wenn er ihn in dem oben angegebenen Sinne der Wolff'schen Logik, als einen Einzelbegriff, als notio singularis bezeichnet; er hätte ihn mit gleichem, ja mit noch größerem Rechte auch als notio concreta bezeichnen können. Die Bestimmtheiten nämlich, die in ihm, als Totalität, enthalten sind, können so, wie sie in ihm enthalten sind, nämlich eben als Totalität, nur einmal gesetzt, nicht, wie die einfache Bestimmtheit eines Allgemeinbegriffs, einer notio communis, durch äußerliche Uebertragung auf unter ihnen enthaltene Dinge, nach Belieben wiederholt werden; eben diese Bestimmtheiten sind ferner dem Begriffe des Raumes wesentlich, es kann nicht von ihnen abstrahirt werden, wenn der Raum Raum bleiben soll. Beides dieses, die Natur des Raumes als notio singularis und als notio concreta, scheinen auch Sie zu meinen, wenn Sie den Unterschied des Raumes von den Kategorieen in die Continuität setzen, in welche das dort atomistisch Vereinzelte hier zusammengebracht sei. Unter dem „atomistisch Vereinzelten", — ein Ausdruck, den Sie freilich im Ernst kaum werden vertreten wollen, — verstehen Sie die Reihe der Kategorieen, deren jede, obwohl an sich mit der andern zusammengehörig und nur in der Totalität der Idee ihre Wahrheit habend, doch von dem Verstande, der sich ihrer beim Denken bedient, als ein von Anderem getrennt für sich bestehender Allgemeinbegriff gedacht wird. Nun stellen Sie zwar nicht in Abrede, daß in der wissenschaftlichen Darstellung der Metaphysik diese Allgemeinbegriffe in einen dialektischen Fluß, und in so fern untereinander in Continuität gebracht werden; allein Sie behaupten, daß diese Continuität nicht sowohl den Kategorieen, den abstracten Verstandesformen selbst,

als vielmehr dem denkenden Geiſte angehört, der ſie ſo und nicht anders denken will, und im Fortgange von der einen zur andern die vorangehende nicht beſtehen läßt, ſondern dialektiſch aufhebt. Ganz eine andere, behaupten Sie, ſei die Continuität, in welche der Raumbegriff ſeine Momente untereinander verſetzt. Dieſe Continuität ſei nicht durch das Denken künſtlich erzeugt, ſondern in der Sache ſelbſt begründet; ſie ſei eben das, was in dem dialektiſchen Denken erſt werden ſoll, und ſie müſſe eben darum als ein ſchlechthin Gegebenes hingenommen werden, weil, wenn ſie als eine dialektiſch werdende vorgeſtellt werden ſollte, gerade das, was ihr charakteriſtiſches Merkmal ausmacht, verloren gehen würde. Das Ganze, ſo meinen Sie, würde dann als zuſammengeſetzt oder auferbaut aus ſeinen einzelnen Beſtandtheilen erſcheinen, während es doch gerade darin ſeine Bedeutung hat, daß es mit Einem Schlage da iſt und alle ſeine Beſtandtheile, deren keiner als exiſtirend vor ihm oder unabhängig von ihm zu denken iſt, unmittelbar mitbringt. Sie nennen dies die plaſtiſche Natur des Raumes, und finden eben hierin den Grund der „Incommenſurabilität" deſſelben zu den ihm vorangehenden Kategorieen der metaphyſiſchen Wiſſenſchaft.

Aus dieſer nochmaligen kurzen Darlegung Ihres Ideenganges erhellt, daß Sie, wenn Sie conſequent bleiben wollen, nicht wohl werden umhinkönnen, den Satz, den Sie für jetzt nur in Bezug auf den Raumbegriff ausgeſprochen haben, zu verallgemeinern, und von jedem Begriffe, der gleich dem Raumbegriffe, eine notio singularis et concreta, der, mit andern Worten, nicht eine einfache Beſtimmtheit, ſondern Totalität von Beſtimmtheiten iſt, zu behaupten, daß er ſich zu den notionibus communibus et abstractis, was nach Ihnen die Kategorieen ſein werden, ſchlechthin incommenſurabel verhalte und der Dialektik, in welcher die Kategorieen ihren wiſſenſchaftlichen Urſprung haben, ein für allemal unzugänglich bleibe. Auch ſind Sie in Ihrer vorliegenden Abhandlung keineswegs weit davon entfernt, das ſchon mit ausdrücklichen Worten gethan

zu haben. Ohne die dialektische Methode Hegels überhaupt zu verwerfen, vielmehr in Bezug auf die Kategorieen im engern Sinne die Gültigkeit derselben stillschweigend, aber unzweideutig anerkennend, erklären Sie sich doch in Bausch und Bogen gegen ihre „Competenz als Richterin über alle einigermaßen complicirte Gedankenbestimmungen" und „größere Gruppen." Mit beiden Ausdrücken meinen Sie wahrscheinlich das, was ich vorhin „Totalitäten von Bestimmtheiten" nannte, wovon der Raumbegriff nur eben ein Beispiel giebt, ohne daß im Entferntesten daran gedacht werden könnte, den Begriff solcher „Totalität" auf ihn zu beschränken. Der Sinn der von Ihnen beabsichtigten Beschränkung der dialektischen Methode, sei es überhaupt, oder wenigstens des rein metaphysischen Gebrauchs dieser Methode, scheint also allerdings dieser zu sein, daß Sie durchaus nur einfache Gedankenbestimmungen — notiones communes et abstractas — derselben für zugänglich halten, alle Einzelbegriffe aber und alles Concrete ein für allemal davon ausgeschlossen wissen wollen.

Gegen diesen solchergestalt verallgemeinerten Satz kann ich nun meinestheils nicht umhin, nochmals die Einwendung zu erheben, die zwar von Ihnen bereits, doch nicht in dieser ausdrücklichen Wendung, berücksichtigt worden ist. Eine notio singularis et concreta, genau in demselben Sinne, wie der Raumbegriff, eine Totalität von Bestimmtheiten, die als solche unmittelbar mit ihr zugleich gesetzt sind, ist auch der Begriff der Zahl. Dies hat schon Kant nicht genug berücksichtigt, als er seine Stellung des Raum- und Zeitbegriffs ausdrücklich auf die singuläre und concrete Natur derselben begründete; und doch fehlt es in seinen Werken nicht an Spuren, daß ihm der Zahlbegriff eben in dieser Beziehung zu schaffen machte. So zeigt er sich in der oben angeführten Abhandlung (Kleine Schr. III, S. 24) sichtlich überrascht, unter den Grundbegriffen der Mathematik neben dem Raume, als der Grundlage für die Geometrie, neben der Zeit, als der Grundlage für die Mechanik, als Grundlage für die Arithmetik die Zahl anzutreffen, die er

doch ſonſt, als einen „intellectuellen" Begriff, jenen beiden keineswegs beizuordnen gemeint war. Er hilft ſich dort durch die Ausflucht, daß die „Anwendbarkeit des Zahlbegriffs in concreto durch die Hülfsbegriffe des Raumes und der Zeit — beim ſucceſſiven Hinzuthun eines Vielen außer und neben einander — bedingt ſei"; eine Ausflucht, — die, ſo ungehörig ſie iſt, — (mit gleichem Rechte, wie die Zahl, könnte man dann jede andere Kategorie durch jene „Hülfsbegriffe" ins Unendliche beſtimmt und vervielfältigt finden), er auch ſpäter noch, jedoch mit Beſchränkung auf die Zeit, wiederholt (vergl. z. B. Prolegomena zu jeder künft. Metaph. S. 53), und dadurch die ganz verkehrte Meinung Späterer veranlaßt hat, als verhalte ſich die Arithmetik eben ſo zum Zeitbegriffe, wie die Geometrie zum Raumbegriffe. An einer andern Stelle jener ältern Abhandlung (S. 49) finden wir dagegen die Zahl geradehin als „eine ſinnliche Anſchauung, die aber rein iſt," mit Raum und Zeit zuſammengeſtellt. Unter den verſchiedenen Stellen der Vernunftkritik, die von der Verlegenheit zeugen, welche ihrem Urheber bei der Beſtimmung des Verhältniſſes zwiſchen Verſtandeskategorieen und Formen der Anſchauung der Zahlbegriff bereitet, will ich nur die eine anführen (S. 133), wo er die Zahl als das Schema der Quantität bezeichnet, alſo auch hier als etwas erſt durch Anwendung der Kategorie der Quantität auf den Zeitbegriff zu Stande Gekommenes; da doch ein Quantitätbegriff ohne Zahl offenbar ein Unding iſt. — Uebrigens iſt gerade hier der Rückblick auf Kant beſonders lehrreich, denn in der That liegt der Grund jener unnatürlichen Abtrennung des Zahlbegriffs von dem Raum- und Zeitbegriffe, in welcher auch Andere ihm nachgefolgt ſind*), einzig und allein

*) Gehen wir auf ältere Philoſophen zurück, ſo finden wir z. B. bei Spinoza (ep. 29. p. 530 ed. Paul.) die Begriffe von Numerus, Mensura und Tempus ganz richtig in eine Dreiheit gruppirt und unter einen und denſelben Geſichtspunkt (freilich noch nicht den metaphyſiſch genügenden) geſtellt. Andere, z. B.

in dem particulären Standpunkte dieſes Philoſophen. Was nämlich denſelben zu dieſer Abtrennung beſtimmt hat, das iſt offenbar nichts Anderes, als der Schein von Spontaneität, den die Operation der Zahlenbildung vor dem Acte, in welchem unſer Geiſt den Raum und die Zeit als ſeiend ſetzt, voraus hat. Daß aber dieſer Schein eben nur ein Schein, ein falſcher Schein iſt, dieß muß Jedem einleuchten, der nicht mit den Vorurtheilen des Kant'ſchen Standpunktes zu dieſer Betrachtung herzutritt. Betrachtet denn der Mathematiker diejenigen Zahlen und Zahlenverhältniſſe, die ihm nur in Gleichungen vorkommen, ohne daß er ſie jemals durch wirkliches Zählen oder Zuſammengruppiren eines Gezählten mit vermeintlicher Spontaneität geſetzt hätte, im Geringſten weniger als ſeiende, ohne ſein ſubjectives Zuthun, mit abſolut objectiver Nothwendigkeit ſeiende und wirkliche, wie er die geometriſchen Verhältniſſe des Raumes als ſolche betrachtet? Und was hätte denn mit dieſem, nicht Setzen, ſondern Vorausſetzen der complicirteſten, in einer von keinem actualen Denken je erreichten Unendlichkeit liegenden numeriſchen Verhältniſſe der Zeitbegriff zu ſchaffen, der nach Kant die nothwendige Bedingung der Zahlenbildung ſein ſoll? Es leidet keinen Zweifel: das Beſtehen des Zahlenſyſtemes iſt genau in demſelben und ſchlechterdings in keinem andern Sinne ein nothwendiges und zeitloſes, von aller Spontaneität des menſchlichen Denkens unabhängiges, wie das Sein des Raumes; oder umgekehrt, das Setzen, d. h. Vorausſetzen und Anerkennen des Raumes und der Raumbeſtimmungen, iſt genau in demſelben Sinne eine freie That des

---

Ariſtoteles und Leibnitz, pflegen allerdings nicht ſelten den Raum- und Zeitbegriff als verwandte zuſammen zu ſtellen, ohne der Zahl zu gedenken, allein es findet dort keineswegs noch der ausdrückliche Gegenſatz ſtatt, wie bei Kant und den Späteren. Dagegen weiß man, wie in der Pythagoriſchen und Platoniſchen Schule an die metaphyſiſche Betrachtung der Zahlen unmittelbar die Betrachtung der geometriſchen Grundbeſtimmungen, als unter ganz gleichen Geſichtspunkt fallend, angereiht ward.

Geistes, wie die Bildung der Zahlen. Auch muß von dem Zahlbegriffe, als solchem, ganz in demselben Sinne, wie Kant es von dem Raum- und Zeitbegriffe thut, gesagt werden, daß er nicht ein Allgemeinbegriff ist, unter welchem, sondern ein Einzelbegriff, in welchem die besonderen Zahlen enthalten sind. Denn das Anwenden des Zahlbegriffs als solchen auf die einzelnen Zahlen ist nicht das Subsumiren eines anders woher Gegebenen unter einen unabhängig von diesem Gegebenen bestehenden Gattungsbegriff, sondern es ist das Herausstellen eines in dem Zahlbegriffe, als solchem, an sich und mit Nothwendigkeit enthaltenen Momentes oder Bestandtheiles. Eher könnten die besonderen Zahlen den Anschein haben, noch in anderm Sinne notiones communes et abstractae zu sein, als die besondern Raum- und Zeittheile es sind, da bei den letztern die Anwendung auf empirische Gegenstände beschränkter ist, als bei den Zahlen. Allein dieser Unterschied ist weder von Kant ausdrücklich urgirt worden, noch überhaupt für den Gesichtspunkt, auf den es hier ankommt, von wesentlicher Bedeutung. Denn die besonderen Zahlen sind ja für die Metaphysik eben so wenig Gegenstand einer ausdrücklichen dialektischen Ableitung, wie die besondern Zeit- und Raumtheile. Sie sind, wie ich eben wiederholt gegen Kant zu erinnern mich veranlaßt finde, für diese Wissenschaft in der Totalität des Zahlbegriffs ganz ebenso mit Einem Schlage gegeben oder entstanden, wie die Theile und besondern Bestimmungen des Raumes und der Zeit in den Totalitäten des Raum- und des Zeitbegriffs.

Das zuletzt Gesagte konnte nun zwar in so fern nicht unmittelbar gegen Sie gerichtet sein, als ich keinen Grund habe, anzunehmen, daß auch Sie sich durch jenen Schein der Spontaneität in der Operation der Zahlenbildung, von welchem Kant getäuscht worden ist, gleichfalls sollten haben täuschen lassen. Auch Hegel war von dieser Täuschung weit entfernt, und dennoch hat er sich, wie wenigstens ich dafür zu halten nicht umhin kann, in seiner Behandlung der Lehren von dem Zahlbegriffe einerseits, von dem Raum- und Zeitbegriffe andrerseits,

von den Kant'ſchen Einflüſſen mehr, als ihm ſelbſt bewußt war, leiten laſſen. Es wird daher nicht als überflüſſig erſcheinen, den Quell des Mißverſtändniſſes, welches dieſe weſentlich zuſammengehörigen Begriffe auseinandergeriſſen hat, in demjenigen Philoſophen, der als der Urheber dieſes Mißverſtändniſſes zu betrachten iſt, nachgewieſen zu haben. Um ſo mehr darf ich die Hoffnung faſſen, daß Sie ſich der Einſicht nicht länger verſchließen werden, wie in der dialektiſchen Entſtehung des Zahlbegriffs, den ja auch Sie von der Reihe derjenigen Kategorieen nicht ausſchließen wollen, deren Entſtehung eine wahrhaft und im objectiven Sinne dialektiſche iſt, ſo zu ſagen das Prototyp gegeben iſt für die Einreihung auch anderer concreter, d. h., wie ich dieſes Wort hier verſtehe, auch anderer ſolcher Begriffe, die für ſich ſelbſt Totalitäten unmittelbar in ihnen gegebener Beſtimmtheiten ſind, in einen rein dialektiſchen Zuſammenhang. Ich ſehe mich, dieſen Punkt mit beſonderem Nachdrucke zu urgiren, auch dadurch veranlaßt, daß hier im Weſentlichen noch Einigkeit beſteht unter Allen, die in irgend einem, wenn auch noch ſo beſchränkten Sinne auf Hegels dialektiſche Methode eingegangen ſind, und mithin gerade dieſer Punkt bequem als Anknüpfpunkt für weitere Verſtändigungen benutzt werden kann. In der nähern Art und Weiſe der dialektiſchen Ableitung des Zahlbegriffs habe zwar ich ſelbſt von Hegel abzugehen mich veranlaßt gefunden, und ich halte eben das, was ich durch dieſe Abweichung bezweckte, nicht für unwichtig, um die Bedeutung des Umſtandes, auf den es hier ankommt, nämlich der Nothwendigkeit des Aufnehmens einer Totalität fertiger Beſtimmtheiten ſogleich in die erſte und einfachſte Kategorieenreihe, in ein helleres Licht zu ſtellen. Indeß kann ich von dieſen und ähnlichen Differenzen jetzt füglich abſehen; genug, daß ich Sie und mit Ihnen Alle, von denen ich überhaupt ein Eingehen auf den Inhalt dieſer Bemerkungen erwarten darf, dahin mit mir einverſtanden weiß, daß die abſtracten Allgemeinbegriffe des erſten metaphyſiſchen Kategorieencyklus nicht auf die, von Ihnen in Bezug auf den Raumbegriff

annoch vorausgesetzte äußerliche, sondern auf immanent dialektische Weise, in die concrete Totalität des Zahlensystems übergehen. Der Zahlbegriff ist, so sagen Sie selbst, schon in dem einfachsten logischen Gegensatze des Einen und Andern enthalten und man braucht, um ihn actual zu setzen, nicht in ein fremdartiges Element überzugehen. Ich bin so kühn, meinen obigen Auseinandersetzungen Bündigkeit genug zuzutrauen, um anzunehmen, daß dieselben Sie überzeugt haben werden, wie Sie mit diesem Zugeständnisse die Scheidewand in der That schon durchbrochen haben, welche Ihre Abhandlung zwischen Kategorieen des Denkens und „Formen der Anschaulichkeit" im Allgemeinen festzustellen sich beflissen zeigt. Denn wenn der Zahlbegriff, so wie er in diesem Zusammenhange eintritt, wesentlich nicht abstracter Allgemeinbegriff, sondern concrete Totalität einer Unendlichkeit numerischer Bestimmtheiten ist, so liegt ja wohl am Tage, daß er, — was Sie als das Kriterium der „Kategorieen des Denkens" ansehen, — den Operationen des Begriffebildens, Urtheilens und Schließens durchaus nicht in anderer Weise, als der Raum und die Zeit auch, — d. h. in der ganz allgemeinen, in welcher alles Sein, und also auch das Denken, durch das Metaphysische überhaupt bedingt ist, — zum Grunde liegen kann.

Mit diesem Allem ist nun freilich noch wenig oder nichts geschehen für die thatsächliche Ausführung desjenigen, dessen Gelungensein nicht nur in einem frühern Zusammenhange, sondern auch dessen Möglichkeit Sie in Zweifel gestellt haben, nämlich der objectiven dialektischen Ableitung des Raumbegriffs selbst. Ich könnte mich, was diese betrifft, darauf berufen, daß der Zweck der gegenwärtigen Zeilen, meiner gleich am Anfange ausgesprochenen Erklärung gemäß, eben so wenig dahin geht, die frühere Darstellung in ihren Einzelheiten zu rechtfertigen, wie, eine vollkommnere an ihre Stelle zu setzen, sondern nur, einige Mißverständnisse aus dem Wege zu räumen, welche mir bei Ihnen der Anerkennung der Möglichkeit solcher Ableitung entgegenzustehen scheinen. Dennoch fühle ich, daß ich die Absicht

dieser Mittheilung nur unvollständig erreicht haben würde, wenn ich nicht noch einige nähere Andeutungen, den Raumbegriff und die Art und Weise seiner dialektischen Genesis insbesondere betreffend, beifügen wollte. Zu einer eigentlichen Deduction zwar, oder zu einer vollständigen Ausfüllung der Mängel jenes frühern Deductionsversuchs werden sich diese Andeutungen hier nicht gestalten können, da solches ein für den gegenwärtigen Zweck zu umfangreiches Unternehmen wäre. Nun könnte es zwar scheinen, daß, wo es sich von solcher Deduction handelt, entweder Alles, oder Nichts gegeben werden muß; und vielleicht werden Sie selbst der Meinung sein, daß hier, wo das Sein oder Nichtsein eines dialektischen Zusammenhangs in Frage steht, mit bloßen Andeutungen Nichts auszurichten sei, sondern die streng in einander verketteten Begriffsbestimmungen in ihrer Integrität und compacten Folgereihe gegeben werden müssen. Indeß haben auch Sie die Ansicht ausgesprochen, daß die Methode, so abstract gefaßt, wie ihr Begriff gemeiniglich gefaßt zu werden pflegt, etwas zu Unbestimmtes, Unsicheres und Flexibles ist, um in dieser Gestalt als alleiniges heuristisches Princip der philosophischen Entwickelung dienen zu können. Ich bin weit entfernt, die Bemerkung als gegen meinen Sinn ankämpfend zu betrachten, daß „der erfindende Gedankengang in der Metaphysik (und, setze ich hinzu, in der Philosophie überhaupt) weit über jener Dialektik hinausliegt"; dafern ich nämlich annehmen darf, daß der Begriff der Dialektik, welchen Sie hier vor Augen haben, eben nur jener abstracte ist, der weiter nichts, als nur einfach das Umschlagen der Begriffe in ihre Negation, und den Fortgang zur Negation dieses Negativen verlangt. Es ist vollkommen wahr, daß bei jedem vorliegenden Begriffe „unter den tausend Negativitäten, die er gegen tausend andere Begriffe gehalten zeigt", nur Eine die rechte, d. h. diejenige sein kann, welche dem Begriffe in der Ordnung des Ganzen seine wissenschaftliche Stelle anweist, und daß diese Eine, oder daß vielmehr durch diese Eine der Begriff selbst, in den meisten Fällen, und gerade an den hervortretendsten Punkten

am häufigſten, nicht ſowohl durch das, was ich den dialektiſchen Calcul nennen möchte, das heißt durch den gleichmäßig fortgeſponnenen Faden einer vollkommen ausgeführten Dialektik, als vielmehr durch freien Geiſtesblick, welcher die nothwendigen Reſultate dieſer Dialektik in einer unwillkührlich ſich darbietenden Geſammtanſchauung vorausnimmt, gefunden wird. Es iſt hier eben nichts anderes, als, wie Sie ganz richtig bemerken, in der Mathematik auch; iſt ja doch zugeſtandener Weiſe u. a. Kepler auf ſeine großen Entdeckungen nicht auf ſtreng mathematiſchem Wege gekommen, ſondern die mathematiſche Methode hat erſt nachher dienen müſſen, ſeinen Sätzen die ſchulgerechte Geſtalt zu geben, welche man als ihren mathematiſchen Beweis zu betrachten pflegt. Um ſo weniger nun brauche ich Bedenken zu tragen, dasjenige freimüthig einzugeſtehen, was Sie als einen Einwand gegen mich haben geltend machen wollen, daß ſchon in meiner Metaphyſik die bereits von mir gefaßte Anſicht des Raumbegriffs einen rückwirkenden Einfluß auf die vorangehenden Kategorieen geübt hat, und um ſo mehr darf ich es mir verſtattet glauben, hier, indem ich die Mängel der dortigen Behandlung dieſer Parthieen zu verbeſſern ſuche, mich fürerſt mehr im Allgemeinen zu halten, und das annoch zu Erörternde ausdrücklich nur als eine Andeutung der Gründe zu geben, welche mich beſtimmen, eine befriedigendere Ableitung des Raumbegriffs, als die in meinem frühern Werke verſuchte, und zwar eine ſtreng und objectiv dialektiſche, als eine Forderung der Wiſſenſchaft anzuſehen, deren Erfüllung mit nichten eine unmögliche iſt.

Die gerechten Ausſtellungen, die Sie gegen meine Deduction des Raumbegriffs erhoben haben, laſſen ſich im Weſentlichen darauf zurückführen, daß Sie die Nachweiſung des Grundes vermiſſen, welcher dazu berechtigt, die ſpecifiſche Dreiheit, welche ich als das Princip oder den Exponenten des Raumbegriffs bezeichnet habe, in der Dreiheit der einander rechtwinklig ſich durchſchneidenden Richtungslinien wiederzufinden. In der That wüßte ich dem Tadel nicht auszuweichen, daß ich dieſe

Richtungslinien etwas zu ſehr, ſo zu ſagen, als ein opus operatum genommen habe, und um die Geneſis derſelben mehr als billig unbekümmert geblieben bin. Nicht ohne Grund erheben Sie gegen meine Auffaſſungsweiſe den Einwurf, daß der Raum nicht drei, ſondern unendlich viele Richtungen hat, und daß die Berechtigung, unter dieſen unendlich vielen nur gerade auf die drei ſich rechtwinklig durchkreuzenden zu reflectiren, keineswegs für ſich ſelbſt klar iſt, ſondern ihrerſeits erſt eines Beweiſes bedarf. Beſonders treffend finde ich, was Sie gegen die angebliche Zurückführung der ſchiefwinklich ſich kreuzenden Richtungen auf die verticalen ſagen, die von Einigen verſucht worden iſt. Die Beſtimmung eines Radius durch Berechnung ſeines Sinus und Coſinus auf parallelen und verticalen Coordinaten hat an ſich keine metaphyſiſche, ſondern nur eine mathematiſche Bedeutung; nicht die Richtung des Radius als ſolche, ſondern nur der Endpunkt, welchen dieſe Richtung unter gegebenen Bedingungen hat, wird dadurch conſtruirt, die Richtung als ſolche dagegen iſt hier, wie allenthalben bei dergleichen mathematiſchen Operationen, ſchon vorausgeſetzt. Ueberhaupt ſcheint die Aufgabe, die Unendlichkeit der räumlichen Richtungen auf jene Dreiheit zurückzuführen, in ſo fern eine falſch geſtellte und alſo unlösbare, wiefern die drei Dimenſionslinien dabei ſelbſt ſchon als Richtungen innerhalb des Raumes betrachtet werden; denn jede Richtung als ſolche ſetzt die Totalität der übrigen Richtungen voraus und kann ohne dieſelbe gar nicht gedacht werden. Es leidet keinen Zweifel: ſoll die Unendlichkeit der räumlichen Richtungen aus der Dreiheit conſtruirt oder auf die Dreiheit zurückgeführt werden, ſo dürfen die drei Momente, auf welche ſie zurückgeführt wird, nicht ſchon als Richtungen geſetzt ſein; ſie ſelbſt müſſen erſt durch die Conſtruction zu Richtungen, zu vertical ſich durchkreuzenden werden. Es fragt ſich alſo: was ſonſt werden dieſe drei Momente, die Factoren gleichſam oder Coefficienten des Raumbegriffs, ſein, wenn ſie nicht von vorn herein ſchon als Richtungslinien gefaßt werden dürfen? Die Mathematik, wie wir wiſſen,

bedient ſich bei der Conſtruction ihrer geometriſchen Größen der Zahlengrößen, und drei numeriſche Coefficienten genügen ihr, um eine ſtereometriſche Größe hervorzubringen. Es liegt nahe, eine ſolche Reduction des Geometriſchen auf Arithmetiſches auch in Bezug auf den Raum im Ganzen und Großen zu verſuchen, und ſchon der Ausdruck Dimenſion ſcheint darauf hinzudeuten, daß man bei der Hervorhebung jener Dreiheit hauptſächlich von dem Geſichtspunkte ausgegangen iſt, die drei Verticalen als rein quantitative Coefficienten des Raumbegriffs zu betrachten. Derſelbe Geſichtspunkt ſchwebte unſtreitig Kant vor, als er in früherer Zeit (vergl. die Schrift: über die wahre Schätzung der lebendigen Kräfte: Kl. Schr. I, S. 28) damit umging, die dreifache Dimenſion der Ausdehnung „aus demjenigen zu erweiſen, was man bei den Potenzen der Zahlen wahrnimmt. Die drei erſten Potenzen ſind ganz einfach und laſſen ſich auf keine andere reduciren, allein die vierte, das Quadratoquadrat, iſt nichts, als eine Wiederholung der zweiten" *). Kant hat dieſen Verſuch aufgegeben, aus dem Grunde

*) Als die Veranlaſſung zu dieſem Verſuche eines Beweiſes der Nothwendigkeit der drei Dimenſionen für den Raumbegriff erwähnt Kant dort, daß er „in dem Beweiſe, den Herr von Leibnitz irgendwo in der Theodicee von der Anzahl der Linien hernimmt, die von einem Punkte winkelrecht gegen einander können gezogen werden, einen Cirkelſchluß wahrgenommen habe." Die Stelle der Theodicee, welche Kant meint, iſt P. III, §. 351. Leibnitz entgegnet dort auf eine Aeußerung von Bayle, welcher für die Dreiheit der Dimenſionen in der Ausdehnung der Materie nach einem Grunde in dem Sinne gefragt hatte, daß er ſolchen Grund in dem Rathſchluſſe Gottes nachgewieſen zu ſehen verlangte: „daß ſolche Dreiheit vielmehr eine mathematiſche Nothwendigkeit ſei, indem es den Geometern gelungen ſei, zu beweiſen, daß nicht mehr als drei perpendiculare gerade Linien ſich an Einem Punkte kreuzen können." Leibnitzens Raiſonnement enthält alſo nicht ſowohl einen Cirkelſchluß, als vielmehr, es geht nur nicht weiter zurück, als bis zu dem einfachen

weil „die vierte Potenz in allem demjenigen, was wir uns durch die Einbildungskraft vom Raume vorstellen können, ein Unding ist, und man in der Geometrie kein Quadrat mit sich selber, noch den Würfel mit seiner Wurzel multipliciren kann.“ Allein so gegründet dieses Bedenken gegen den Gedanken eines Erweises in jenem früher von Kant beabsichtigten Sinne sein mag, so wird dadurch doch nicht der Versuch überhaupt ausgeschlossen, in mathematischer Weise (die freilich an sich selbst noch nicht die metaphysische ist) den Raum auf den reinen Begriff der Quantität, das Geometrische auf Arithmetisches, und zwar ausdrücklich mittelst des Begriffs der Potenzen, dessen sich Kant dort bedienen wollte, zurückzuführen. Zu solcher Zurückführung scheinen Sie mir den Weg gezeigt zu haben, indem Sie daran erinnern, wie schon von mathematischer Seite die imaginären Größen der Arithmetik als eine Hindeutung auf Verhältnisse räumlicher Divergenz betrachtet worden sind. Dieses Wort „Hindeutung“ ist freilich ein etwas unbestimmtes, und würde, wenn es dabei sein Bewenden haben müßte, der Meinung Vorschub thun, welche allerdings die Ihrige ist, als handle es sich nicht sowohl um eine wirkliche Identität der geometrischen Begriffsbestimmungen mit arithmetischen, als vielmehr nur darum, die ersteren als ein Beispiel, als eine Versinnlichung oder Veranschaulichung der letzteren, erscheinen zu lassen. Es fragt sich indeß, ob diese von den Mathematikern adoptirte Vorstellung des Hindeutens nicht selbst als eine Hindeutung auf ein solches Verhältniß der beiderseitigen Begriffssphären zu betrachten ist, welche eine Zurückführung der einen auf die andern auch im eigentlichen und strengen Sinne möglich macht. Die imaginären Größen, wohin, wie Sie mit Recht erinnern, streng genommen schon alle negative Zahlen zu rechnen wären, enthalten in ihrem Begriffe einen Widerspruch,

---

Factum der mathematischen Nothwendigkeit, ohne, wie Kant es dort verlangt, nach einem metaphysischen Grunde dieser Nothwendigkeit zu fragen.

welchen zu ertragen und als einen daseienden gelten zu lassen, kein Mathematiker sich entschließen würde, wenn nicht Geometrie und Mechanik das Bedürfniß einer Anwendung von Begriffsbestimmungen, die mit solchem Widerspruche behaftet sind, mit sich brächten. Solche Anwendung aber, was ist sie anderes, als die Anerkennung, daß in der Geometrie und Mechanik die widersprechenden Begriffsbestimmungen thatsächlich vorhanden sind; vorhanden in einer Gestalt, welche, indem sie den Widerspruch als einen daseienden setzt, zugleich seine Lösung enthält? — Ich enthalte mich, dies an den von Ihnen selbst beigebrachten Beispielen näher auszuführen, und gehe, meiner Absicht gemäß, zu dem Beispiele fort, auf welches sich, falls die Sache sich richtig verhält, alle besondern Beispiele des Umschlagens arithmetischer Verhältnisse in geometrische im Ganzen und Großen werden zurückführen lassen müssen. Ich wage nämlich zu behaupten, daß die Totalität oder der Inbegriff aller geometrischen Verhältnisse und Begriffsbestimmungen, daß der Raum selbst, vom arithmetischen Standpunkte betrachtet, nichts anderes ist, als eine imaginäre Größe, wenn nicht in ganz gleichem, doch in verwandtem Sinne, wie entweder die negativen Größen überhaupt, oder die geraden Wurzeln der negativen Größen. Der Raum nämlich ist, um es kurz zu sagen, nichts anderes, als die quantitative Unendlichkeit, die Totalität aller arithmetischen Größen, doppelt mit sich selbst multiplicirt, oder zur dritten Potenz, zum Cubus erhoben.

Daß die Mathematik im Allgemeinen sich kein Bedenken macht, mit unendlichen Größen, als wären es endliche, zu rechnen, weiß Jeder, auch der von dem Inhalte dieser Wissenschaft nur eine historische Kunde hat. Ob dieselbe sich in irgend einem Zusammenhange schon veranlaßt gefunden, das Unendliche ausdrücklich in die zweite und dritte Potenz, oder vielleicht noch weiter zu erheben, ist mir, als einem Laien in den höhern Regionen dieser Wissenschaft, nicht bekannt geworden. Daß jedoch der Zulassung eines solchen Verfahrens als, nach allen

von der Mathematik anerkannten Prämissen, eines vollkommen consequenten, nichts im Wege stehen kann, darüber traue ich auch mir ein Urtheil zu, so wie andererseits darüber, daß jede durch einen solchen Act des Potenzirens gewonnene Größe auf dem Gebiete der Arithmetik nothwendig eine imaginäre bleibt, d. h. eine solche, durch welche die Gränze, die dem Begriffe der Zahl innerhalb seines eigenthümlichen Gebietes gezogen ist, überschritten wird. Eine Größe, die bereits als eine solche gesetzt ist, über die keine größere möglich ist, zur zweiten und dritten Potenz steigern, ist an sich selbst kein geringerer Widerspruch, wie, eine negative Größe als etwas Selbstständiges betrachten und von ihr die Wurzel ausziehen; aber die Arithmetik wird sich beide Widersprüche gefallen lassen, wenn sie findet, daß sich mit dergleichen fingirten Größen eben so wohl rechnen läßt, wie mit solchen, die ihr für wirkliche gelten, und daß die Ergebnisse solchen Rechnens auf den benachbarten Gebieten der Geometrie und der Mechanik zur unmittelbaren Anwendung kommen und sich als gültige bewähren. Metaphysisch betrachtet ist die Entstehung dieser imaginären Größen nichts anderes, als die Dialektik, an welcher der Begriff der Zahl als solcher, die Unmittelbarkeit des Arithmetischen, zu Grunde geht. Es wird nämlich an diesen Größen, deren Werth und Geltung innerhalb der Wissenschaft eben so feststeht, wie der Werth und die Geltung der unmittelbaren Zahlgrößen, klar, wie diese letztern keineswegs die unmittelbare Bestimmtheit und Festigkeit haben, die in dem Zahlbegriffe als solchem gesetzt war. Die Bestimmtheit der Zahlgröße erweist sich in der imaginären Größe als das, was sie an sich ist, als was sie aber in dem Begriffe der Zahl noch nicht ausdrücklich gesetzt war, als eine Bestimmtheit, die eben so sehr keine ist, die erst durch ihr Verhältniß zu andern Bestimmtheiten wirklich zur Bestimmtheit wird, kurz als eine relative, nicht seiende, sondern seinsollende Bestimmtheit. — Dieses Moment der dem arithmetischen Begriffe inwohnenden Dialektik ist um so weniger außer Acht zu lassen, als es zugleich dient, einen Einwand zu heben, der

unſerer obigen Definition des Raumbegriffs vielleicht entgegengehalten werden kann. Man könnte nämlich ſagen: jene Totalität der arithmetiſchen Größen, die nach uns in die dritte Potenz erhoben werden ſoll, um den Raumbegriff zu conſtituiren, ſei ja an ſich ſelbſt ein Inbegriff discreter Größen; woher denn komme jene Continuität, welche das weſentliche Merkmal der Größen, ſofern ſie im Raumbegriffe geſetzt ſind, ausmacht? Sie ſelbſt ſcheinen den Grund, aus welchem dieſer Einwurf hervorgeht, anzuerkennen, da, wo Sie es für vergeblich erklären, „die Continuität, den plaſtiſchen Hintergrund, den die metaphyſiſchen Kategorieen, um actual ihrem Begriffe zu entſprechen, brauchen, aus ihnen ſelbſt herzuleiten.“ Denn wenn Sie auch, wie aus dem übrigen Zuſammenhange Ihrer Bemerkungen erhellt, dort nicht ſowohl den Gegenſatz, welchen die Continuität der Raumgrößen zur Discretion der Zahlgrößen bildet, vor Augen haben, als vielmehr jenes Allgemeinere, was ich oben als die concrete Natur des Raumbegriffs bezeichnete, ſo haben Sie doch dabei, wie ſchon der Gebrauch des Wortes zeigt, zugleich wohl darauf hindeuten wollen, wie auch das im gewöhnlichen Sinne ſo genannte Moment der Continuität der Raumgrößen weſentlich zu dem gehört, was Sie die „plaſtiſche Natur“ des Raumbegriffs nannten. Ich muß es dahingeſtellt laſſen, ob Sie ausdrücklich, ſei es ausſchließlich, oder unter andern, dieſes Moment damit meinen, wenn Sie behaupten, daß „das Eigene der Ausdehnung und Alles, was am Raume Räumliches iſt, ſich nicht aus dem gleichförmigen Fortgange dialektiſcher Entwickelung herleiten laſſe“, erlaube mir jedoch, auch gegen Sie die Bemerkung zu richten, auf welche ich im Gegenwärtigen abziele. Daß im Allgemeinen der Begriff der ſtetigen Größe ſchon durch Hegel im Zuſammenhange des reinen Quantitätbegriffs ſeine dialektiſche Stelle erhalten hat, iſt Ihnen nicht unbekannt, und Sie haben ſich nicht ausdrücklich dagegen erklärt, wiewohl dieſe Stellung allerdings in Frage kommen muß, dafern es wirklich von Ihnen darauf abgeſehen ſein ſollte, die Continuität als ſolche von den „Denkbegriffen“

auszusondern, und der „Anschaulichkeit" des Raum- und Zeitbegriffs zu vindiciren. Was aber mich betrifft, so ist es nicht meine Absicht, den Begriff der stetigen Größe als ein an der Stelle, wo der Raumbegriff deducirt werden soll, bereits Gegebenes zu Grunde zu legen, welches mit gleichem, aber weder größerm noch geringerm Rechte, als die discrete oder Zahlgröße, zum Gegenstande jener Potenzirung gemacht werden könne. Ich behaupte vielmehr, daß auch die Zahlgröße im Acte jenes Potenzirens, dessen Berechtigung ich hier freilich voraussetzen muß, nothwendig zur stetigen Größe wird und gar nicht mehr als discrete gedacht werden kann. Denn was potenzirt wird, ist ja, indem es die Totalität des Unendlichen ist, nicht mehr eine wirkliche Zahl; es können daher in ihm auch die besondern Zahlen nicht als actual gesetzte, sondern nur als aufgehobene oder verschwundene, kurz als bloß mögliche, vorhanden sein. Es tritt also hier in Bezug auf das unendlich Große dieselbe Wendung ein, wie in der Differentialrechnung in Bezug auf das unendlich Kleine. Wie dort die gemeinhin so genannten verschwindenden Größen als etwas Daseiendes und Vorhandenes nur dadurch festgehalten werden können, daß sie als Momente einer stetigen Größe vorgestellt werden, so hier der durch die umgekehrte Operation über sich selbst hinausgetriebene Begriff der Größe überhaupt nur dadurch, daß die Unterschiede seiner Momente in ihm als verschwunden gesetzt werden, d. h. mit andern Worten, daß er nicht mehr als discrete, sondern als continuirliche Größe gedacht wird.

Solchergestalt glaube ich erwiesen zu haben, daß in dem Raumbegriffe thatsächlich nichts vorhanden ist, was nicht auf dem Wege einer immanenten, folgerechten Entwickelung aus dem Begriffe der Größe überhaupt, oder näher der Zahlgröße, zu gewinnen wäre, und daß es sonach überflüssig ist, dafern man einmal das Enthaltensein des Zahlbegriffs in den reinen Denkformen oder Kategorieen anerkannt hat, für den Raum noch eine besondere „Anschauung" zu postuliren. Der Raum

ist, dies meine ich als das Resultat der vorstehenden Betrachtung aussprechen zu können, genau in demselben Sinne in den ihm vorangehenden Kategorieen der Metaphysik sowohl enthalten, als auch nicht enthalten, wie jede andere Kategorie in den ihr vorangehenden, wie namentlich der Zahlbegriff sammt der Totalität der in ihm gesetzten Bestimmungen in den einfachen Kategorieen der Qualität sowohl enthalten, als auch nicht enthalten ist. Er ist an sich schon in dem, auf die angegebene Weise sich mittelst der ihm inwohnenden Negativität über sich selbst hinaustreibenden Quantitätbegriffe enthalten, ausdrücklich gesetzt aber wird er dadurch, daß in dem weiteren Verlaufe der metaphysischen Dialektik die specifische Dreiheit sich als nothwendiger Exponent oder als immanente Gränze jener Steigerung des Quantitätbegriffs erweist. Die Unentbehrlichkeit dieses letztern Umstandes darf nicht übersehen werden; durch ihn motivirt sich in dem systematischen Verlaufe der Metaphysik das Dazwischentreten einer anderweiten Kategorieenreihe zwischen dem Zahl- und den Raumbegriffe. Denn freilich, in dem Quantitätbegriffe, als solchem, liegt keine Nothwendigkeit des Beschränkens seiner Potenzirung auf den Cubus. Die von Kant erwähnte Eigenschaft der drei ersten Potenzen der Zahlgrößen, nicht auf andere reducibel zu sein, trifft zwar auf eine allerdings interessante Weise mit der Dreiheit der räumlichen Potenzen zusammen, aber ein Beweis für die Geschlossenheit der letzteren kann nicht aus ihr geführt werden. Den auf arithmetischem Gebiet gegebenen Prämissen zufolge könnte vielmehr der Proceß der Potenzirung des Unendlichen, einmal zugelassen, nicht minder in's Unendliche fortgehen, wie der Proceß der unmittelbaren Zahlenbildung. Allerdings also hat das natürliche Bewußtsein und hat die Mathematik ganz Recht, wenn beide nicht daran gehen wollen, eine unmittelbare Identität zwischen dem reinen Quantitätbegriffe und dem Raumbegriffe anzunehmen, oder den Raumbegriff als eine einfache Consequenz aus dem Quantitätbegriffe gelten zu lassen. Allein es ist nicht ein, in dem einen dieser Begriffe fehlendes, in dem

andern von Außen hinzukommendes Moment der Anſchauung, was den Unterſchied zwiſchen beiden macht, ſondern es iſt eine doppelte zwiſchen beide Begriffe in die Mitte tretende Kategorieenreihe. Ich finde eine ſehr wahre Bemerkung in dem, was von Ihnen zwar nicht direct ausgeſprochen, aber doch, wenn ich Sie anders recht verſtehe, verſteckt angedeutet wird, daß, ſtreng genommen, erſt in dieſe Kategorieenreihe (denn auch Sie erkennen ja das Daſein derſelben im Allgemeinen an, wenn Sie ſie auch nicht für zureichend zur objectiven Deduction des Raumbegriffs halten wollen) die Begriffe fallen, in denen ſich der Quantitätbegriff über ſich ſelbſt oder über ſeine unmittelbare Beſtimmtheit, die er in dem Zahlbegriffe hat, hinaustreibt, die Begriffe der negativen und der imaginären Größen. Ich habe dieſelben, durch Hegels Vorgang irregeleitet, im Allgemeinen noch unter die Kategorieen des Quantitätbegriffs aufgenommen, bekenne mich Ihnen aber dankbar für den Wink, den Sie mir namentlich in Bezug auf die negativen Größen, und die Stelle, welche denſelben in der Kategorie der ſpecifiſchen Zweiheit oder des Gegenſatzes gebührt, gegeben haben. Die Sache nämlich iſt im Allgemeinen dieſe: durch die Kategorieen, die zwiſchen dem Quantität- und dem Raumbegriffe in der Mitte liegen, wird einerſeits der erſtere über ſeine unmittelbare Beſtimmtheit, nicht nur diejenige, die er in der Zahlenreihe als ſolcher, ſondern auch, die er in dem Begriffe des numeriſchen Verhältniſſes hat, hinausgetrieben, hinausgetrieben zur Negativität jener doppelten Unendlichkeit, in der er, obgleich er ſie als ſein eigenes Moment an ſich hat, ſeinen Untergang findet, — andererſeits wird in dieſer Unendlichkeit ſelbſt das Princip einer Gränze, einer feſtſtehenden Beſtimmung aufgezeigt, welche, als die höhere Potenz der unmittelbaren arithmetiſchen Beſtimmtheit in der höheren Potenz, welche durch die Kategorie des Weſens bezeichnet wird, an die Stelle von jener, welche innerhalb der Kategorie des Seins ihre Stelle hat, treten ſoll: dieſe letztere Gränze, dieſe letztere Beſtimmtheit iſt, als daſeiende, eben der Raum; der Raum alſo verhält ſich zu jenen ihm

zunächst vorangehenden Kategorieen, welche sein Princip, d. h. den Begriff der specifischen Dreiheit, abzuleiten die Bestimmung haben, genau eben so, wie der Zahlbegriff zu den Kategorieen der Qualität, die ja gleichfalls, wie auch Sie anerkannt haben, schon in dem einfachen Gegensatze des Andersseins für die immanente Bestimmtheit des Zahlensystems das Princip enthalten.

Was nun die nähere dialektische Entwickelung der zwischen dem Zahl- und dem Raumbegriffe in der Mitte liegenden Kategorieenreihen betrifft, so ist es meine Absicht im Gegenwärtigen nicht, ausführlicher darauf einzugehen. Ich darf mich, was namentlich die erste dieser beiden Reihen, die Kategorieen, wie ich sie nach Hegel genannt habe, des Maaßes, betrifft, um so getroster auf die in der Metaphysik gegebene Darstellung berufen, je deutlicher ich mir bewußt bin, wie gerade in diesem Theile meiner Arbeit mir der Gewinn einer vollständigen Klarheit durch den Vorgang Hegels erleichtert worden ist. Die leitenden Grundideen gehören in diesem Abschnitte, so wie überhaupt in dem gesammten ersten Buche der Metaphysik, durchaus noch Hegeln an, während im zweiten und dritten Buche die von der Logik dieses Denkers divergirende Richtung zunächst eben durch die Nothwendigkeit der Aufnahme des Zeit- und Raumbegriffs in die Kategorieen herbeigeführt worden ist. Eben aber die Lehre vom Maaße ist denjenigen Theilen der Hegel'schen Logik beizuzählen, deren Verdienst, was die Wahrheit und Tiefe der Grundgedanken betrifft, am wenigsten bestritten ist; mir blieb hier wenig mehr übrig, als, die Darstellung von den empirischen Auswüchsen zu reinigen, welche hier, wie anderwärts, und mehr noch, als anderwärts, durch den Mangel einer richtigen Unterscheidung des Metaphysischen von dem Physischen bei Hegel verschuldet sind *). Gerade übrigens bei dieser so reich und concret ausgeführten Behandlung des Maaßbegriffes kann es Wunder nehmen, wie Hegel nicht schon

*) Vergl. Grundzüge der Metaphysik. S. 241 ff.

hier sich zu dem Raumbegriffe hingeführt gefunden hat. Man sollte meinen, daß der Raum ihm als nächstliegendes Beispiel, und nicht bloß als Beispiel, hätte dienen müssen für jenes ineinander Ueberschlagen des Quantitativen und des Qualitativen, was dort nicht als etwas bloß Gefordertes, sondern als etwas unmittelbar an dieser Stelle selbst Vorgehendes dargestellt wird. Gewiß, nur gewaltsamer Weise konnte von dem dort vorliegenden Zusammenhange das unmittelbare Hereintreten des Raumbegriffs abgehalten werden, nachdem einmal von dem Leser gefordert war, daß er sich die Qualität, die aus dem Umschlagen des Quantitativen entsteht, als eine schon thatsächlich vorhandene und gegenwärtige denken soll. Für mich tritt diese Forderung erst beim Uebergange in das zweite Buch ein; darum gebe ich dem Raumbegriffe erst in diesem Buche seine Stelle. Was aber die Kategorieen betrifft, welche in dem ersten Abschnitte dieses zweiten Buches das wirkliche Eintreten dieses Begriffs einleiten, so ist hier meine Abweichung von Hegel nothwendig um so größer, je weniger sich, wie auch Sie bemerkt haben, die Rückwirkung des Nachfolgenden auf das Vorangehende, oder der Einfluß, welchen der Hinblick auf das, was kommen soll, auf den Gang der dialektischen Begriffsentwicklung übt, umgehen läßt. Derselbe Umstand läßt schon zum Voraus annehmen, daß es, nach der Veränderung des Gesichtspunktes, die ich im Obigen für den Raumbegriff angegeben habe, nicht in allen Stücken bei der zunächst vorangehenden Darstellung in ihrer gegenwärtigen Gestalt wird sein Bewenden haben können. Doch würde es mich zu weit führen, wenn ich die Modificationen, welche in Folge dessen der Inhalt dieses Abschnitts wird erleiden müssen, hier ausführlich angeben wollte. Nur zwei Bemerkungen erlaube ich mir in Bezug auf diesen Punkt. Zuvörderst die allgemeinere, daß, wenn der Raumbegriff, meinen obigen Andeutungen gemäß, als eine Potenzirung des Quantitätbegriffs gefaßt wird, dadurch auf eine viel einleuchtendere Weise, als durch meine ehemalige Fassung desselben, die Einreihung desselben unter die Haupt- und Grundka-

tegorie des zweiten Buches der Metaphysik, die Kategorie des Wesens, gerechtfertigt wird. Schon Hegel hat das Wesen als eine Art von höherer Potenz des Seins zu bezeichnen versucht; und so unklar, und im Unbestimmten schwebend, wegen des Mangels der mathematischen Bestimmtheit, welche hier allein auch für die dialektische Betrachtung den festen Haltpunkt abgeben kann, diese Bezeichnung bleiben mußte, so hat dieselbe für Alle, deren Sinn für die dialektische Metamorphose des Begriffs nicht ganz verschlossen ist, eine unmittelbare Evidenz, welche diesem Theile der Hegel'schen Darstellung, trotz der großen Unvollkommenheit seiner Ausführung, einen unzweideutigern Erfolg, als manchen anderen Theilen, gesichert hat. Vielleicht ist es manchen, mit Hegels Logik bekannten Lesern meiner Metaphysik ein Anstoß gewesen, daß sie den Gehalt dieses Theils jener Logik nicht vollständig in meine Darstellung des zweiten Buchs der Metaphysik aufgenommen fanden; ich hoffe diesen Anstoß nunmehr, mit Hülfe der neugewonnenen Ansicht über die Natur des Raumbegriffs und deren Rückwirkung auf die Gestaltung sogleich der ersten Kategorieen dieses Buches, beseitigen zu können. Sodann zweitens, den Moment des Uebergangs von dem Begriffe der specifischen Dreiheit, dem, wie Sie leicht einsehen, in meinem Gedankengange nach wie vor seine Stelle bleiben muß, zu dem Raumbegriffe betreffend, bemerke ich, daß die vollkommen gegründeten Einwürfe, welche Sie gegen die ehemalige Gestalt dieses Uebergangs erhoben haben, sich in Bezug auf die neue Gestalt von selbst erledigen werden. Der Raum wird hier in keinem Sinne (eben so wenig wie im ersten Buche der Metaphysik die Zahl) nur als ein Beispiel für ein schon fertig Vorhandenes erscheinen, sondern der dialektische Fortschritt wird, ganz entsprechend wie dort beim Zahlbegriffe (vergl. Grundzüge der Metaph. S. 168), eben darin bestehen, daß die durch die Erhebung der quantitativen Unendlichkeit in die dritte Potenz herbeizuführende Qualitätbestimmung, die zuvor als eine nur sein sollende, nicht wirklich seiende gesetzt war, nunmehr als eine wirklich sei-

ende, eben durch dieses ihr Sein aber der weiteren Dialektik des metaphysischen Begriffs anheimfallende, gesetzt wird.

Daß eben diese Veränderungen auch noch weitere Umgestaltungen in der Dialektik des Abschnitts, der vom Raumbegriffe selbst handelt, zur Folge haben werden, bedarf kaum einer besonderen Erinnerung. Sowohl hier, als nicht minder in dem Abschnitte von dem Zeitbegriffe, der im dritten Buche der Metaphysik die entsprechende Stelle einnimmt, wie im zweiten der Raumbegriff, im ersten der Zahlbegriff, ist mir auch unabhängig von Ihren Bemerkungen der Uebelstand empfindlich geworden, der aus einer Stellung der Momente der dialektischen Triplicität entspringt, welche wohl nicht die richtige ist. Daß in Bezug auf den Raum der Begriff des Ortes, in Bezug auf die Zeit der Begriff der Dauer die zweite Stelle einnimmt, verhält sich richtig, und entspricht ganz der Stellung, welche, in Bezug auf die Zahl, der Begriff der Größe, als Negation der festen Zahlbestimmtheit, einnimmt. Aber hinsichtlich der Stellung des ersten und des dritten Momentes wird dem Schärferblickenden ein Mißverhältniß nicht entgehen; hier ist das Richtige nur beim Zahlbegriffe getroffen, wo, diesmal nicht der Vorgang Hegels, sondern der Gegensatz zu der offenbar verfehlten Stellung, welche die Momente des Quantitätbegriffs bei Hegel haben, mir zur Auffindung dieses Richtigen behülflich war. Bei dem Raum- und dem Zeitbegriffe hingegen scheint schon die Analogie jenes richtigen Typus eine umgekehrte Stellung der Momente zu fordern, und diese Forderung trifft, was den Raumbegriff anlangt, mit dem Inhalte Ihrer Bemerkungen gegen die Dialektik zusammen, durch welche ich den Begriff des Ortes aus dem Begriffe der Ausdehnung abzuleiten versucht habe. Gewiß wird diese Dialektik (zu deren näherer Gestaltung Sie einen sehr beachtenswerthen Wink in Ihrer Bemerkung über die mathematische Bestimmung des Raumpunktes durch drei sich unter beliebigen Winkeln kreuzende Coordinaten gegeben haben) einen weit bequemern und sicherern Gang nehmen, wenn der Raumbegriff vorher in dem Momente, welches die

erſte Stelle einnimmt, nicht als Ausdehnung, ſondern ausdrücklich als leerer Raum gefaßt worden iſt. Der Begriff der Ausdehnung nimmt dann die dritte Stelle ein, als Erweiterung des Ortbegriffs zum Begriffe eines Raumerfüllenden Seins, und als dialektiſcher Uebergang zu dem Begriffe der Materie und den Grundbeſtimmungen der Körperlichkeit, die jetzt, im dritten Abſchnitte des zweiten Buches, unvermittelt und wie aus dem Stegreife herzutreten. Dem entſprechend gehört im dritten Buche der Begriff der Zeit, als ſolcher, der leeren Zeit, an die erſte, der Begriff der Bewegung aber an die dritte Stelle des Zeitbegriffs; — eine Umſtellung, durch welche dort noch weitere und ſehr intereſſante Reſultate in Bezug auf die Kategorieen, welche den Zeitbegriff zunächſt umgeben, gewonnen werden, auf welche ich aber, weil ſie von dem Gegenſtande unſerer diesmaligen Verhandlung zu weit abliegen, näher einzugehen für diesmal mich enthalten muß — *).

*) Um noch einmal auf Kant zurückzukommen: ſo habe ich den oben erwähnten ſtreitigen Punkt auf eine eigenthümliche und nicht unintereſſante Weiſe berührt gefunden bei einem Schriftſteller, der, wie er überhaupt den Kant'ſchen Standpunkt zu dem ſeinigen macht, ſo auch, was den Unterſchied zwiſchen Verſtandesbegriff und transſcendentaler Anſchauung betrifft, die Richtigkeit der Kant'ſchen Anſicht im Allgemeinen unangetaſtet läßt, nämlich bei Rehberg, in einer kleinen, dem erſten Bande ſeiner „Sämmtlichen Schriften" einverleibten Abhandlung, welche die Ueberſchrift trägt: „Ueber den Grund der mathematiſchen Evidenz." Es wird nämlich dort von dem Zahlbegriffe, unter der Vorausſetzung zwar, daß derſelbe ein von den „Formen der Anſchauung" Unterſchiedenes ſei, die Bemerkung gemacht (a. a. O. S. 56), daß, obgleich die Zahl nach Kant nichts anderes, als eine ſucceſſive Addition ſei, doch „das Vermögen des Geiſtes, Zahlen zu denken, nicht unbedingter Willkür unterworfen ſei; wie man glauben ſollte, wenn man erwägt, daß die Zahlen durch eine urſprüngliche und ganz reine Thätigkeit des Geiſtes erzeugt werden." Den Beweis dafür findet der Verf. in den irrationalen Verhältniſſen der Arithmetik. Die Unmöglichkeit,

Nachschrift.

Ich erlaube mir noch einen erläuternden Zusatz zu einer der in dem Obigen enthaltenen Bemerkungen. Der Kant'schen

---

solche Verhältnisse, welche sich doch als Größen denken lassen, in Zahlen anzugeben, liege gar nicht in der Beschaffenheit der Form, worin alle sinnliche Ausdrücke der Begriffe von Größen erscheinen. Denn $\sqrt{2}$ lasse sich (in Folge des pythagorischen Lehrsatzes) gar wohl im Raume darstellen: durch die Diagonale eines rechtwinkligen gleichseitigen Vierecks. Auch in der Zeit könne dies gar wohl geschehen: denn jedem Verhältnisse, das im Raume dargestellt werden kann, entspreche eines in der Zeit. Die Unmöglichkeit, irrationale Verhältnisse von Größen in Zahlen darzustellen, rühre mithin nicht von der Form der sinnlichen Anschauung im Allgemeinen her. Der Grund liege höher; sei aber auch nicht in der Natur des Verstandes zu suchen. Denn als Begriffe können irrationale Größen gar wohl gedacht werden, wenn es gleich unmöglich ist, sie weder in ganzen Zahlen, noch in Brüchen darzustellen. — So Rehberg, welcher aus dieser Betrachtung den Schluß zieht, daß „das Vermögen, Zahlen zu erzeugen, d. h. discrete Größen zu denken, vom Verstande, dem Vermögen der Begriffe, wesentlich verschieden und von ihm unabhängig sei." Unstreitig ist dieser Schluß nach Kant'schen Prämissen ein vollkommen berechtigter, und die Erwiederung, welche Kant, dem der Verf. seine Bedenken brieflich mitgetheilt hatte, darauf gegeben hat (a. a. O. S. 58), eine nichtssagende. Kant nämlich will dort den Grund der Unmöglichkeit, gewisse Größenverhältnisse in Zahlen auszudrücken, in der Zeitform suchen, welche er, wie bekannt, für die der Erzeugung der Zahl durch die Operation des successiven Addirens zum Grunde liegende Bedingung hielt; worauf Rehberg mit Recht entgegnet, daß irrationale Verhältnisse gar wohl in jeder fließenden Größe, in der Zeit sowohl, als im Raume, zur Anschauung gebracht werden können. Aber hat Rehberg nun auch in der weiteren Folgerung Recht, daß es „jenseits des sinnlichen Anschauungsvermögens etwas giebt, das doch nicht Begriff ist"; d. h. mit andern Worten, daß der Zahlbegriff zu den Kategorieen einerseits, zu den Anschauungen des Raumes und der Zeit andrer-

Theorie gegenüber geht, wie Sie bemerkt haben werden, der Sinn meiner gegenwärtigen Auseinanderſetzung, ſo wie ſchon früher meiner metaphyſiſchen Darſtellung, weſentlich dahin, daß der Gegenſatz zwiſchen Spontaneität der Verſtandes- und Receptivitat der Sinnesthätigkeit, wie Kant ihn ſtellt, in Bezug auf die abſtracten Begriffe der Zahl, des Raumes und der Zeit ein unſtatthafter iſt. Daß dem ſo ſei, dies läßt ſich unter andern an einer Stelle der Kant'ſchen Darſtellung ſelbſt deutlich machen, welche ich, um ihres Intereſſes für die vorſtehende Unterſuchung willen, hier noch anführen will. Zur Erläuterung des Satzes, daß „der innere Sinn die bloße Form der Anſchauung, aber ohne Verbindung des Mannigfaltigen in derſelben, mithin noch keine beſtimmte Anſchauung ſei, welche nur

---

ſeits, ſich als ein Drittes, von beiden gleichweit Unterſchiedenes verhält? Ich darf wohl hoffen, daß man mir beiſtimmen wird, wenn ich behaupte, die richtigere und näher liegende Folgerung wäre geweſen: daß der Zahlbegriff genau in demſelben, und in keinem andern Sinne, wie der Raum- und Zeitbegriff, eine „reine Anſchauung" iſt, oder daß umgekehrt der Zwang, welchen der Verſtand bei der Anſchauung des Raum- und Zeitbegriffs ſich angethan findet, eben ſo wenig ein Grund ſein darf, die rein begriffliche Natur dieſer Begriffe in Abrede zu ſtellen, wie ſie für Kant ſolches in Bezug auf den Zahlbegriff geweſen war. Kant bemerkt in ſeiner Erwiederung an Rehberg noch, es ſcheine ihm, daß „das Befremdliche, welches in der Unangemeſſenheit der Einbildungskraft zur Ausführung des Verſtandesbegriffs von einer mittleren Proportionalgröße durch die Arithmetik (√ 2) gefunden werde, ſich vielmehr eigentlich auf die Möglichkeit der geometriſchen Conſtruction ſolcher Größen beziehe, die doch in Zahlen niemals vollſtändig gedacht werden können." Ueber dieſe Bemerkung hätte Rehberg nicht ſo leicht hinweggehen ſollen, als er es that; ſie giebt einen ſchätzbaren Wink über das eigentliche Verhältniß der ſ. g. „Formen der Anſchauung" zu den „Kategorieen", welches im Grunde nur darin beſteht, daß jene die reicheren und concreteren, und daher nicht mit demſelben Scheine der Leichtigkeit und Unmittelbarkeit aus der allgemeinen oder abſtracten Natur des Verſtandes ableitbaren ſind.

durch den synthetischen Einfluß des Verstandes auf den innern Sinn möglich werde", bemerkt Kant (Kr. d. r. V. S. 113) Folgendes: „Wir können uns keine Linie denken, ohne sie in Gedanken zu ziehen, keinen Zirkel denken, ohne ihn zu beschreiben, die drei Abmessungen des Raumes gar nicht vorstellen, ohne aus demselben Punkte drei Linien senkrecht auf einander zu setzen, und selbst die Zeit nicht, ohne, indem wir im Ziehen einer geraden Linie" (die die äußerlich figürliche Vorstellung der Zeit sein soll) „bloß auf die Handlung der Synthesis des Mannigfaltigen, wodurch wir den innern Sinn successiv bestimmen, Acht haben." Hieraus wird (S. 114) geschlossen, daß „der Verstand in dem innern Sinne nicht etwa schon eine Verbindung des Mannigfaltigen im Raume findet, sondern sie hervorbringt, indem er den Sinn afficirt." Was heißt das anders, als: der Raum, nicht als abstracter Begriff, sondern als Einheit des in ihm enthaltenen Mannigfaltigen, als notio singularis et concreta, ganz so, wie ihn Kant in der transscendentalen Aesthetik bezeichnet hatte, ist eine wesentlich nur durch Synthesis des Verstandes hervorgerufene Anschauung? Der Widerspruch dieses Satzes gegen jene oben von mir angeführten Aussprüche der transscendentalen Aesthetik ist klar; denn ausdrücklich dasjenige Moment in der Natur des Raumbegriffs, worauf dort die ästhetische (im Kant'schen Sinne dieses Worts) Natur dieses Begriffs und sein Unterschied von den Kategorieen, als notionibus communibus et abstractis, begründet werden sollte, wird hier, gleich den Kategorieen, auf eine Verstandesthätigkeit zurückgeführt. Ueberhaupt aber ist nicht abzusehen, was von dem Raumbegriffe noch, als Object jener Anschauung, welche Kant die reine nennt, zurückbleiben soll, wenn das Setzen aller der Momente, welche den Raumbegriff in seiner Wahrheit constituiren, das Ziehen der Linien, das Abgränzen der ebenen und der körperlichen Figuren, das Beschreiben der Dimensionen, als ein Werk des Verstandes und der Spontaneität begriffen wird. Was dann zurückbleibt, ist nichts Anderes, als die ganz vage Vorstellung einer

Ausdehnung, in welcher ſich weder Linien, noch Flächen, noch Punkte unterſcheiden laſſen (denn auch das Setzen der einzelnen Punkte im leeren Raume wird dann folgerechter Weiſe als ein Actus der Spontaneität vorgeſtellt werden müſſen); das heißt, einer Ausdehnung, die nicht wirklich Ausdehnung iſt, nicht wirklich die Merkmale des Raumbegriffs an ſich hat, ſondern in welcher von den Beſtimmtheiten, welche ſie zu dem machen, was ſie in Wahrheit iſt, gleichviel ob durch eine künſtliche Abſtraction des Verſtandes, oder durch die Verworrenheit der Vorſtellung, abgeſehen wird. — So nun muß in der That auch das, was Kant „reine Anſchauung" nennt, charakteriſirt werden. Dieſe ſogenannte „Anſchauung" verhält ſich zu den Begriffen des Raumes und der Zeit nicht anders, wie nach Leibnitz die ſinnliche Anſchauung oder Vorſtellung (perceptio) überhaupt zu der bewußten Vorſtellung oder dem Begriffe (apperceptio). Der Raum, als Begriff, als bewußte oder wirklich vollzogene Anſchauung, iſt auf keine Weiſe ohne Spontaneität; und Kant iſt mit jener ſeiner ſpätern Bemerkung in der transſcendentalen Logik in vollem Rechte, aber nicht mit der früheren in der transſcendentalen Aeſthetik, die freilich für ſeine geſammte Theorie die beſtimmende und entſcheidende geblieben iſt. Während aber nun Raum und Zeit, in ihrer Wahrheit und Vollſtändigkeit gedacht, gleich allen übrigen Kategorieen, Begriffe ſind, ſo giebt es auch umgekehrt, wie von ihnen, ſo auf ganz entſprechende Weiſe von allen andern Kategorieen, Anſchauungen in dem Sinne, wie Kant nur von einer reinen Anſchauung des Raumes und der Zeit etwas wiſſen will, nämlich dunkle oder bewußtloſe, der Spontaneität des Verſtandes entbehrende Vorſtellungen oder Perceptionen, und der Unterſchied zwiſchen den einen und den andern erſcheint mithin nach beiden Seiten hin als ein nichtiger oder verſchwindender. Das Wahre, ſowohl in Bezug auf die „Kategorieen", als auf die „reinen Anſchauungen" iſt, daß die abſolute Nothwendigkeit des Denkens oder der Vernunft, in welcher ſo die einen, wie die andern, ihren Sitz haben,

gleich erhaben iſt über das, was Kant Spontaneität, und über das, was er Receptivität nennt, indem ſie beide Momente organiſch in ſich begreift oder die abſolute Einheit beider iſt. Was Kant den Schematismus der reinen Vernunft nennt: das eigentlich iſt die Geſtalt, in welcher ſowohl die Kategorieen, als auch die reinen Anſchauungen urſprünglich unſerm Geiſte gegeben ſind; die Kategorieen haben nur Wahrheit, auf die Anſchauungen, und die Anſchauungen nur, auf die Kategorieen bezogen; die beiden ſind von Haus aus nichts Verſchiedenes, ſondern Eines und Daſſelbe.

Das Umgekehrte von dem, was Kant in Bezug auf den Raumbegriff, iſt Hegeln (der, wie ich oben bemerkte, das Vorurtheil der Abtrennung des Raum- und Zeitbegriffs von den Kategorieen von Kant überkommen, und, trotz der ganz andern Bedeutung, welche er beiden anweiſt, beibehalten hat) in Bezug auf den Zahlbegriff begegnet. Während nämlich durch die allgemeine Stellung, welche dieſer Philoſoph dem Zahlbegriffe in der Reihe der logiſchen Kategorieen anweiſt, derſelbe als ein reiner Vernunftbegriff, als eine Kategorie des abſoluten Denkens, bezeichnet wird, ſo findet ſich in Bezug auf die Vielheit der Zahlen faſt unvermerkt die Beſtimmung ein, daß dieſelben ein Aeußerliches, Sinnliches, oder zwiſchen Sinnlichkeit und Vernunft in der Mitte Stehendes ſeien. Die Zahl wird in dieſem Sinne bezeichnet (Logik, in Bd. 3. der Geſammtausgabe S. 246; vergl. Encyclopädie §. 104. nebſt den Zuſätzen in Bd. 6. der Geſammtausg.), als „der abſtracte Gedanke der Aeußerlichkeit", alſo faſt genau mit denſelben Worten, wie ſpäterhin im Syſteme dieſes Denkers der Raumbegriff. Aber wenn dieſer Gedanke der Aeußerlichkeit, dieſe „innerliche, abſtracte Aeußerlichkeit" hier innerhalb der Logik ihren Platz findet, weshalb denn wird ſie, wenn ſie in der Geſtalt des Raumbegriffes wiederkehrt, aus der Logik hinausverwieſen? Das Moment der Sinnlichkeit, der Aeußerlichkeit, welches den Raum und die Zeit als ein nicht mehr Logiſches, ſondern Phyſiſches bezeichnen ſoll, iſt nach Hegels eigenem

Eingeständniſſe ſchon bei der Zahl vorhanden: warum iſt es hier minder, als dort, von der Natur des Phyſiſchen, mehr, als dort, von der Natur des Logiſchen? — Alſo, wie Kant durch das vorhin angeführte Raiſonnement über die Natur der Raumbeſtimmungen bewieſen hat, daß die von ihm ſo genannte Anſchauung des Raumes nicht ohne Spontaneität oder Syntheſis des Verſtandes iſt, ſo hat Hegel durch ſeine Definition der Zahl bewieſen, daß die von ihm ſo genannte „Aeußerlichkeit“ oder „abſtracte Sinnlichkeit“, die er dem Raumbegriffe zuſchreibt, denſelben nicht nothwendig aus der Logik oder der „reinen Vernunftidee“ hinausverweiſt. Beide Philoſophen haben, indem ſie Beides abſtract auseinander zu halten beſtrebten, durch ihre eigenen Bemerkungen die Identität oder das weſentliche Zuſammengehören der Kategorieen einerſeits und des Raum- und Zeitbegriffs andrerſeits wider ihren Willen dargethan.

Die falschen Richtungen auf dem Gebiete der Religion in der Gegenwart.

Von

Prof. Dr. Erichson.

Nachdem in den ersten Jahrzehenden dieses Jahrhunderts, während der Befreiungskämpfe und nach denselben, theils aus dem Ernste der Schicksale unsres deutschen Vaterlandes, theils aus der vordringenden Erkenntniß philosophischer Wissenschaft, die sich nicht mehr wie ehemals feindlich gegen die göttlichen Dinge gezeigt, sondern sie vielmehr in ihren Schutz genommen hat, theils endlich aus der liebevollen und vorurtheilsfreien, in den Kunstgeist des Mittelalters versunkenen Betrachtung, — vor Allem jedoch daraus, daß die Geistesbildung der Zeit, als das Feld der Vernunftwissenschaften der höheren Erkenntniß keine weitere Ausbeute versprach, einem Umschwunge nahe stand, — nachdem aus allen diesen Ursachen eine Wiederbelebung des religiösen Interesses in unserm Vaterlande hervorgegangen war: hat sich nach jener großen, wenn wir so sagen dürfen, dem Vaterlande wiedergewordenen Religionsoffenbarung, die, wenn auch nicht als real, und als an bestimmte Individuen geschehen, nachweisbar, doch als die höhere, alle anziehende, und selbst die abweichenden Richtungen begründende Gewalt anzuerkennen ist, — eben die Religionswahrheit in mehreren verschiedenen, sie selbst auf mannichfache Weise differenziirenden Denkarten und Systemen dargestellt, in denen ihr reiner Strahl, wie in verschiedenartigen Medien gebrochen, zurückgespiegelt wird. Diese mannigfachen Formen, in denen sich die gegenwärtige Begreifungsweise der Religionswahrheit offenbart, die in Folge

der Wiederbelebung des religiösen Interesses theils neu hervorgegangen sind, theils, ihrem Ursprunge nach einem frühern Weltalter angehörig, sich jenen gegenüber in erneuter Gestalt behauptet haben, — aufzuzeigen, in der Rüstung ihrer Gründe, und in ihrem Verhältnisse zur reinen Idee selbst, ist der Zweck der nachfolgenden Abhandlung.

Die Aberrationen auf dem Gebiete der Religion — denn so wollen wir die bezeichneten irrthümlichen Denkarten in der gegenwärtigen Zeit nennen — zerfallen in zwei große Hauptklassen: die der ersten dürften durch die Tendenz bezeichnet werden, die Religionswahrheit auf ein fremdes Gebiet herüberzutragen; man kann ihnen eine gleichsam centrifugale Richtung beilegen. Diese sind der Rationalismus mit seinen besondern Entwicklungsformen: dem Neuen Protestantismus und dem Philosophismus, und als praktisches Gegenstück, der Humanismus. Die Aberrationen der andern Hauptklasse fallen auf das Gebiet der Religion selbst; man darf ihnen eine gleichsam centripetale Richtung zuschreiben. Diese sind der Dogmatismus, und als ethisches Gegenbild, der Pietismus. — Wohl lassen sich alle diese großen Tendenzen des menschlichen Geistes unter den Begriff bringen, daß, wenn eine große Wahrheit im Laufe der Zeit entweder neu erscheint, oder, schon da gewesen, in ihrem reinen Lichte aus ihrer Verdunkelung wieder hervorbricht, sich alsbald die menschliche Schwäche daran hängt, der Mensch sie mit dieser betheiligt, ihr dadurch einen fremden Charakter giebt und sie in ihrem tiefsten Wesen alterirt, und das, was Gottes ist, zu einem Menschenwerk macht.

Der Rationalismus.

Die zuerst von uns zu betrachtende, als in centrifugaler Richtung abirrende, die Religionswahrheit von ihrem eigenthümlichen Felde auf ein andres hinüberführende Denkart, — der Rationalismus, in seinem allgemeinen, mehrere niedere und höhere Erscheinungsformen unter sich befassenden Begriff, —

hat eine ethische und eine theoretische Wurzel; — eine ethische: der Mensch, Er, hat die Religionserkenntnisse, — eine theoretische: die Vernunft ist sein Vermögen der Erkenntniß, also müssen die Erkenntnisse vernünftig sein. — Die Hartnäckigkeit, mit welcher er sich immerfort behauptet, und in immer neuen Gestalten, wie ein alljährig neu erzeugtes geistiges Gewächs, wieder hervorbricht, dürfte beweisen, daß die oft zu vernehmende Siegeshymne über seine Widerlegung und vollkommne Aufhebung in einer höhern Denkart zu frühzeitig sei. Wir werden ihn zuerst für sich in seinem allgemeinen Wesen und in seinen Grundprincipien betrachten, und dann die bedeutsamen neuen Entwicklungsformen desselben in dem Neuen Protestantismus und dem Philosophismus hervorheben, die zugleich als einzelne Blüthenspitzen der Bildung unsrer Zeit anzusehen sind.

Der Rationalismus ist diejenige Denkart, die nach der Erklärung, die er selbst von sich giebt, die Vernunftgemäßheit für die Erkenntniß fordert, ohne welche keiner Erkenntniß Gültigkeit zugestanden werden könne. In der allgemeinen Bedeutung, die dieser hohe Begriff der Vernunftgemäßheit der Erkenntniß trägt, wer könnte der Forderung die volle Berechtigung absprechen? Die Vernunftgemäßheit ist gleichsam das Tag werden im Geiste, ohne welches keine Gegenstände erkannt werden können. Die Erkenntniß wird erst zur Erkenntniß, wenn sie sich in dieser nothwendigen, vernünftigen Weise giebt. Wie das sich Widersprechende nicht kann gedacht werden, so kann das nicht Vernunftgemäße nicht als wirklich oder wahr anerkannt werden. Die Vernünftigkeit ist das Realmachende der Erkenntniß. Wer die Nothwendigkeit der Vernunftgemäßheit für die Erkenntniß ablehnt, misversteht sich selbst; denn er behauptet, annehmen zu können, was er nicht annehmen kann. — In der Vernunft stellt sich nur die Freiheit und Selbstständigkeit des Geistes auf theoretischem Felde dar; für ihn sollen die Erkenntnisse sein, und sein Selbst erscheint auf theo-

retiſchem Felde als die Vernunft. Wie es Selbſttäuſchung und Widerſpruch iſt, daß dasjenige, was dem Gewiſſen widerſpricht, moraliſch gut ſein könne, ſo kann auch nur durch ein Misverſtändniß das mit der Vernunft Unvereinbare als möglicher Weiſe wahr und gültig gedacht werden. Denn die Vernunft iſt auf theoretiſchem Felde ganz daſſelbe, was das Gewiſſen auf praktiſchem iſt. Es iſt die gleiche, durch das wahrhaftige Selbſt begründete Nothwendigkeit in beiden Sphären, die erkennt, wer ſich nur ſelbſt verſteht.

Wer möchte, wie geſagt, dieſen Grundſätzen nicht ſeine volle Anerkennung ſchenken? Welches könnten die Irrthümer ſein, die ſich in dieſer, wie es ſcheint, ethiſch ſo würdigen, als theoretiſch ſo wohlbegründeten Denkart aufzeigen ließen? —

Zuvörderſt ſchweift der Begriff des Rationalismus bei dieſer ſeiner Selbſtauslegung in eine Weite, daß er Verſchiedenartiges unter ſich begreift, und durch einen trügeriſchen Schein beſtrickt. Der eigentliche Rationalismus im ſtrengen Sinne, nach dem von der Philoſophie ausgeprägten Kunſtausdrucke, und die Forderung der Vernunftgemäßheit der Erkenntniß, ſind nicht gleichgeltende Begriffe. Der eigentliche Rationalismus beſchränkt die Vernünftigkeit und darnach ſeine Anerkennung auf dasjenige, was in der Geſetzlichkeit der, ſich der verſtändig vernünftigen Erkenntniß offenbarenden, in Zeit und Raum gegebenen, wirklichen Welt gegründet iſt. Alles, auch das dem Geiſteswesen Angehörige, wird nur erkannt in ſeinem gegebenen Complex mit der Kreatürlichkeit und nach dem für dieſe Vereinigung beſtehenden Geſetze. Die Vernunft betrachtet er als ein mit der Menſchheit, gleichſam angeborener Weiſe, verbundenes Geiſtesvermögen, das, wie das Auge durch die bloße Triebkraft der Natur ſich dem Lichte erſchließt und ſieht, ſich der Gegenſtände ſeines Erkennens bemächtigt. Er lebt in den Reichen des Seins und des Gewordenen mit ihrem Geſetze, auf ähnliche Weiſe, wie der Naturforſcher für den Beſtand der höheren Thierklaſſen nur von dem Geſetze der Fortpflanzung durch die Geſchlechter weiß, und ſich eine unmittelbare

Entstehung derselben nicht träumen läßt. Es ist gleichsam das Reich des Wischnu, des Gottes der gewordenen und seienden Welt, in der er lebt. Wenn es nun schon im Begriffe einer vernünftigen Denkart liegt, als welche durchaus der Rationalismus anzusehen ist, den Ursprung der Welt aus Gott und eine höhere Leitung der Dinge anzunehmen, so fehlt ihm dieser Grundbegriff nebst allen den, dem Theismus anhängenden einfachen Vernunftwahrheiten so wenig, daß er sich vielmehr durch dieselben vollendet, und sich durch sie begründet weiß. Da aber sein vernünftiges Princip nicht weiter reicht, als daß es ihn zu dieser Annahme in der höchsten Allgemeinheit und im abstrakten Begriffe fast nur in der Form eines Postulats bei schwacher Mitwirkung verschiedener, aus der äußern Welt und aus dem Selbstbewußtsein hergenommenen Argumente hinführt; so muß er, je schwieriger eben diese in ihrer Allgemeinheit zu erreichen war, um so entschiedener jede nähere Bestimmung, jede Erklärung des Zusammenhangs des Endlichen und Unendlichen, ja, jeden Gedanken über denselben, ablehnen. Die große, in dem Vernunftbegriffe der Welt enthaltene Wahrheit gebe zwar zu mancherlei Glauben, der aber der Träumerei gleich zu setzen sei, Anlaß. Bildet er sich bei Festhaltung seines Standpunktes zu einem ganzen, begründeten Systeme der Philosophie aus, so gewinnt er den wichtigen Begriff der Transscendenz, indem ihm möglich wird, zu zeigen, daß dieses von der Wirklichkeit verschiedene, angenommene höhere Reich seinem bloßen Begriffe nach der Wirklichkeit so diametral entgegengesetzt sei, daß vorerst alle Kategorieen derselben in ihm erlöschen, und jede Ausbildung desselben, die nur in Vorstellungen nach dem Maßstabe der wirklichen Welt geschehen könnte, widersprechend sei. Wie denn dieses der Grundgedanke der Kantischen Kritik ist, durch welchen die ganze frühere scholastische und Leibnitzisch-Wolfische Philosophie in der Form, in der sie sich geltend machen wollte, zertrümmert, und die Möglichkeit des Aufbaus einer wahren, auf einem echten Grunde stehenden Philosophie gegeben ward.

Zur gerechten Würdigung dieser Denkart, und zur Erklärung

ihrer weitern Verbreitung auch noch in unsrer Zeit, ist indessen hervorzuheben, daß dieser reine, einfache Rationalismus in seiner Negativität auch seine Stärke, und von einer gewissen Seite seine Wahrheit hat, indem gerade auf diesem Punkte, was nämlich die Frage nach dem Zusammenhange des Unendlichen und Endlichen betrifft, die meisten Irrthümer, Träumereien und seltsamen Ausgeburten des menschlichen Geistes, die ungeheure Kluft dogmatisch auszufüllen, hervorgebrochen sind, denen er sich als eine der noch gültigen Zeitrichtungen gegenüberstellt. Andrerseits hat auch die für ihn charakteristische absolute Scheidung des Unendlichen und Endlichen die Kehrseite einer reineren und eigentlicheren Auffassung des bezeichneten absoluten Vernunftbegriffs, wodurch er, in einer Ausbildung, die er freilich noch nicht gewonnen hat, die Art des Pantheismus wird, und als kritischer Geist, wenn auch nicht mehr in der ganzen Kantischen Form, sich noch mit bevorstehenden Entwicklungsphasen der Philosophie verbinden dürfte.

Wenn nun dieser Rationalismus in der Art und Weise, wie er jetzt dargestellt worden ist, weit von dem oben angegebenen reinen Begriffe desselben entfernt ist, weit entfernt überhaupt von dem, was man eine, die Forderung der Vernunftgemäßheit der Erkenntniß geltend machende Denkart nennen könnte; wenn man fühlt, daß Erkenntnißquellen durch ihn abgeschnitten sind, und die Philosophie in seinem echten Elemente ihm nur als kritisches Princip der Wahrheit diene: so liegen doch in diesem strengern Rationalismus die Schwerpunkte, wohin er sich auch in jenen spätern Entwicklungsformen neigt, in denen er, durch viele aufgenommene Bildungs-Elemente der Zeit bereichert, zugleich aber auch mit sich selbst in manche Widersprüche verwickelt erscheint, — wodurch sich hier zuerst das weiter noch hervorzuhebende Unbestimmte und Fließende seines Begriffs aufdeckt, — es zeigen sich, sagen wir, in dieser seiner Grundform die Schwerpunkte, die sein tieferes gemeinsames Wesen auf seinen verschiedenen Entwicklungsstufen bezeichnen.

Fassen wir, um ihn an dieser Stelle zu entwurzeln, seine Haupt- und Grundidee auf!

Wahrheit und göttliche Kunde soll sein ein Besitzthum der Vernunft! Die Vernunft die Offenbarerinn göttlicher und menschlicher Dinge — Urquell der Wahrheit, Prüfstein der Gedanken mittelst der ihr eigenthümlichen Principien und der Macht des Denkens. —

Verhält es sich denn wirklich und unzweifelhaft so? Wie? Kann eine allgemeine Anerkennung dem verweigert werden, was schon bei einer früheren Gelegenheit von uns dargelegt wurde*), daß die Vernunft sich nicht, wie eine menschliche Naturanlage, von selbst entwickelt, daß sie in dem, was sie ist, und mit ihren großen Erkenntnissen nicht da ist von sich und durch sich selbst? Setzt ihr Dasein auf der Stufe der Entwicklung, daß sie nur als Vernunft anzuerkennen ist, nicht voraus eine andere Vernunft, durch die sie entwickelt wird? Die wesentlichsten eigentlichen sogenannten Vernunftwahrheiten sind insofern nicht rein aus ihr selbst abzuleiten, sondern in ihrem Dasein nur zu begreifen durch eine andere Vernunft, — also, um nicht zu einem unendlichen Regreß genöthigt zu sein, — nur durch die göttliche Vernunft; wobei die Art und Weise, wie diese Erweckung des vernünftigen Selbstbewußtseins geschehen sein mag, hier dahingestellt bleiben darf, wohl aber daran erinnert werden kann, daß alle Religionsvorstellungen, die mythischen der heidnischen Völker und die unter einen besondern Gesichtspunkt fallenden biblischen der Genesis, in ihren gleichförmigen parabelartigen Berichten von dem ursprünglichen Umgange des Menschengeschlechts mit Gottheiten, auf den einen Gedanken hinausgehen, daß der Mensch nicht ohne Gott in seinem vernünftigen Selbstbewußtsein entwickelt ward. Es verliert also hierdurch gleichsam nach oben der Begriff der Vernunft-Erkenntniß seine scharfe Begrenzung, und es löst sich der entschiedene

*) S. Ueber die neuere Christologie, V. Bdes 1. Heft dieser Zeitschrift.

Gegensatz zwischen dem der Vernunft Angehörigen, und dem, womit sie sich gerade in Gegensatz stellen will.

Aber verleugnet sich *später* dieser göttliche Ursprung der Vernunft-Erkenntnisse? Nachdem der Mensch aus der Hand der Natur hervorgegangen, und seine Vernunft irgendwie der Wahrheit erschlossen worden war, war er für Ewigkeiten fertig und vollendet da, und hat der Geist Gottes, der seine Vernunft erweckte, sich von der Menschheit zurückgezogen? — Wie? das Höhere und Göttliche überhaupt, welches die Menschheit verehrt, welches sich in den mannigfaltigsten Formen, als Religions-Ideen, als Gutes, Wahres, Schönes ausdrückt, ist es eigentlich ein *Besitzthum* des Menschen? Ist es nicht, — und erkennt es nicht jeder Bessere so an? — durch den Geist Gottes? Seinem wahren Wesen nach ist es vielmehr ein *Fremdes* auf der Welt, — für den nur da, der es erkennen will, geheim, wie es sich nur als ein heiliges Geheimniß selbst kund giebt, schließt es sich auch nur an ein geheimes leises Leben des Gemüths an: — es ist ein Licht, ein Glück, wodurch gleichsam mittelst höherer Gesandten die Menschheit begnadet wird; — es, unbedürftig, aus jener heiligen Quelle zu schöpfen, in den Besitz eigener Vernunft bringen wollen, erscheint uns als Thorheit, und gerade als der Weg, uns dessen zu berauben. — Wir wissen, und es ist gleichfalls bei einer früheren Gelegenheit aus einander gesetzt worden (a. a. O.), daß die höhere Wahrheit nur durch *Ueberlieferung* ist, und daß sie durch Erziehung und Unterricht festgehalten wird. Das göttliche Licht, das uns Alle leitet, das die Bande der menschlichen Gesellschaft zusammenhält, woher ist es? Wär' es ein Besitzthum der Vernunft, so daß es ebenso da wäre für die Vernunft, wie die Sinnenwelt für das Auge, so gehörte es der Vernunft, wie dem Auge die Welt, und nicht dürfte es vererbt werden von Geschlecht zu Geschlecht. Es kann Jemand für sich selbst gelehrt werden, er kann die Fülle der Geschicklichkeiten in sich entwickeln, er kann Talente zu einem hohen Grade von Vollkommenheit ausbilden; aber er kann nicht für sich, ohne den

der Menschengemeinschaft, inwohnenden, durch sie ihm mitgetheilten Gottesgeist ethisch vollendet werden. Denn wenn wir allerdings wissen, daß gerade aus der tiefsten Einsamkeit, der gänzlichen Abgeschiedenheit von der Gesellschaft, die gründlichste und höchste moralische Selbstveredlung hervorgegangen ist, so müssen auf der gegenwärtigen Culturstufe jene ursprünglichen ewigen Ueberlieferungen mithineinwirken, die dann in der Einsamkeit und Abgeschiedenheit in ihrer hohen Bedeutung um so tiefer empfunden werden, und als ein von der Seele aufgenommener Same um so fruchtbringender aufgehen; obwohl jene Ueberlieferungen freilich auch ein Moment in den Künsten und Wissenschaften selbst hergeben.

Erinnern wir ferner an die Mahnung, die an die Menschen ergeht: Wachet über den Geist! Sorgt mit Vorsicht, daß euch der göttliche Geist nicht verlasse; er ist, ach! nicht des Menschen Eigenthum, und nur das, sich als sein bedürftig erkennende, immer zu ihm sich hinwendende Innere mag ihn sich erhalten; Selbstvertrauen, schädliche Sicherheit macht uns seiner verlustig. In der älteren, an allegorische Darstellungsweisen gewöhnten kirchlichen Zeit wird der Mensch gemahnt, zu wahren den Geist gleich dem leisen Flämmchen der Lampe, das der gelindeste Lufthauch unversehens entführt. — Wie also auf ethischem Felde unser eigner Geist erst durch den Geist Gottes zu seiner eigenen Wahrheit kommt, so verwirklicht sich die Vernunft in den höhern, ihr beigelegten Erkenntnissen erst durch den göttlichen Geist. Gottes Geist ist das die Vernunft immer mehr ausweitende, mit höheren Erkenntnissen sie bereichernde Licht. So verschmolzen ist aber, in Kraft unsrer hohen Ebenbildlichkeit, das Menschliche mit dem Göttlichen, daß sie, wie es ihr geworden, es nicht mehr als ein Fremdes erkennt, sondern, gleichwie auf praktischem Felde der Mensch den Geist Gottes als den eigenen besseren Geist erkennt, so erscheint das durch den Geist Gottes angeregte, in der Vernunft aufgegangene Wissen als eignes wahrhaftiges Vernunftwissen. — Erkennen wir denn hiernach eine solche, im

Rationalismus sich darstellende Verselbstständigung der Vernunft und In-Besitznahme der höheren Wahrheit durch die abgeschlossene Selbstheit, als ein Ableugnen des Geistes Gottes, — als ein Ableugnen zugleich aller andern Wirkungen desselben Geistes, die nicht zu wissen und zu erspähen sind, und die Gott sich vorbehalten hat; indem vor dem Rationalismus nur gilt die besondere, von Gott geordnete, dem vernünftig verständigen Erkennen unterworfene Welt der Wirklichkeit: — die Reiche des Seins, in welche der Mensch hineingegeben ist, mit ihrem Gesetze, in denen die Psyche sich vielmehr gefangen fühlt. Erkennen wir die Aberration auf religiösem Felde, die sich in der Denkart des Rationalismus ausdrückt, darin, daß er mehr oder weniger, in seinen gröbern wie in seinen feinern Formen, überhaupt nur das Reich der Gewordenheit in seiner Gesetzlichkeit, gewissermaßen das Reale und Sichtbare, — die Welt — anerkennt, und also an der Sichtbarkeit anstatt an dem Unsichtbaren hängt, dem anzuhängen in der Zeitlichkeit unser Ruhm ist. Verkennen wir ferner nicht, daß es ein irreligiöses Interesse des sich als verständig vernünftig abschließenden Menschengeistes ist, sich in ihm gegen den Geist Gottes abzuschließen, und daß seine Hartnäckigkeit eben sowohl eine ethische als theoretische Grundlage hat, und daß er, seinem Begriffe nach, allerdings dem Menschen ins Gewissen zu schieben ist.

Der neue Protestantismus.

Da der Rationalismus eine tief in der Natur des Menschen gegründete Denkart ist, so sehen wir ihn fast in einem jeden Zeitalter in der besondern, dem Geiste und der Bildungsstufe desselben entsprechenden Gestalt wieder hervorbrechen. Die Art und Weise seiner Vermittlung mit der jedesmaligen höhern Bildungsstufe eines spätern Zeitalters ist aber die, daß er stets, so wie die göttliche Wahrheit — in dem verschlossenen Worte, und welche Offenbarungsformen sie gewählt haben mag — (ein noch ganz unaufgehelltes Feld) — immer mehr eingesehen worden war, und die Vernunft sie sich successiv angeeignet

hatte; — wie denn zwischen der Vernunft und der göttlichen Offenbarung gar kein eigentlicher Gegensatz stattfindet, — er diese nun als Vernunftwahrheit stempelt, handhabt und gebraucht. So bemerken wir denn, daß der spätere Rationalismus immer mehr Wahrheiten anerkennt, die dem früheren als eine Thorheit erschienen sind, und ein früherer erscheint gegen den späteren höchst dürftig. Wie nun ein Zeitalter, auf höheren Principien ruhend, einen größeren Reichthum der Erkenntnisse entfaltet, um so glänzender ausgerüstet stellt sich auch der Rationalismus in einem solchen Zeitalter dar; und hat er die Grenze der Zeit erreicht, wo die Ideen schon eine selbstständige Geltung erlangt haben, so nimmt er, obgleich seinem Wesen nach ihnen abhold, sie in sein wissenschaftliches System auf, und läßt sie auch wohl als glänzende Meteore am höheren Himmel erscheinen. Er ist nun nicht einfacher Rationalismus mehr, sondern etwa speculativer Rationalismus. — Aber man lasse sich nicht täuschen; die alte Erdwurzel ruht fest, und er wird sich immer wieder auf seinen alten Schwerpunkt zurückziehen. So hat denn auch in unsrer Zeit der Rationalismus eine überaus zeitgemäße Entwicklungsform auf dem Gebiete der Religion in dem sogenannten Neuen Protestantismus *) gefunden, der in der Kritik des Lebens Jesu von Strauß seinen Ursprung haben mag, seitdem aber, gleich als wenn durch sie dem Zeitalter seine rationalen Interessen erst recht zum Bewußtsein gebracht wären, eine immer weitere und glänzendere Entfaltung gewonnen hat. Der alte Rationalismus, der gleichsam als Larve kroch, und sich von Gras und Kräutern auf dem Boden nährte, fliegt, in diesem neuen Rationalismus entpuppt, als farbiger Schmetterling umher, während der Philosophismus (den wir unten zu

*) Wie man in einem gewissen Zeitalter von einer poetischen Poesie gesprochen hat, so könnte diesem Protestatismus mit allem Fug der Name des protestantischen Protestantismus zukommen.

betrachten haben werden), als graue Phaläne mit der Nachteule in dem Zwielicht des Seins und des Nichts seinen Flug beginnt.

Der neue Protestantismus, der durch seine usurpirte Benennung unberechtigt gleich den Inhalt des Christenthums als seinen eignen Inhalt, und sich selbst als der großen christlichen Gemeinde angehörig setzt, obwohl er bei der Ausscheidung der dem Christenthume wesentlichen historischen Grundlage, — denn was ist der Begriff des Christenthums, als daß das Göttliche menschlich und weltlich ward? — kaum noch für eine Häresie in der Kirche anzusehen wäre, leitet seine Lehre damit ein, daß der Protestantismus auf halbem Wege stehen geblieben, daß das protestantische Princip, ein Princip wahrer Aufklärung, ein forttreibendes sei, und da in diesem die Bekämpfung des Dogma sich als Grundwesen geltend mache, so hätte er sich auch noch von dem, auf widersprechende Art in der protestantischen Kirche aufbewahrten Dogma befreien müssen. Er hat, als wesentlichen Stützpunkt, die unbedingte Verwerfung des Wunderbegriffs, als einer für sich dem Gesetze des Widerspruchs verfallenen Annahme. Er erkennt in diesem lediglich den Ausdruck des religiösen Glaubens überhaupt, der im Wunderbegriffe auf eine kindlich unverständige Weise und mit Aufhebung der natürlich gesetzlichen Ordnung der Dinge zur Unwahrheit werde. Nämlich der Religionsglaube, die Religionswahrheit ist, daß Gott schlechthin Macht hat über die Natur, daß die Natur kein selbstständiges Sein hat Gott gegenüber. Diese große Wahrheit kann aber auch stattfinden auf eine zeitlose, ewige Weise bei Erhaltung der Naturgesetze und des natürlichen Ganges der Ereignisse, indem die räumlichen und zeitlichen Verhältnisse für Gott nicht vorhanden sind: wogegen an und für sich durchaus nichts einzuwenden wäre, nur, daß dadurch einerseits die Probleme des christlichen Selbstbewußtseins nicht aufgelöst werden, wie sich denn dieses nie durch den Spinozismus befriedigt gefühlt hat, andrerseits für die zum Grunde liegende unbedingte

Verwerfung des Wunderbegriffs die behauptete Nöthigung nicht stattfindet *).

Zu einer Zeit also, wo man die rationalistische Denkart für ganz überwunden ansehen konnte, wo sie nach so vielen Niederlagen, die sie durch die letzte Wendung des philosophischen Denkens erlitten hatte, und bei der allgemeinen Hinwegwendung von ihr für immer untergegangen zu sein schien, ist dieser eigenthümliche Rationalismus unsrer Zeit hervorgebrochen, und macht den Anspruch, das Christenthum in seinem richtigen Begriffe darzustellen. Seine Bedeutung ist indessen seinem wahren Wesen nach nur polemisch; und er ist gegen die bisherigen Mängel und Blößen der Theologie gerichtet, die er zu einer vollkommnern Selbsterklärung und Selbsterweisung, und zur Vollendung ihrer Apologetik nöthigt, wie dieses auch schon die Frucht der Strauß'schen Kritik gewesen ist. Meint er den wahren älteren Protestantismus in seiner Bestreitung des Dogma fortzuführen, und wieder aufzugreifen, so ist das Wesentliche übersehen, nämlich das im protestantischen Bekenntnisse festgehaltene wahrhaftige Christenthum, das unserm, nur wegen einer äußern Beziehung sogenannten Protestantismus in seinen Ursprüngen durchaus zum Grunde lag, und bei aller Polemik und Protestation gegen die entartete Form in einem Grade festgehalten wurde, daß es gar nicht einmal in Frage kam, da der neuere Protestantismus sich über die Hauptsache, daß er überhaupt noch Christenthum sei, bis jetzt noch gar nicht ausgewiesen hat, indem die bloße Möglichkeit einer Erhaltung des wahrhaft und eigentlich Christlichen bei der Verflüchtigung des historischen Grundelements in die Idee, bis jetzt eine bloße Behauptung ist.

Der Philosophismus.

Wenn der Philosophismus (dessen Begriff wir sogleich geben werden) hier als eine besondere Entwicklungsform des Rationalismus neben dem neuern Protestantismus

*) Vgl. über die neuere Christologie a. a. O.

aufgeführt wird, so kann dies nach dem gemeinen Begriffe vom Rationalismus nur sehr uneigentlich geschehen, indem der Philosophismus gerade sein Wesen in einer besondern Feindschaft gegen den gemeinen Rationalismus, gegen die blos verständige Betrachtungsweise der Dinge entfaltet, und die Ideen, anstatt sie zu negiren, vielmehr als das Reale zum Grunde legt, ja, sich als erhaltende Macht des positiven Christenthums erkannt wissen will. Er darf indessen durch ein tieferes Merkmal, und bei der wesenhaftesten Ergreifung mit Recht auf den Rationalismus zurückgeführt werden, indem sich die centrifugale, die sich der Religions-Wahrheit in ihrer Eigentlichkeit entäußernde, auf ein subjektives Princip zurückgehende Richtung in ihm nur mit einem höhern Charakter, und zwar auf die besondere Weise kund giebt, daß er an die Titanen-Natur erinnert. Nämlich der Wahlspruch des Rationalismus ist: Er, der Mensch, ist es gar, — nicht Gott, sondern der Mensch, dies vernunftkräftige Wesen. Der Titan Prometheus ist sich bewußt, daß er göttliches Wesen an sich trägt. Was kann es da mehr bedürfen? Absolute Autonomie erscheint als gerechtfertigt, und vollkommene Selbstgenüge des Wissens mittelst des Begriffs muß er ansprechen, wenn er sich selbst nicht aufgeben soll.

Der Philosophismus ist diejenige Denkart, welche die Religionswahrheit im Gedanken erfaßt, sie im Reflexe des Begriffs eigentlicher zu besitzen behauptet. — In dem Geiste und in dem Ausgangspunkte dieser Strebung zeigt sich etwas der Religion Unbefreundetes, welches sich indessen leichter fühlen, als entwickeln läßt, da das intellektuelle Element die ganze Religionswissenschaft einem Lichte gleich durchdringt und jede Erkenntniß vermittelt. Allein die Intelligenz ist eben nur die vermittelnde Kraft; die Religionswahrheit wird auf das Wissen reducirt, in der Form des Wissens gefaßt; sie hat aber in sich selbst einen nicht vom Begriffe zu erschöpfenden Inhalt, und das Innerste und Tiefste der Religion, gerade in ihrem ewigen, unerschöpflichen Wesen, entschwindet dabei. Auf diese Weise erhält auch das Individuum eine etwas schiefe Stellung gegen

die Religion. Denn die Religion fordert für ihre Unendlichkeit eine Hingebung, welche die eigentliche Pietät ausmacht, deren das Individuum, wie es sich als Träger dieses ganzen Inhalts mittelst des Begriffs weiß, nicht mehr fähig ist. Wie denn auch die Religionswahrheiten, aus ihrem lebendigen Quell gerissen, zwar dem möglichen Begriffs-Inhalte nach dieselbigen, im Grunde aber eben dadurch alterirt sind, und das tiefere und eigentliche Wesen der Religion eingebüßt haben. „Reite mir 'nmahl auf einem gemalten Pferde!" sagt der, sich in humoristischer Form auch auf wissenschaftlichem Felde oft bedeutungsvoll ausdrückende Claudius. Es ist die Abschöpfung des Religionsinhalts in Begriffsvorstellungen, nicht der Religionsinhalt selbst mehr.

Wenn man das Inadäquate der Begriffsfassung für den Religionsinhalt auf eine schlagende Weise auf einem verwandten Felde einsehen will, so darf man sich nur daran erinnern, wie das Wesen der Kunst, namentlich der Poesie, dem Begriffe unzugänglich ist. Möge man den Inhalt eines poetischen Werks, möge man es selbst, so genau und ausführlich als möglich in Begriffen entwickelt, wiedergeben, — das Gedicht selbst ist nicht da, ist ein ganz Anderes; es erschließt sich nur einem ganz andern specifischen Sinne. Eben so die Religionswahrheit in ihrer Eigenthümlichkeit; sie bleibt, so ausführlich und genau sie, den Kräften des Begriffs gemäß, im Gedanken entwickelt sein mag, ohne den specifischen, sie ergreifenden Geistessinn, außen liegen, indem sie wie das Gedicht dem Begriffe unzugänglich ist. — Wenn man in der neuesten Zeit in dieser Beziehung die Religionswahrheit unter dem Namen der ästhetischen mit der Moral und dem eigentlich Aesthetischen zusammengefaßt hat, so mag diese, beim ersten Eindrucke befremdende Bezeichnung in der wichtigsten Beziehung, nämlich in Beziehung auf das, die Moral und die Religion grundwesentlich unterscheidende Merkmal der Selbstbestimmung durch Freiheit verworfen werden dürfen; sie mag auch in sprachlicher Hinsicht nicht die Kritik bestehen, weil man

wohl einmal eingeführte, einen Begriff, wenn gleich gegen ihren ursprünglichen und eigentlichen Sinn, schlagend bezeichnende Wörter zweckmäßig gebraucht, nicht aber diese ihre Bedeutung, in der sie noch Wichtigkeit haben, von ihnen ablösen, und ihnen eine andre, weitere, ihnen gleich wenig zukommende, beilegen darf: — gleichwohl setzt diese Collectiv-Bezeichnung die zusammengefaßten Erkenntnisse in der wichtigen Gemeinschaftlichkeit, daß in ihnen durch ein Geistesgefühl geurtheilt wird, und daß sie durch dieses und in diesem erst ihre Realität haben.

Eine Philosophie, die einen allumfassenden Einfluß gewinnen, eine siegreiche Gewalt über ihr Zeitalter üben, Maßstab und die leitenden Ideen auf den verschiedensten Gebieten, der Wissenschaft, des Staats- und gesellschaftlichen Lebens, darbieten wollte, — die sich dadurch nur als wahre Philosophie geltend machen konnte, daß sie das Ganze im Auge hatte, eine solche Philosophie konnte in unsrer Zeit das Christenthum, das, wie viel auch ignorirt, sich als eine daseiende Macht von dem größten moralischen und theoretischen Bezuge kund gab, nicht außer sich stehen lassen, sie mußte ihm innerhalb ihrer Sphäre einen Platz anweisen, und durch eine ihm gegebene philosophische Haltung eben so sehr ihre eigne Universalität, als dasselbe selbst verbürgen. Auf diese Weise ist aber das Christenthum mehr äußerlich an sie gekommen, einem äußeren Anbaue vergleichbar; es bedingt sich nicht in den tiefen metaphysischen Elementen derselben, und kein wahres Band aus dem Systeme führt zu ihm herüber. Es hat dieses Gebäude mehr seine Haltung in sich selbst; die dasselbe ganz durchdringende Philosophie erstreckt sich weit mehr auf die innere Verbindung, als auf das Ganze, daß sie dieses stützte. Sie giebt sonach das dogmatische Christenthum selbst, nur in einer andern, der Begriffsform, wieder, und die große Stütze, die für das Christenthum in dem wichtigen Zeitraume, da das verständig-vernünftige Weltbewußtsein sich ihm immer mehr Verderben drohend nahte, von der Philosophie erwartet wurde, hat sie ihm nicht gegeben *).

*) Es ist hier nicht die Rede von der großen, unvergänglichen

Der Humanismus.

Wenn der Rationalismus, als auf der theoretischen Seite der falschen Tendenzen, praktische Principien begründet, wenn er gleichsam einen Lebensgeist aus sich frei läßt, so kann dieser kein anderer sein, als der Geist der höhern Humanitätsbildung, oder der Humanismus.

Der Humanismus innerhalb der modernen christlichen Bildung ist als eine Aberration, und dann als eine Aberration auf dem Gebiete der Religion zu betrachten, insofern er die Religion überhaupt anerkennt, sich der christlichen Gemeinschaft anschließt, eine christliche Denkart sein will, andrerseits aber diese, nur der äußern Form nach aufgenommene, Denkart von dem christlichen Dogma ganz ablöst, das er nämlich als Mythus oder Tradition, wenigstens als von problematischer Gültigkeit, auf allen Fall als unwesentlich betrachtet, und der eigentlichen christlichen Ethik das rein und schön Menschliche, das als Naturanlage in dem Menschen dem Christlichen entgegenkommt, und dessen Aufnahme vermittelt, als ein sehr entsprechendes, und in seiner vollkommneren Ausbildung höchst bedeutungsvolles Analogon entgegenstellt.

Die Humanitätsbildung in dem eben von ihr gegebenen Begriffe konnte nur ein Erzeugniß der neuern Zeit sein, indem

---

Bedeutung, die diese Philosophie für das Christenthum gehabt, die sich vorzüglich darauf zurückführen läßt, daß sie den dogmatischen Inhalt desselben auf das Gebiet des Gedankens gezogen und als Gedanken-Inhalt vindicirt hat; welches der einzige Weg war, eine Menge nur dem Gedanken huldigender Zeitgenossen dem Christenthume zu gewinnen. Der Vf. dieser Abhandlung hat dies auch in mehreren früheren Abhandlungen anerkannt, namentlich in der: Ueber die historische Grundlage des Christenthums 1837. und in den in dieser Zeitschrift enthaltenen: Von der dogmatischen Theologie, ihren Gründen, und dem Verhältnisse der evangelischen Urkunden zu derselben III. Bd. 1. H.; Ueber die neuere Christologie V. 1. Man sehe auch den Schluß dieser Abhandlung.

das Mittelalter das rein und schön Menschliche unter dem Begriffe des Christlich-Menschlichen gefangen nahm, in welchem es, ohne eine freie, selbstständige Entwicklung zu erlangen, nur zur Darstellung des Christlichen gemacht ward. Denn der innere Mensch ist auch Mensch, das Ideal ist aber, daß er durch den äußern Menschen hindurchgeht, und sich in der Vollendung des äußern Menschen darstellt. Erst als der eigentlich christliche Geist, der das Mittelalter beherrschte, entwichen war, und nur starre, sinn- und bedeutungslose Formen zurückgelassen hatte, erst als sich seine ganze Hinterlassenschaft immer mehr nur als leere, bindende Norm, und zwecklose Unterdrückung des Menschlichen empfinden ließ, und an seiner Stelle sich der eigentliche Mangel eines jeden Princips kund gab, konnte nach und nach, als ein, nach dem Abblühen der alten Welt ganz neues Princip in der Bildungsgeschichte der Menschheit, jene treffliche Humanitätsbildung hervortreten, die auf ihrer höchsten Entwicklungsstufe die Krone der Bildung der letzten Decennien des vorigen und des Anfangs des jetzigen Jahrhunderts ward. Wenn man die Absicht des Weltgeistes beim Hervorbrechen dieser ganz neuen Richtung deuten soll, so war es, daß, nachdem die tiefste Grundlage der innern Bildung durch das Christenthum im Mittelalter gelegt worden war, auch das Menschliche in seiner freien Entwicklung, und mit den herrlichen Farben der Individualität bezeichnet, seine Rechte wieder erhalten, und die alte Zeit sich wieder an die neue anschließen sollte; worauf denn wieder einmal eine Zeit folgen mußte, wo die Menschheit, nachdem jene Bildung ihren höchsten Gipfelpunkt erreicht hatte, sich auf sich selbst besönne, und ihre größten, vernachlässigten, ja geringgeschätzten Güter wieder anerkennen, und sich wieder aneignen mußte, als welche Zeit wir unfehlbar den Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts zu betrachten haben. Unter den begünstigenden Einflüssen des immer weiter dringenden Studiums der alten klassischen Litteratur entwickelte sich denn allmählig die junge Knospe, und sah die Menschheit mit freudigem Entgegenstreben der Verwirklichung der

Idee der vollkommnen Humanitäts-Bildung in der Totalität ihrer Momente entgegen, in deren göttlichem Geiste sich alle Strahlen der Ausbildung zu vereinigen schienen. Es konnte nicht fehlen, daß diese Strebung ihren Culminations- und Ersättigungspunkt erreichte; fast auf der Grenzscheide beider Jahrhunderte war dieser neue geweihte Cultus gegründet, dessen echter Augur der Stimmführer seiner Zeit war. Hier fand dieser Sinn seinen vollen Ausdruck in den bekannten Goethischen Versen:

Humanus heißt der Heilige, der Weise,
Der größte Mensch, den je mein Auge sah; —

Worte, vor deren großem Sinne die Sonne des Christianismus für den Moment zu erblassen schien *).

Allerdings hat diese Bildung, die noch weit mehr in den Tiefen des Gemüths, als in der eigentlichen Geistesbildung ruht, und deren äußere vollendete Formen nicht um ihrer selbst willen, sondern nur zu desto vollkommnerm Ausdrucke eines liebevollen Wollens vom Gemüthe selbst erzeugt sind, — die Grazie selbst dient der Humanität, — allerdings hat diese Bildung viele Verwandtschaft mit dem Christlichen; und indem sie die umfassendste Toleranz für alle natürlich reinen Regungen des Sinns bei dem zartesten Auffassen menschlicher Denk- und Gefühlsweise übt, erfüllt sie ganz das Wort: den glimmenden Docht nicht auszulöschen, und das geknickte Rohr nicht zu zerbrechen. Gleichwohl ist die christliche Liebe auch bei den gleichen Werken eine andere und höhere; wie denn überhaupt sich die christliche Tugend von den Tugenden der Humanität bei den gleichen Werken durch den, dem Humanismus ganz unbekannten Begriff der Tugenden des wiedergeborenen Menschen wesentlich unterscheidet.

*) Hierauf ruht eigentlich am meisten die einzige, herrliche Größe Goethe's. Hierdurch — durch den Alles gewinnenden und bezwingenden göttlichen Geist der Humanität in der hohen und weitumfassenden Ausbildung, die er in Goethe erlangte, hat dieser Dichter den großen und entscheidenden Einfluß auf seine Zeit erlangt, mehr als durch die Schönheit und die tiefe Absichtlichkeit seiner Kunstschöpfungen.

Dasjenige, worauf sich die höhere Humanitätsbildung vorzüglich stützt, und wodurch sie ein Moment des Vorzugs selbst vor der eigentlich christlichen in unsrer Zeit gewinnt, wo die christliche noch nicht ihre höchste Entwicklungsstufe erreicht hat, ist, daß manche, als selbstständig, göttlich und emancipirt zu betrachtenden Strebungen in ihr eine freiere Entwicklung finden. So gehören der Humanitätsbildung in ihrem weitern wahren Begriffe die Künste durchaus an. Denn die eigentliche Kraft der Kunst ist die Seele; die Künste sind nichts als der Selbstausdruck der Seele. Darum sind die moralischen und religiösen Stoffe nicht vorzugsweise für sie geeignet; da in dem Begriffe derselben ein Moment der Selbstbestimmung liegt, so haben sie nicht die reine Unmittelbarkeit der Seelenempfindungen; — die Seele muß sie erst bewältigen. Das selbstständige, und auf gewisse Weise dem Christlichen entgegengesetzte Element in den Künsten ist öfters schon anerkannt, und diese deswegen wohl nicht mit der vollen Gunst angesehen, und darum wenigstens eine christliche Kunst verlangt worden. Nicht zu leugnen ist, daß das Christenthum auch auf die Entwicklung der Künste durch die Erweckung eines reichen Quells tiefer lebendiger Gefühle von wohlthätigem Einflusse gewesen sei. Indessen haben sich, was diesen Gegenstand betrifft, allerdings große Misverständnisse gezeigt, die auf eine Unkenntniß des Wesens der Kunst zurückzuführen sind. Wenn man von einer christlichen Kunst spricht, so kann sich dies im Wesentlichen nur auf den Inhalt, auf die Gegenstände, zu denen auch die in der Kunst ausgedrückten Gefühle zum Theil gehören, beziehen; welcher Inhalt von jedem Kunstwerke unabtrennlich und für dasselbe keinesweges indifferent ist. Der höhere Inhalt erhebt das Kunstwerk selbst. Allein es ist ein großer Irrthum, daß im Maaße des größern Stoffs, und überhaupt durch den Inhalt für sich der Werth eines Kunstwerks steigt. Denn was wir im Gegensatze des Inhalts die Form mit einem ganz falsch leitenden Namen nennen, ist vielmehr der Geist der Behandlung, der Geist der Poesie selbst. Denn die Poesie,

wenn wir mit ihr das allen Künsten gemeinschaftliche Wesentliche bezeichnen dürfen, zehrt jeden Stoff auf — macht ihn zu sich selber, versetzt ihn in ihr göttliches Reich, wo er als eine überirdische Blüthe nun neu hervorgeht. — Dadurch tritt sie uns in ihrer siegreichen Herrlichkeit entgegen, wobei der Gegenstand nur ein Verschwindendes sein kann. Auch lehrt die Erfahrung, daß Dichter, die vorzugsweise eine Hinneigung zu religiösen Stoffen zeigen, wie Klopstock, zum Theil nur auf Kosten eines eigentlich poetischen Charakters ihrer Werke die Opfer ihrer Pietät auf Altäre gebracht haben, die diese Opfer nicht annehmen.

Versetzen wir uns von dem Felde der Künste auf das der Moral, um zu bemerken, wie sich auch hier die Humanitätsbildung geltend macht: so hält sie sich zunächst vorzüglich an die philosophische Moral, die ihrem Wesen nach eine andre, als die christliche, durch diese, als in einer höhern Potenz stehende, nicht ganz aufgehoben wird, und auch für sich einer erhabnen Ausbildung fähig ist; — wie diese aber in einen äußern Formalismus übergehen will, bricht sie ihre zu harten Consequenzen, und wehrt ihrer, sich über das ganze Lebensgebiet verbreitenden, usurpirten Herrschaft. Man hat die Alternative aufgestellt: Alle Handlungen seien entweder moralische oder unmoralische, und höchstens in späterer Zeit zugestanden: einige seien gleichgültige. Nein, einige haben gar keine Beziehung auf die Moral, so wenig, wie man die Beachtung der Regeln der Perspective bei einer musikalischen Composition verlangt. Der moralische Maaßstab ist nicht an Alles im Leben anzulegen; die Moral reicht nicht in Alles hinein. Gesteht man dem Moralischen die Absolutheit göttlicher Natur zu, so theilt es diesen Vorzug namentlich mit der Kunst und der religiösen Liebe *).

*) Wenn in dem Shakespeareschen Drama Desdemona, die unschuldig grausam von ihrem Gemahl, dem sie Alles hingab, hingeopferte, sterbend, auf die Frage, wer sie getödtet, ausruft: Keiner, ich habe mich selbst umgebracht: so ist dies nicht moralisch, denn es ist eine Unwahrheit; weßhalb auch Othello,

— Die Nothlüge soll eine schlechte Entschuldigung sein. Schon in dem bloßen Ausdrucke Nothlüge ist eine Erschleichung und eine petitio principii enthalten, indem gerade die Frage ist, ob, was im Allgemeinen unter Nothlüge begriffen wird, Lüge sei, ob selbst einmal Unwahrheit, da jedes Unwahre, außer der Beziehung auf die Sache, auch ein moralisches Element hat. Es ist ein Inadäquates, in einer gewissen Beziehung nicht richtig; wobei denn die Frage bleibt, ob es nicht in der wesentlichsten Beziehung das Richtige sey. Wir wissen nämlich wohl, daß die Liebe und der Zweck manche fälschlich so genannten Nothlügen heiligen, und daß sie im Leben nicht zu vermeiden sind. Das unter ihr begriffene Harmlose ist aber durch die bloße Bezeichnung in einer solchen Verabscheuungswürdigkeit hingestellt, daß kein Philosoph sie zu vertheidigen wagt. — Der Humanismus vermag denn nun, indem er als absolute Potenz das in der natürlichen Menschheit erscheinende Göttliche festhält, es ganz zu emancipiren, und ihm eine absolute Selbstständigkeit zu vindiciren sucht, von seinem, wenngleich verschiedenen und untergeordneten Standpunkte aus, die philosophische Moral und die christliche Ethik zu rectificiren; auf eine ähnliche Weise, wie der Verstand die Vernunft, und die Vernunft die göttliche Offenbarung in der Form rectificirt; wovon der tiefere Grund, wie schon oben angedeutet worden ist, der sein möchte, daß die christliche Bildung bis jetzt

---

der von dem moralischen Standpunkte urtheilt, ausruft: Sie ist als eine Lügnerin zur Hölle gefahren; ich tödtete sie; — worauf eine Stimme, dem Chorus der alten Tragödie gleich, hineinschallt: Um so mehr ist sie Engel, und du Teufel! — Wie? Sollten so ursprüngliche und göttliche Gewalten, wie die Kunst und die religiöse Liebe, nicht der Moral ebenbürtig sein? — So werden sie im Leben in Wahrheit auch geachtet, nur nicht in den abstrakten, von einseitiger Consequenz beherrschten Systemen. Nur dürfen sie nicht mit der Moral in Widerspruch stehen, wie dies bei der Lüge der Fall wäre. Desdemona's Lüge ist aber auch keine Lüge im eigentlichen Sinne. S. den Verfolg.

noch nicht den Gipfel ihrer Entwicklung erreicht hat, so daß sie schon die verschiedenen, in der Menschennatur liegenden großen und absoluten Strebungen, ohne diese zu alteriren, und auch ohne sich selbst in ihrem eigensten Wesen aufzugeben, in sich aufnehmen kann, und daß daher gleichsam der Exponent der Ausgleichung des christlichen Geistes mit dem Genius noch nicht gefunden ist.

In der höchsten Bedeutung indessen erscheint der Humanismus, wenn er, wie er nur in dieser Beziehung hier aufgeführt werden konnte, ganz eigentlich eine Aberration auf dem Gebiete der Religion wird, d. i. wenn er neben den glänzenden Vorzügen, die im Begriffe der höhern Humanitätsbildung liegen, das Christenthum auf eine formelle Weise mit sich vereinigt, welches sich jedoch auf die Anerkennung der christlichen Kirche und auf die christliche Moral und christliche Denkart überhaupt, mit Ablehnung des Dogma beschränkt. In dieser Gestalt ist der Humanismus oder vielmehr das in der Form des Humanismus sich darstellende Christenthum im Allgemeinen der Ausdruck des Christenthums in der neuern Zeit überhaupt. Dasselbe nämlich mit seinem überschwenglichen theoretischen und praktischen Inhalte ist, ganz abgesehen von den Glaubenslehren, schon wesentliches Element der europäischen Bildung geworden, und begründet ganz eigentlich die neuere allgemeine Bildung: es ist kein Gebildeter in unsern Tagen, der nicht für einen Christen angesehen sein wollte, wie skeptisch oder protestirend er sich auch gegen die Glaubenslehren verhielte. Auf diesem Standpunkte erblicken wir denn allerdings auch die Koryphäen der höheren Humanitätsbildung, und überhaupt eine nicht geringe Anzahl der ausgezeichnetsten Geister der letztvergangenen Epoche, die unsrer Nation als Leitsterne vorangegangen sind, und denen sie in ihrem Pantheon unsterbliche Ehre erweist. Wenn man indessen, ungeblendet von den hohen humanistischen Vorzügen, durch welche sich ihre Werke auszeichnen, ein schärferes Augenmerk auf die umfassenden und tiefen Ideen richtet, durch die z. B. Lessing und Jacobi eine

so große Gewalt über ihr Zeitalter geübt haben, so läßt sich gerade von dem Außerordentlichsten, was an ihnen hervortritt, nachweisen, daß sie es nicht besitzen würden, wenn das Christenthum nicht gewesen wäre, daß die christliche Wahrheit ihren größten Ideen zum Grunde liegt, von welcher diese, ihnen unbewußt, zum Theil abgeleitete Strahlen sind. Ueberhaupt, wenn man nur seinen Gedanken Consequenz giebt, wenn man sich bewußt wird, daß die christliche Moral, und die christlichen Tugenden auf das Dogma gegründet sind, so kann man sich nicht darüber verblenden, daß die gesammte hohe und gepriesene Bildung, deren sich die neuere Menschheit erfreut, mit ihren Gemüths- und Geistes-Eigenschaften, mit dem Adel und der Reinheit ihrer Gesinnung, und mit dem hohen, über das Leben und die Gesellschaft ausgegossenen sittlichen Reize — daß dies Alles nicht sein würde, wenn der Herr nicht auf der Erde gewandelt hätte.

Mit der jetzt vollendeten Darstellung des Humanismus haben wir die der Aberrationen der Ersten Hauptklasse, derer, die aus einer gleichsam centrifugalen Tendenz entspringen, beschlossen, als welche von uns, nach der oben gegebenen Eintheilung, der Rationalismus mit seinen neuen Entwicklungsformen, dem Neuen Protestantismus und dem Philosophismus, und als praktischer Gegenstand der Humanismus aufgeführt sind. Sie sind als die Hauptformen zu betrachten, in denen sich die Vernunft in unsern Tagen die Religion gerecht gemacht hat. Wir wenden uns nun zu den Aberrationen der zweiten Hauptklasse, die auf das Gebiet der Religion selbst fallen, und denen eine centripetale Tendenz beizulegen ist. Sie sind der Dogmatismus und das ethische Gegenbild desselben, der Pietismus.

(Der Schluß folgt.)

Die philoſophiſche Literatur der Gegenwart.

Von

Prof. Dr. Weiße.

Fortſetzung des zweiten Artikels (Bd. III. Heft 1.).

C. L. Michelet: Vorleſungen über die Perſönlichkeit Gottes und die Unſterblichkeit der Seele, oder die ewige Perſönlichkeit des Geiſtes; Berlin 1841.

„Die europäiſche Triarchie"; Leipzig 1841.

J. Fr. Reiff, der Anfang der Philoſophie, mit einer Grundlegung der Encyklopädie der philoſophiſchen Wiſſenſchaften; Stuttgart 1841.

K. Werder, Logik. Als Commentar und Ergänzung zu Hegels Wiſſenſchaft der Logik: erſte Abtheilung; Berlin 1841.

Caſimir Conradi, Kritik der chriſtlichen Dogmen, nach Anleitung des apoſtoliſchen Symbolums; Berlin 1841.

J. E. Erdmann, Grundriß der Logik und Metaphyſik, für Vorleſungen; Halle 1841. — Derſelbe, Natur oder Schöpfung? Eine Frage an die Naturphiloſophie und Religionsphiloſophie; Leipzig 1840.

Die Aufmerkſamkeit, welche fortwährend im Publikum der Kriſis zugewandt wird, die — ſo ſcheint man wenigſtens ziemlich

allgemein zu urtheilen, — eben jetzt die Hegel'sche Schule zu bestehen hat, veranlaßt uns, mit einstweiliger Beiseitesetzung anderer, an sich selbst zum Theil gehaltvollerer literarischer Erscheinungen der neuesten Zeit, unsern Blick noch einmal nach ihr hinzuwenden. Wir nehmen in diesem Sinne die Betrachtung unsers zweiten Artikels wieder auf, ohne uns jedoch dabei auf Schriften und Schriftsteller zu beschränken, welche derjenigen Fraktion angehören, die wir dort mit dem Namen der jüngern Hegel'schen Schule bezeichneten. Das Interesse dieser Betrachtung liegt vielmehr wesentlich in dem Conflikte, welcher durch das Hervortreten dieser jüngern Fraktion, so wie andrerseits durch das äußere Misgeschick, welches die gesammte Schule betroffen hat, hervorgerufen worden ist. Die Beschaffenheit dieses Conflikts durch gleichmäßige Beachtung der Stimmen, die sich von den verschiedenen Seiten her vernehmen lassen, zu deutlicherem Bewußtsein zu bringen, ist der Zweck der gegenwärtig unternommenen Fortsetzung jener kritischen Uebersicht.

Wir nehmen den Faden zunächst da wieder auf, wo wir ihn am Schlusse der ersten Hälfte dieses Artikels fallen ließen. Die Erwähnung der Feuerbach'schen und Strauß'schen Schriften gab uns Veranlassung, des philosophischen, und insbesondere theologischen, religionsphilosophischen Naturalismus zu gedenken, der sich in der jüngern Fraktion an die Stelle der strengen Systematik und Methodik des Meisters einzudrängen droht, oder vielmehr wirklich schon eingedrängt hat. Es war zu erwarten, daß dieser Naturalismus eine Reaktion innerhalb der Schule selbst, und auch wohl von Seiten solcher Glieder der Schule hervorrufen würde, die wir mit ihrer sonstigen Denkweise nicht gerade abgeneigt finden, sich, was die Stellung zu Staat und Kirche betrifft, dem Bekenntnisse der jüngeren Fraktion anzuschließen. In diesem Falle befindet sich, auf gewisse Weise wenigstens, das neuerlich erschienene Werk von Michelet: „Vorlesungen über die Persönlichkeit Gottes und die Unsterblichkeit der Seele" (Berlin 1841). Nicht, als ob dasselbe unmittelbar gegen die Tendenzen von Strauß und Feuerbach

gerichtet wäre; es ſtellt ſich vielmehr zu dieſen, wie ſich von der bekannten Geſinnung des Verfaſſers der „Geſchichte der letzten Syſteme der Philoſophie“ nicht anders erwarten ließ, im Allgemeinen in ein freundliches Verhältniß, und theils nur indirekt, theils, inſofern der Widerſpruch allerdings auch ein direkter wird, nur an einzelnen Stellen und in Bezug auf einzelne Punkte kommt die, durch den ſtrengeren Anſchluß an den gemeinſchaftlichen philoſophiſchen Meiſter bedingte, abweichende Richtung des Vf. an den Tag. Sie zeigt ſich ſchon in der Art und Weiſe, wie der Vf., ungeachtet er von einer außer- oder überweltlichen Perſönlichkeit Gottes und einer perſönlichen Unſterblichkeit der menſchlichen Seele eben ſo wenig etwas weiß, wie Strauß und Feuerbach, doch an den orthodoxen Ausdrükken, die von jenen mit dem Inhalte zugleich verworfen werden, in der ſcholaſtiſchen Weiſe des ältern Hegelianismus feſthält, auch da feſthält, wo er dieſen Ausdrücken eine völlig heterodoxe Deutung giebt. Welches dieſe Deutung iſt, brauchen wir nicht ausführlich zu berichten; es genügt, zu bemerken, daß der Verf. in der populären Form von Vorleſungen eine überaus plane und deutliche, von den Dunkelheiten und Zweideutigkeiten der Hegel'ſchen religionsphiloſophiſchen Vorleſungen und anderer Schriften ähnlichen Inhalts vollkommen freie, dabei aber doch in allen Hauptpunkten ſtreng an den Sinn des Meiſters ſich haltende Löſung der Probleme gegeben hat, die in den auf den Titel des Werkes genannten Begriffen enthalten ſind. Es genügt, ſagen wir, zur allgemeinen Charakteriſtik des Buchs, dies zu bemerken, und daran etwa noch, die Haltung und Schreibart deſſelben betreffend, die Notiz zu knüpfen, daß der Verf. diesmal auf die Schärfe und Rückſichtsloſigkeit der Polemik, die in ſeinem frühern geſchichtlichen Werke einen ſo üblen, der Sache ſelbſt, die er vertritt, ſo ungünſtigen Eindruck hervorgebracht hatte, verzichtet, und in einem ruhigern, mildern Tone geſprochen hat. Nur bei einer einzelnen Stelle des Buches ſei es uns verſtattet, einige Augenblicke zu verweilen, weil uns dieſelbe für das Buch ſelbſt und ſeinen Verfaſſer und für

die Gegner, mit denen er sich an dieser Stelle zu thun macht, als gleich charakteristisch erscheint.

Strauß, in einer Anmerkung zu seiner Dogmatik (Bd. I. S. 673), hatte den Vorwurf der „Unüberlegtheit" gegen mehrere der jüngeren Philosophen aus Schellings und Hegels Schule (Daumer, Rosenkranz u. a.) ausgesprochen, welche „von der Verachtung jener Philosophen gegen den quantitativ unendlichen Progreß und die allerdings hohlen Tiraden der Aufklärung über die Stufenleiter der Welten, welche alle wir noch einmal als eine Reihe immer höherer Schulen zu durchlaufen hoffen können u. s. f., die Anwendung machen, daß sie auch die Voraussetzung, daß auch andere Körper außer der Erde mit menschenähnlichen Wesen bevölkert seien, verächtlich von sich weisen." „Es würde nämlich," so heißt es dort weiter, „es würde aus der Annahme, daß nur diese Erde von intelligenten Wesen bewohnt sei, bei dem nachweislich späten Ursprunge dieser letzteren auf ihr, der Satz folgen, daß einmal eine Zeit gewesen, wo im Universum der endliche Geist noch nicht entwickelt war; ein Satz, der dem alten Theismus unschädlich, ja dienlich, mit der spekulativen Idee des Absoluten schlechterdings unverträglich ist." Hierauf entgegnet Michelet (S. 240 f.) Folgendes: „Vielmehr würde der umgekehrte Satz, daß der endliche Geist im unendlichen Regresse der Zeit schon immer existirt habe, dem spekulativen Begriffe des Geistes widersprechen. Denn da der Geist überhaupt eben dies ist, nur das zu sein, wozu er sich durch seine eigene Freiheit erhoben hat, also einen Zustand der Ungeistigkeit oder bloßen Natürlichkeit aufheben muß, um zu sich selbst zu kommen: so hat er an der Natur seine zeitliche Voraussetzung, und ringt sich aus derselben durch freie Thätigkeit heraus. Dazu bedarf er aber eben der Zeit, und er kann nur in der Zeit aus der Natur hervorgehen. Die Natur ist außerzeitlich, weil sie nicht durch sich selbst, sondern durch die ewige Idee gesetzt ist. Der endliche Geist aber setzt sich selbst, und so auf endliche Weise und in der Endlichkeit, damit wiederum aus dieser Voraussetzung in der Zeit das

Bewußtſein des unendlichen Geiſtes hervorgehe." — Vermöchte Herr Michelet weiter nichts, als dies, zu Gunſten ſeiner Anſicht vorzubringen, ſo würde er damit, auch im Sinne der Hegelſchen Philoſophie, allerdings noch wenig gegen ſeinen Gegner ausgerichtet haben. Dieſer nämlich würde, auch wenn er den Satz von der Nothwendigkeit der Erzeugung des Geiſtes, oder beſtimmter, der zeitlichen Erzeugung des endlichen Geiſtes durch ſich ſelbſt, nicht in Abrede zu ſtellen gedächte, doch mit Recht entgegnen können, daß aus dieſem Satze nichts Anderes, als höchſtens nur dasjenige folgt, was Herr Michelet dadurch abwehren will, der Regreß ins Unendliche. Alles endliche Geiſtesleben, ſo etwa könnte Strauß repliciren, hat freilich, als zeitliches, ein natürliches Daſein zu ſeiner Vorausſetzung; allein wie der Regreß im Setzen der als abgelaufen zu denkenden Zeitmomente ins Unendliche geht, ſo hinderts nichts, auch die Akte der Entſtehung endlicher Geiſter ins Unendliche rückwärts vervielfältigt zu denken, obgleich jedem einzelnen dieſer Akte ein Moment des natürlichen Daſeins, des Naturlebens, als vorangehend, auch zeitlich ihm vorangehend, zu denken iſt. Strauß könnte ſich, um dies begreiflich zu machen, auf die Mathematiker berufen, denen es in den höhern Regionen ihrer Wiſſenſchaft bekanntlich etwas ganz Geläufiges iſt, unter einer Mehrheit von Größen, deren jede eine unendliche iſt, dennoch eine Differenz, ſogar eine endliche, mathematiſch beſtimmbare Differenz, zu ſetzen oder vorauszuſetzen. — Allein Michelet bringt allerdings noch ein Argument von größerer Erheblichkeit. Er beruft ſich auf die im Begriffe des Geiſtes, des unendlichen, abſoluten, begründete Nothwendigkeit, „das Bewußtſein über ſeine früheren Entwicklungsſtufen zu haben," oder mit andern Worten: „abſolute Continuität und Füreinanderſein ſeiner verſchiedenen Entwicklungsmomente zu ſein." „Was Strauß bewog," ſo heißt es, mit Bezug auf eine frühere Stelle des Buches, in welcher die eben erwähnten Ausdrücke gebraucht worden waren, „den Regreß ins Unendliche auf den endlichen Geiſt, ſelbſt auf Koſten des Begriffs des Geiſtes, zu übertragen, war

wohl die Reflexion, daß sonst im Absoluten eine Veränderung vorgegangen wäre, indem es unendliche Zeit nicht als Geist existirt hätte. Aber was hilft es, diese Veränderungen beseitigen, wenn wir nicht die Fortschritte der Weltgeschichte leugnen können? Wird, um von Gott die Veränderung zu entfernen, angenommen, daß immer auf verschiedenen Sternen die Weltgeschichte in ihre verschiedenen Stadien getreten ist, so daß im Ganzen jeden Augenblick alle Stufen vorhanden sind, so verfallen wir damit in die schon beseitigten Widersprüche einer absoluten Zersplitterung des göttlichen Selbstbewußtseins und einer steten Einerleiheit des Geistes."

Es kann wohl kein Zweifel darüber sein, daß, so viel den Gesichtspunkt betrifft, in welchen die Hegelsche Philosophie sich stellt, diese Erwiederung eine vollkommen treffende, ja schlagende ist; so wie auch über Hegels eigene Meinung, die Streitfrage über die Bewohner anderer Weltkörper betreffend, kein Zweifel sein kann, und das Bemühen Strauß'ens, den Widerspruch gegen seinen Meister in diesem Punkte zu vertuschen, vergeblich bleibt. Hegel hat sich, gleich Schelling, Steffens, Schubert und andern Philosophen, die entweder auf dem pantheistischen Standpunkte stehen geblieben, oder durch ihn hindurchgegangen sind, an mehreren Stellen seiner Schriften zwar mehr oder weniger verdeckt, aber unzweideutig genug *gegen* die Annahme vernünftiger Geschöpfe *außerhalb* unsers Planeten oder *vor* der Menschengeschichte erklärt, und er *mußte* sich so erklären, wenn es ihm mit dem Unterschiede seines Begriffs der Gottheit von dem Spinozistischen Ernst war, wenn sein Satz von der „übergreifenden Subjektivität" des Geistes, des absoluten Geistes, etwas mehr, als eine bloße Redensart sein sollte. Zu einer Redensart, einer hohlen, leeren, gedankenlosen Redensart ist offenbar dieser Satz, ist mit ihm der Unterschied, den auch Er nicht fahren lassen will, der „absoluten Philosophie" vom Spinozismus, bei Strauß herabgesunken, schon dadurch herabgesunken, daß er den absoluten Geist über eine Mehrheit, wohl gar über eine unendliche Mehrheit von Welten sich vertheilen

läßt, auf deren keiner er, — ſo müſſen wir dann offenbar annehmen, — ein Bewußtſein von demjenigen hat, was er auf jeder der andern iſt. Freilich dürfen wir vorausſetzen, daß Strauß, um den der Philoſophie, zu der er ſich bekennt, ſo unentbehrlichen Begriff des „abſoluten Wiſſens" zu retten, eine abſolute Gleichheit der Entwicklungsformen des Geiſtes auf jeden einzelnen der unzähligen kosmiſchen Schauplätze ſeiner Offenbarung behaupten wird. Er wird ſie um ſo mehr behaupten, als er nur durch ſolche Behauptung auch dasjenige zu erreichen vermag, um was es ihm, wie Michelet richtig bemerkt hat, eigentlich zu thun iſt, den Schein der Veränderungsloſigkeit des Abſoluten bei aller Succeſſion und allem Wechſel der Phaſen des endlichen Geiſteslebens. Aber was wird denn dadurch Weſentliches an ſeiner Sache gebeſſert? Ein Wiſſen, welches nur das Allgemeine weiß, nur die Kategorie, die Gattung oder die wiederkehrende Form des geiſtigen Daſeins und des Daſeins überhaupt, dem aber das Concrete und Einzelne, die Welt der empiriſchen Wirklichkeit, bis auf einen, im Verhältniß zum Ganzen dieſer Welt unendlich kleinen Bruchtheil dieſer Welt, unzugänglich iſt und ſtets unzugänglich bleibt: verdient denn ein ſolches Wiſſen noch den Namen des abſoluten Wiſſens? Oder kann von Perſönlichkeit, von übergreifender Subjektivität des abſoluten Geiſtes da die Rede ſein, wo der Geiſt ſo entſchieden der Macht des Andersſeins, der räumlichen Aeußerlichkeit, anheimfällt, daß jedes Moment ſeines kosmiſchen Daſeins nur für ſich ſelbſt, aber nicht für die andern das iſt, was es iſt? Strauß wird nicht auf die Gleichgültigkeit dieſer räumlich-zeitlichen Vervielfältigung des geiſtigen Daſeins für den Geiſt ſich berufen, wird nicht, mit Hegel, den Spruch des alten Philoſophen anführen wollen, daß es einerlei ſei, daſſelbe Einmal ſetzen, oder es Myriadenmale ſetzen. Denn eben dadurch, daß er auf der räumlich-zeitlichen Unendlichkeit des Geiſtes, auf der Unendlichkeit des Pro- und Regreſſes im Setzen geiſtigen Daſeins beharrt, zeigt er, daß ihm dieſe Unendlichkeit, dieſe unendliche Wiederholung des, der Vorausſetzung nach, Einen und Selben,

nicht gleichgültig ist. Die Ausflucht, daß Raum und Zeit, als Formen der Aeußerlichkeit, kein wahres Dasein umschließen, kein solches, welches der Geist, um als seiner selbst mächtig, als für sich selbst durchsichtig gelten zu können, nothwendig seiner Besonderheit und Einzelheit nach in sein Bewußtsein aufnehmen müßte, — diese Ausflucht könnte höchstens Hegeln zu Statten kommen, der sich ihrer doch da, wo es gilt, das Bewußtsein, welches der absolute Geist von sich selbst hat, begrifflich festzustellen, nicht bedient. Auf keine Weise aber kann sie Dem zu Statten kommen, der eben dadurch, daß er dem Geiste ein auch äußerlich unendliches Dasein in Raum und Zeit zuspricht, beweist, daß Raum und Zeit ihm etwas mehr sind, als bloße Formen der Aeußerlichkeit für den Geist.

So hat uns also dieser, von Seiten der älteren oder eigentlichen Schule Hegels, — der wir, wie sehr er sich übrigens in der Unumwundenheit seines theologischen Glaubensbekenntnisses den Männern der „Linken" anschließen mag, Hrn. Michelet im Wesentlichen doch beizählen müssen, — gegen eine Behauptung der jüngeren erhobene Widerspruch Gelegenheit gegeben, an einem recht auffallenden Beispiele die Wahrheit unserer früheren Behauptung in Betreff des Naturalismus zu erweisen, zu welchem, unter den Händen dieser jüngern Fraktion, die spekulativen Gedanken des Meisters herabgezogen werden; zugleich aber, auf einen Punkt aufmerksam zu machen, an welchem, deutlicher vielleicht, als an irgend einem andern, die innere Dialektik hervorbricht, an welcher das pantheistische Princip des Systemes, so festgegründet, so unwiderleglich es auch der Schule selbst erscheinen mag, nothwendig zu Grunde geht. So einleuchtend es nämlich ist, daß in der Strauß'schen Auffassung dieses Princips der spekulative Sinn desselben, insofern dieser Sinn, nach Hegels vielbesprochenen Worten, darin besteht, das Absolute nicht blos als Substanz, sondern als Subjekt zu fassen, verloren geht: so einleuchtend ist doch auf der andern Seite das Recht dieser Auffassung, sobald man den unbefangenen, natürlichen oder gesunden Menschenverstand zum Richter über jene

verschiedenen Auffassungsweisen bestellt. Ueber dieses Recht haben sich, was zunächst nur die einfache, aller Welt so nahe liegende Frage nach der Existenz vernünftiger Creaturen auf andern Weltkörpern betrifft, seit durch die Entdeckung des Copernikanischen Weltsystems die Unendlichkeit des räumlichen Universums in das allgemeine Bewußtsein eingetreten ist, immer nur diejenigen täuschen können, in denen irgend eine einseitige, spekulative oder theologische Richtung die gesunde Vernunft zum Schweigen gebracht hatte. Der schlichte, natürliche Vernunftglaube hat sich stets entschieden, und wird nicht aufhören, sich zu entscheiden *für* das Dasein solcher Geschöpfe; sein Ausspruch bleibt derselbe, gleichviel, ob beim Aufwerfen der Frage von theistischen oder von pantheistischen Voraussetzungen ausgegangen wird, und sein Interesse dabei ist an sich selbst unabhängig von dem näheren Interesse, welches vermöge der besondern Voraussetzungen der Hegel'schen Spekulation noch hinzukommt, an der Frage, ob der Geist überhaupt als Zeitwesen zu *aller* Zeit bestanden habe, oder erst in *bestimmter* Zeit hervorgegangen sei. Aber auch in Bezug auf diese letztere Frage ist die Entscheidung der gesunden Vernunft nichts weniger, als zweifelhaft. Wenn die gesunde Vernunft, der Schöpfungslehre des Christenthums sich anschließend, gegen die Annahme einer Entstehung des endlichen, creatürlichen Geistes, auf fremden Weltkörpern nicht minder, wie auf dem unsrigen, keinen Widerspruch erhoben hat, so geschah dies immer nur unter der Voraussetzung, daß für die Ausfüllung der unendlichen Zeit *vor* dem Hervorgehen des creatürlichen Geistes hinreichend durch den Begriff der Ewigkeit Gottes, als des schöpferischen Geistes, gesorgt sei. Da nun diese Voraussetzung im Hegel'schen Systeme bekanntlich der Voraussetzung hat weichen müssen, daß Gott, als persönlicher, zeiterfüllender Geist, nur im creatürlichen Geiste wirklich sei, so wird dadurch allerdings das Interesse der gesunden Vernunft an der Existenz außerirdischer vernünftiger Geschöpfe ein doppeltes, indem diese Geschöpfe ihr nunmehr dienen müssen, nicht nur eine unendliche, sonst vernunftleere

Körperwelt im Raume, sondern auch einen unendlichen, sonst vernunftleeren Zeitverlauf mit geistigem Leben auszufüllen. Es wird dieses Interesse um so dringender, je ungereimter und abenteuerlicher der natürlichen Vernunft die Vorstellungen erscheinen müssen, welche, wenn wir Michelet glauben wollen, in dem Hegel'schen Systeme, die Zeit betreffend, welche dem Hervorgehen des Geistes in dem irdischen Menschengeschlechte und seiner Geschichte voranging, an die Stelle des natürlicheren Hinblicks auf eine außerirdische Geisteswelt treten würden. Während nämlich, — so hatte der genannte Jünger schon in seinem geschichtlichen Werke, bei Gelegenheit seiner kritischen Darstellung der Steffens'schen Naturphilosophie, ausführlich gelehrt, und hierauf kommt er auch in der gegenwärtigen Darstellung zurück, — während man den unendlichen Regreß des selbstbewußten Geisteslebens in Abrede stellt, so behauptet man den unendlichen Regreß des Naturlebens und des Daseins der Körperwelt. Die Natur in der Totalität ihrer Gestalten, sogar die Gestalt des Menschen als blos natürlichen, des Bewußtseins und der Vernunft noch entbehrenden Organismus mit eingeschlossen, soll gleich anfangslos, wie die logische, über Raum und Zeit erhabene, im engern Sinne ewig zu nennende Idee, in wandelloser Gesetzlichkeit ihrer Bewegungen und Lebensumläufe bestanden haben; sie soll nur in dem Einen Augenblicke eine, noch jetzt in der Construktion der Oberfläche unsres Erdballs und in den unter derselben verborgenen Resten einer andern Welt organischer Geschöpfe wahrnehmbare Umwandlung erlitten haben, als der Geist, der bisher als unentwickelte Potenz in ihr geruht hatte, sich zuerst zur Aktualität des seiner selbst bewußten Daseins entfaltete. — Ob diese seltsame Hypothese wirklich, wie Michelet es zu behaupten scheint, in der authentischen Lehre des philosophischen Meisters begründet sei, können wir hier nicht untersuchen. So viel erhellt, daß weder sie, noch freilich auch irgend eine andere, vom Standpunkte der Hegel-Michelet'schen Lehre zur Beantwortung der doch nicht abzuweisenden Frage über den Inhalt des vorgeschichtlichen Zeit

verlaufs etwa zu erſinnende Hypotheſe zur Schlichtung jener Differenz, die zwiſchen dem ſpekulativen Sinne dieſer Lehre und den Forderungen des natürlichen Menſchenverſtandes unläugbar obwaltet, das Mindeſte beitragen kann.

Wer, wie nicht nur Michelet und, in ſeiner Beurtheilung des Strauß'ſchen Werkes, auch Roſenkranz ſolches gethan, ſondern, wie jeder wirkliche Anhänger des Hegel'ſchen Syſtemes in ſeiner authentiſchen Geſtalt nicht anders thun kann, dem von Strauß und neben ihm auch von Vatke*) geltend gemachten Ausſpruche des geſunden Menſchenverſtandes gegenüber, auf der Ausſchließlichkeit der Verwirklichung des göttlichen Geiſtes innerhalb dieſes Weltkörpers und in der Menſchengeſchichte beharrt: der wird ſeine Behauptung offenbar nicht anders motiviren können, als in derſelben Weiſe, wie es auch Michelet thut, durch Berufung auf die vermeintliche Richtigkeit des Raum- und Zeitbegriffs, als bloßer „Formen der Aeußerlichkeit" oder des „Andersſeins der Idee," oder auch, wie es Michelet, mehr in Kant'ſcher, als Hegel'ſcher Weiſe ausdrückt, als blos ſubjektiver Formen, ſolcher, „die nur dem Scheine des menſchlichen Bewußtſeins angehören, und nichts wahrhaft Wirkliches ſind." Der Begriff Gottes, des göttlichen Geiſtes, bleibt, ſo behaupten Jene, von Ewigkeit zu Ewigkeit derſelbe, wenn auch ſeine zeitliche Verwirklichung erſt von einem Zeitmomente anhebt, der uns, im Gegenſatze des unendlichen Regreſſes der zeitlichen Vergangenheit, als ein beſtimmter erſcheint; er bleibt der unendliche, der unbedingte, auch wenn dieſe Verwirklichung nur in einem beſchränkten Theile des räumlichen Univerſums erfolgt, in einem ſolchen, welches, gegen die Unendlichkeit dieſes Univerſums gehalten, wie ein einzelner Punkt verſchwindet. — Man ſieht, daß in dieſer Argumentation der Zeit- und Raumbegriff, ſtatt als Affirmationen, wofür ſie das natürliche Bewußtſein nimmt, des Seins und der Wirklichkeit, vielmehr als Negationen

*) In einer Recenſion der Schrift von Schaller: Der perſönliche Chriſtus und die Philoſophie, in den Hall. Jahrbüchern; November 1838.

behandelt werden. In der That auch ist dies die Stelle, welche ihnen Hegel anweist, wenn er mit ihnen, als den von ihm sogenannten Formen des Außersichseins der Idee, die philosophische Naturwissenschaft eröffnet; er macht sie dadurch in der That zu dem ausdrücklichen Nichtsein der Idee. Gegen diese Ansicht, die freilich mit nichten die unsrige ist, eine ausdrückliche Polemik zu eröffnen, ist hier der Ort nicht. Es genüge, bemerklich zu machen, einestheils, daß eben hier die Wurzel der Widersprüche dieser Philosophie gegen den gesunden Menschenverstand zu suchen ist, gegen welche die Reaction, die sich in dem jüngern Theile der Hegel'schen Schule von Seiten des letztern erhoben hat, gerichtet ist; anderntheils, daß sie sich selbst unmöglich consequent bleiben kann. Denn woher, wenn wirklich die Formen des Raumes und der Zeit nur das Nichtsein der Idee bezeichnen, woher dennoch die Nothwendigkeit, daß nichtsdestoweniger die Idee sich auch in diesen Formen verwirkliche? Woher, wenn die Idee eine ganze Unendlichkeit des Zeitverlaufes hindurch, unbeschadet ihrer Wahrheit, unverwirklicht bleiben konnte, woher denn auf einmal ihre urplötzliche Verwirklichung innerhalb der Zeit; und woher, wenn die Idee gegen die ganze Unendlichkeit des Raumes sich gleichgültig verhält, die Anknüpfung dieser ihrer zeitlichen Verwirklichung an einen bestimmten Raumpunkt? Insbesondere aber, wenn die zeitliche Verwirklichung der Idee einen Anfang in der Zeit genommen hat, woher die Voraussetzung, daß sie nicht auch in der Zeit ein Ende nehmen werde? Oder irren wir, wenn wir diese Voraussetzung dem Hegel'schen Systeme unterlegen? Lehrt etwa dieses System wirklich, wie der alte Stoicismus, an einen dereinstigen Weltuntergang glauben, an eine Zukunft, in welcher, wie er in der Vergangenheit es war, der endliche Geist, wenn nicht auch die Natur, im absoluten Geiste, d. h. in diesem Zusammenhange offenbar nichts Anderes, als in der zeit- und raumlosen Idee, verschwunden sein wird?

Was dagegen die Ansicht betrifft, welche, im Interesse der gesunden Vernunft, Strauß an die Stelle jener ihm freilich nicht

mit Unrecht anstößigen hat setzen wollen, so wird es hinreichen, mit ein paar Worten die Rohheit zu rügen, welche in diesem unmittelbaren Hineintragen von Wahrheiten oder Forderungen des gemeinen Menschenverstandes in einen spekulativen Zusammenhang liegt. Von den Bewunderern des Strauß'schen Schriftstellerthums pflegt unter vielen andern Eigenschaften die Feinheit gerühmt zu werden, mit der er sich bei schwierigen Verwicklungen, in welche ihn der gegenständliche Inhalt seiner Darstellung hineingerathen ließt, zu benehmen wisse. — Feinheit? Im gegenwärtigen Falle hätte der unbeholfenste Anfänger nicht täppischer, nicht tölpelhafter zufahren können, als es dem gewandten, durch vielfache Uebung, sollte man meinen, hinlänglich geschulten Kritiker begegnet ist. Als ob es nur eine geringfügige Kleinigkeit wäre, meint er einem spekulativen Zusammenhange, der in allen seinen Momenten auf die Voraussetzung der räumlich-zeitlichen Begränztheit des geistigen Universums gebaut ist, die entgegengesetzte Voraussetzung, die Voraussetzung seiner Unendlichkeit im Raume und in der Zeit, unterlegen zu können, und dabei doch den Sinn dieses Zusammenhangs nicht im Mindesten zu alteriren. Und indem er sich selbst einer so schülerhaften Interpretation seines Meisters, oder richtiger, indem er sich eines so groben Abfalls von der Lehre dieses Meisters zum nackten Spinozismus — was sagen wir, zum Spinozismus? zu einem an spekulativem Gehalte noch tief unter dem Spinozismus stehenden Naturalismus, sollten wir sagen — schuldig macht, hört er nicht auf, nicht blos (S. 515) über die „rechtgläubigen Schüler Hegels, die ihren Meister sehr schülerhaft auslegen", höhnisch die Achseln zu zucken, sondern auch (S. 523) gegen die von Hegel emancipirten philosophischen Bekenner einer überweltlichen Persönlichkeit die Beschuldigung zu erheben, daß sie „die Ruhe in der Bewegung, das Bleibende im Wechsel zu erkennen, d. h. überhaupt spekulativ zu denken, unfähig, neben dem zur Identität sich aufhebenden Unterschiede eine Identität als solche, außer und über dem mit sich zusammengehenden Andersseiu ein

Fürsichsein als solches haben möchten; d. h. daß sie von dem Standpunkte der Wissenschaft unserer Zeit auf den des gemeinen, nur durch spekulative Reminiscenzen und Prätensionen aufgeblasenen und verschrobenen Bewußtseins heruntergekommen seien!" Was soll man zu der — Dreistigkeit sagen, welche in demselben Augenblicke, wo sie durch ihre höchst unwissenschaftliche Entstellung des Systems, welches als das non plus ultra wissenschaftlicher Einsicht von dem Verf. gerühmt wird, den faktischen Beweis liefert, daß über dieses System hinausgegangen werden muß, sich dergleichen Invektiven gegen diejenigen erlaubt, welche mit solchem Hinausgehen wissenschaftlich Ernst machen? Also davon hat Herr Strauß niemals eine Ahnung gehabt, wie genau dieselben, von dem natürlichen Bewußtsein, von der natürlichen Vernunft eingegebenen Erwägungen, welche ihn zu jener trivialen Vermischung von Sätzen des gemeinen Verstandes mit Begriffsbestimmungen eines durchgebildeten, in sich abgeschlossenen philosophischen Systems, veranlaßt haben, mit der Frage jenes Fortschritts zusammenhängen, wie diese Erwägungen und keine anderen, einem Denker, dem es Ernst um die Sache ist, Veranlassung werden können, wissenschaftlich nach den Bedingungen zu forschen, unter denen, dem philosophischen Ideengehalte unbeschadet, den Forderungen der gesunden Vernunft genügt werden kann? Er begnügt sich nicht nur für seine Person damit, den Inhalt dieser Forderungen, ohne irgend einen Versuch wissenschaftlicher Verarbeitung, dem kunstvollen Gewebe des Systems wie einen Lappen anzuflicken, sondern er erkühnt sich auch, dieses sein Verfahren für das einzig spekulative auszugeben, und jeden, der noch eine weitere Arbeit hier für nöthig hält, eben darum als einen „des spekulativen Denkens Unfähigen," ja als einen Solchen, der es unmöglich redlich meinen könne, dem es nur um das Geschrei und Aufsehen zu thun sein müsse, mit der Miene eines spekulativen Ketzerrichters zu verdächtigen? Vor einem Publikum zu verdächtigen, welches Er und seines Gleichen bald glücklich dahin gebracht haben werden, daß es dergleichen

philosophischen Autodafé's mit nicht minderem Jubel Beifall zujauchzt, wie das Publikum Philipps des Zweiten den zur Ehre Gottes und der allein selig machenden Kirche angezündeten!

Es bedarf nämlich wohl kaum einer ausdrücklichen Bemerkung, wie aus dieser Antinomie, in die sich faktisch der Pantheismus der Hegel'schen Schule verwickelt hat, es keinen andern Ausweg giebt, als allein in den philosophischen Theismus. Auch dem blödesten Auge muß es einleuchten, wie der Philosoph, dem es Ernst ist mit jener absoluten Durchsichtigkeit des Geistes für sich selbst, mit jenem Uebergreifen der geistigen Subjektivität, des Bewußtseins, über alle Momente des realen Daseins, welche man so laut für die unantastbare Grundanschauung der Hegelschen Philosophie ausgeben hört, und der doch nicht den Geist in einer Weise, die nicht minder schroff, wie die Negation dieser Anschauung es thut, dem auf die natürliche, gesunde Vernunft begründeten Gottesbewußtsein widersprechen würde, verendlichen will, unabweislich sich zu der Annahme einer überweltlichen Persönlichkeit hingetrieben findet, einer Persönlichkeit, in welcher das, dessen Forderung nur, aber nicht dessen Erfüllung, in dem creatürlichen Geiste vorhanden ist, als von Ewigkeit zu Ewigkeit realisirt zu denken ist. In diesem Sinne können wir nicht umhin, es der kecken Aufrichtigkeit der gegenwärtigen Vorkämpfer beider Richtungen der Schule Dank zu wissen, daß sie jene Fragen, welche die ältere Schule mit jener scheuen Zaghaftigkeit, in welcher sich das geheime Bewußtsein ihres Widerspruchs gegen unumstößliche Wahrheiten der gesunden Vernunft verräth, zu umgehen suchte, unumwunden, wie es sich gebührt, aufgeworfen, und eben so unumwunden beantwortet haben. Denn je deutlicher man diese Antworten zum Bewußtsein bringt, um so weniger läßt sich die Ungereimtheit so der einen, wie der andern von ihnen verbergen, um so unausbleiblicher also fällt der Gewinn aus diesem Streite dem Systeme, welches über beiden streitenden Partheien steht, dem Systeme des philosophischen Theismus zu. Freilich

nicht, als ob es nunmehr genügte, nur gerade zuzugreifen, und den Begriff der überweltlichen Gottheit, als einen Deus ex machina, als einen gegebenen aus der positiven Religion herüberzunehmen, um durch ihn die Lücke auszufüllen, die sich in dem Hegelschen Systeme, wie es vorliegt, ergeben hat. So ungefähr sind einige Glieder der „rechten Seite" verfahren; aber dieses ihr Verfahren sind wir, wie sich von selbst versteht, nicht im Mindesten gemeint, für ein wissenschaftlicheres gelten zu lassen, als das eben gerügte der „Linken." Längst ist in diesem Sinne von denen, die sich im Sinne und im Interesse des wissenschaftlichen, des christlichen Theismus von dem Hegelschen Systeme, unbegnügt erklärt haben, auf eine Revision nicht etwa nur der theologischen oder religionsphilosophischen Dogmen, sondern nicht minder der metaphysischen Grundlage dieses Systems gedrungen worden, und man sollte endlich aufhören, die abgenutzte Beschuldigung des Dogmatismus, oder, wie man es jetzt auszudrücken liebt, Positivismus, oder auch wohl des Autoritätsglaubens, immer aufs Neue wieder gegen sie vorzubringen. Vielmehr würde sich solche Beschuldigung mit ungleich größerem Rechte zurückgeben lassen, indem es, wie Ref. anderwärts bemerklich gemacht, bei Licht besehen, nichts Anderes ist, als die geistloseste aller Autoritäten, die Autorität des äußerlichen, sinnlich-unmittelbaren Daseins, welche den jung-Hegelschen Kraftmännern einen so gewaltigen Respekt, einen so unbedingten Köhlerglauben einflößt, daß sie das Nichtsein eines Gottes, der als Schöpfer dieser Aeußerlichkeit gelten könnte, zum positiven Grunddogma ihres philosophischen Katechismus, den Glauben an einen solchen Gott aber, oder auch nur an die Möglichkeit eines solchen Gottes, zum Schiboleth für alle antiphilosophischen Ketzereien gestempelt haben. — Jedenfalls genügt dieser eine Zug, den wir hier erörtert haben, so versteckt auch und unscheinbar die Stelle ist, die sein Gegenstand in dem Systeme, so wie es bisher gestaltet war, einnimmt, um zu beweisen, daß sie es sind, welche sich jenes Abfalls von dem Principe der Hegel'schen Spekulation schuldig gemacht haben, dessen

Tadel, aus ihrem Munde gegen die über Hegel hinausstrebenden Philosophen ausgesprochen, offenbar ein noch viel sinnloserer ist, als er im Munde der ältern Hegel'schen Schule es war.

In der That auch haben die Koryphäen dieser Richtung zum Theil schon gar kein Hehl mehr, wie es ihnen keineswegs um Philosophie als Wissenschaft zu thun ist, sondern einzig und allein um die Confession, jene Confession, welche sie die philosophische zu nennen belieben, welche, genauer angesehen, nur negativen Inhalts, die antichristliche und die antitheistische ist. Hegel, nach welchem sich diese Trefflichen nennen, hat, ihrem eigenen Geständnisse zufolge, für sie wesentlich keine andere Bedeutung, als, durch sein Philosophiren in neuester Zeit einen Anknüpfungspunkt für solches Bedürfniß gegeben zu haben, und zwar wider seinen eigenen Willen, im Widerspruche mit seiner innersten Gesinnung und Ueberzeugung, die, wenn auch nicht am Theismus im eigentlichen Sinne, doch jedenfalls am Christenthume festhielt, gegeben zu haben. Auf das Keckste und Unumwundenste spricht sich diese Denkweise in der neuesten, schon vielfach angepriesenen Schrift Feuerbach's aus*), bei der wir indeß hier nicht zu verweilen gedenken, aus dem Grunde, weil wir, um sie zu charakterisiren, nur dasjenige zu wiederholen hätten, was wir in unserm zweiten Artikel über diesen Schriftsteller gesagt haben. Dagegen wird man es nicht am unrechten Orte finden, wenn wir mit einigen Worten einer kleinen Schrift gedenken, die, wenn uns ein Schluß nicht betrogen hat, den wir aus ihrer sachlichen und stylistischen Verwandtschaft mit gewissen Artikeln der Hallischen Jahrbücher, so wie aus andern Umständen ziehen zu dürfen glaubten, einen Andern jener Koryphäen zu ihrem Verfasser hat. Wir meinen die „europäische Triarchie" (Leipzig 1841), eine Schrift, deren Titel zwar einen speciell politischen Inhalt erwarten läßt, deren eigentlicher Inhalt aber kein anderer ist, als eine Verkündigung des jung-Hegel'schen Evangeliums mit nur ganz

*) Das Wesen des Christenthums von L. Feuerbach; Leipzig 1841.

allgemeiner Anwendung auf Politik und Geschichte. Das Büchlein ist geistreich geschrieben, wie wir es von dem Schriftsteller, den wir für seinen Verfasser halten, gewohnt sind; aber seine Ideen haben nur in einem sehr beschränkten Sinne das Verdienst der Neuheit, das der Tiefe oder Gründlichkeit in keinem. Der Grundgedanke nämlich ist, daß die Geistesfreiheit, sie, die dem modernen Europa durch die deutsche Philosophie der letzten Zeit errungen worden sei, übergehen müsse in That, und sich vermählen mit der politisch-socialen Freiheit, d. h. einerseits der Freiheit der Sitte, welche die französische, und der Freiheit des Gesetzes, welche die brittische Nation zu verwirklichen zunächst berufen sei. Wie die Schrift in diesem Sinne ein ewiges Bündniß der genannten drei Hauptnationen des germanisch-romanischen Europa, und wie sie in Folge dieses Bündnisses, einen ewigen Weltfrieden und ein Obsiegen aller liberalen und humanen Principien in Aussicht stellt, wie sie ferner diese Principien ausdrücklich zur „Religion" des neuen Zeitalters macht, dies interessirt uns hier nicht weiter. Es sind dies Allgemeinheiten solcher Art, welche aufzufinden und nach dem Geschmack des Publicums der „Hallischen Jahrbücher" herauszuputzen, der Verf. nicht erst der Philosophie die unnöthige Mühe zuzumuthen brauchte, daß sie sich aus einer „Geschichtsphilosophie der Vergangenheit," was sie bei Hegel gewesen, in eine „Philosophie der Zukunft" umsetzen solle. Dergleichen ist, nicht minder wie die Strauß'sche, Feuerbach'sche u. s. w. Weisheit, auch ohne alle Philosophie wohlfeil genug zu haben auf dem großen Markte, auf welchem der Zeitgeist seine Waaren feil bietet; ein Geist, welcher dadurch noch kein anderer wird, daß ihn der Verf. und Consorten mit dem vornehmeren Namen des Weltgeistes belegen. Auch muß man dem Verfasser das Zeugniß geben, daß er, obgleich er an die Philosophie im Allgemeinen dieses Ansinnen stellt, Philosophie der Zukunft zu werden, doch nicht gerade für seine Person, und auch wohl überhaupt nicht für die Richtung, die er vertritt, große spekulative Prätensionen macht. Im Gegen-

theile, er verwickelt ſich in den Widerſpruch, daß er, während er es als das charakteriſtiſche Merkmal des neuen Weltalters anſieht, welches nach ihm, durch die deutſche geiſtige, und die franzöſiſche ſociale Revolution eröffnet ſein ſoll (eine dritte „politiſche" Revolution, deren nächſter Schauplatz England ſein ſoll, wird vom Verf. als nahe bevorſtehend geweiſſagt — durch die ſeitdem erfolgte Rückkehr dieſes Landes zum Torysmus wird er ſich wohl nicht widerlegt finden), daß in ihm die welthiſtoriſche That jederzeit den ſpekulativen Gedanken zu ihrem Vorläufer und Vorbildner haben werde, andrerſeits doch die Philoſophie als etwas Abgemachtes, Fertiges behandelt, und es kaum noch der Mühe werth achten will, nochmals zu ihr, mit der Abſicht eines ausdrücklichen theoretiſchen Fortarbeitens, zurückzukehren. An Hegel zwar hat er gar mancherlei, und am meiſten dies auszuſetzen, daß er eben theoretiſcher, wiſſenſchaftlicher Philoſoph, und als ſolcher hauptſächlich der Idealwelt und, auf realem Gebiete, der geſchichtlichen Vergangenheit zugewandt war. Auch zeigt er ſich (ſ. z. B. S. 8) redlich bemüht, an ſeinem Theile, ſo weit es in aller Eilfertigkeit geſchehen kann, daran mitzuarbeiten, daß in Hegels Syſteme das Oberſte zu unterſt gekehrt werde. Allein nach der Art, wie der Vf. in einem ſpätern Abſchnitte ſeiner Schrift den Spinoza feiert, muß man annehmen, daß er im Grunde ſchon dieſen als den Vollender des philoſophiſchen Selbſtbewußtſeins, als den Begründer der wahren Geiſtesfreiheit, betrachtet, und man ſieht nicht recht, in welchem Sinne er das Verdienſt, dieſe Freiheit errungen zu haben, nichts deſtoweniger der deutſchen Philoſophie hat vindiciren wollen. Man ſieht es um ſo weniger, als Spinoza darin noch höher, als alle neuern Philoſophen, ſtehen ſoll, daß in ſeiner Philoſophie, wie der Verf. bemerkt haben will, der Uebergang zur freien, ſittlich-religiöſen That, der bei den deutſchen Philoſophen noch vermißt werde, ſchon gemacht ſei. — Am wenigſten erbaut werden von dem Verf. diejenigen ſcheiden, denen es mit der Bewahrung, mit dem Fortbau ächter Wiſſenſchaft, ſowohl der philoſophiſchen, als auch der empiriſchen,

kurz der Wissenschaft im weitesten Wortsinne, Ernst ist. Diesen nämlich kann es unmöglich entgehen, mit welcher souverainen Geringschätzung die Partei unsers Verfassers, sie, die sich so gern allein als die Vertreterin des Rechts „freier Wissenschaftlichkeit," als die alleinige Inhaberin der „Wissenschaft" angesehen wissen möchte, auf alles eigentliche Forschen, auf alles noch im Suchen begriffene Streben nach theoretischer Wahrheit, sei es auf welchem Gebiete der Erkenntniß es wolle, herabblickt. Unter den kecken Paradoxieen der Schrift verdient einer Erwähnung diese, daß sie den Spinozismus ganz eigentlich zur Staatsreligion erhoben zu sehen verlangt, oder vielmehr die Zuversicht ausspricht, ihn über kurz oder lang wirklich dazu erhoben zu sehen. Zwar soll und wird nach unserm Verf. der Staat, zum vollen Bewußtsein seiner selbst und seiner universalen Bestimmung hindurchgedrungen, allen Religionsparteien, nichtchristlichen, wie christlichen, gleiche Duldung gewähren; aber dies nicht etwa aus dem Grunde, weil er sich zum Urtheil über religiöse Dinge unbefugt wüßte, sondern ganz im Gegentheile, weil er, selbst im Besitze der höchsten Wahrheit, von der Höhe seiner Einsicht herab mit Mitleid und großmüthiger Gleichgültigkeit auf den Aberglauben und das kindische Treiben der Dogmatiker, Positivisten und Autoritätsmenschen hinblicken kann.

Indeß, wie wenig auch den Koryphäen der Partei und der großen Menge derer, die sich um sie herumschaaren, an der Philosophie als Wissenschaft, als System, gelegen sein mag, auch nur in dem Sinne daran gelegen sein mag, wie es der ältern Schule Hegels unstreitig war: an Bestrebungen, ausdrücklich der Philosophie als solcher zugewandt, wird es in ihrem Kreise nicht ganz fehlen, so lange die Partei jenes ihr Glaubensbekenntniß, worauf es ihr in letzter Instanz allein ankommt, unter dem Aushängeschilde der Philosophie, der philosophischen Spekulation, an den Mann zu bringen fortfährt. Es wird um so weniger daran fehlen, je mehr durch ihre Principien dem philosophischen Naturalismus, ja, wenn wir uns

ſo ausdrücken ſollen, dem philoſophiſchen Libertinismus, gegen den die ältere Schule einen ſo ſchroffen Damm erbaut hatte, aufs Neue Thor und Thüre geöffnet iſt. Iſt einmal das Geheimniß verlautet, daß das pantheiſtiſche Glaubensbekenntniß den Philoſophen macht, ſo iſt die Anzahl derer ſicher keine geringe, die ſich dies nicht zweimal geſagt ſein laſſen, ſondern, ſo raſch, als möglich, ſich beeilen, ihre Einfälle, wie ſie auch ſonſt beſchaffen ſein mögen, in dem Bewußtſein, daß ihnen das Weſentliche nicht fehlt, was ſie zu ſpekulativen ſtempelt, der Welt und Oeffentlichkeit zu übergeben. Den Schriften, denen dieſe Bezeichnung gilt, bedauern wir, das Werk eines neuaufgetretenen philoſophiſchen Schriftſtellers, des Tübinger Privatdocenten Jac. Fried. Reiff *), beizählen zu müſſen, von dem wir übrigens die Hoffnung nicht aufgeben, daß für die Zukunft beſſere Leiſtungen von ihm zu erwarten ſind. Vielleicht würden wir uns, auf Grund dieſer Hoffnung, auch über die gegenwärtige in ſchonenderen Wendungen haben vernehmen laſſen, wenn der Verf. nicht gleich in der Vorrede — die übrigens deſſenungeachtet vielleicht die beſte, wenigſtens die beſtgeſchriebene Partie des Buches iſt, — Sorge getragen hätte, ſeine Unreife zu einem Unternehmen, wie ſein gegenwärtiges iſt, auf eine eben ſo für Andere, denen er ſich als ebenbürtig noch zu erproben hat, verletzende, wie ihn ſelbſt bei den Einſichtigen compromittirende Weiſe zur Schau zu ſtellen. Der Verf. kündigt nämlich dort zugleich dem Hegel'ſchen Syſteme und Allen, welche bis jetzt „über Hegel hinausgegangen ſind," den Krieg an. Er glaubt den Grund, welcher die Letztere „mit dem herrſchenden Syſteme entzweite," in zwei „Tendenzen" zu finden: der „Tendenz der Anſchauung" und jener der „Perſönlichkeit." Mit dieſen Tendenzen erklärt er ſich an und für ſich ſelbſt „vollkommen einverſtanden," und ſo weit alſo in dem nämlichen Gegenſatze, wie jene, gegen Hegel begriffen. Allein er fordert zugleich,

*) Der Anfang der Philoſophie, mit einer Grundlegung der Encyklopädie der philoſophiſchen Wiſſenſchaften. Stuttgart 1841.

dieſe zwei Tendenzen, in ihrem ſchroffſten Gegenſatze zu denken, das Ich, als vollkommen in ſich reflektirt, und die Aufhebung dieſer Reflexion, die Anſchauung, ſcharf zu ſcheiden, wenn die wahre Einheit beider erreicht werden ſoll." „Wie leicht," ſo fährt er (S. V) mit emphatiſcher Ausrufung, fort, „wie leicht machen es ſich diejenigen, welche über Hegel hinausgegangen ſind, beide Elemente zu vereinigen! Sie fordern die abſolute Perſönlichkeit und die Anſchauung mit Recht; aber es koſtet ihnen nicht viele Mühe, die Identität beider zu behaupten. Darum bleibt ihr Syſtem eine bloße Tendenz; ihre Tendenz würde nur dann ein Syſtem und könnte ſich in einer Entwicklung ausbreiten, wenn ſie den Gegenſatz dieſer Elemente faßten, auf den Urſprung deſſelben zurückgingen, und dann die Reduktion des Gegenſatzes zur Einheit nachwieſen." Und worin beſteht denn nach dem Vf. dieſe Scheidung, von der er innerhalb des Raumes von ſechs und zwanzig Zeilen einmal behauptet, daß ſie in dem Syſteme vorhanden, und zwar „ſehr ſchroff" vorhanden ſei; ſodann aber, daß „ihr Mangel der gemeinſame Fehler des Syſtems und der Tendenzen, die über das Syſtem hinausſtreben, ſei?" Die Scheidung, durch deren Vollbringung Er, der Verf. ſelbſt (S. VII), „eine Revolution des Selbſtbewußtſeins" zu vollbringen hofft, „welche, entſcheidender und erſchütternder, als alle bisherigen, eine völlige Umgeſtaltung deſſelben zur Folge haben muß?" Worin? Wir antworten, — und der Verf. möge uns Lügen ſtrafen, wenn er es kann — in nichts Anderem, als in dem kahlen Widerſpruche gegen die eben ſo kahle, von dem Verf. den Gegnern, mit denen er ſich hier zu thun macht, aufgebürdete Vorausſetzung einer innerlich, wie äußerlich gegenſatzloſen, göttlichen Perſönlichkeit. — Freilich im Kampfe mit Gegnern, die es ſich „ſo leicht machen durften," in ſolcher Vorausſetzung den Schlüſſel für das Räthſel der Welt zu erblicken, in einem ſolchem Kampfe brauchte auch Er es ſich nicht eben ſauer werden zu laſſen! Ueber dieſe Gegner konnte er einen leichten Triumph erringen, wenn er ihnen zu Gemüthe führte, wie in dem Begriffe jener abſoluten

Perſönlichkeit (S. VIII) „alle Realität begraben ſei.“ „Ihr habt (S. IX) dem Geiſte, um ihn zu verherrlichen, alle Realität geopfert; aber auf ſeinen Trümmern ihm einen einſamen Thron erbaut, und ſeine Geſchichte, ſeine Gegenwart zu einer Ruine gemacht, in der er traurig wandelt, der Schatten eines geweſenen reichen Lebens. Für euch iſt die Natur nur der Abfall des Geiſtes von ſich ſelbſt, ſeine Knechtsgeſtalt, hinter welcher er ſeine göttliche Majeſtät verbirgt; aber dieſe Majeſtät iſt nur eine glänzende Armuth. Gebt ihm eine Anſchauung, die Anſchauung der Natur, des Univerſums, er wird wieder aus dem Grabe, in das er alles Leben verſenkt hat, auferſtehen und Leben und volle Genüge haben!“ Schade um dieſe wohlklingende Parabaſe, daß ſie nach ihrem ganzen Werthe nur von denjenigen genoſſen werden kann, die ſich über die Strebungen und Gegenſätze der heutigen Philoſophie in eben ſo naiver Unwiſſenheit befinden, wie der Verfaſſer!

Der Verf. ſteht, wie man ſieht, in der Meinung, daß es ſich noch jetzt in der Philoſophie darum handle, jene Anſchauung neu zu erringen, welche die Philoſophie der erſten Schelling'ſchen Periode dem Kantiſch-Fichte'ſchen Idealismus und dem dogmatiſchen Deismus der Verſtandesaufklärung abgewinnen mußte. Er wirft die Philoſophie Hegels mit dem Idealismus, die Philoſophie der Gegner Hegels aber, die er nur von Hörenſagen kennt und von deren einigen er vielleicht nie eine Zeile geleſen hat, mit dem Deismus ohne Weiteres zuſammen, und hat, da ihm durch die geſammte Philoſophie der Zeit, Schelling und Hegel an der Spitze (die er, indem er ſie bekämpft, unaufhörlich plündert), genugſam vorgearbeitet iſt, leichte Arbeit, die allgemeinen Anſichten über die Nothwendigkeit einer gegenſeitigen Ergänzung des Subjektiven und des Objektiven, welche das rhapſodiſche Studium dieſer Philoſophie in ihm geweckt hat, in einer Form, welche nur ihrer Uncultur den Schein der Neuheit zu verdanken hat, auszuſprechen, und gegen ſeine eingebildeten Gegner gelten zu machen. Wie ihn allein der Mangel eines zuſammenhängenden, gründlichen Studiums dieſer Gegner

nicht dahin hat gelangen lassen, in den vorhandenen Systemen das, was von ihm selbst beabsichtigt wird, als ein bereits Vorhandenes, vollständig und weit besser, als er selbst es zu leisten vermag, Vorhandenes, wieder zu erkennen: so hat eben dieser Mangel ihn auf den Einfall gebracht, einen neuen, oder vielmehr den eigentlichen, den einzig wahren Anfang der Philosophie gefunden zu haben. Dieser Anfang soll nämlich darin bestehen, daß Ich *), indem es sich von Anderem unterscheidet, ins Unendliche sich selbst und das Andere setzt. — Es würde vergeblich sein, den Verf. belehren zu wollen, so lange er nicht von selbst darauf gekommen ist, wie er mit diesem Satze nichts, als eine Trivialität, gesagt hat, welche sich für jedes der Systeme, deren Anfänge und Principien er von dem durch ihn, wie er meint, neu gewonnenen Standpunkte aus, einer umständlichen Kritik unterwirft, das Cartesische und das Kant'sche so gut, wie das Fichte'sche, Schelling'sche und Hegel'sche, von selbst versteht, in welchem allein aber, ohne versteckte Hinzunahme anderweiter Wahrheiten, die in diesen Systemen enthalten sind, schlechterdings noch kein Princip des wissenschaftlichen Fortschritts, noch keine Berechtigung, die Befreiung vom äußerlich Gegebenen, die der Verf. vom Anfange der Philosophie fordert, als wirklich vollzogen zu denken, gegeben ist. Am guten Willen, sein Princip zur Totalität einer Weltanschauung, welcher die Idee des Absoluten immanent ist, zu entwickeln, fehlt es dem Verf. nicht, und das Allgemeine einer solchen Weltanschauung hat er von seinen Vorgängern im hinreichenden Umfange sich angeeignet, daß es der

*) Auch der Verf. folgt, jedoch nicht überall, wie alle Schüler dieses Philosophen, der Grille Hegels, das Pronomen der ersten Person ohne den neutralisirenden Artikel, und dennoch als regierend nicht, wie es dann die Grammatik fordert, die erste, sondern die dritte Person des Zeitworts zu setzen. Die Nachahmung in dergleichen — Kleinigkeiten nicht nur, sondern offenbar fehlerhaften, sprachwidrigen Eigenheiten — charakterisirt recht die Unselbstständigkeit, Gedankenlosigkeit des — anerthums.

Leser, der es schon anderweit selber besitzt, auch wohl in seiner verworrenen, aller wahrhaften Methode entbehrenden, und doch höchst anspruchsvollen Darstellung, wiederkennen kann. Ob es einem noch unerfahrenen Leser gelingen könnte, auch nur dieses Allgemeine daraus zu entnehmen, müssen wir dahingestellt sein lassen; keinesfalls ist das Buch unter diejenigen zu rechnen, durch welche den Anfängern das Studium und Verständniß der Philosophie erleichtert wird.

Dem auf dem Titel gegebenen Versprechen gemäß enthält die Schrift, außer einer Auseinandersetzung des vom Verf. aufgefundenen „Anfangs der Philosophie", eine encyklopädische Darstellung des „Organismus der Wissenschaft." Originalität in der Gliederung des Systems wird man dem Verf. nicht absprechen; nur über den Werth dieser Originalität darf er nicht auf gleiche Einstimmigkeit des Urtheils rechnen. Die praktischen Disciplinen werden von ihm als die ersten gesetzt, aus dem Grunde, weil (S. 45) „das Ich praktisch ist, indem es das Gegebene von sich stoßt" (daß dieser Provincialismus: st o ß t, statt st ö ß t, sich durch die ganze Schrift hindurchzieht, mag als ein Beleg für die Schülerhaftigkeit derselben auch im Sprachlichen und Stylistischen dienen); doch erhält unter den praktischen auch die Philosophie der Natur (!) einen Platz. Die Ordnung nämlich, oder vielmehr die wilde, für Ordnung sich ausgebende Unordnung, in welcher der Verf. die praktischen Disciplinen auf einander folgen läßt, ist diese: 1) Lehre vom Willen oder System der reinen Willensbestimmungen *) (das Eine, das Böse, das Gute, das Sollen, die Willkühr, die Freiheit, die Glückseligkeit, das Uebel, das höchste Gut), 2) die Philosophie der Natur, 3) die Philosophie des Rechts, 4) die Philosophie der Religion, 5) die Philosophie der Kunst. Einen Gedanken, der den Verf. bei dieser Anordnung geleitet hätte, würden wir uns

*) Haben dem Verf. bei diesem Anfange mit dem „Willen" etwa unverstandene Berichte über die gegenwärtige Lehre Schellings vorgeschwebt?

vergeblich bemühen aufzuzeigen; und eben so vergeblich würde es sein, irgend eine verständige Consequenz darin zu suchen, wenn der Vf. nun erst, nachdem er alle realen Disciplinen der Philosophie bereits im Rücken hat, den Uebergang zu einem Capitel macht, welches er schlechthin „die Philosophie" überschreibt; als ob alles Vorhergehende noch nicht Philosophie gewesen sei. Unter der Kategorie der Philosophie nämlich handelt er die rein theoretischen Disciplinen, als: 1) die Psychologie, 2) die Logik und die Metaphysik (diese beiden jedoch nicht etwa als Eins, sondern getrennt von einander) *), 3) die Erkenntnißlehre, ab; die letztere dient ihm zugleich, — wie es scheint, nur weil ihm die Lust oder Kraft ausgegangen ist, noch weitere Kategorieen auszusinnen — als Repräsentantin für sämmtliche Erfahrungswissenschaften. Seinem eigenen Geständnisse in der Vorrede zufolge (S. XX) hat sich der Verf. „von der Idee der Hegel'schen Phänomenologie bei Ausarbeitung der vorliegenden Schrift leiten lassen." Ein Geständniß, welches sich sonderbar genug ausnimmt, da in Einem Athem darauf folgt, daß die Entwicklung des genannten Werkes „das fortwährende Durcheinanderwirren einer idealen und realen Geschichte

*) Die weitere Eintheilung, die der Verf. von der Metaphysik beliebt, giebt eine gar anmuthige Probe von seinem Scharfsinne bei dergleichen Anordnungen, und von der Art und Weise, wie er seine Vorgänger zu benutzen weiß. Der Verf. unterscheidet nämlich a) Ontologie, b) Eidologie, c) Monadologie. Fragt man, was denn dies heißen solle „Eidologie:" so erhält man zur Antwort: die Lehre vom Dinge. Das platonische εἶδος nämlich sei nichts Anderes, als der metaphysische Begriff des Dinges (sic). Das Wahre ist, daß der Verf. Herbart, dem er S. 167 u. a. große Lobsprüche macht, nicht umsonst gelesen haben wollte; da er nichts von seinen Gedanken brauchen konnte, so meint er wenigstens ein Wort von ihm entlehnen zu müssen und greift komischer Weise nach einem solchen, welches Herbart — gar nicht kennt. Eidologie nämlich heißt das Wort, welches der Verf. meint, bei diesem Denker (von εἴδωλον), nicht Eidologie.

des Selbstbewußtseins" sei, ein Tadel, der in aller Eile, wohl nur um der Bequemlichkeit der Abfertigung willen, gleich auch mit auf Hegels „Encyklopädie" (woher in aller Welt mag der Verf. in Erfahrung gebracht haben, daß Hegels Encyklopädie eine „Geschichte des Selbstbewußtseins" sei?) erstreckt wird. So springen diese Leute mit ihrem Meister um, sie, die sich berechtigt meinen, den redlichsten Arbeitern, welche die philosophische Literatur, wenigstens die jüngere, dermalen aufzuweisen hat, den Vorwurf zu machen, daß sie es sich mit der Widerlegung Hegels „leicht gemacht"! — Fragt man übrigens, was denn der Verf. Hegel'n, aus dessen Schriften er sich, bei völligem Unvermögen zum Verständnisse der dialektischen Methode dieses Denkers, die Berechtigung zu einem so kunterbunten Verfahren herausgelesen hat, eigentlich verdankt; so möchte sich dies, abgesehen von einigen Besonderheiten, z. B. in der Rechtsphilosophie, der er auf seine Weise noch am meisten ein ernsthaftes Nachdenken zugewandt zu haben scheint, und einer Menge einzelner, ganz cruder Entlehnungen, im Ganzen und Allgemeinen auf die Schlagworte: „Reflexion in sich" und „Aufhebung der Reflexion" reduciren. Durch die allzeit bereite Anwendung dieser Worte ist es dem Verf. in der That ganz allein gelungen, den stockenden Gedankengang des Werkes in Bewegung zu erhalten, und den, freilich nur ganz oberflächlich bleibenden Schein, hervorzurufen, als ob das Ganze wirklich eine Entwicklung des am Anfange ausgesprochenen Gedankens sei. Es ist ergötzlich, dem Verf. nachzurechnen, wie oft und in wie ganz verschiedenen Zusammenhängen, wie zu wiederholten Malen in ganz verschiedenartiger Bedeutung, sogar auf derselben Seite, in demselben Paragraphen, er sich dieser Kunstausdrücke, wie einer magischen Formel, bedient, aller Orten mit der Prätention, durch sie den innersten wissenschaftlichen Kern des jedesmaligen Zusammenhangs zu Tage zu bringen.

Bei diesem nicht eben empfehlenden Urtheile, welches wir über die zuletzt besprochene Schrift fällen mußten, wird es überraschen, wenn wir derselben in allem Ernste noch den Vorzug

geben vor gewissen andern Produktionen der jüngsten Hegel'schen Literatur, welche durch ihren engern Anschluß an die Darstellung des Meisters einem ähnlichen Tadel sich zu entziehen scheinen. Während man nämlich in jener, bei aller Erudität der Ausführung, doch eine gewisse Natürlichkeit der Anschauung und einen wirklich philosophischen Trieb nicht verkennen kann, welcher zu der Hoffnung berechtigt, daß ihr Verf. bald selbst zur Einsicht in die Mängel seines ersten, jugendlichen Versuchs gelangen wird: so geben die Erscheinungen, welche wir hier meinen, das widrige Schauspiel einer Verschrobenheit und aufgeblasenen Unnatur, aus der es schwer fällt, die Möglichkeit einer Rettung für ihre Verfasser abzusehen. So unter andern ein Werk, welches theils durch den Inhalt, den es zu geben verspricht, theils durch den Namen seines Verfassers, der, noch ehe ihn das Publicum als Schriftsteller kannte, vielfach von der Partei gefeiert und gepriesen worden ist, vor andern die Aufmerksamkrit auf sich ziehen mußte, die Bearbeitung der Logik von K. Werder*)! — Es ist zum ersten Male, daß innerhalb der Anhängerschaft Hegels der Versuch gemacht wird, diejenige Disciplin, welche den eigentlichen spekulativen Kern seiner Philosophie ausmacht, von deren Anerkennung oder Nichtanerkennung in der Gestalt, die er ihr gegeben, das Bestehen oder Nichtbestehen seines Systems in seiner geschichtlichen Besonderheit abhängt, zum Gegenstande einer neuen, ausführlichen Darstellung zu machen. Selbst eine blos compendiarische Bearbeitung dieser Wissenschaft war nach Hegel und in seinem Sinne nicht wieder versucht worden, bis vor Kurzem der von Prof. Erdmann zum Behufe seiner Vorlesungen abgefaßte Grundriß**) erschien; ein Büchlein, dem, wer dem Verf. seine Voraussetzung zugiebt, daß die Hegel'sche Logik in ihren Haupt- und Grund-

*) Logik. Als Commentar und Ergänzung zu Hegels Wissenschaft der Logik. Erste Abtheilung. Berlin 1841.

**) Grundriß der Logik und Metaphysik. Für Vorlesungen. Halle 1841.

zügen die wahre Gestalt der Metaphysik enthalte, diejenige, bei der es für alle Zeiten sein Bewenden haben müsse, bei unbefangenem, durch den Parteigeist, der gerade diesen Denker, unstreitig einen der achtungswerthesten, gründlichst durchgebildeten der älteren Hegel'schen Schule, zum Gegenstande so gehässiger Angriffe von Seiten der jüngern Fraktion gemacht hat, ungetrübtem Urtheile, wegen der Klarheit, Präcision und umsichtigen Verständigkeit seiner allerorten wirklich durchdachten, wenn gleich zum bei weitem größern Theile Hegel nur nachgedachten Darstellung, seinen Beifall nicht wird versagen können. — Mit wie viel größeren Ansprüchen, einer so schlichten, nur auf das nächstliegende Lehrbedürfniß berechneten Arbeit gegenüber, das Buch von Werder auftritt, ist schon daraus abzunehmen, daß es, in dem bis jetzt allein erschienenen, allerdings nicht sehr umfangreichen, ersten Bande (231 weitläuftig gedruckte Seiten, wovon noch ein beträchtlicher Theil mit ausgezogenen langen Stellen aus Hegel und andern Philosophen angefüllt ist), nur den ersten Abschnitt des ersten Theils der Hegel'schen Logik, die Lehre von der Qualität, abhandelt, so daß wir also, wenn das Ganze mit gleicher Ausführlichkeit behandelt werden sollte, uns auf ein Werk von neun Bänden gefaßt zu machen hätten. In der That, die Anstalten, die hier gemacht sind, gemacht von einem Jünger, welcher, dem Vernehmen nach, einen jahrelang andauernden Fleiß fast ausschließlich dem unermüdlich wiederholten mündlichen, von glänzendem Erfolge, so erzählte man sich, gekrönten Vortrage dieser Wissenschaft zugewandt hatte, berechtigten zu mehr als gewöhnlichen Erwartungen. Sie berechtigten mindestens zu der Erwartung, daß wir hier einen ernsten, durchgreifenden Versuch antreffen würden, die Einwürfe, welche gegen die vom Verf. adoptirte Gestaltung der Wissenschaft so vielfach und, zum Theil wenigstens, in so gediegenem wissenschaftlichen Zusammenhange, mit so unleugbarem Verständnisse der bekämpften Lehre, erhoben worden sind, gründlich zu beantworten, und die Wissenschaft in Zukunft gegen sie sicher zu stellen. In dieser Erwartung findet

ſich der Leſer des Buches getäuſcht, und wohl dem Verf., wenn dieſer negative Vorwurf einer getäuſchten Erwartung der einzige wäre, den man gegen ihn zu erheben fände!

Von dem Tone, in welchem das Buch geſchrieben iſt, giebt ſogleich das „Vorwort" einen erbaulichen Vorſchmack. Es hebt an mit den Worten: „So wie einer nur ſtrebt, ſich frei zu machen im Geiſte und das Göttliche an ſich zu erfüllen, gleich kommen die Leute des Buchſtabens, die eigentlich Todten, und ſchelten auf ihn los und verketzern und verdammen ihn." Was ſoll man von dem Geſchmacke, von dem geſunden Sinne eines angehenden Schriftſtellers denken, der mit einem ſolchen Stoßſeufzer ein Werk von wiſſenſchaftlichem Inhalte eröffnet, von einem Inhalte, den, wenn er mit dem ruhigen Ernſte behandelt wird, der für ihn gehört, zu verketzern und zu verdammen wahrlich noch Niemandem eingefallen iſt? Weiter ergeht ſich der Verf. über die Ehre, ein Freigeiſt zu ſein und zu heißen, — wobei er jedoch zu erinnern nicht unterläßt, daß dieſer Name jetzt obſolet geworden iſt. — „Schande und Schmach ſei es allein, ein Sclavengeiſt zu ſein." In der That eine Bemerkung, die, ſo wie die vorhergehende Anpreiſung des „ſich frei zu machen Strebens im Geiſte," trefflich einem Werke anſteht, welches, ſo viel an ihm iſt, die Wiſſenſchaft in ein gänzlich unfreies Verhältniß zu einem Einzelnen ihrer Heroen ſtellt! „Wer in der That des Gottes voll iſt, der kann darauf rechnen, als Atheiſt verſchrieen zu werden", ſo meint der Verf.; er ſelbſt dagegen findet kein Arg darin, diejenigen, welche die unmittelbare Gegenwart des Herrn in Hegels Logik nicht empfinden wollen (denn von wem ſonſt könnte verſtändiger Weiſe in dieſem Zuſammenhange die Rede, oder wer ſonſt könnte unter denen gemeint ſein, die „wenn Er ſich ihnen naht, vor ihm fliehen und ſchreien: er iſt es nicht"?), als noch etwas viel Aergeres, denn bloße Atheiſten, zu verſchreien. Er bezeichnet ſie nämlich, — und dieſe Bezeichnung ſchließt das Vorwort, — als ſolche, die „gerade dadurch dem Herrn das härteſte Kreuz auferlegen," daß nämlich der Herr „um ſeiner Gnade und Liebe

willen, und weil er das All umfaßt, auch sie ertragen muß, und wissen von ihnen, die aus dem Geiste zur Dummheit, aus dem Willen zum Dinge sich entarten, das sei sicher sein härtestes Kreuz." — Das nenne ich denn doch eine tapfere, eine geharnischte Vorrede! Wer sich, gleich am Beginn seines Werkes, als ein so tüchtiger Kämpe erweist, wie sollte der nicht auch ein tüchtiger Logiker sein?

Um die Art und Weise des Verf. in dem Werke selbst zu charakterisiren, ziehen wir folgende Stelle aus, welche den Schlußpunkt einer Entwicklung bildet, worin er den Anfang, welchen die Logik nach Hegel mit dem reinen Sein macht, zu motiviren sucht (S. 20). „Das reine Ich, sich erlebend in seinem Beginne, denn dieser Beginn ist die ganze concentrirte Kraft seiner Verwirklichung, entschläft [man bemerke: der Verf. muthet seinen Lesern zu, sich das „reine Ich" in einem und demselben Momente beginnend, sich erlebend und — entschlafend vorzustellen!] — im logischen Geiste. Dieser unendliche Ruhepunkt, wenn wir nach dem Worte suchen für seine Bestimmungs- und Reflexionslosigkeit, nach dem Worte für die Beziehung des Ichs auf sich selber, die in sich versunken [was mag sich der Verf. unter einer „in sich versunkenen Beziehung auf sich selber" denken?] keinen Reflex seiner selbst mehr offenbart; dieser unendliche Ruhepunkt heißt Sein, und unendlich nenn' ich ihn, weil in seinem Schweigen alles Wort und alle That schon athmet und unter seiner Asche [wessen Asche? des „Ruhepunkts"?!] schon der Flügelschlag rauscht der heiligen Leidenschaft, in der der Geist sich hinreißt [sic] zur Schöpfung seines Reichs." — Der aufmerksame Leser wird diese Worte, die noch lange nicht die hochtrabendsten, schwülstigsten sind unter den ihnen benachbarten, genügend finden, um jene verkehrte, aftergeniale Manier zu bezeichnen, welche, die Bedeutung spekulativer Begriffe in ihrer schlichten Einfalt zu erkennen oder festzuhalten unvermögend, dieselben auf keine andere Weise in ihr Recht einzusetzen meint, als wenn sie sie in ein Gewebe pomphafter, ihrem wahren Sinne vollkommen fremdartiger Redensarten einhüllt.

Dem Verf. ist es eine Kleinigkeit, zu wiederholten Malen (S. 16. 20. u. 24.) mit den emphatischesten Wendungen den Anfang des logischen Denkens in Hegels Sinne, als den „Entschluß zur Menschheit, zur Humanität" zu bezeichnen („die Ueberzeugung haben, daß der Geist Alles ist, nur das heißt ein Mensch sein, diese göttliche Ueberzeugung erzeugt erst den Menschen" — wie geht es doch zu, daß nicht schon längst Alle, die nicht bei Hegel oder bei Hrn. Werder Logik gehört haben, auf allen Vieren einhergehen?). Da ihm das wissenschaftliche, logische Erkennen mit der Vernunft selbst für gleichbedeutend gilt, so muß er auf die Frage nach den Gränzen der menschlichen Erkenntniß überhaupt zu sprechen kommen. Ueber diese läßt er sich folgendergestalt vernehmen (S. 27 f.): „Die Schranken der Philosophie kenne ich so gut, als man sie mir sagen kann; aber ich weiß zugleich, daß es die Schranken des Wissens überhaupt, die Schranken des Geistes, und somit die Schranken desjenigen sind, was wir das Göttliche in uns nennen. Von einem göttlichen Geiste, der sich nicht im Menschengeiste, in der äußern und in der innern Welt offenbarte, weiß ich nicht. Was uns Wahrheit ist, das ist es durch den Geist, und was wir vermögen, das vermögen wir nur in ihm. Nicht einen Grashalm sind wir im Stande, aus ihm zu schaffen, sondern nur Gedanken, nur uns selber, nur den Geist aus dem Geiste. Daß das Allgemeine sich zum Individuellen entwickeln muß, oder mit andern Worten, daß eine Natur sein muß, den Gedanken dieses Processes, den Geist dieses unendlichen Lebens können wir fassen und begreifen; aber das Wie dieser Wandlung der Idee in die Realität, dies Uebergehen selbst, das ist es, was wir nicht wissen von Gott, weil wir es nicht wissen von uns, weil wir's nicht machen können; denn Alles, was wir frei aus uns zu erschaffen mögen, ist ein idealischer Leib." Was sagen uns diese ampullae et sesquipedalia verba Anderes, als das Wohlbekannte, was der Verf. allzugern nicht sagen möchte, daß sich mit der Logik nichts Reales erzeugen läßt?

Von dem übrigen Inhalte des vorliegenden Bändchens

werden unsere Leser, nach den gegebenen Proben, schwerlich noch begierig sein, etwas Weiteres zu vernehmen. Daß der Verf. kluger Weise sich enthalten hat, auf irgend eine Verhandlung oder Auseinandersetzung mit den Gegnern seines Meisters einzugehen, haben wir schon bemerkt. Die Berechtigung zu diesem Schweigen hat er ohne Zweifel in der hochfahrenden Abfertigung gefunden, welche diesen Gegnern bereits durch Andere seiner Glaubensgenossen geworden ist. In der That war ihm damit kein geringer Gefalle geschehen; denn die Rücksichtnahme auf jene Gegner würde ihn genöthigt haben, aus der sublimen Sphäre des Schwärmens und Phantasirens über die logischen Kategorieen, in der er allein sich heimisch findet, auf die ebene Erde wissenschaftlicher Prosa herabzusteigen. Um so weitläufiger ist er im Ausziehen und Commentiren nicht etwa nur einzelner Aussprüche, sondern ganzer, langer Passagen seines Meisters; allenthalben sind diese es, woran er seine Betrachtung knüpft, und sonach deren Unselbstständigkeit auch äußerlich zur Schau trägt. Doch wagt er an einigen Stellen, Hegel'n zu widersprechen; mit welchem Glücke, möge man aus folgendem Beispiele beurtheilen. An dem Ausspruche dieses Denkers, daß „die Unbestimmtheit oder abstrakte Negation, welche das Sein an ihm selbst hat, es sei, was die äußere und innere Reflexion ausspricht, indem sie es dem Nichts gleich setzt, es für ein leeres Gedankending, für Nichts erklärt," nimmt der Verf. Anstoß, aus dem Grunde, weil — man höre! — „das nur leere Gedankending sich nie zum Werden entwickeln könnte" (S. 50). Um nur einigermaßen verständlich zu machen, was er mit diesem (schon in seinem Ausdrucke, seiner Wendung nicht gegen Hegels directen, sondern gegen die indirecten, als Ausspruch der „Reflexion" von ihm angeführten Worte, äußerst incorrecten) Widerspruche wollen kann, müssen wir hinzusetzen, daß der Verf. im Vorhergehenden einen sehr subtilen Unterschied zwischen „Nichts" und „Gar-Nichts" gemacht, und zu bemerken gegeben hatte, das Sein, wenn es nicht, nach Hegel, als Nichts gefaßt werde, sei gar Nichts. Als dieses „Gar-Nichts" nimmt

er hier das „Gedankending" der Reflexion, und er will also sagen: um zum Werden sich fortbestimmen zu können, dürfe nicht Ernst damit gemacht werden, das Sein zu vernichten; allerdings dürfe und müsse man dazu fortgehen, das Sein als Nichts zu setzen; aber man müsse sich wohl hüten, dieses Nichts mit dem Gar-Nichts, mit dem bloßen Gedankendinge zu verwechseln; dasselbe sei vielmehr etwas sehr Positives, weit positiver, als das Sein an sich selbst. „Nicht durch das Nichts werde das Sein als der nur leere Gedanke erklärt, sondern eben als Nichts erkläre das Sein sich selbst vielmehr als der sich mit sich erfüllende Gedanke, und einzig und allein als dieser sei es das Werden." Wenn diese Worte überhaupt einen Sinn haben, so ist es dieser, daß das Nichts, von dem Hegel spricht, nicht wirklich Nichts, sondern vielmehr ein mystisches Etwas ist; daß heißt mit andern Worten, daß der Verf., um Hegels Gedanken seinem phantastischen Radotiren anzupassen, ihnen die dialektische Spitze abbrechen und ihren klaren, spekulativen Kern in Nebel und Rauch verschwinden lassen muß. — Kaum brauchen wir nach diesem Allem noch zu bemerken, daß es dem Verf. bei allem Wortschwall nirgends gelingt, eine Bestimmtheit der einzelnen Kategorieen, einen festen Unterschied derselben unter einander aufzuzeigen. Er sagt bei jeder neuen Kategorie mit veränderten Worten immer wieder das Nämliche, was er bei den vorhergehenden gesagt hat, obwohl er freilich dabei nicht müde wird, uns zu versichern, daß er in der That etwas Anderes sage. Die Verlegenheit, die fehlende Bestimmtheit des Begriffs durch eine scheinbare Bestimmtheit des Ausdrucks zu verbergen, äußert sich in dem unaufhörlichen Unterstreichen oft der bedeutungslosesten Worte und Sätze, hin und wieder mit einem sehr naiven Hinweisen auf die Verschiedenheit des Wortes, da wo es gälte, die Verschiedenheit des Begriffs aufzuzeigen; wie z. B. S. 204: „Sagen wir denn nur: Seiendes? Nein, wir sagen: Fürsichseiendes." Selbst die Anführung älterer Philosophen, von der man noch am ersten einige Aufklärung über den Sinn der

einzelnen Kategorieen erwarten könnte, wird unter den Händen des Verf. zu etwas nur noch mehr Verdunkelndem, theils durch die unpaſſende Wahl der angeführten Philoſopheme (ſo, wenn das Cogito ergo sum des Descartes zur Erläuterung des Hegel'ſchen „reinen Sein," oder wenn die Leibnitz'ſchen Lehren von den Monaden, vom zureichenden Grunde u. ſ. w. zur Erläuterung des Begriffs der „Grenze" herbeigezogen werden), theils, wo die Wahl des Anzuführenden durch den Vorgang Hegels beſtimmt iſt, durch die verwirrenden, aus Allem Alles machenden und in Allem Alles findenden Commentare, die der Verf. beizufügen nicht ermangelt.

Von der Anklage, ſolches Unweſen verſchuldet zu haben, kann die Hegel'ſche Logik, in der Geſtalt, wie ſie noch immer von der Schule gelehrt wird, inſofern nicht frei geſprochen werden, als ſie fortwährend dazu reizt, ja nöthigt, in den metaphyſiſchen Gedanken, die mit der reinſten Klarheit der Abſtraction, mit der äußerſten Nüchternheit gedacht ſein wollen, etwas Ueberſchwängliches, Myſtiſches zu ſuchen, und darin erſt die eigentliche Bedeutung dieſer Gedanken zu ſetzen. So lange man fortfährt, die metaphyſiſchen Kategorieen für etwas Anderes, als bloße Formen (freilich darum nicht blos ſubjektive) des Seins und des Erkennens auszugeben; ſo lange man darauf beſteht, in ihnen zugleich die höchſte Realität, den eigentlichen Inhalt alles Erkennens zu erblicken, und in dieſem Sinne auf der Ineinsbildung der Metaphyſik mit der Logik, auf dem abenteuerlichen Cultus einer logiſchen „Idee", die Eins und doch auch wieder nicht Eins mit der Gottheit ſelbſt ſein ſoll, beharrt, ſo lange man endlich in dem Inhalte der Metaphyſik nicht blos die abſolute Nothwendigkeit des Denkens und des Seins, ſondern, als Eins und Daſſelbe mit dieſer Nothwendigkeit, auch die abſolute Freiheit des Geiſtes dargeſtellt und verwirklicht ſehen will: ſo lange werden dergleichen Verzerrungen der großartigen, aber, man ſollte es ſich endlich eingeſtehen, von Unklarheit, Verworrenheit und Willkühr keineswegs freizuſprechenden Gedankengebilde Hegels

nicht ausbleiben. Allerdings, der Misbrauch (daß es ein Misbrauch ſei, werden in dieſem Falle ohne Zweifel alle beſonnenen Glieder der Schule bereitwillig eingeſtehen) beweiſt an ſich ſelbſt nichts gegen die Wahrheit der Sache; immer jedoch bleibt es ein bedenkliches Zeichen, wenn es innerhalb einer zur Schule conſtituirten philoſophiſchen Richtung einer Individualität, wie der des Hrn. Werder gelingen kann, in ſo hohem Grade die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen und ein günſtiges Vorurtheil von ſich zu erwecken.

(Der Schluß folgt.)

Sinnſtörende Druckfehler in den erſten Artikeln:

Im erſten Artikel (Bd. VI. H. 2.) S. 296. Z. 13. v. u. ſtatt Theologie l. Teleologie.

Im dritten Artikel (Bd. VII. H. 2.) S. 277. Z. 13. iſt betrachtet zu ſtreichen.

K. F. E. Trahndorff, wie kann der Supranaturalismus sein Recht gegen Hegels Religionsphilosophie behaupten? eine Lebens- und Gewissensfrage an unsre Zeit; Berlin, bei Fr. Heutze 1840.

Recensirt

von

Dr. Anton Günther in Wien.

Einleitung.

Das Ungewisse: Ob das Fragezeichen des Titels nicht etwa ein Ausrufungszeichen zum unsichtbaren Begleiter habe, verliert sich für den Leser schon auf der ersten Seite der Vorrede, die der Verfasser als einen Nachtrag zur Einleitung, dieser vorangestellt. „Meine Schrift ist gegen Hegel gerichtet, (heißt es), sie macht Anspruch, den Grundfehler des Hegel'schen Systems aufzudecken, und die dadurch bedingten Irrthümer nachzuweisen." Ferner: „Was ich aber irgend gegen Hegel gesagt, trifft nicht etwa ihn zu Gunsten früherer Systeme, oder irgend eines gegenwärtigen Philosophirens außer der Hegel'schen Schule, sondern mein Tadel trifft in ihm das Philosophiren überhaupt, sofern es noch nicht frei geworden ist vom alten Irrthume, an welchem die Philosophie seit Jahrtausenden kränkelt, und durch welchen sie immer noch die Quelle der Verirrung und des innern Zwiespaltes ist statt Vollendung des Bewußtseins, die Wissenschaft des Wissens." Desto befremdender müssen es die Leser finden, wenn sie in der Einleitung (unter der Aufschrift: Tendenz der Schrift und Wesen des Streits zwischen Kirche und Philosophie) lesen: „Wenn ich mich mitten in diesen Wirrwarr hinauswage, um auch ein Wort mitzusprechen; so muß ich im Voraus unumwunden erklären: daß ich durchaus nicht Anspruch mache, als Richter in dem Streite

aufzutreten; noch weniger aber wünsche ich dafür angesehen zu werden, als hätte ich entschieden für irgend eine Partei die Waffen ergriffen." Die erste Hälfte dieser Erklärung wird dem Verfasser jeder Leser gern aufs Wort hinnehmen, auch bevor er die Stelle in dieser Schrift gefunden, die derlei Streiter und Streitsachen einem höhern Richter anheimstellt.

Aber warum will der Verfasser nicht als ein solcher angesehen werden, der entschieden für die Partei der Supranaturalisten das Wort genommen? Etwa deshalb, weil er glaubt, seine Untersuchung eine kritische insofern nennen zu dürfen, als er die Sache beider Parteien prüfe, „ohne unmittelbar das volle Recht bei einer vorauszusetzen?"

Solch ein Verfahren ist allerdings sehr löblich bei einer Untersuchung wie die vorliegende; aber das kann ihn so wenig hindern, nach gepflogener Untersuchung sich unter die Fahne der einen von beiden Parteien zu stellen, als uns verargt werden kann, den Verfasser als entschiedenen Streiter anzusehen und die Mittheilung seiner Motive mit Danke anzunehmen. Er ist's ja selber, der da zu Anfange der Einleitung die Frage: Was ists, das so Viele auf dem Wege zur Entschiedenheit für den Supranaturalism zurückhält und sie in einem Schwanken zwischen diesem und dem Rationalism festbannt? mit dem harten Worte beantwortet: „Die falsche Schaam der Zeit ist es!" Doch wozu diese unsre Einleitung?

Einmal dazu, um dem Verfasser vorn herein zu versichern, daß wir ihm für unsern Theil seine Bitte an die Leser nicht gewähren können, sein etwaiges Verhältniß zu den Parteien gänzlich zu ignoriren. — Ferner zu der Versicherung, daß er durch ein etwaiges Geständniß, z. B. im Supranaturalism seiner Kirche geboren und erzogen worden zu sein, bis zur Zeit, wo die Selbsterziehung des Menschen anfängt, gar nicht bei uns verloren haben würde. Sein Wort ist vielmehr zugleich das unsere: „Meine Gründe müssen mich rechtfertigen", wenn wir auch noch das hinzusetzen dürfen: Was aber kann jene Gründe rechtfertigen?

Es gibt für uns nichts Abgeschmackteres und Verbrauchteres, als das vornehme Gewäsch von dogmatischer Befangenheit oder kirchlicher Gefangenheit. Es ist das alte Lied der Spieluhr, in jenem Armsessel kunstreich angebracht, in welchen sich die Denkfaulheit und der Gedankendünkel zu setzen pflegen, wenn sie, zur Zeit ihrer Siesta, von der Flora der Gedankenfreiheit außerhalb dem Gottesacker der Kirche süße Träume sich verschaffen möchten.

Wir wollen damit jene Befangenheit gar nicht unter die Unmöglichkeiten zählen. Aber das müssen wir verneinen, daß der Fremdling bessere Auskunft über irgend ein Vaterhaus zu geben wisse, eben weil er Fremdling ist, als die Kinder des Hauses selber, wenn es auch unter diesen dem einen oder dem andern je eingefallen wäre, eine Hühnersteige im alten Weichbilde höher als die Jacobsleiter anzuschlagen.

Jene Bitte des Autors kann aber ihren Grund noch darin haben, daß er zwar mit der falschen Schaam, gegenüber der Hegel'schen Jüngerschaft, fertig geworden, nicht so aber gegenüber der supranaturalistischen Brüdergemeinde. Unsre Vermuthung stützt sich auf die Stelle in der Einleitung S. 15—19, wo der Verfasser sein unparteiisches Benehmen gegen beide Parteien rechtfertigt. „Die Hegel'sche Schule glaubt, in dem Streite zwischen Religion und Wissenschaft, den Triumph feiern zu können; dennoch schweigt die Gegenpartei nicht, sondern tritt immer wieder ernstlich gegen die letzte Entscheidung durch die Philosophie auf. Indessen werden ihre Angriffe mehr mit Spott, als durch Widerlegung zurückgewiesen. Spräche sich auch in den Angriffen der Antihegelianer nichts weiter aus, als dieses Bewußtsein, so müßte uns dieses schon dazu verpflichten, nach dem Grunde desselben zu forschen, und ihnen dadurch Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Den Grund aber, wie bisher, nur in dem Unvermögen: die unwiderlegbare Wahrheit des Hegel'schen Systems, und hiermit zugleich die Entscheidung des Streits zu begreifen, vorauszusetzen, dazu sind wir als unbefangene Beobachter und unparteiische Wahrheitsfreunde durchaus

nicht berechtigt. Soll unsre Untersuchung wirklich unparteiisch sein, so müssen wir den Gegnern der Hegel'schen Philosophie ein Princip zutrauen, auch wenn sie sich desselben nicht bestimmt bewußt sein sollten."

Der Supranaturalism darf sich daher nicht mehr auf Gefühl und Glauben berufen, ohne sein Recht zu dieser Berufung zu beweisen. Die scheinbare Principlosigkeit der Kirche auf wissenschaftlichem Standpunkte war ja bisher der Hauptvortheil der Hegel'schen Schule. Noch setzt der Verfasser S. 13 beschwichtigend hinzu: „Der Streit zwischen Religion und Wissenschaft, insofern er als ein welthistorischer zu betrachten sei, verhalte sich nicht ganz so, wie der Streit zwischen der protestantischen und katholischen Kirche. In diesem fänden die Individuen der streitenden Parteien ihren Stützpunkt innerhalb ihrer Confession. Diese hält sie und trägt sie, gegenüber der feindlichen, und erhält so den Streit nothwendig offen für die endliche Entscheidung Gottes in der Weltgeschichte. Jener Streit aber kann und muß durch Vollendung des Bewußtseins, mithin durch strenge Prüfung der temporairen Philosophie, entschieden werden." — Und gleichsam, als ob der wohlmeinende Verfasser, bei aller Unparteilichkeit, doch die Worte von seiner eigenen Partei vernommen hätte: „das ist eine harte Rede — wer kann sie hören!" so setzt er endlich noch calmirend hinzu: „Die Kirche selbst, insofern sie das Recht behauptet, als ein unmittelbares Werk Gottes angesehen zu werden, wird nur jene Philosophie anerkennen, die mit ihr im vollkommenen Einklange steht, wird nur sie als die wahre, und gleich dem Leben der Kirche unvergängliche, allzeitige anerkennen."

„Sie wird sich deßhalb gegen ein feindliches System derselben nicht etwa dadurch schützen, daß sie sich vertheidigt, oder sich wohl gar selbst philosophisch zu begründen sucht. Dies wäre gegen ihre Würde; denn sie steht schon festgegründet. Auch würde sie dadurch der Philosophie ein gefährliches Vorrecht einräumen. Die Kirche wird vielmehr das allgemeine Recht üben: das philosophische System zu prüfen. Der Theologe

also, wenn er an diese Prüfung sich wagt, thut es nur als Philosoph, und somit auf dem wissenschaftlichen, nicht aber auf dem kirchlichen Standpunkte." — So unser Verfasser, dem herzlich Glück zu wünschen ist zu seinem Unternehmen, seiner Partei das Princip ihrer Protestation zum Bewußtsein zu bringen; vorausgesetzt, daß die Geistesfassung derselben ihn zu jenen Aeußerungen nöthigte, in denen er das Wort: philosophische Begründung und Prüfung, wie die Kammerzofe eine Stecknadel, in den Mund nimmt, nämlich so, daß vom Kopfe derselben Nichts zu sehen ist. Denn ihm, dem angeblich Vertrauten mit der Natur des Bewußtseins, dürfen wir doch zutrauen: daß er zwischen factischer Gründung und wissenschaftlicher Begründung zu unterscheiden wisse, weil Etwas beweisen, und dieses Etwas zur Existenz bringen, nur von der gelehrten Ignoranz confundirt werden kann, wie es leider bei dieser an der Tagesordnung ist. — Wir unsrerseits können ihm versichern, daß es derlei Aeußerungen durchaus nicht gewesen, die uns bewogen, seiner Lebens- und Gewissensfrage unsre ganze Aufmerksamkeit zu schenken, wohl aber die Behauptung: daß der Streit zwischen Religion und Wissenschaft (besser, zwischen Theologie der Kirche und der der Philosophie) durch die (theoretische) Vollendung des Bewußtseins entschieden werden könne und müsse.

Auch hoffen wir, daß der Verfasser diesem Geständnisse Glauben schenken werde, wenn er sich erinnert, was er zum Schlusse seiner Schrift sagt: „In der neuern Zeit zeigen sich in der Hierarchie der römischen Kirche Spuren großer Geneigtheit, die Hegel'sche Philosophie in sich aufzunehmen. Und warum? Um die Tendenz der Letztern zur Erstarrung in dem Allgemeinen (Begriffe) mit der Tendenz der Kirche zur Glaubenserstarrung zu neutralisiren. Hegels Anspruch: das Christenthum als Vernunftoffenbarung, ohne Bibel, rein aus der Vernunft zu construiren, bietet der Satzung der römischen Hierarchie, welche den Laien die Bibel verbietet, die Hand." — Was für eine falsche Schaam der Verfasser in dieser

Constellation der neuen Schule mit der alten Kirche (die beide nach ihm auf eine chinesische Verknöcherung und Erstarrung des christlichen Gesammtlebens hinarbeiten) überwunden zu haben glaubt, das dürfte wohl schwer zu errathen sein; wenn es nicht der Respect sein sollte vor der alten Behauptung aus den Tagen der Reformation: daß die römische Hierarchie der leibhafte Antichrist sei, und deshalb auch mit allen Unternehmungen des Antichristes gegen das Wort Gottes leicht gemeine Sache machen könne.

Doch dem sei, wie ihm wolle — wir wenigstens schämen uns nicht, die Aeußerungen des Verfassers über das Wesen des Streites zu unterschreiben, wenn er sagt: „dieser Streit datirt sich von der Zeit her, als gewisse Zweifel, die schon lange im Innern Manches gekämpft, wirklich zu Tage kamen und mit Beifall aufgenommen wurden. Diese Zweifel betrafen das Wunder — oder — den wunderbaren Ursprung der christlichen Religion d. h. den Supranaturalismus derselben. Wir können das Wesen des Streites immer noch in dem Gegensatze: Supranaturalism und Rationalismus aussprechen, nur, daß er sich jetzt bis zur nothwendigen Entscheidung hingearbeitet hat."

Wenn aber der Verfasser noch überdies hinzusetzt, daß dieser kirchlich-theologischen Bezeichnung des Gegensatzes sich noch eine philosophische und eine populäre an die Seite stellen, jene in der Frage: ist Religion eine bloß subjektive Erscheinung, oder hat sie objektive Gültigkeit? diese in der Frage: ist Religion göttlichen Ursprungs, oder ist sie Menschenwerk? — und endlich: „daß alle drei Bezeichnungen eine und dieselbe Forderung an die Religion machen, nämlich: daß diese keine subjektive Erscheinung sei, sondern objektive Gültigkeit habe:" so müssen wir ihm vorhinein versichern (damit er wisse, mit wem er es zu thun habe), daß diese Forderung an die Religion von der Wissenschaft erfüllt werden könne, ohne deshalb schon von der Religion mit göttlichem Ursprunge den menschlichen Ursprung schlechthin auszuschließen; so wie sich andrerseits die subjektive Erscheinung und

objektive Realität einander nicht nur nicht ausschließen, sondern sogar ergänzen. In welchem Sinne nun der Supranaturalismus und der Rationalismus diese Forderung geltend machen und welcher Sinn für sie der wahre sei, darüber finden wir die nächste Auskunft schon im ersten Kapitel, in einer Vergleichung des Supranaturalismus mit der Hegel'schen Religionsphilosophie.

Da uns, wie bereits oben angezeigt wurde, nur die Untersuchung des Bewußtseins, und die neuen Aufschlüsse darüber, interessiren können, so müssen wir den Lesern die Darstellung und Schilderung des Supranaturalismus und der Hegel'schen Religionsphilosophie überlassen. Vorzüglich müssen wir es den Anhängern der Letzteren anheimstellen, ob sie mit der Entschuldigung unsers Supranaturalisten zufrieden sind, daß er die Darstellung der Letztern (einen Prachtbau des Denkens nennt er sie) „nicht aus einzelnen Stellen zusammengestümpert habe, da es ohnehin eine vergebliche Mühe sei für jeden, der ein System nicht mit einem Blicke zu umfassen vermöge."

Die Kritik aber beginnt S. 40 mit der Frage: Ob die Religion, die dieses Epos einer dichtenden Vernunft lehrt, objektive Gültigkeit habe — oder — ob sie nur subjektive Erscheinung sey? Die Antwort fällt verneinend aus: „Gott als Geistwerden ist nicht das wahre Absolute, sondern als Geistsein."

Die Kritik macht ferner ein großes Fragezeichen zur Hegel'schen Behauptung, daß das Subjekt, als ein Endliches, und alles Endliche sich negire im Unendlichen, und daß dieses als ein unendliches Sein zu setzen sei. Zur Erläuterung des ersten Urtheils mag Folgendes dastehen: S. 47 heißt es: Nach Hegel ist a) der Zustand des Bewußtseins das wahre Sein — Geistsein — des Weltgeistes. Jener Zustand ist ferner der höchste, vollkommenste, im Gegensatze zu dem des Verhülltseins. Vollkommenheit ist also hier nur eine relative, also innerhalb des Werdens beschlossene. Deßhalb ist Gott auch weder vollkommen, noch unvollkommen zu nennen; sondern er ist, weil und wie er ist. Dies aber ist Fatalismus.

b) Das Werden kann auch nie Vollkommenheit erreichen, es würde aufhören, ein Werden zu sein. Was aber würde es dann doch sein? Etwa das Absolute? Mit nichten! Es würde vielmehr gar nicht sein; denn was nicht wird, ist auch nicht (dies liegt im Wesen des Absoluten nach Hegel). — Kurz: das Höchste (im Werden des Geistes) ist noch nicht die vollkommene Offenbarung Gottes. Vollkommenheit ist Freisein von allen Bedingungen des Werdens. Sie ist das unerreichbare Ideal — das Jenseits, welches, eben wegen der Unerreichbarkeit, als ein Vacuum erscheinen, und welches ferner stets den Zwiespalt in uns erregen muß, sobald wir uns mit einem Diesseits (wie der Gott Hegels ist) begnügen sollen, neben jenem Ideale, das wir unaufhörlich in uns tragen.

Dem möglichen Einwurfe: daß das Höchste im Werden des Weltgeistes sich zum Ideale der Vollkommenheit vielleicht steigere, wird mit der doppelten Betrachtung begegnet, die theils die Ich-Identität, theils den Begriff des Zieles zum Gegenstande hat. In Bezug auf jene heißt es:

c) Die Nothwendigkeit des Weltgeistes besteht darin, daß er sein Bewußtsein nur vollziehen kann im Besondern, in der Vielheit bewußter Individuen.

Hier läßt sich nun ein Zwiefaches annehmen: entweder ist die Ich-Identität des Weltgeistes (in seinem Bewußtsein) eine objektive, oder sie ist eine subjektive.

Als objektive Identität wäre sie zugleich ein Total-Ich, das zwar in allen Individuen bestände, aber nicht von jedem Einzelnen abhängig wäre; die demnach als solche wechseln könnte, ohne die Existenz des totalen Ich zu gefährden. Als subjektive Identität aber wäre sie bloß das Allgemeine, das Identische, das in jedem Individuum entsteht und vergeht, dessen Existenz im Gedanken auch nur von dem Denkenden abhängig ist.

Diese letztere Identität aber ist nicht einerlei mit jener und umgekehrt, beide schließen vielmehr einander nothwendig aus.

Die Einheit beider aber darzuthun ist eben der vergebliche Versuch des Hegel'schen Systems.

Der Weltgeist (Gott) ist nur insofern Geist, als er in dem Bewußtsein jedes Einzelnen, und insofern dieses Einzelne sich bewußt ist. Er ist also bedingt durch das Einzelbewußtsein, und zwar so, daß dieses offenbar nicht in ihm ist, wohl aber er in dem Einzelnen entsteht, besteht und vergeht. Aber wer bürgt uns nun dafür, daß dieser Weltgeist ein Sein — ein ewiges — sei, da er sich selber als den Vergänglichen ausspricht?

d) Die zweite Hälfte der Betrachtung aber beginnt S. 54 mit der Frage: welches ist Ziel des Weltgeistes (bei seiner Tendenz zum Zustande des Bewußtseins)? worauf die Antwort lautet: das Nichtweiterkönnen. Dieses aber kann wieder, heißt es, auf doppelte Weise eintreten, je nachdem das Nichtweiter von und in der Tendenz selber, oder von Etwas außer ihr bedingt sei. Das Ziel des Weltgeistes aber, das er in dem Bewußtsein der einzelnen Individuen erreicht, sei nicht das Ziel, nach dem er eigentlich strebt; denn dieses Ziel fällt über jenes Bewußtsein hinaus, es sei eben das Ideal, von dem unser Bewußtsein Zeugniß gebe — das Geistsein — nicht das Geistwerden.

Wir können diese ganze Demonstration füglich mit der Bemerkung des Supranaturalismus schließen, daß die Ueberspanntheit des Hegel'schen Systems gerade darin liege: die subjektive Identität als eine objektive geltend zu machen, — weil eben hierin das Endliche zum Ewigen ausgespannt werde. Das Sichsetzen — Sichfinden des Einzelnen als das Allgemeine, durch Aufhebung des Selbst, sei aber nur innerhalb des Daseins beschlossen, mithin selbst ein Endliches, mithin nur subjektive Unendlichkeit — mithin Religion (nach Hegel) nur Hingebung an die Welt, ihrer Totalität nach. — So viel des Wichtigsten aus dem ersten Capitel.

Als eine Bereicherung für die Theorie des Bewußtseins

könnte allerdings der Gedanke von dem jenseitigen Ideale einer Offenbarung Gottes ohne alle und jede Bedingung des Werdens — von einer Selbstoffenbarung des absoluten Geistes mittelst Bewußtsein ohne Bewußtwerden, angesehen werden, wenn der Verfasser die Begründung desselben im Bewußtsein sich hätte angelegen sein lassen; die vor der Hand nur darin besteht, daß er sich auf jenes Ideal als auf eine Thatsache des Bewußtseins beruft, die ihm auch Niemand streitig machen wird, so lang er jene Thatsache nur auf den Kreis seines eigenen Bewußtseins beschränkt.

Aber auch diese Bescheidenheit wird nicht verhindern können, daß Andere, die von jener Nichts in sich vorfinden, eine Construktion derselben aus Elementen versuchen, die unzweideutiger in jeglichem Bewußtsein ausgesprochen liegen. So glauben wir, daß der Gedanke von jenem Ideale seine Wurzel in der Ueberspannung jenes ganz wahren Gedankens habe, nämlich: daß vom absoluten Sein die Daseinsformen des bedingten Seins nicht prädicirt werden dürfen, folglich auch nicht die Bewußtseinsformen desselben, die allerdings das Werden, die Zeitform, einschließen. Und dieses Veto wird seine Rechtfertigung darin finden, weil durch jene Uebertragung das absolute Sein nothwendig zugleich zum substanzialen und causalen Träger jener Formen erklärt und hiermit der Unterschied zwischen absoluter und geschöpflicher Substanz aufgehoben würde.

Allein aus jener Nichtübertragbarkeit folgt noch keineswegs, daß vom Bewußtsein des absoluten Seins (vom Sichwissen, als Selbstoffenbarung desselben) alles Werden schlechtweg auszuschließen sei. Umgekehrt wird sich vielmehr aus dem Gedanken vom unbedingten Sein nothwendig ergeben, daß es, als Sein durch sich, d. h. als Sein schlechthin (da jene Bezeichnung nur der Relation auf bedingtes Sein [als Sein durch Andres] ihre Entstehung verdankt), auch durch sich sich selber offenbaren, und daß diese Selbstoffenbarung nothwendig einen Verlauf von bestimmten Momenten in sich einschließen

müſſe, ohne welchen die Selbſtoffenbarung gar nicht gedacht werden könne.

Kann aber von der Selbſtoffenbarung Gottes (dieſer manifestatio Dei ad intra, wie ſie die Alten nannten) nicht alle und jede immanente Dialektik ausgeſchloſſen werden, ſo erhalten wir freilich auch für das Leben des Abſoluten die Formen des Nacheinander und Neben einander. Aber was können und ſollen dieſe Unverträglichkeiten mit dem abſoluten Sein haben, wenn es doch einerſeits ertragen werden muß, daß auch das abſolute Sein ein Sichwiſſendes ſei, weil man es andrerſeits unerträglich findet, das Abſolute erſt in der Welt zum Bewußtſein vorrücken zu laſſen?

Am Verfaſſer, als Sachwalter des kirchlichen Supranaturalismus, befremdet jene Negation alles Werdens deſto mehr, da er doch wiſſen wird: daß der Tritheismus von jenem als Häreſie behandelt wird, und zwar deshalb, weil dieſer an der Trinität der Gottheit den organiſchen Verband unter den drei göttlichen Perſonen negirt. Jener Verband aber ſchließt nothwendig das Werden (die Momente des Neben- und Nacheinander) in ſich, wenn auch, wie ſich's im Leben des Abſoluten von ſelbſt verſteht, auf abſolute Weiſe, d. h. als Werden durch ſich. Und auf abſolute Weiſe werden, heißt eben einerſeits, Nicht-werden, wie alles Andere außer Gott wird, und andrerſeits, So-werden, wie alles Andere nicht wird. Und mit dieſem jenſeitigen Ideale könnte ſich auch der Supranaturalismus zufrieden ſtellen, wenn man ihm ſonſt nicht ſchuldig bliebe, aus der Idee der Creatur die Unmöglichkeit nachzuweiſen, daß bedingtes Sein, durch ſich — ein wiſſendes Sein werden, zum Selbſtbewußtſein vordringen könne.

Sehr wahrſcheinlich wird uns der Verfaſſer bei der Hinweiſung auf den kirchlichen Supranaturalismus die bekannte Stelle aus dem Symbole des letztern in Erinnerung bringen: „Et in hac Trinitate non datur Prius et Posterius etc.“, und wenn er das Vorher und Nachher in jeglichem Sinne

verneint wissen wollte, so würde ihn auch das Zugeständniß einer Negation des Zeitbegriffs, wie dieser sich in der Sphäre des creatürlichen Daseins geltend macht, von unsrer Seite wenig befriedigen.

Aber eben jene allseitige Negation steht in Frage, worauf aber jenes Symbol selbst Antwort gibt, wenn es von einem ewigen Ausgange des Sohnes vom Vater, und von einem ewigen Ausgange des Geistes vom Vater und dem Sohne spricht. Der ewige Ausgang des Geistes hat also eben so den ewigen Ausgang des Sohnes zur nothwendigen Voraussetzung, wie der ewige Ausgang des Sohnes den Vater als ewiges Princip voraussetzt, da dieses in und mit der Zeugung des Sohnes erst Vater ist.

Der Ausgang des Sohnes ist also das Prius für den Ausgang des Geistes — so wie der Vater, als Princip, das Prius des Sohnes, und wo es ein Prius, da gibt's ein Posterius, und wo jenes ein ewiges, da ist auch dieses als ewiges zu denken; folglich der Gedanke von ewiger oder absoluter Zeit, d. h. von der Zeit im Leben des Absoluten gegeben. Und sollte uns der Verfasser zum Ueberflusse noch darauf aufmerksam machen: daß der Zeitbegriff (wie solcher wohl scheinbar in dem Begriffe des zwiefachen Ausganges in der Trinität liege) durch den Begriff der Ewigkeit desselben Ausganges wieder aufgehoben werde, so müßten wir ihm vice versa das Wesen der Antinomieen zu Gemüthe führen, mit dem allerdings bedenklichen Zusatze: daß der Zeit, die jenes Symbol aufstellte, jene Antinomieen, als auflösbare Widersprüche, noch ein Unbekanntes waren; daß sie sich aber demungeachtet tapfer an die Auflösung jener scheinbaren Widersprüche gewagt habe, wie schon daraus zu sehen ist, weil sie den Schlüssel zur Lösung in dem Begriffe der Ewigkeit gefunden zu haben glaubt. Nun läßt sich aber der Gedanke von der Ewigkeit (im Ausgehen des Sohnes vom Vater) ganz ungezwungen umsetzen in den Gedanken von Durch sich zeugen. Ist nämlich der Vater, als absolutes Princip für sein Vatersein in und

durch den Sohn, auf nichts als auf Sich selber angewiesen, oder — ist der Sohn durch nichts als durch den Vater vermittelt, so findet allerdings der Zeitbegriff in der Weise hier keine Anwendung, daß zwischen dem absoluten Sein und seiner Selbstobjektivirung im Sohne ein Zeitraum festgesetzt werden könnte, als Bedingung der letztern, wenn auch nur in formaler oder negativer Beziehung. Das Sein, das auf nichts außer ihm, bloß auf sich als solches angewiesen ist, um sich selber zu erscheinen — offenbar zu werden, das muß eben deshalb von uns als sich immerdar offenbar seiend gedacht werden.

Auch wird dieser subjektiv gedachten Selbstoffenbarung dieselbe objektive Realität vindicirt werden müssen, welche dem frühern Gedanken von einem absoluten Sein, als dem Schlußmomente in unserm Selbstbewußtsein, zukommt; da jene Selbstoffenbarung nichts Anderes ist, als die gleich absolute Daseinsweise des absoluten Seins.

So viel mag einstweilen hinreichen, um darzuthun, daß der Supranaturalismus (auch der im kirchlichen Sinne) nicht stehe und falle mit einem jenseitigen Ideale des sogenannten Geistseins ohne all und jedes Geistwerden, — das nur in dieser allseitigen Negation seine Unerreichbarkeit besitze. Oder, wie sich der Verfasser S. 59 ausdrückt: „Der Gott des Supranaturalismus ist das wahre, ewige Geistsein, die höchste Freiheit in ihrem ganzen Sein. Er ist deshalb auch der Erhabene — und dem Denken und der Philosophie Unbegreifliche und Unerforschliche — der Mensch aber als Geistwerden ist Gottes (des Geistseins) Ebenbild."

Und fürwahr! es ist und bleibt eine unerforschliche und besonders für die Spekulation eine gleich dem viereckigen Zirkel unbegreifbare Freiheit, wenn diese ihre Höhe in der Muthlosigkeit besitzt: sich als Freiheit für sich zu offenbaren, d. h. aus ihrer Unbestimmtheit, als absolutem Sein an sich, durch sich herauszugehen, und als dieses auch für sich zu sein! Und dies alles aus Furcht: um ja nicht dem Werden, und hiemit

zugleich der Unvollkommenheit anheim zu fallen, die mit dem Werden nothwendig verbunden ist, weil im entgegengesetzten Falle (wie wir gehört), wenn das Werden zur Vollkommenheit gelangte, das Werden aufhören und mit ihm zugleich das Sein in's Nichtsein versinken müßte!

Wem ist wohl je eingefallen, daß die Selbstbestimmung eines absoluten Princips nie zur Vollendung gelangen könne, weil jene, als Selbstbestimmung, ein Werden sei? Liegt nicht gerade umgekehrt in dem Begriffe der Selbstbestimmung (der schlechthinigen Unabhängigkeit von all und jeder Vermittlung von Außen her) die Vollendung schlechthin eingeschlossen? — Wem ist ferner je eingefallen, die Folge von dieser Vollendung in das Nichtsein endigen zu lassen? Etwa weil Hegel gesagt: Was nicht wird, ist auch nicht? Allerdings kann das Sein, was schlechterdings nicht wird, vom Denkgeiste auf die Dauer nicht festgehalten werden, weil es ein Sein wäre, mit der Bestimmung: ein todtes zu bleiben. Gott ist aber kein Gott der Todten, sondern der Lebendigen. Wo aber Leben und Bestimmung zum Leben, da bleibt auch der Tod, die Vernichtung, ausgeschlossen.

Eben so unerforschlich bleibt die Antwort unsers Supranaturalisten auf die Frage: Wer bürgt uns dafür, daß der Weltgeist ein Sein — ein ewiges sey? Sie lautet: „Einleuchtender ist die Annahme: daß die Vergänglichkeit des Ganzen der Grund sei von der Vergänglichkeit des Theils; statt daß die ewige Dauer des Ganzen der Grund von der Vergänglichkeit des Theiles sei. Ist das Entstehen und Vergehen des Einzelnen eine Thatsache, wie wollen wir das Entstehen und Vergehen des Gesammterscheinens, auch seiner Einheit nach, als unmöglich darthun?!" Sehr leicht! müssen wir entgegnen, nämlich dadurch, daß wir ebenfalls den Verfasser fragen: Was für eine Einheit er unter jener verstanden wissen wolle, ob die formale oder reale Einheit. Diese letztre wäre nämlich die Substanz, als Realprincip der Gesammterscheinung; jene aber könnte nur als die eine Seite in dieser Totalität

angesehen werden, und zwar als die formale, gegenüber der realen Seite; sie ließe sich auch die begriffliche, im Gegensatze zur begriffenen, nennen, und insofern, als die Seite, in welcher das Princip selber sein Sichwissen als Bewußtsein erreicht hätte.

Von einer Substanz aber den Gedanken des Vergehens zu fassen, das ist wohl der Mythologie, aber noch keiner Philosophie eingefallen, selbst jener nicht, die sich eine Substanz (als Sein an sich) mit der Bestimmung denken müßte: Sich, als reales Eins, in eine Vielheit von realen Einheiten zu entfalten, ohne sich aus dieser Selbstentzweiung je wieder als reales Eins wissend zurückzunehmen. Und solch eine Substanz muß die spekulative Naturphilosophie allerdings dem gesammten Naturleben unterlegen, um dieses letztere, in seinen zwei Hemisphären, aus einem Realprincipe zu erklären. Die Substanz, die nur im Begriffe, d. h. in der Vereinfachung des Vervielfachten, in der formalen Reduktion einer realen Produktion, zu sich zu kommen im Stande ist, deren Wissen kann kein Wissen um sich als reale Einheit sein, eben weil die Substanz als reales Eins selber nicht mehr seit ihrer Entzweiung in's Vielfache vorhanden ist; wohl aber als das Real-Eine in dem Vielfachen und Mannichfaltigen. Als dieses aber sich reflektirend, oder sich findend mittelst Verinnerung, kann das Resultat dieses Prozesses nur der Gedanke, als formales Allgemeine, der Begriff sein. Weil sie nun in diesem, als formaler Gattung, aus ihrem realen Gattungsbilden zu sich kommt; so zählt auch nur die Gattung Etwas, und das Individuum kann untergehen (es stehe nun auf Seite der Veräußerung oder der Verinnerung der Natur), ohne daß die Substanz, als Sein und Bewußtsein, das Geringste dabei verliert.

Die Frage also: Wer bürgt uns dafür, daß diese Substanz als Weltgeist (als Princip der sinnfälligen und sinnvollen Welt) ein Sein sei? findet ihre letzte Antwort eben in dem Wissen dieses Weltgeistes, im Begriffe. So lange dieser

bestehen wird, wird auch Er, als Träger desselben, bestehen; denn das Vergängliche ist eben nur das Individuum, und nicht die Gattung, und es vergeht auch nur deßhalb, weil die Gattung in realer und formaler Bedeutung nicht vergeht.

Es ist daher auch schlechterdings nicht zu begreifen: wie der Verfasser zu der Aeußerung kommen konnte: „daß der durch das Einzelbewußtsein bedingte Weltgeist (Gott) durch jenes so bedingt sei, daß das Einzelbewußtsein offenbar nicht in ihm sei, sondern daß es im Besondern und Einzelnen entstehe, bestehe und vergehe." Woher soll denn hier eine bloß einseitige Reciprocität kommen, wenn das Bewußtsein, als wissendes Sein, vom Sein nicht zu trennen ist?! Das Sein ist so offenbar im Bewußtsein des Einzelnen, als dieses offenbar im Sein ist, weil es nichts als die Offenbarung des Seins ist.

Und so hätten wir uns zugleich den Uebergang gebahnt zu dem Vorwurfe der Ueberspanntheit des Hegelschen Systems, weil es die subjektive Identität als eine objektive, als ein Total-Ich, geltend machen wolle.

Ob Hegeln solch ein Total-Ich, das in allen Individuen existire, ohne von dem Einzelnen abhängig zu sein, je habe in den Sinn kommen können, solchen Unsinn zu widerlegen, können wir getrost den Anhängern seines Systems überlassen.

Wir haben hier dem Verfasser nur zu zeigen: daß dieses Total-Ich nicht als einerlei anzusetzen sei mit der objektiven Identität (Allgemeinheit), die den Gegensatz bildet zur subjektiven Allgemeinheit (dem formalen Begriffe). Diese letztere braucht gar nicht zur objektiven Allgemeinheit ausgedehnt zu werden; sie ist nur, weil diese ist, und beide entsprechen einander, wie das Sein in der Vielheit dem Wissen in der Einerleiheit entspricht, in welchem Wissen eben jenes Sein aus seiner Veräußerung zu sich kommt, sich verinnert (so weit es überhaupt ein Innerliches zu werden vermag, wenn dieses Ziel ihm einmal für allemal bloß auf dem Wege der Veräußerung angewiesen ist).

Fragen müssen wir sodann den Verfasser: wie er die

subjektive Identität eine Unendlichkeit heißen könne, da jene doch, innerhalb des Daseins beschlossen, von ihm als Endliches bezeichnet wird? — Sollte das Recht auf das Prädikat der Unendlichkeit darin liegen: weil der Gedanke des Allgemeinen (der Begriff) nicht mehr untergeht, wenn auch die einzelnen Träger desselben vergehen; so haben auch wir ein Recht, dem Verfasser noch darauf aufmerksam zu machen, daß der subjektiven Unendlichkeit auch eine objektive gegenübersteht. Und da von beiden Sphären der Unendlichkeit nur Ein Princip der causale Träger ist, so ist allerdings dieser Träger ein Unendliches selber, insofern es in der einen Sphäre nur von sich kommt, um in der andern wieder zu sich zu kommen, dort und hier aber von seiner Unendlichkeit Nichts verliert, so lang es die Kraft besitzt: sich in beiden Hemisphären zu reproduciren.

Bei all dieser Entschuldigung oder Berichtigung sind wir doch weit entfernt, den Mißgriff der Philosophie zu entschuldigen: das Unendliche in beiden Sphären für den Unendlichen selber, für den persönlichen Gott zu halten. Ein Sein, das nur im Denken des Allgemeinen die letzte Höhe seiner Bestimmtheit erreicht, erreicht wohl die Individualität, diese aber ist noch keine Persönlichkeit, und es kann auch ursprünglich keine Bestimmung zur Persönlichkeit in sich getragen haben. Ob aber der Supranaturalismus glücklicher endigen werde und könne, als der durchgeführte Rationalismus (mit welchem Namen der Vf. Hegels System belegt), wenn jener das Verhältniß zwischen Gott und dem Menschen nur als ein bloß quantitatives Verhältniß zwischen höchster und niederer Freiheit, zwischen Geistsein und Geistwerden ansetzt, das wird der Verlauf seiner Abhandlung uns deutlicher machen, als es jetzt noch am Eingange der Fall sein kann.

Wir stehen nun bei dem zweiten Kapitel: „Die innern Gründe des Gegensatzes zwischen Supranaturalismus und Hegel'schem Systeme. Nothwendigkeit des subjektiven Standpunktes der Philosophie."

Das große Fragezeichen der Kritik, von dem wir am Eingange Erwähnung machten, zu der Hegel'schen Behauptung, daß das Endliche sich selber und alles Endliche im Unendlichen negire und dieses als unendliches Sein setzen müsse, soll nun hier seine begründete Aufstellung finden in dem durchgeführten Beweise, daß das Endliche sich gar nicht im Unendlichen negiren könne, weil dieses selbst nur das objektive Endliche sei.

Der Gedanke von jener Negation alles Endlichen im Unendlichen wird sogar als die verwundbare Ferse des Hegel'schen Systems, und als Folge davon erkannt, „daß Hegel nach der Aufhebung des Dualismus vom Bewußtsein und Erscheinen, und bei der Zusammenfassung desselben zur Einheit, zu weit ausgegriffen, und so das Jenseits mitergriffen habe." Der ganze Inhalt dieses Kapitels läßt sich demnach auch, zur leichtern Uebersicht, in zwei Hälften abtheilen, wovon die eine das Bewußtsein in seiner Einheit mit dem Erscheinen, als das Diesseits, die andere aber das Jenseits, das bekannte Ideal (Geistsein ohne Werden) — behandelt. Dorthin gehören nun folgende Fragen:

1) Wie kam Hegel zum Miterfassen des Jenseits? Die nächste Antwort ist: durch Verdunkelung der Differenz zwischen gesetzter und bedingter Objektivität, wovon jene außer dem Subjekte des Bewußtseins liegt, diese aber durch das Subjekt selber gesetzt ist.

Die zweite Antwort ist: durch faktische innere Wiederaufhebung der Einheit von Bewußtsein und Erscheinen mittelst Aufhebung des Dualismus zwischen Beiden; welcher Aufhebung der Grund angewiesen wird in der Verwerfung des subjektiven Standpunktes, der Hegeln allein hätte richtig leiten können innerhalb der einmal errungenen Verbindung des Dualismus zur Einheit.

2. Wie kam Hegel zur Verwerfung des subjektiven Standpunktes? Zur Beantwortung dieser Frage wird tiefer eingegangen in die Natur des Bewußtseins, indem dieses

nach seiner subjektiven und objektiven Seite dargestellt wird. Auf jener wird aufgestellt der Gegensatz von Wissen und Nichtwissen, auf dieser dagegen wird aufgestellt der vom Sein und Nichts (Sein aber wird angesetzt als Identität alles Erscheinens).

Der letzte Gegensatz aber wird, als ursprünglich bedingt vom ersten Gegensatze, aus dem Grunde aufgestellt, weil jene Identität, ohne Beziehung auf ein wissendes Subjekt, rein objektiv für sich betrachtet, ein Leeres, ein Nichts sei; und weil, wenn jene Identität für sich (ohne Beziehung auf das Wissen) Etwas wäre, hiermit schon die Einheit alles Bewußtseins und Erscheinens geleugnet, und der Dualismus zwischen Bewußtsein und Erscheinen wieder hergestellt wäre.

Die Antwort selber lautet: „Eben von jener Relation (des zweiten Gegensatzes auf den ersten — des Seins und Nichts auf das Wissen und Nichtwissen) sah Hegel hinweg, verlockt durch eine Einheit, die sich scheinbar zerlegen ließ in Sein und Nichts, und die ihm auch scheinbar einen objektiven Anfangspunkt darbot, der sich überdies als eine reine Einheit geltend machen ließ."

3) Hat Hegel mit Recht den subjektiven Standpunkt verworfen? Die Beantwortung macht aufmerksam auf die Ordnung der Erscheinungen im Bewußtsein, um zu zeigen, wie die Philosophie (vom subjektiven Standpunkte aus, und innerhalb der Aufgehobenheit des Dualismus) sich entwikkelt, um auf diesem Wege zum Ziele (zur Wahrheit) zu gelangen. Die erste Erscheinung im Bewußtsein, heißt es, ist: der Gegensatz von Identität und Nichtidentität (d. h. das Subjekt erkennt sich als eins und dasselbe — [als bleibendes] in allen Wahrnehmungen). Die zweite Erscheinung aber ist der Gegensatz von Affirmation und Negation an sich (beide als Ausdruck des Seins und Nichtseins an sich), d. h. das Subjekt, als bleibendes, erkennt sich auch als Sein, und sogar als Nichtsein, insofern es sich der Möglichkeit vom Nichtbewußtsein als Nichtsein bewußt wird.

Mit jener ersten Erkenntniß also hat das Subjekt weder

ſich an ſich affirmirt, noch den Gegenſtand an ſich negirt, weil es ſich vor der Hand nur als ein wiſſendes, und den Gegenſtand nur als nichtwiſſenden bekräftigt hat. Jede anderweitige Bekräftigung (Satzung), folglich auch die Affirmation, kann ſich nur einſtellen innerhalb des ſubjektiv erkannten Seins. Daher kommt es auch, daß das wiſſende Subjekt ſich ſeines Wiſſens nicht zuerſt in der Form der Affirmation bewußt wird. In der Nichtbeachtung dieſes Umſtandes ſoll nun eben der tiefſte und verborgenſte Fehler des Hegel'ſchen Syſtems liegen, deſſen Baſis einerſeits Affirmation und Negation iſt, andrerſeits aber doch wieder das Wiſſen und Nichtwiſſen, mit welchen Momenten es jene als die gleichzeitigen zuſammenfallen läßt.

Die zweite Erſcheinung — als der Gegenſatz von Affirmation und Negation an ſich — führt den Denkgeiſt erſt hinüber auf den objektiven Standpunkt. — Denn nur in Folge eines Bewußtſeins von einem möglichen Nichtbewußtſein, als einem Nichtſein zugleich (welches Bewußtſein in uns durch Geburt und Tod, als unmittelbare Thatſachen des Setzens und Aufhebens unſers Geſetztſeins und Geſetztwerdens vermittelt iſt) erkennt das Subjekt

a) ſein Setzen (Wiſſen) erſt als ein beſtimmtes = ganzes Sein;
b) eben ſo alles Nichtidentiſche (gegenüber der Identität) als ein beſtimmtes = ganzes Sein;
c) endlich ein Geſammtbewußtſein, als Produkt aus dem Einzelbewußtſein Aller einerſeits, wie andrerſeits zugleich eine Geſammtheit alles Nichtidentiſchen, als Sein oder Identität, als Welt.

Und mit dieſem Momente in der Natur des Bewußtſeins glaubt nun unſer Supranaturaliſt erſt die Anhöhe erreicht zu haben, von der aus er den ganzen Angriffsplan und ſeine Ausführung des durchgeführten Rationalismus überſehen und nachweiſen könne: wie dieſer nämlich — bei dem Zuſammenfaſſen des Bewußtſeins und Erſcheinens — auf der objektiven Seite zu weit greifen und ſo das Jenſeits mitergreifen

mußte, weil er auf der subjektiven Seite nicht tief genug gegriffen hatte. Nachdem nämlich (S. 76) Hegel einmal irrthümlich die erste Erscheinung zur zweiten herabgesetzt und umgekehrt die zweite zur ersten erhoben und mithin auch dem Gegensatze der Affirmation und Negation den der Identität und Nichtidentität (statt umgekehrt) untergeordnet und durch beides das ganze innere Leben (des Bewußtseins und Erscheinens) verschoben hatte, so konnte es fernerhin nicht ausbleiben, die subjektive Identität des Gesammtbewußtseins als eine objektive zu behandeln. Wie so?

In dem Gesammtbewußtsein der Menschheit fand er nämlich vor — das Gottesbewußtsein, als das Identisch-gedachte. Dieses aber hielt er für ein ursprünglich im Bewußtsein Gegebenes — oder — für ein durch die Organisation des Letztern Bedingtes.

Es konnte ihm jetzt gar nicht mehr einfallen, zu untersuchen, ob jenes Gottesbewußtsein wirklich solch ein Bedingtes sei, oder: ob jenes vielleicht doch als ein Element von Außen her in das Einzelbewußtsein eingetreten, und von hier aus zum Gesammtbewußtsein fortgeschritten sein könne, da ja schon das Gesammtbewußtsein der Menschheit als ein historisches Produkt aus dem Einzelbewußtsein Aller betrachtet werden müsse.

Kurz: „So rächte sich Hegels Scheu vor der Unmittelbarkeit des Wissens (das Schicksal in der Philosophie), indem sie ihm eine falsche Basis unterschob, d. h. den objektiven Standpunkt, nachdem er den subjektiven vernachlässigt."

Die Fortsetzung der Kritik macht deshalb von nun an das unmittelbare Wissen zum Hauptthema ihrer Untersuchung, durch fortgesetzte Betrachtung über die Natur des Bewußtseins in folgenden Hauptpunkten:

a) Unser Bewußtsein (S. 78) ist unmittelbare Synthese der Identität und Nichtidentität. Diese ist die Peripherie (Totalität des Erscheinens), jene ist der Centralpunkt (gesetzt von

der Peripherie). Das Nichtidentiſche ſetzt ſich alſo das Identiſche des Erſcheinens. — Aber das Ich ſetzt ſich ſelber als Objekt, um ſich als ein Subjekt zu erkennen (das ſich ſelber erſcheint, damit das Erſcheinen ihm erſcheine). Das Ich kann ſich aber nicht als Objekt ſetzen, wenn es ſich nicht in Beziehung ſetzt auf ein Objekt der Wahrnehmung, d. h. Ich muß zu jener Objektſetzung angeregt werden durch die Nichtidentität, und folglich durch dieſe zugleich, um ſich als Subjekt zu erkennen. Daraus ergibt ſich das Grundverhältniß als Grundgeſetz unſers Bewußtſeins und unſers Philoſophirens, nämlich: das Ich ſetzt ſich als identiſch nur in Beziehung auf Nichtidentiſches, ja Ich kann ſich gar nicht ſetzen, wenn es ſich nicht als Identiſches mittelſt jener Beziehung ſetzt.

Dieſe erſte Syntheſe von Identität und Nichtidentität iſt zwar die unmittelbare, aber noch kein Bewußtſein. Damit ſie dieſes ſei, dazu gehört noch:

b) die Analyſe jener Syntheſe, als eine Entzweiung des Subjekts in ſich, wodurch ſich das Subjekt als Objekt ſetzt.

c) Dieſe Analyſe aber führt zu einer zweiten Syntheſe, indem das Subjekt ſich als ſolches erkennt durch jenes frühere Sich-als-Objekt-ſetzen. Der Unterſchied beider Syntheſen iſt daher dieſer: in der erſten wird das Subjekt geſetzt als Sein; in der zweiten ſetzt ſich das Subjekt ſelber als Erſcheinen. Dort iſt — bewußtloſes Erſcheinen für's Erſcheinen; hier bewußtes für ein Ich. Oder: Subjekt wird zum ſubjektiven Sein — zum unmittelbaren Wiſſen.

Das nächſte Reſultat nun dieſes Unterſchiedes fällt gegen Hegel aus. Es gibt ein unmittelbares Wiſſen, d. h. ein ſolches, wo wir das Bewußtſein der Vermittlung nicht haben, oder ein ſolches, das noch Nichts von ſeiner Vermittlung weiß (noch Etwas wiſſen kann, da ja das erſte Wiſſen ein Reſultat eines innern Vorganges iſt, das aber nicht vor dem Vorgange eintreten kann). Auch die ferneren Betrachtungspunkte liefern keine günſtigern Reſultate für Hegel:

a) Unſeres Bewußtſeins tiefſte Tiefe iſt die erſte Syntheſe. In ihr liegt der unmittelbarſte Nexus der Identität mit der Nichtidentität (des Subjekts mit der Totalität des Erſcheinens), die Baſis des obigen Grundgeſetzes — der Haltpunkt für die Einheit des Bewußtſeins und Erſcheinens.

b) Die Differenz zwiſchen der erſten und zweiten Syntheſe iſt der Grund von der Differenz zwiſchen objektiver und ſubjektiver Identität des Bewußtſeins.

Das Ich und ſeine Identität in der zweiten Syntheſe iſt bedingt von der Nichtidentität deſſelben in der erſten, weil überhaupt die zweite von der erſten Syntheſe bedingt iſt.

Ein Ich in der erſten Syntheſe wäre nur denkbar als ein objektiv-identiſches Ich, folglich durch ein, und als ein Total-Ich.

c) Hegels drei Momente im Werden entſprechen den drei Momenten in dieſer Analyſe.

Das Verhülltſein — entſpricht — der erſten Syntheſe.

Das Anderswerden — entſpricht — der Analyſe.

Das Einswerden — entſpricht — der zweiten Syntheſe.

Die zwei letzten Momente in Einheit werden das Vollziehungsmoment genannt; auch das Moment des unmittelbaren Seins (der wirklichen Exiſtenz) oder die Baſis der Realität. Denn nur das erkennen wir als real, als wirklich an, was durch den unmittelbaren Moment der Vollziehung gegeben iſt, weil Alles, was iſt, für uns nur iſt durch und in dieſem Momente.

d) Aus der Identität des Ichs, zufolge der zweiten Syntheſe, ergibt ſich zugleich die negative, ſubjektive Unendlichkeit des Setzens unſers Ich, und zwar als Gegenſatz zur poſitiven, objektiven Beſchränktheit deſſelben auf den Moment der wirklichen Exiſtenz. Wie ſo? weil im Momente des Setzens kein Grund liegt, der das Ich hindern könnte, ſich in's Unendliche (nach Vorwärts und Rückwärts) als daſſelbe (identiſch) zu ſetzen; da das Ich ſchon in jedem Momente unmittelbarer Exiſtenz, in welchem es ſich als

identisch setzt (d. h. weiß: daß es jetzt, wie zuvor, dasselbe ist) den vorigen Moment mittelbar mitsetzen muß.

Das Ich tritt demnach, vermöge seiner Identität, in jedem Momente des Setzens immer bestimmter hervor; während die (nichtidentischen) Anregungen zum Setzen ihre Bestimmtheit einbüßen, und nichts Anderes übrig lassen, als die bloß allgemeine Nothwendigkeit der Beziehung des Ich auf ein Nichtidentisches.

Die negative Unendlichkeit verhält sich demnach auch zur positiven Beschränktheit, wie die Willkür zur Nothwendigkeit. Das willkürliche Setzen des Ich ist aber ein Zwiefaches: Entweder es folgt dem Nexus der Momente in der wirklichen Existenz, oder es richtet sich nicht nach diesem. Dort hat das Setzen des Ich (in Bezug auf Nichtidentisches in frühern Momenten) Objektivität und objektive Realität. Hier hat das Setzen nur subjektive Realität, d. h. keine außer dem wissenden Subjekte.

e) Unser Bewußtsein umfaßt demnach ein doppeltes Gebiet, und ist insofern selber ein zwiefaches. Das Gebiet positiver, subjektiver Beschränktheit (d. h. unmittelbarer Gebundenheit des Ich in seinem Setzen an den Moment der wirklichen Existenz), das zugleich das Gebiet der Realität ist.

Das Gebiet subjektiver, negativer Unendlichkeit (d. h. der mittelbaren Gebundenheit an denselben Moment), das eben darum das der Erdichtung ist. Werden nun beide Gebiete nicht unterschieden, so kann auch einer Erdichtung sehr leicht objektive Realität vindicirt werden. Nachdem nun gezeigt worden, daß wir keine andere Realität haben, als die uns gegeben ist durch die objektive Synthese und durch die Beschränkung auf den Moment der wirklichen Existenz, und da ferner unser ganzes Bewußtsein durch diese Beschränktheit abgeschlossen ist, so stellt sich jetzt die Frage desto entschiedener heraus: wie sich das besprochene Ideal, das Jenseits, zu dieser Realität verhalte (welche ihm, als einem Vacuum, Hegel abgesprochen habe). So viel über die erste Hälfte dieses Kapitels.

(Schluß folgt.)

Zeitschrift

für

Philosophie und spekulative Theologie

im Vereine mit mehreren Gelehrten

herausgegeben

von

Dr. J. H. Fichte,
Professor der Philosophie an der Königl. Preuß. Rhein-Universität.

Neue Folge.
Vierter Band, zweites Heft.

Bonn,
bei Adolph Marcus.
1841.

Digitized by Google

Die ethischen Kategorieen der Metaphysik.

Von

Prof. Dr. H. M. Chalybäus, in Kiel.

Indem wir zum Ausgangspunkte dieser Untersuchung den Begriff des Willens nehmen und uns hierbei auf eine allgemein anerkannte Definition berufen möchten, stoßen wir sogleich auf die Schwierigkeiten, in welche dieser Begriff, weil er zugleich das Problem der menschlichen Freiheit in sich schließt, jedwede Forschung zu verwickeln droht. Wenden wir uns, wie billig, zu dem neuesten und letzten Systeme, und suchen Rath bei Hegels Rechtsphilosophie und Logik. Unser Interesse dabei ist nicht sowohl die Identität, als in dieser Identität vielmehr den Unterschied des freien Willens vom natürlichen Triebe, Instincte u. s. f. oder kurz, des praktischen Momentes im Geiste von der unmittelbaren geistlosen Praxis des Naturlebens zu entdecken. Brächten wir zu diesem Geschäfte vorläufig etwa die Begriffsbestimmung des Willens mit, daß er der mit Bewußtsein verknüpfte Trieb sei; so finden wir in jenem Systeme, anstatt einer Verknüpfung dieser beiden Momente, vielmehr eine Identität beider, von der es vorerst zweifelhaft scheint, ob und wie sie als wirklich concrete Einheit zu fassen sein möchte, indem der Unterschied von Wollen und Denken oder auch von Wollen und Erkennen oder Wissen, kurz der praktischen oder theoretischen Thätigkeit des Geistes, nicht sowohl im Inhalte dieser Funktionen, als vielmehr nur in der Form liegt, nämlich darin, daß die Bestimmungen, welche das Ich wollend (praktisch) setzt, ursprüngliches, schöpferisches Bestimmen oder Setzen, diejenigen aber, die es denkend oder erkennend (theoretisch) setzt, vielmehr

eine Aufhebung oder Auflösung der unmittelbar vorgefundenen Objektivitätsform in seine eigne Subjektivität sind. Der Akt der Setzung, diese schöpferische Bewegung, ist Wille; der Akt der Auflösung ist Theorie oder Denken (Rechtsphil. §. 4. Zus.). Diese Akte unterscheiden sich der Richtung oder dem Zwecke nach, aber nicht in ihrem Inhalte, und entsprechen sich, wie im Denken selbst wieder das synthetisch-genetische Moment dem analytischen entspricht. Von einer Unter- oder Ueberordnung des Willens unter das Denken oder des praktischen Momentes unter das theoretische, kann hier eigentlich nicht die Rede sein; denn auch die Aeußerung des Gewollten durch die Handlung, ob ich nämlich die vorerst in der Vorstellung gesetzten Unterschiede „heraus lasse, d. h. in die sogenannte Außenwelt setze," kommt es bei der Bestimmung dieser Verschiedenheit des Wollens und Denkens nicht wesentlich an, da ja auch im Theoretischen, nämlich im sinnlichen Wahrnehmen, die Bestimmtheit der Aeußerlichkeit des Gegenstandes sich findet. Wenn aber der Unterschied lediglich in der Richtung läge, so dürfte die Synthesis beider Richtungen leicht in eine Oscillation oder bloße Abwechselung beider Richtungen aus einander fallen. Aber auch hiergegen ist bemerkt: „das Theoretische ist wesentlich im Praktischen enthalten, und umgekehrt; man kann keinen Willen haben ohne Intelligenz, ebenso wenig kann man sich ohne Willen theoretisch verhalten oder denken, denn indem wir denken, sind wir eben thätig; diese Unterschiede sind also unzertrennbar, sie sind Eins und dasselbe, und in jeder Thätigkeit, sowohl des Denkens als Wollens, finden sich beide Momente." Gewiß, den Begriff des Willens einmal gesetzt, sind diese beiden Momente sich gegenseitig bedingend, gleich wesentlich, um diesen Begriff zu constituiren, und der Wegfall des einen oder des andern würde den Begriff des Willens selbst aufheben. Somit wären wir im Willen auf die höchste Synthesis des Absoluten selbst gestoßen, und da bei Hegel freier Wille eigentlich nur eine Tautologie, in Wahrheit Wille und Freiheit identisch ist, Freiheit aber, erklärter Maßen, die Spitze des Systems und

dieses eben auch das Denken sein soll, so scheint dieß Alles sich vollkommen selbst zu verstehen, jede Schwierigkeit und Dunkelheit verschwunden zu sein.

Dennoch können wir uns bei dieser Identität, die auch wir als eine solche, aber als concrete, betrachten, noch nicht beruhigen. Denn eben weil sie eine concrete, nicht schlechte Identität oder Einerleiheit sein soll, erheben sich neue Schwierigkeiten, die zuerst rein logischer Art, dann aber auch sogleich von objektiver Bedeutung für die Sache der Freiheit selbst sind. Wenn wir an derselben Stelle weiter lesen: „das Thier handelt nach Instinkt, wird durch ein Inneres getrieben, und ist so auch praktisch; aber es hat keinen Willen, weil es sich das nicht vorstellt, was es begehrt"; — und wenn sich andrerseits wieder im menschlichen Geiste ein Gebiet findet, wo dieser sich rein contemplativ und zu theoretischen Zwecken thätig verhält, ohne daß diese Thätigkeit in Begehrungen ausschlägt: so existiren beide Thätigkeitsweisen als gesonderte in der Art unabhängig von einander, daß wenigstens das Denken ohne das im eigentlichen Sinne sogenannte Wollen, wenn gleich nicht dieses ohne jenes vorkommt, — das Wollen nicht für sich allein — weil, wenn es so vorkäme, es dann nicht mehr Wille, sondern nur Trieb heißen und sein würde. Es ist also über die wesentliche Form dieser Concretion noch gar nichts Bestimmtes ausgesagt, und uns freigestellt, jene behauptete Identität der Momente auch wohl für eine schlechte Einerleiheit, ihre Synthesis mithin für eine nur formelle, ihren Unterschied für einen contradictorischen zu nehmen, so daß anstatt des objektiv concreten und verträglichen In-, Mit- und Durcheinanderseins der beiden Momente, vielmehr eine gegenseitige Ausschließung und zwar gerade wegen dieser vollkommenen Einerleiheit des Inhalts nur ein Wechsel der Form zum Vorschein käme. Der Verdacht wird noch gesteigert, wenn wir uns, um in's Reine zu kommen, an die Logik wenden und hier (III. p. 32 u. a. O.) in der Lehre des Begriffs wiederum auf das Tausendkünstlerische: „das nur Innere ist das nur Aeußere, und umgekehrt, das nur

Aeußere das nur Innere," ſtoßen, von dieſer Reflexionskategorie aber keinen andern Gebrauch gemacht ſehen, als nur wieder den, die Identität beider Seiten ohne ihren Unterſchied aufzuzeigen. Was wir eigentlich wiſſen wollten, war dieß, wie ſich im Geiſte Denken und Wollen verhalten; der menſchliche Geiſt iſt wiſſender und wollender zugleich, aber er iſt auch oft wiederum nur wiſſender oder denkender ohne eigentlich wollender zu ſein; denn dazu gehört noch der freie Entſchluß. Daß nun im Denken auch eine gewiſſe, und zwar gerade die freieſte, Energie walte, ſo wie daß zum Wollen Beſonnenheit und Wiſſen, was man will, gehöre, darüber iſt kein Streit; aber noch ſteht die Frage da: wie denn beide Zuſtände und in beiden Zuſtänden beide Momente ſich zu einander verhalten? Soll es die Richtung allein ſein, die den Unterſchied ausmacht, ſo iſt dieſe im Denken mindeſtens ebenſo auf's Objekt, ſo zu ſagen, nach außen gerichtet, oder genauer geſprochen: determinirend, wie in der Praxis, und umgekehrt in der Praxis die ſich auf das Subjekt beziehende Richtung in gleicher Weiſe da. Nicht alſo die Richtung iſt, wie es anfangs ſchien, in Wahrheit der Unterſchied, ſondern da beide auch hierin identiſch ſind, ſo bleibt kein anderer übrig, als der des Inhalts ſelbſt, der eine gewiſſe Unterordnung des einen Moments, und zwar des Wollens unter das Wiſſen, begründet, wofür es aber in Hegels Sinne ſchwer ſein möchte, die wahre Begriffsbeſtimmung zu finden. Vielmehr iſt kaum abzuſehen, wie obige „Identität" von dem Vorwurfe einer ſchlechten Einerleiheit zu retten ſein möchte, und zweifelhaft, ob wir eine ſolche für die wahre Meinung Hegels anſehen dürfen. Nichts Anderes, als die authentiſche Interpretation des „Begriffs", und näher der Doppelſinn des Aufgehobenſeins, bei welchem mit dem Aufbewahrtſein bald Ernſt gemacht wird, bald nicht, iſt es, was — wie man doch wohl nun endlich frei herausſagen darf — zwei Typen im Syſteme ſelbſt hat entdecken laſſen, die bei einander herlaufen und die Wahl frei ſtellen, ob man ſich zu der Anſicht der ſtrengern Schule, oder zu dem bekennen wolle, was Hegel *gemeint* und *gewollt*,

aber nicht systematisch und logisch gethan hat. Welche Auffassung die historisch-richtige, und welche die wahre sei, darüber zu streiten thut jetzt nicht mehr noth, da die Sache sich bereits durch sich selbst entschieden hat. Dieser Differenz selbst aber muß gedacht werden, weil sich dieselbe gleich anfangs als grundwesentlich für unsre Untersuchung aufdrängt, denn es handelt sich hierbei um nichts Geringeres, als den Freiheitsbegriff selbst, wie sich im Fortgange mehrfach zeigen wird.

Die wahrhaft concrete Methode, anderwärts von mir die phänomenologische genannt — man könnte sie auch die geschichtliche oder positive nennen *) — welche Ernst daraus macht, das Frühere im Spätern festzuhalten, will nichts Anderes sein, als die dem Begriffe wahrhaft entsprechende Bewegung des Denkens, womit sie sich von der Reflexionsdialektik, von jener selbigen, die das Innere schlechtweg gleich setzt dem Aeußeren, ebenso unterscheidet, wie die Kategorie des Begriffs von der des Wesens. Es ist der Unterschied, wofür wir die eignen Worte Hegels anführen können: „Ich, als diese absolute Negativität, ist an sich die Identität mit dem Andernsein, Ich ist es selbst und greift über das Objekt als ein an sich aufgehobenes über, ist eine Seite des Verhältnisses und das ganze Verhältniß — das Licht, das sich und auch Anderes manifestirt.“ Um aber, indem es Anderes manifestirt, auch zugleich sich zu manifestiren, muß es auch zugleich in sich für sich reflektirt bleiben; und das ist der unscheinbare, aber entscheidende Umstand, den Hegel übersehen, wodurch er also, dem Begriffe und sich selbst untreu, aus der Sphäre desselben überall wieder in die einfache Zweigliedrigkeit der Wesenskategorie, somit aus dem Geiste in die Natur, aus dem geschichtlich freien Fortschritte in die Nothwendigkeit des Zugleichdaseins zurückgleitet. Dadurch ist es geschehen, daß die Philosophie des Geistes, die

*) Ich muß mich hier auf die „Phänomenologischen Blätter, Kiel 1840“ beziehen, welche mit der gegenwärtigen Abhandlung in genauem Zusammenhange stehen.

eine fortschreitende historisch-positive Explication des unendlichen Inhaltes — der Logos in der Geschichte — sein sollte, ihm wiederum unter der Hand zur Naturphilosophie geworden, er selbst objektiv oder der Sache nach gar nicht über die Kategorie des Lebens hinausgekommen ist. Oder ist es etwa nicht so? Dann fragen wir, wie ist es denn geschehen, daß die Kategorie der Substanz, die doch bekanntlich im „Subjekte" wahrhaft überwunden sein sollte, und die er selbst in der Reflexionssphäre des Wesens abgehandelt hatte, ihm und der ganzen echten Schule wieder zur allmächtigen Kategorie des Geistes, ja zur Grundkategorie der ganzen Philosophie überhaupt und zum Unterschiede derselben von der Theologie und jedweder andern positiv-historischen Wissenschaft geworden ist?

Bis zu dieser Kategorie war schon die vorchristliche Zeit, und namentlich Aristoteles vorgedrungen; darf man sich wundern, wenn mittelst derselben auch p. Ch. n. kein anderer Inhalt heraus kommen will, als der, welchen schon der Ethnicismus als den seinigen kannte, und daß unsrer Zeit, indem sie ihren eigenthümlich tieferen Inhalt des Bewußtseins, den sie mit Recht einen christlichen nennt, unter demselben Focus und mit derselben Krystalllinse betrachtet, sich derselbe immer wieder, wie scharf sie auch hinsehe, wie sie ihn auch drehe und wende, in Paganismus verkehrt? Vergebens hat man schon von Kant gelernt, daß die Methode auch das Princip ist, und das Subjektive sich sogleich objektiv macht. Denn seine Polemik gegen den Dogmaticismus jener Zeit hat nicht blos den Sinn, daß die damals gewöhnliche Methode der formalen Logik unfähig sei, das Dasein Gottes, die Freiheit, Unsterblichkeit u. s. f. zu erkennen und zu erweisen, sondern sie hat zugleich und noch vielmehr den, daß durch solches Verfahren mit der Logik und Anwenden derselben auf Uebersinnliches dieses Uebersinnliche selbst objektiv gefälscht und unvermerkt selbst zu einem Sinnlichen und Endlichen herabgesetzt werde. Ein chromatisches Glas läßt nicht nur viele Gegenstände gar nicht erkennen, sondern es alterirt sie auch und zeigt etwas Anderes, als was für das gesunde

Auge wirklich dasteht. Die formale Logik war nicht nur eine unfähige und beschränkte Interpretin, sondern, was noch schlimmer, sie sagte Unwahrheit, wenn man sie über Sachen befragte, die nicht in ihrem Gesichtskreise lagen; indem sie Alles unter der Kategorie der Dingheit zeigte, machte sie auch Gott und den Geist selbst zu Dingen, so daß nachher der Begriff, welchen das Meinen (und das Meinen hatte hier Recht) suchte, nicht mehr zu dem paßte, was ihm die Logik unter diesem Namen bot; der gemeinte Inhalt widerstrebte dieser Form, gerieth in ihr mit sich in Widerspruch und hob antinomistisch sich selbst auf.

Kant verließ deßhalb das Gebiet der Physik ganz, und ging auf das der Ethik mit der Ahnung über, daß hier Mittel und Material zu jenem Endzwecke der Spekulation anzutreffen sein würden. Es war eine tiefberechtigte Ahnung, die ihn auf dieses Gebiet führte, wo ja derjenige Inhalt zu Hause ist, der eben gesucht wird. Geist und Freiheit, wo anders sollten sie anzutreffen sein, als in ihrem Eigenthume innerhalb der Marken, die sich der Geist in seinem unendlichen Gebiete als einen Privatbesitz für sich abgesteckt hat, und die auch in einer, concrete Unterschiede des Seins, d. i. der Freiheit, ernsthaft anerkennenden Metaphysik, als die eigenthümlich seinigen anerkannt werden müssen. Hätte Kant das methodologische Ergebniß seiner transscendentalen Logik rein für sich im Auge behalten, so hätte er die gemachte Erfahrung, daß die formale Logik selbst, wo sie auf das Absolute ausgeht, in Dialektik oder in die Antinomistik des Widerspruchs umschlägt, überhaupt als eine nothwendige Stufe des denkenden Erkennens gelten lassen und weiterhin dieselben Wege gehen müssen, die sein letzter Nachfolger einschlug; aber da er dieses Resultat der formalen Logik, welches offenbar ihr Wesen und ihre Seele (zugleich aber auch ihre Grenze) war, die Dialektik, für Sophistik erklärte, so hätte er auch consequenter Weise denselben Bann auf deren Mutter, jene Logik selbst, ausdehnen und diese nicht wieder bona fide auf dem neuen Gebiete der Rechts- und Tugendlehre in Gebrauch nehmen dürfen.

Anſtatt zu dieſer Entſchiedenheit fortzugehen, verharrte er vielmehr ſkeptiſch auf dem Standpunkte, der ihm in ſeiner Zeit beſchieden war, in halber ſubjektiver Zurückhaltung, und ſo geſtaltete ſich ihm jenes methodologiſche Reſultat zu der ſonderbaren eigenthümlichen Faſſung, die Kategorieen des Verſtandes ſeien nicht überzutragen auf das Sein des Dinges an ſich, ſie beträfen nur die Erſcheinung des Dinges für uns. Nur ein wenig anders gewendet, zeigt ſich ſogleich das Wahre, was in dieſer Behauptung liegt: das verſtändige Denken — d. i. die Logik — iſt nicht die Methode, mit welcher an das Ding an ſich, d. h. das abſolute wahre Sein, heranzukommen iſt; oder: dieſes Denken denkt nur die Erſcheinung, nicht das Weſen und den Grund der Dinge.

Allein die Erſcheinung iſt das Erſcheinen, und das Erſcheinen nichts Anderes als die objektivirte Reflexion des Verſtandes, dieſe thatſächliche oscillirende Bewegung. Mit Fichte trat das Erſcheinen als ſubjektive Reflexion herein, mit dem erſten Identitätsſyſteme objektiv hinaus als Naturvorgang an ſich. Noch fehlte dieſer nur unmittelbar aufgefaßten Wahrheit die Vermittelung, die Methode, der Beweis. Allein das Bemühen, dieſen zu liefern, nahm in Hegel eine eigenthümliche Wendung und Rückſicht. Man darf nicht vergeſſen, daß damals, als Hegel auftrat, alles Intereſſe der Spekulation noch dahin ging, den Fichteſchen Subjektivismus und den in der Zeitanſicht noch immer fortwaltenden ebenſo ſubjektiven Kantianismus zu überwinden. Die Philoſophie legte ihre ganze Stärke darein, die Identität dieſer ſubjektiven und jener objektiven Bewegung zu erweiſen; der Subjektivismus war das zu Ueberwindende, und die Objektivität ſollte nicht mehr nur „wie aus der Piſtole geſchoſſen ſein.“ So erkläre ich mir wenigſtens die eigenthümliche Haltung, welche die Hegelſche Philoſophie angenommen hat. Sie drang auf objektive Wahrheit zugleich und Methodik; aber das zu Vermittelnde war ihr nicht etwa das ruhige Sein, von dem die alte Logik ausging, mit der Bewegung der Dialektik, — das Sein war ohnehin ſchon in die Unruhe des

Werdens oder in Denken aufgelöst — sondern die Subjektivität und Objektivität der dialektischen Bewegungen allein; gegen jenes Moment des starren Daseins (die spinozistische Substanz) eiferte sie schlechthin, und warf es, wie schon Fichte gethan, ganz und gar weg; Vernunft, das synthetische Vermögen, hieß ihr nicht eine Synthesis des ruhenden positiven Seins mit der Bewegung, oder der Logik und Dialektik, sondern das Sein erhielt schlechthin nur die Bedeutung der Objektivität, wie das Vorstellen in der Subjektivität; auf den eigentlichen Inhaltsunterschied, Ruhe und Bewegung, ward nicht mehr gesehen, nur auf den bloß formellen der Ob- und Subjektivität, und dieser für einen nicht in die Sache fallenden, nichtigen, d. i. für keinen, erklärt. Daher denn auch die Synthesis oder der Schluß, wie oben schon bemerkt wurde, überall, wo sie vorkommt, wenigstens nach der Ansicht des einen Theils der Schule, offenbar nur die Bedeutung einer formellen, nichts Neues hinzubringenden Beziehung hat, während Andere darin ein specifisch Drittes, Höheres erblicken.

Fassen wir dagegen den Inhalt wahrhaft ins Auge, so muß uns zwar die Dialektik allerdings als die nächst höhere Gestalt erscheinen, wozu die Logik, sich auf ihr eignes Thun und Princip besinnend, fortzugehen hat; sie ist die nächste Wahrheit derselben, wie man zu sagen pflegt; allein diese Wahrheit der dialektischen Bewegung stellt sich alsbald selbst wieder nur als Moment dem Sein zur Seite, dergestalt, daß wir in derselben nur die Bewegung des Urtheilens vor uns haben, wie wir es vorher in der Logik nur mit dem unmittelbaren Sein der Anschauung zu thun hatten. Drittens aber muß sich dieses Sein im Zweiten nun als wahrhafter Begriff im Urtheile bewähren, damit es objektiv an sich selbst das Urtheilende (Subjekt) sei, und im Urtheilen und während desselben gar nicht verschwunden zu sein, niemals sich selbst verloren zu haben sich erweise; d. h. es muß, während es in Anderes oder in Bestimmtheiten sich reflektirt, eben so sehr in sich selbst reflektirt und dadurch erst das wahrhaft Conservirte im Aufheben bleiben;

das Resultat darf also nicht nur das, was an sich (nur nicht für uns) schon da war, sein, sondern es muß an und für sich oder in der Sache selbst Neues, Höheres, Concreteres geworden sein; denn sonst erhält der ganze Proceß sofort wieder die Deutung, daß eigentlich objektiv Nichts, nur subjektiv für das Erkennen Etwas erfolge; objektiv oder in Wahrheit sei Alles und Jedes schon von Ewigkeit her da, wie es sei und nur immer sein könne; die Wahrheit wird zu einer nur erkannten, d. h. zur formellen Richtigkeit, und was vorher Wahrheit gewesen sein soll, war vielmehr Unwahrheit im Sinne der Täuschung; das ganze System wird also über dem Bemühen, ganz objektiv zu sein, vielmehr wieder subjektiv, es wird Erkenntniß-, aber nicht Seinslehre, oder Denklehre, aber nicht Wissens- oder Wissenschaftslehre.

Zu diesen methodologischen Vorbemerkungen sehen wir uns genöthigt, weil einzig und allein auf dem Unterschiede der Methode alles Folgende beruht, und mit ihm steht oder fällt. Sind aber diese Bemerkungen gegründet, so ist damit vorerst Raum geschafft für unser Unternehmen, und die Behauptung wird nicht mehr zu kühn scheinen, daß die eigentliche Metaphysik oder philosophia prima bisher eigentlich so gut wie gar nicht von den eigenthümlichen Kategorieen des Geistes oder der Freiheit, die wir ethische Kategorieen nennen, Notiz genommen, oder sich dieselben vindicirt habe, wie es ihr doch, namentlich wenn sie eine moderne oder christliche, über die Lebensphilosophie der antiken Welt fortgeschrittene, sein will, zukommen muß. An Bestrebungen, den Inhalt des christlichen Geistes in die Philosophie zu verarbeiten, hat es freilich nicht gefehlt; aber indem man dabei meist auf theologische Weise von dem geschichtlich Gegebenen oder der Seite der Erscheinung ausging und anfing, verlor das Unternehmen gleich von vorn herein den Charakter der Philosophie; und umgekehrt auf philosophische Weise die Erscheinung aus der Idee zu begreifen, konnte und kann nicht gelingen, so lange man durch einen seltsamen Mißverstand den Geist und sein eigenthümlich höheres Freiheitsleben

nur unter den Kategorieen der Natur und des eigentlich so zu nennenden Lebens zu erfassen sucht. Seltsam nennen wir dieses Beginnen, aber erklärlich, weil, wie bemerkt, in unserer Metaphysik immer noch viel zu viel Formalismus und Subjektivismus rückständig ist. Wenn das frühere formal-logische Verfahren nicht Anstand nahm, jedwede Kategorie, gleichviel welche, durch Beispiele aus allen möglichen anderen zu erläutern — wenn die mathematische Figur, die Rose, das Pferd und Cajus ohne Unterschied herhalten mußten, um an sich Objekte des Seins, Wesens, Lebens u. s. f. erläutern zu lassen, so ist das auf ihrem Standpunkte zu entschuldigen; aber durchaus unzulässig erscheint es, wenn sich eine objektive Logik z. B. der Bestimmung der Substanz bedient, um den Staat oder das Verhältniß des absoluten Geistes zur Welt und zwar zur Natur ebenso wie zur menschlichen Freiheit, zu bezeichnen, oder wenn das Bild des Organismus nicht als Bild und Analogie, sondern als Kategorie von der Pflanze, wie vom Menschengeschlechte, der Ausdruck Person von Corporation, als moralischer Person, gebraucht wird u. s. w., als ob solche Willkür auch nur im Entferntesten erlaubt wäre in einer wahrhaft objektiven Logik, die alle ihre Bestimmungen im gehaltenen Fortschreiten entwikkeln, jedes schlechterdings nur an seine Stelle setzen und sagen, die Erklärung oder das Begreifen einer jeden specifisch bestimmten Begriffssphäre nur durch Herleitung von rückwärts oder von unten her vermitteln kann. Dergleichen muß im Bereiche der Metaphysik nicht minder unfüglich scheinen, als es im Felde der Geschichte abgeschmackt wäre, etwa die Periode der Kreuzzüge durch den Zug der Herakliden oder die Reformation durch Zoroaster zu erklären. Ist das Fortschreiten der metaphysischen Kategorieen eine objektive Wahrheit, nicht bloß ein propädeutisch-subjektives Bemühen, so muß auch der Geist ein specifisch Anderes und Höheres sein, als die Natur, und nicht minder als diese seinen eigenthümlichen Theil an der Metaphysik haben; gelingt es nur, auch in den höchsten und letzten Entwicklungsperioden das erste zum Grunde Gelegte noch als wohlerhalten

und mitwirkend aufzuzeigen, so ist nicht zu befürchten, daß uns bei dem Bemühen, was jetzt an der Zeit ist, überall auch den Unterschied in der Identität geltend zu machen, ein Dualismus oder Pluralismus der Principien entstehe; vielmehr muß auch die Logik immermehr den durchaus positiven, d. i. objektiv wahren, bedeutungsvollen Charakter erhalten, den wir einen historischen nennen möchten, d. h. eine immanente, aber concrete Entwickelung durch strenges Aufbewahren des Früheren im Späteren zu einem Systeme, in dem überhaupt gar Nichts wegfällt, noch auslöscht, weil Alles wesentlich ist, und das, was zuerst als relativ Formloses an der Oberfläche war, allmälich in die Tiefe versinkt, aber nur, um aus seiner Schattenwelt mit keineswegs erloschener Energie hervor, wie erst unmittelbar, so nun mittelbar zu wirken.

Dieser ganzen Ansicht zufolge ist es nicht nur erlaubt, sondern es ist nothwendig, daß die Kategorieen des Geistes für sich, als eigenthümliche, der Metaphysik vindicirt werden; denn es ist unmöglich, daß ihr Inhalt ohne Fälschung in die physikalischen hineingegossen werden könne. Vielleicht wird man entgegnen, daß dieß schon längst geschehen, die Metaphysik längst zur Kategorie der Freiheit fortgeführt, die Rechtslehre und Moral auf selbstständige Weise behandelt worden seien. Wohl; aber was hilft es, die Metaphysik bis zur Freiheit hin, diese aber nicht weiter auszuführen; ihre weitere Ausführung vielmehr wieder den unteren Kategorieen verfallen zu lassen, gleich als seien diese gültig und gerecht für allerlei Inhalt? Zumal wenn noch hinzukommt, daß mit dem Begriffe der Freiheit nicht einmal ein specifisch anderes Verhalten der inneren Momente des Begriffs in sich und zu Anderen, sondern nur eben die „Wahrheit der Nothwendigkeit" erreicht ist. Dabei wollen wir schließlich nur noch an die systematische Unklarheit erinnern, welche über der Stellung der sogenannten praktischen und theoretischen Philosophie seit Aristoteles obwaltet und sich dem Auge nur schlecht unter der novantiken Eintheilung in Logik, Physik und Ethik verbirgt. Läßt man nämlich das Werden und den

ihm entsprechenden absoluten Proceß nicht als die Grundanschauung des ganzen Systems gelten, so ist auch das Dritte, die unendliche Rückkehr des Geistes aus seinem Andernsein, nicht mehr in der bisherigen Weise zu fassen; sondern die Logik, die philosophia prima, Metaphysik, sein will, muß der Inbegriff von allem Inhalte in abstrakt allgemeinster und höchster Sphäre sein, und unter ihr dann einerseits Naturphilosophie, andrerseits Ethik, sich wie der getheilte, weiter in's Detail eingeführte Inhalt jener obersten Sphäre, verhalten, die Ethik sowohl, als die Naturphilosophie, ihre kategorischen Vertreter im hohen Rathe der Metaphysik haben. Ob Naturwissenschaft und praktische Philosophie bei dieser Stellung die zwitterhafte Bedeutung von angewandter Philosophie haben sollen oder nicht, dieß wird ganz von ihrer Behandlungsweise abhängen, die aber der Idee und Wahrheit nach keine beliebige sein oder vielmehr nicht die beliebige bleiben kann, die sie jetzt noch ist.

Um nun unsre Untersuchung in die Sphäre der Allgemeinheit zu erheben und in die Sprache der Metaphysik zu übersetzen, ist es erforderlich, das Problem zunächst unter der Kategorie des Zweckes und näher des Selbstzweckes zu betrachten, denn dieß soll jeder reale Begriff oder jede Idee sein. Mit dieser Kategorie aber ist, wie wir aus einer objektiven, freilich noch nicht gehörig ausgearbeiteten und zu allgemeiner Anerkennung gebrachten Logik voraussetzen müssen, ein doppeltes Verhältniß des Begriffs gegeben. Sobald gesagt ist, das einzelne Exemplar einer Gattung sei Begriff, und zwar der ganze untheilbare Begriff in sich, kann der Gattungsbegriff selbst nicht mehr in derjenigen Bedeutung genommen werden, nach welcher die einzelnen Exemplare desselben sein Inhalt, sondern nur in der, nach welcher er der Umfang oder formale Inbegriff der vielen Exemplare ist. Hiermit fällt schon die Anwendbarkeit der Substanzkategorie, an welcher die einzelnen Exemplare nur modi, Eigenschaften, Beschaffenheiten, qualitative Bestimmungen wären, im Bereiche der Zweckbegriffe als unzulässig weg. Sobald das Einzelne als wahrhaft Einzelnes, d. i. als Exemplar,

genommen wird, wird auch das Allgemeine erst zur Gattung; Gattung und Allgemeines sind dann ebenso wenig zu verwechseln, als Einzelnes und Theil. Wäre das einzelne Exemplar seiner Gattung in demselben Sinne untergeordnet, wie die qualitative Besonderheit oder Art der Allgemeinheit, so wäre die Gattung selbst wieder ein specifisch höherer und qualitativ anderer Begriff als das Exemplar, das Exemplar also nicht Exemplar seiner Gattung, sondern einer höheren, was ein logischer Widerspruch ist, welcher auf einer Verwechselung, d. i. wiederum auf einer schlechten Vereinerleiung der Qualität und Quantität oder des Inhalts und Umfangs der Begriffe beruht; denn auf diesen alten logischen Unterschied müssen wir, wie sich hier am Klarsten zeigt, durch den objektiven Gedankeninhalt genöthigt, zurückkommen, und können nicht gelten lassen, daß das, was die formale Logik unter Inhalt und Umfang meinte, schlechthin als Correlata betrachtet werden, nämlich in dem Sinne, daß der Umfang der Umfang des Inhalts, der Inhalt der Inhalt des Umfangs sei. Wir können und wollen jedoch hier nicht weiter in die Auseinandersetzung der Logik und Dialektik eingehen, sondern uns mit der hoffentlich unmittelbar einleuchtenden Bemerkung begnügen, daß nothwendig, je mehr Selbstständigkeit und Freiheit den einzelnen Exemplaren zugeschrieben wird, desto mehr ihr Umfangs- oder Gattungsbegriff zu einem nur formalen herabsinken müsse, zu einer in sich gebrochenen Macht, einem getheilten Ganzen, und umgekehrt; so daß hier eigentlich der dialektische Wechsel von Dynamik (der Einheit) und Atomistik (der Vielheit) eintritt. Soll nun die Dialektik keine bloße Abwechselung einander in ihrem Dasein gegenseitig ausschließender Momente, sondern das Moment der Allgemeinheit und Einheit in den Einzelnen (Exemplaren) fortwirkend vorhanden oder unaufgehoben wirksam sein, so muß es als allgemeine Substanz (wenn dieser Ausdruck beliebt wird) in eine Idealität für sich hinter der Realität der Einzelnen zurücktreten, die eben nur das ist und bedeutet, was wir formelle Zusammenfassung nennen. Was nun aber eben die Kraft und Natur

dieser Copula zwischen dem Einzelnen und dem Allgemeinen, oder auf welche Weise jenes in diesem enthalten sei, das gerade ist die Frage, über die nicht im Voraus durch Anwendung irgend einer Kategorie, z. B. der Substanz, gleichsam durch einen metaphysischen Machtspruch entschieden werden darf; sondern, was diese Copula, die zwischen dem Einzelnen und Allgemeinen waltende Machtbeziehung sei, dieß kann in jeder Sphäre nur eben aus dem specifischen Inhalte derselben entnommen und entschieden werden, und eben deßhalb ist es logisch nothwendig, daß die ethischen Kategorieen aus dem ethischen Inhalte entwickelt werden; dieser Inhalt aber ist die zu jeder Zeit in uns und überall in der Geschichte der Menschheit gegenwärtige Geistigkeit und Willensfreiheit der Individuen selbst.

Die Gebrochenheit und Auflösung der Substanz, als allgemeiner Naturmacht, stellt sich sogleich als Wahrheit dar, sobald man dem Menschen die Herrschaft über die Natur, ihm, seinem Begriffe und Wesen nach, eine prästabilirte Obmacht über dieselbe zuerkennt. Der Mensch mag immerhin — und auch dieß wird sich zeigen — über sich und seinem Wesen einen qualitativ höheren Begriff, eine allgemeine Macht anerkennen müssen, in der er selbst wieder integrirt; aber diese elementarischen Naturmächte, die ihn umgeben, und die er selbst in sich bewältigt trägt, sind es nicht. Jene prästabilirte Obmacht und Freiheit kraft seines angestammten Adels in Besitz zu nehmen, ist der Beruf des Menschen, und sein Kampf und der Verlauf dieses Kampfes ist es, dem wir weiter im ethischen Processe zuzusehen haben.

Wenn wir diesen, wie vorläufig bemerkt werden kann, in die drei Sphären oder Perioden des sinnlichen Eudämonismus, des Rechtsverhältnisses und der Moralität eintheilen, so wird, unbeschadet des Inhalts und auf eine demselben angemessene Weise, sich auch innerhalb dieser Zweckbegriffe ein logisches Verhältniß zu erkennen geben, was erstlich der Sphäre des unmittelbaren Begriffs oder des Daseins, damit zugleich der formal-logischen Betrachtungsweise, sodann

der Reflexionsdialektik des Wesens, und endlich drittens dem Begriffe in seiner Wirklichkeit und Wahrheit oder der Idee entspricht. Der Mensch nämlich ist vorerst an sich prästabilirter Endzweck der Natur, das Natürliche an sich für ihn prästabilirtes Mittel; so realisirt er sich, dieser gegenüber und auf Kosten derselben, zur Person vorerst an sich. Hier aber hat es das Subjekt vorerst nur mit solchem Andern zu thun, was an sich selbst nur Mittel ist, und eben deßhalb würde er, nur mit dieser Vermittelung beschäftigt, nicht zum vollen Bewußtsein seiner als Selbstzweck oder freie Persönlichkeit kommen, weil er ja dieß schon unmittelbar oder von Natur ist, nicht erst zu werden braucht. Um diese aber auch für sich zu werden, den unbefangenen Besitz dieser Dignität auch für sich im Selbstbewußtsein zu genießen, hat er den Proceß des Rechtes mit Andern seines Gleichen einzugehen; und wie dieser endlich, gemäß jedweder Reflexion und Dialektik gleichberechtigter Glieder, auf ihren tieferen Grund in sich zurück- oder zu einem Höheren über sich fortgehe, um vollendete Freiheit zu werden, wird sich an seiner Stelle zeigen. Ein Verhältniß im engern und eigentlichen Sinne, d. i. eine dialektische Reciprocität der Glieder, waltet nur da, wo beide Gegensätze einander an metaphysischer Bedeutung, d. i. im Sein, gleich sind, mithin einander schlechthin gegenseitig bedingen; dieß ist hier das Verhältniß der Personen zu einander im Rechtsstaate; dasselbe fände auch statt, wenn man sich das Verhältniß der Menschen zur Gottheit unter dieser Kategorie denken wollte, wie es denn versteckter und offner Weise oft so gedacht worden und damit die Unzulässigkeit der göttlichen Persönlichkeit in diesem Sinne an den Tag gekommen ist. Im rechtlichen Verhältnisse der Personen zeigt sich diese Reciprocität darin, daß subjektiv die Pflicht, objektiv das Recht einander gegenseitig entsprechen und niemals das Eine einseitig für sich da sein kann. In den andern beiden Sphären dagegen gestaltet sich das Verhältniß anders. Person und Sache in der ersten, so wie Gott und Mensch in der dritten, stehen nicht in dieser gleichseitigen Beziehung. Zur Sache,

d. i. zur natura bruta, verhält sich der Mensch, wie Zweck zum Mittel; Person und Person verhalten sich, wie zwei Zwecke, die sich gegenseitig wieder zugleich als Mittel, oder wie zwei Mittel, die sich zugleich wieder jeder als Zweck für sich verhalten. Gott und Menschheit stehen weder in jener, noch in dieser Kategorie, sondern in einer qualitativ höheren, eigenthümlichen, in der höchsten und freien; man kann sie als hervorgehend aus der Synthesis der beiden vorigen betrachten, nur aber nicht einer bloß formalen Synthesis, durch welche am Inhalte selbst Nichts wesentlich geändert würde, sondern einen solchen, die eine eigenthümliche Steigerung und Verklärung der Copula an ihr selbst ist.

So nehmen wir das menschliche Freiheitsprincip, d. h. das Freiheitsprincip, wie es als intensiv vollkommenes Leben im Menschen auftritt, zuerst und zunächst in Gestalt des unmittelbaren Selbstzwecks oder des Lebens; aber weil menschliches, zugleich als bewußtes Leben — ein Inhalt, der als gewußter und wirklicher sich entspricht, d. h. sich eben auch nur als das, was er ist, nämlich als Leben und Lebenstrieb, weiß und will. In diesem Inhalte ist das Bewußtsein als Selbstbewußtsein noch wesentlich auf Anderes, Aeußerliches bezogen; es ist inhaltlich nur der Lebenstrieb mit dem formellen Unterschiede, daß er als solchen sich weiß. Aber dieser, obwohl nur formelle, Unterschied hat eine große Bedeutung; in ihm, nämlich diesem ideellen Fürsichsein, hat das Lebensprincip oder das Seelenleben, der unmittelbar vorher noch blinde Lebenstrieb, welcher nur in der actuellen Aeußerung wirklich war, nun auch abgesehen von dieser, für sich in sich Existenz gewonnen und mit dieser zugleich auch eine qualitativ höhere Bedeutung oder reale Mächtigkeit; d. h. er ist Wille, wenn auch vorerst nur sinnlicher, geworden. Daß der Lebenstrieb diese Existenz überhaupt im Menschen anstrebt und nicht in dumpfer Natürlichkeit des Thieres verbleibt, davon liegt der Grund in der auch von jeder fortschreitenden Dialektik zu machenden, d. i. überall unmittelbar aufzuzeigenden Voraussetzung des dem Menschen prästabilirten Freiheitsprincips selbst.

Wie wenig dieses ideelle Fürsichsein des Wollens ein nur ideelles und für das unmittelbare Naturdasein gleichgiltiges, unverfängliches sei, zeigt sich sofort. Der Wille weiß sich vorerst allerdings auch nur als das, was er als Trieb unmittelbar war und noch ist, nämlich Lebens- und Organisationstrieb, Trieb, sich äußerlich zu verwirklichen. So ist er an sich die prästabilirte Macht, oder vielmehr nur Ohnmacht über die Natur, und da sich diese für ihn als dasselbe, was er inhaltlich ist, nämlich als Gegenmacht, behauptet, so steht äußerlich Gewalt gegen Gewalt, und der Wille kann sich als Ohnmacht nur durch Klugheit behaupten; er ist also schon hier auf das innere Moment des Denkens oder Wissens in sich zurückgewiesen, als auf das Uebergreifende, den Sitz der Macht; so daß die Gleichstellung der beiden Momente des Innern und Aeußern auch hier schon keine absolute oder rein dialektische ist, sondern das eine, subjective, sich als das den in der Natur vereinzelten Inhalt zusammenfassende und ihn durch sich selbst bewältigende erweist. Nicht also, daß das sich wissende Leben hier schlechthin nur als oscillirende Mitte (Hegels Encycl. §. 208) gefaßt werden dürfe, sondern als das sich auch in dieser Oscillation und Bezogenheit auf Aeußeres selbst erhaltende Subject (§. 209), ist unsre Meinung, in welcher wir Hegels Worte zu den unsrigen machen: „dieß, daß der subjective Zweck, als die Macht dieser (mechanischen und chemischen) Processe, worin das Objective sich an einander abreibt und aufhebt, sich selbst außer ihnen hält und das in ihnen sich Erhaltende ist, ist die List der Vernunft.“ Ueberhaupt können wir unter obigem Vorbehalte über diese unmittelbare Sphäre des Lebens uns kurz fassen und uns auf die neuern speculativen Bearbeitungen der Anthropologie und Psychologie beziehen.

Darauf aber scheint besonders aufmerksam gemacht werden zu müssen, daß mit dieser ersten Sphäre auch ein besonderer Theil der Ethik begründet und abgeschlossen werden müsse, der füglich die Sphäre des Eudämonismus oder auch der Klugheitslehre heißen kann. Durch Anerkennung und

Behandlung dieses sinnlichen Eudämonismus für sich wird es erst möglich, einerseits der Rechtslehre eine positive Unterlage zu geben, damit sie nicht mehr nöthig habe, so Vieles als Gewalt- und Nothstand anzusehen, sondern dasselbe als vernünftig und nothwendig, somit auch dem Rechte im engern Sinne nicht widerstreitend, zu erkennen. Andrerseits kann nur auf diese Weise dem Eudämonismus, der, mit Unrecht aus seiner ihm gebührenden Stelle verdrängt, überall und unablässig wiederkehrt und sich aufdrängt, da, wohin er nun nicht mehr gehört, der Eingang mit Fug versagt werden.

In einer wissenschaftlichen Ausführung würde diese Sphäre der Ethik, unsrer Ansicht zufolge, im Wesentlichen diese Gliederung erhalten: 1) das Subject in unmittelbarer Selbstbehauptung, 2) in Bethätigung des natürlichen Muthes im Kampfe, und 3) als sich selbst vermehrendes im Gattungsprocesse. Zuerst ist der Wille auf die Negation der einzelnen Aeußerungen der Naturmächte gerichtet; er behauptet sich als dauernde Einheit gegen jene vielen Bestimmtheiten; oder dieses objective Negiren ist subjective Selbstbehauptung auf Kosten der einzelnen Naturkräfte. Das Zweite ist, daß der Wille dazu fortgeht, die feindseligen Naturmächte, nicht nur in ihren einzelnen Angriffen, sondern im Principe, zu negiren, dieß in seine Gewalt zu bringen, damit die einzelnen Aeußerungen *ihm* dienstbar, *seine* Organe werden; war er zuerst nur das prästabilirte Vermögen oder die Obmacht der Natur an sich, so daß diese sich noch vollkommen äußerlich gegen ihn behauptete, so will er nun in den Besitz ihres Princips selbst kommen; die Natur, selbstlos, wie sie an sich ist, soll *sein* äußerliches Vermögen, er ihr wirkliches Centrum werden. So bewährt er sich als Person, der Natur, als den Sachen gegenüber, obschon er, eben nur den Selbstlosigkeiten der Natur gegenüber, sich hier noch nicht als Person zum Bewußtsein kommt, was er erst im Verhältnisse zu andern Personen kann. Weiter aber in dieses Verhältniß zu andern überhaupt einzugehen findet er sich nicht schlechthin nur durch einen gewissen „Geselligkeitstrieb", der

meiſt zu dieſem Zwecke poſtulirt wird, veranlaßt, ſondern dieſer Trieb iſt näher und radical in dem Geſchlechtsverhältniſſe, als einer innerhalb der Natürlichkeit ſelbſt ſchon angelegten Zweckmäßigkeit, aufzuſuchen. Dieſes Verhältniß erhält dadurch erſt die ethiſche Weihe, daß es Perſon zu Perſon führt, die Wurzel des Familienlebens wird, und ſomit überhaupt den Uebergang aus der erſten ſchlechthin eudämoniſtiſchen Sphäre in die höhere des Rechtes bildet.

Ohne in das Detail weiter einzugehen, können wir doch nicht umhin, in Bezug auf dieß Verhältniß noch Einiges anzumerken, da gerade dieſer wichtige Punkt es iſt, der, lediglich von der Naturſeite des Chemismus aufgefaßt, dazu gemißbraucht wird, das Menſchenweſen wieder zum Thier- und Pflanzenleben herabzudrücken. Ueberdieß haben wir dieſen Proceß an die Stelle desjenigen zu ſetzen, den Hegel als den des „Herrn und Dieners" aufgeſtellt hat, einen Vorgang, welcher in der Weiſe, wie er in der Phänomenologie dargeſtellt wird, wenigſtens nicht der primitive, in die Urgeſchichte des Menſchen fallende, ſein kann, ſondern höchſtens ein ſecundärer, welcher den Menſchen außerhalb des Familienbandes in entfremdeter Vereinzelung und zufälligem Zuſammentreffen vorausſetzt.

Erſt wenn alle unmittelbare Forderungen der individuellen Lebendigkeit befriedigt, das Individuum leiblich vollendet iſt, iſt es auch in der Ueberfülle ſeiner ſelbſt reif geworden zur Reproduction der Gattung. Die Sexualität iſt die höchſte und allgemeinſte Differenz des Lebens, allgemeiner, als Racen-, Temperaments- und alle anderen Verſchiedenheiten, und dieſe findet ſich erſt ergänzt in der Vereinigung der Geſchlechter, welche aber auch zugleich die erſte entſcheidende Entwickelungsepoche des ethiſchen Charakters ſowohl der Individuen als der Völker iſt. Die Stellung des Weibes und weiter der Kinder zur patria potestas des Mannes iſt überall entſcheidend und characteriſtiſch in der Geſchichte der Civiliſation. Da aber hiermit zuerſt die Reciprocität des Perſonenverhältniſſes zwiſchen Mann und Weib eintritt, ſo mußte der Geſchlechstrieb, deſſen Nicht-

befriedigung bei den Thieren zur Wuth und zum Tode führt, bei den Menschen auch der Herrschaft des freien Willens nicht absolut entgegen, nicht ein schlechthin zu befriedigendes Lebensbedürfniß sein, wie das Athmen, Essen und Trinken. Im Schoße der Familie ist es, wo sich zuerst Anlaß und Stoff für die Entwickelung ethischer Verhältnisse im engeren Sinne darbieten; in diesem von der Natur geknüpften und geheiligten Verbande, nicht zufällig gleichsam im freien Felde, trifft der Mensch den Menschen an, und so ist schon sein erstes Zusammentreffen nicht jenes durchaus lieblose und feindselige, dergleichen nicht einmal bei den Thieren vorkommt; denn auch diese gehen außer der Gattungszeit an ihres Gleichen gleichgültig vorüber, und schonen einander, so lange es nicht gilt, Weibchen und Junge zu schützen. Raubzüge auf Mord und Sklavenraub gehören einer spätern Entartung, nicht der ursprünglichen Natur des Menschen an, und können nicht zu einem historisch nothwendigen Entwickelungsmomente gemacht werden; denn die ursprüngliche Rechtslosigkeit der Kinder und Patrimonialunterthanen ist eine ganz andere, als die eigentlich sogenannte Sklaverei. — Aber allerdings nicht bloß Liebe und Pietät werden im Schoße der Familie geboren, sondern auch Gewaltthat und Rache (Blutrache); die Liebe gebiert den Haß, und die Eintracht den Streit; aber sie adelt und berechtigt ihn auch zugleich. Denn indem die natürliche Lebenswärme in dieser Epoche den Muth des Mannes, die Geduld des Weibes, diese natürlichen Wurzeln aller Tugenden, ungewöhnlich erhöht, so wird einerseits der Muth, indem er nicht mehr übermüthig nur *unmittelbar* sich selbst geltend zu machen, sondern Weib und Kind, und *mittelbar* in diesen schwachen Persönlichkeiten seine eigne zu schützen, diese also eben so sehr *aufzuopfern* hat, zur *Großmuth*; der principielle Zweck der Macht giebt sich in ihm freiwillig zum Schutze der Ohnmacht, somit als Mittel, hin. Andrerseits ermannt sich das Weib, von der Natur zum Dulden bestimmt, und ohnehin schon als Gebärerin stets in das Discrimen von Leben und Aufopferungstod gestellt, durch

den Muth des Mannes geschützt, von willenloser Ohnmacht und Verzagtheit zur An- und Sanftmuth des Vertrauens, und giebt in seiner Demuth, als erster Märtyr der wahren Bedeutung des Lebens, dem Manne in seinem Uebermuthe sich selbst zu erkennen. Die Rollen der Ohnmacht und Obmacht sind hier von der Natur an zwei Personen vertheilt; aber eben dadurch auch eine concrete Synthesis, Vereinbarung, nicht bloß Vereinerleiung, möglich gemacht; keines soll absolut in das Andere umschlagen, keines für sich abstract das Vernünftig-Menschliche sein; die äußerliche Ohnmacht soll mit innerer passiver Stärke, die äußerliche Macht mit innerer Demuth sich gatten; die äußerliche Ohnmacht also soll erscheinen als nicht absolut widersprechend der Bestimmung und Freiheit des Menschen, freiwilliges Abstrahiren davon vielmehr als Beweis und Triumph derselben; kurz, das menschliche Freiheitsprincip — dieß sollte schon hier offenbar werden — muß ein solches sein, was nicht wesentlich und ausschließlich in äußerlich egoistischer Machtbethätigung und schrankenloser Willkür bestehe, obschon es vorerst immer nur noch das Leben ist, wofür das Leben selbst Mittel und Opfer ist.

Also: der natürliche Wille wußte sich in der Sphäre des Eudämonismus vorerst und unmittelbar auch nur als das, was er unmittelbar war, nämlich Lebens- oder Organisationstrieb, Trieb, sich äußerlich zu verwirklichen. So findet er sich als prästabilirte Macht, aber erfährt sich in Wahrheit doch nur als relative Obmacht, da sich die Natur, ihm gegenüber, um der Gleichheit des Begriffsinhalts willen, als dasselbige, als unüberwindlicher Stoff und relative Gegenmacht behauptet. Somit ist die natürliche Freiheit des Willens zwar Ueberlegenheit über die Natur; aber da sie absolute Macht, rein unwiderstehliche Negativität sein will, geräth sie, weil wesentlich doch an sich selbst auf die Aeußerlichkeit bezogen, hier in die Dialektik derjenigen Zwecke und Mittel, die sich reciprok verhalten, und kann niemals zu einseitiger Negation ohne Verlust ihrer selbst fortgehen; d. h. sie wird, je mehr Macht, desto mehr

abhängig von den Mitteln, die als äußerlicher Stoff ihre relative Selbſtſtändigkeit gegen ſie niemals ganz aufgeben. Da endlich die beſten und wirkſamſten Mittel zur Macht die Menſchen ſich gegenſeitig ſelbſt ſind, ſo verhalten ſich (in der Rechtsſphäre) die Mittel und Zwecke als ſelbſtſtändige Perſonen in reciprok völlig gleicher Dignität zu einander; die Macht, dieſes Ideal des egoiſtiſchen Willens, wird ſtets in dem Maaße Ohnmacht, in welchem ſie Macht wird, und kann ſich ſelbſt nicht als Freiheit erfüllen oder voll-enden, d. h. ſie kann um ihres eignen Inhalts willen nicht die höchſte Idee oder die abſolute Freiheit ſein. Dieß iſt die Dialektik der Machtkategorie, die im Weſentlichen auch bei Hobbes, Spinoza und Bayle zum Grunde liegt.

Auch hier wollen wir nur erläuterungsweiſe in einiges Detail der Rechtsſphäre eingehen. Ihre Dialektik — und dieß Gebiet entſpricht recht eigentlich dem mittleren dialektiſchen Momente des ethiſchen Proceſſes — bewegt ſich logiſch und völkergeſchichtlich durch die Momente 1) der unmittelbaren perſönlichen Machteinheit der patria potestas der erſten Sphäre, oder, in quantitativer Erweiterung, der Patrimonialmonarchie und urſprünglichen Autokratie; 2) der freien Geſellſchaft, oder abſtracten Geſetzesherrſchaft der (antiken) Republik, und endet 3) in der Syntheſis des concreten Rechtsſtaates oder conſtitutionellen Monarchie; ſo daß gleichzeitig und in Wechſelwirkung mit dieſen äußerlichen Formen und in ihnen nicht nur die Mitte der rechtlichen Verhältniſſe der Einzelnen unter ſich und zur Staatsgewalt, ſondern auch der ſubjective Grund von allen dieſen Erſcheinungsweiſen, das Rechtsgefühl oder das innere Ethos der Geſinnung ſich entwickelt; und dieſes iſt das Weſenhafte, der ethiſch-lebendige Kern oder das eigentlich allein Wirkſame in allen poſitiven Religionen des Alterthums, verhüllt freilich unter zufälligem und traditionellem, ſomit ethiſch-todtem Beiwerke.

Die Machtfreiheit, von der hier die Rede iſt, mußte, kraft ihrer Herkunft aus dem Naturſtande, in Einem, dem Familien-

fürsten, concentrirt sein. Aber indem dieser als Haupt und Herr nur die eigne Machtvollkommenheit zum Endzwecke hat, seine patria potestas und sein patrimonium intensiv und extensiv möglichst mehren und erweitern will, ist dieser absolute Autokrator genöthigt, um recht mächtig zu sein, es eben durch seine Organe, die vielen Familienglieder und Descendenten, d. h. überhaupt durch die Seinigen, zu sein. Obgleich diese gebunden in der väterlichen Gewalt (traditionell durch die Primogenitur), nur seine Mittel und Werkzeuge sein sollen, so muß er doch, damit sie recht brauchbar und kräftig werden, sie selbst tüchtig machen. Seine Macht wächst, so wie die Söhne wachsen, und wie sie sich ausbreitet, so soll sie auch intensiver werden. Die Söhne müssen Personen werden, und um im Sinne des Machthabers und für dessen Zwecke handeln zu können, müssen sie auch selbstständig für sich handeln können, sonst wären sie träge, feige Subjecte, weder im Frieden, noch im Kriege brauchbar; denn die ethische Bedeutung des letzteren ist es zumal, „die Kraft erscheinen zu lassen." Die Macht des Hauptes wächst also mit der Selbstständigkeit der Glieder, sie nimmt ab mit dieser; kurz, die wahre Macht als solche steht in geradem, nicht umgekehrtem, Verhältnisse mit der der Glieder, aber als Machtwillkür freilich vielmehr im umgekehrten; denn ob die Glieder, weil sie eigentlich nicht Glieder, sondern selbst persönliche Einheiten sind, wie sie können, auch (nämlich aus Pietät) unterthänig sein wollen, darauf kommt es an, und auf den freien Willen ist es gerade abgesehen, wo es sich um die wahre Macht handelt, nämlich auf die Treue und Tapferkeit, die sich aufopfert. Ursprünglich fordert und nimmt der Patriarch alles Opfer, auch das Leben, von dem Seinigen; und die Seinen lassen sich dieß gefallen, denn sie wissen es nicht anders, als daß sie seiner, des Einen, sind. Das ist wesentlich ihre Religion; aber allmählich ändert sich dieß Verhältniß und das Bewußtsein davon. Macht kann sich nicht in und für sich allein beweisen; eine Macht, die keinen Gegner, die Nichts wider sich hat, ist keine Macht; sie kann und will sich daher als Gewalt, mechanisch,

bethätigen, dieß liegt in ihrem Begriffe; sie setzt sich also sich selber entgegen, um Macht zu sein, aber nicht, um sich zu verlieren; sie will sich nur einen relativen Widerstand gefallen lassen, um in dessen Bewältigung sich selbst zu fühlen; aber diesen muß sie auch gewähren lassen, um ihrer selbst willen. Daß er nicht zu groß werde (diese Quantitativität), ist ihre stete Sorge; auch die Götter, die eben nur mächtige sind — d. i. die Idee der Macht, so lange sie als das Absolute gewußt wird, — haben guten Grund, neidisch zu sein, überall die particular hervorstechende Freiheit des Einzelnen als ὕβρις und temeritas, Maaßlosigkeit oder Vermessenheit, zu nivelliren. Hören die Götter auf, neidisch zu sein, so wird es das Schicksal, die Idee der Macht in abstracter Nacktheit, entkleidet aller Persönlichkeit, und somit entsprechend dem abstracten Gesetze, das seinen Inhalt noch nicht gefunden, oder der Nothwendigkeit, als fremder Autorität schlechthin.

Noch steht in der Autokratie der Staat erst unmittelbar da, daher auch im zufälligen Verhältnisse zu andern Staaten nach außen, somit feindselig als Kriegsmacht; und dieß ist, da jeder Staat, so gebildet er auch sei, immerdar diese Seite der negativen Selbstbehauptung nach außen behalten muß, das historisch berechtigte und bleibende Moment der Autokratie, die dictatorische Militärgewalt des Regenten, die im Falle der Noth, wo es die Existenz des Ganzen und Aller gilt, auch jeden Einzelnen unbedingt zum Opfer des Lebens und Eigenthums bestimmen kann. Aber nach innen, zu sich selbst, steht jene primitive Staatsform noch in keiner ethischen Wechselwirkung und Beziehung von Rechten und Pflichten der Einheit zur Vielheit, und mithin auch nicht oder doch nur unvollkommen der Vielen unter sich, so lange das Privatrecht eben nur durch Kadi's verwaltet wird. Demgemäß ist auch die innere Seite des Rechtes, das Rechtsgefühl oder die Rechtschaffenheit, so zu sagen nur noch blindes Ethos, das die Reflexion in sich nicht verträgt, ohne sich aufzuheben; das Innewerden der persönlichen Freiheit ist kaum erst im Erwachen. Diese aber, mit all

ihrem Inhalte auf die persönliche Aeußerung bezogen, so wie sie erwacht, schlägt auch um so gewaltsamer in Aeußerlichkeit aus, sie schlägt dem Patrimonialstaate in die Glieder, die damit nicht mehr Glieder bleiben, sondern selbst atomistische Einheiten werden.

So zerbrach das occidentalische Hellenenthum die patriarchalischen Formen des alten Orients, und aus der dorischen Schale ging der ionische Republicanismus hervor, ein neuer und der eigentliche Anfang der äußerlichen oder rechtlich-gesetzlichen Freiheitsentwickelung, welche in ihrer wesentlich gesetzlichen Form das Römerthum vollständig durchging, so weit das Recht für sich ohne tieferen moralisch-christlichen Grund zu kommen vermag. — Sobald jener Uebergang zur völligen Entschiedenheit kommt, tritt das Moment der Einheit, welches während der Autokratie in persönlicher Realität dastand, in Idealität zurück, und die Vielheit der Personen, die sich selbst als solche, d. i. als freie Mächte, wissen, hervor in Realität und äußerliche Selbstbethätigung. Jene ideell gewordene Einheit ist nun das Gesetz, und dieses, trotz seiner Idealität, sollte um so wirksamer sein; allein um dieß zu sein, müßte es dem Inhalte nach schon völlig identisch sein mit dem freien Willen Aller, mit der freien Persönlichkeit selbst — es müßte die reine vollendete Idee der Freiheit an und für sich aussprechen und erschöpfen, die als das Tiefste und Letzte in allen menschlichen Gemüthern verborgen liegt. Aber in diesen, so lange und sofern sie unter der Zucht des Gesetzes stehen, liegt jene Idee eben nur noch verborgen, und die Idee des Rechtes selbst ist nur erst eine Erscheinungsweise, nicht der tiefste Kern jener Freiheit selbst. Die Pflicht der Vielen und das Recht der Staatseinheit, so wie die Pflicht des Staates und das Recht der Bürger besagt und enthält an sich dasselbe, sie sind inhaltlich identisch und sollten sich somit um so verträglicher in einander aufheben; aber statt dessen werden sie vielmehr dialektisch und heben sich nicht in einander, sondern sie heben einander (in der Republik) gegenseitig auf. Diese Erscheinung bringt die Bedeutung der

rechtlichen Freiheit ſelbſt mit ſich; denn dieſe iſt nicht, wenn ſie nicht äußerlich freie Lebensbethätigung iſt; dieſe nun will und kann zwar jetzt nicht mehr bloß Willkür, ſondern ſie ſoll und will geſetzliche Freiheit ſein; aber dieſe iſt deßhalb doch nicht minder auf das Aeußerliche, auf die unmittelbare Praxis des Lebens oder auf phyſiokratiſche Zwecke bezogen.

Die geſchichtlich-ethiſche Aufgabe der Republik oder des republicaniſchen Momentes im ethiſchen Proceſſe überhaupt iſt die, die abſolute Herrſchaft des Geſetzes und dieſes als den Gemeinwillen Aller auszuſprechen; das Geſetz ſoll der objective Ausdruck der rechtlich-äußerlichen Freiheit ſein; das republicaniſche Moment, das Moment der Gleichheit macht offenbar, daß der dunkle Freiheitsdrang des Menſchen nicht bloß auf formloſe Macht oder Willkür, ſondern auf concrete, gegliederte, vernünftige Freiheit gerichtet iſt, und daß dieſes das Allgemeine, Grundweſentliche der Gattung oder doch zunächſt des Volkes iſt. Allein das, was zunächſt in der antiken und reinen Republik gewußt und gewollt wird, iſt, wie geſagt, noch nicht die vollendete Idee der ethiſchen Freiheit, ſondern immer nur noch die Seite der äußerlichen Machtbethätigung derſelben, wenn auch der geſetzlichen. Daher iſt es nicht zufällig, daß in der Republik alle Individuen am Regieren, Geſetzgeben, Richten u. ſ. f. perſönlich-activen Antheil nehmen wollen, ſondern dieß iſt eben die Sache ſelbſt und der Inhalt dieſer Idee. Obgleich nun dieſe Freiheit noch nicht die höchſte Idee ſelbſt iſt, ſo iſt doch anzuerkennen, daß ſie weſentlich die Erſcheinungsweiſe derſelben, und daß dieſe wiederum die eigentliche Bedeutung und Wahrheit der Rechtsfreiheit iſt. Dieſe (rechtliche) Freiheit für ſich kann keine andere und höhere Verwirklichung ihrer ſelbſt wollen und wünſchen, ſo lange das Menſchenweſen überhaupt ſich nur erſt als rechtliche Macht weiß. Da aber dennoch an ſich (oder für ein höheres Bewußtſein), wie ſich zeigen wird, dieſe Idee nicht die höchſte Freiheit iſt, ſo muß ſie, wo ſie zum höchſten oder abſoluten Endzwecke gemacht wird, ſich als Pſeudo-abſolutes ſelbſt verläugnen, oder

sie kann, vermöge ihres Inhaltes, eigentlich nur als Mittel sich behaupten. Dieß ist ihre bleibende Wahrheit, und obschon sie damit herabgesetzt zu werden scheint gegen das Bewußtsein des Alterthums (und z. Th. auch der neuern Zeit), so erhält sie doch gerade um dieser ihrer besser erkannten Wahrheit willen erst wahre Stabilität und unverletzliche Heiligkeit, nämlich als nothwendige Bedingung des Höchsten. Daher muß man sagen, daß im Alterthume, wo der Staatszweck als der schlechthin höchste galt, darum die Staaten selbst kein dauerndes Bestehen haben konnten, während im modernen christlichen Bewußtsein, wo sich eine noch höhere Freiheitsidee geltend gemacht hat und im Begriffe ist, sich immer mehr geltend zu machen (dieß ist eben der Kampf der neuesten Zeit), auch der Proceß der Staatsformen in sich erst zum Frieden kommen kann und wird.

So lange aber die Energie der Völker ihr Recht noch nicht errungen und gesichert hat, kann sie nur in unmittelbar persönlicher Ausübung der Macht sich befriedigen; und da ist es nothwendig, daß die Willkür des Einzelnen auf's Strengste ausgeschlossen sei; kein persönlicher Einzelwille soll gelten, sondern nur der Gesammtwille, und alle Einzelnen, weil Alle mitregieren wollen, müssen an die objectiv ausgesprochene Norm und Form des Gesammtwillens, d. i. an das Gesetz oder an die Gesetze, unerbittlich gefesselt sein. So ist das Gesetz das ganz unpersönliche, die abstracte Erscheinung für sich; es ist, was sein Name sagt, gesetzt, positiv, statarisch; seine Vollstrecker sind eben so willenlose Organe. So aber ermangelt es in sich selbst alles fortbildenden Lebens. Als Form des Willensinhaltes der Vielen, der im Fortgange der Zeit sich ändert, muß es daher mit diesem Inhalte in Widerspruch treten und sich ändern lassen. Sollte vorher das Gesetz das Unveränderliche, stets sich gleich Bleibende, den Willen der Vielen, den veränderlichen, Regulirende sein, so zeigt sich jetzt vielmehr dieser Wille als das überdauernde Lebensprincip, und das Gesetz als das zu Verändernde. — Daß das Princip der fortschreitenden Rechtsentwickelung im Volke liege, ist ein anerkannter Grundsatz. — Dieser

dialektiſche Widerſpruch zeigt den Mangel des Geſetzes auf, daß es nämlich ſelbſt der lebendigen Macht, der fortſchreitenden Perſönlichkeit entbehrt. Es erhebt ſich zunächſt — in der Republik — der Wechſel des Beſtehens und Veränderns, und daran geht dieſe Staatsform zu Grunde, weil in ihr der Widerſpruch, daß dieſelbigen Subjecte geſetzgebende und auch gehorchende ſein ſollen, nicht gelöſt werden kann; dieß wäre das rein moraliſche Verhältniß (daher auch Montesquieu die Tugend zum Principe der Republiken macht), was mit der Eigenthümlichkeit des Rechtes als Rechtes gar nicht beſteht, d. i. eine ſchlechte Identification der rechtlichen und moraliſchen Freiheit iſt. — Entweder nun ſinkt in dieſem Proceſſe der Staat aus dem geſetzlichen Ethos zur Willkür zurück, und muß aus dieſer, wenn dennoch überhaupt Fortſchritt ſein ſoll, den Proceß von vorn anfangen, die gewöhnlichen Phaſen (Macchiavelli's Cirkel) ruhelos durchlaufen, bis er ganz zu Grunde geht, oder er findet jene Löſung darin, daß er dem Geſetze die Perſönlichkeit, dieſer Perſönlichkeit aber auch das Geſetz auf concrete Weiſe zurückgiebt; ſo jedoch, daß dieß Oberhaupt nicht wieder nur Patrimonial-Autokrat, ſondern conſtitutioneller Monarch iſt, und unter ihm die concrete Syntheſis der Autokratie und Republik in organiſcher Einheit erreicht wird, indem nun einerſeits alle perſönliche Willkür ausgeſchloſſen, andrerſeits aber auch das Geſetz oder die vielen Geſetze nicht mehr ſchlechthin für unveränderlich gelten; nur das Princip, d. i. die Art der Geſetzgebung, die Regel der organiſchen Entwickelung der rechtlichen Freiheit, iſt forthin das Stetige, und dieß nun in einem allgemeinen Geſetze der Geſetzgebung, d. i. im Staatsgrundgeſetze oder der Verfaſſung, ausgeſprochen.

Ohne auf die Organiſation des Rechtsſtaates weiter einzugehen, bemerken wir ſchließlich nur noch dieß, daß die phyſiſche Macht, die factiſch immerdar auf der Seite der Vielheit iſt, im conſtitutionellen Staate zuletzt zurückgedrängt erſcheint auf den ſogenannten paſſiven Widerſtand der Staatsbürger gegen willkürliche Streiche der Staatsgewalt, zuletzt und zuäußerſt

namentlich auf die Möglichkeit, alle Regierung zu verneinen, durch Steuerverweigerung; daher dieſe neuerlich ſich auch als entſcheidendes Momentum im Aequilibrio zwiſchen Volks- und Monarchenſouveränetät gezeigt hat. Im Ganzen aber wird dadurch nur die Unmöglichkeit dargethan, mit dem bloßen Principe der Macht zur Löſung aller Widerſprüche zu gelangen. Der Steuerverweigerung, als dem Rechte des Volks, ſteht ſeine Pflicht der Steuerbewilligung und das Recht des Staats zur Beſteuerung überhaupt entgegen; in Streitfällen läuft die Entſcheidung auf ein quantitatives, d. i. mehr oder weniger willkürliches Urtheil hinaus, ein Urtheil, das wenigſtens aus reinen Rechtsprincipien gar nicht gefällt werden kann. Man beruft ſich hier ſofort auf die Vernunft, und ohne Zweifel wird es nie zu ſolchen Extremen kommen, wo auf beiden Seiten Vernünftigkeit herrſcht. Aber wo ſie nun nicht herrſcht? wo zeitweilig Wille und Einſicht leidenſchaftlich getrübt iſt? Dieß ſind ja gerade die Fälle, wogegen durch Verfaſſungen, durch Geſetze und Recht überhaupt, im Ganzen und im Einzelnen, wirkſame Vorkehrung getroffen ſein ſollte. Sobald man ſich darauf einläßt, Vernünftigkeit überhaupt im guten Glauben und gutwilligen Hoffen vorauszuſetzen, ſteht man ſchon gar nicht mehr auf dem Standpunkte des Rechts im eigentlichen Sinne, man ſteht vielleicht ſogar höher, aber nur nicht innerhalb des Rechtsbegriffes und Geſetzes. Gerade gegen die rohe Gewalt iſt das Geſetz da, und gerade deßhalb tritt die Vernunft, wo ſie in Rechtsgeſtalt auftritt, nothwendig mit Zwangsmacht auf; aber dieſe Macht iſt es eben, die ihr durch die Dialektik ihres eignen Inhaltes zufällig gemacht und nur mit Hülfe einer höheren Idee von Freiheit — zuletzt alſo doch vom reinen freien Willen oder — wie man ſagt, von der Geſinnung, der Sittlichkeit, dem Ethos, erhalten wird. So hoch wir alſo auch die Idee des Rechtes und ihrer Realiſation, des Staates, ſtellen, ſo heilig wir ſie halten mögen; dazu werden wir doch auf alle Weiſe, und nicht bloß durch jene hiſtoriſchen Erſcheinungen in Praxi, ſondern auch durch die nähere Erörterung ihres logiſchen Gehaltes

gedrängt, daß ſie uns zuletzt als bedingt erſcheint von einem höheren, über dieſe freie Lebendigkeit hinausgehenden, Zwecke des Daſeins. Wir wiſſen wohl, daß wir hiermit die wunde Stelle unſrer Zeit, die Auseinanderſetzung der Kirche mit dem Staate, berühren, und dieß iſt eben die Frage, ob im vollkommenen Rechtsſtaate der ethiſch-religiöſe Inhalt des Geiſtes völlig aufgehe und ſich decke, oder ob dieſer Inhalt noch weiter hinausreiche in ein freieres Gebiet des Cultus, das auch freiere Formen zu ſeiner Verwirklichung erfordere, als die rechtsgeſetzlichen und nothwendig zwingenden der eigentlich ſogenannten Staatsmacht ſind und ſein können und für ihr Gebiet ſein müſſen.

Die Grundlage der Staaten iſt die Geſinnung; darüber iſt man wohl einverſtanden. Allein was iſt der Inhalt dieſer? Was weiß und will ſie? Daß es der vollſtändige Inhalt aller Sittlichkeit und Heiligkeit ſei, iſt die Anſicht der neueren (Hegelſchen) Rechtsphiloſophie, die eben dadurch jedwede Moral in beſonderer älterer Bedeutung aus der Liſte der Wiſſenſchaften ausgeſtrichen hat. Dieß aber können wir ihr nicht zugeben. Die Sphäre des Rechtes hat (ſo gut wie die niedere des Eudämonismus in ihrer ἀιδρεία, dem natürlichen Muthe) auch ihre Tugend, ihr Ethos, ihr Wollen und Freiſein, und darin ihre ſubjective Seite, ſie iſt — das verſteht ſich von ſelbſt — keine hohle Objectivität oder abſtracte Erſcheinung; aber dieſes ihr ſubjectives Weſen ſelbſt verhält ſich zur wahren Freiheit doch nur wieder, wie Erſcheinung oder Form zum Inhalte, oder kurz, ſie iſt noch mit einer eigenthümlichen Beſtimmtheit behaftet, die ihre Schranke iſt. Dieſe Subjectivität der äußerlichen Geſetzlichkeit iſt Rechtſchaffenheit und Ehre; damit aber haben wir das Gebiet der Tugend und Moralität noch keineswegs erſchöpft, vielmehr bleibt auch in dieſer durchaus ehrenwerthen rechtlichen Geſinnung und Ehrlichkeit noch ein tieferer Kern verborgen, in welchen einzudringen das chriſtliche Gewiſſen nicht umhin kann. Wenn wir vom „chriſtlichen Gewiſſen“ ſprechen, werden wir zwar ſogleich den Verdacht erwecken, als verlören wir uns hiermit ſofort auf unphiloſophiſche

Weiſe an ein poſitiv Gegebenes, den hiſtoriſchen Glauben u. ſ. w., doch getroſt! wir verſtehen darunter nichts mehr und nichts minder, als die im Bewußtſein ihrer δικαιοσύνη noch nicht befriedigte menſchliche Freiheit ſelbſt.

Wir haben jedoch durch dieſe Bemerkungen der dialektiſchen Entwickelung der Idee bereits vorgegriffen und eilen, um rückwärts den Anknüpfungspunkt wieder aufzuſuchen. — Die Freiheit, als abſolut ſein wollende Macht, hob ſich, wie gezeigt, ſelbſt auf. Hiermit iſt aber nicht ſie ſelbſt, das Wollen überhaupt oder im Principe, ſondern nur das Was, der Inhalt, der gewollt wird, oder dieſe Formbeſtimmtheit der Freiheit negirt, d. h. dieſe Form als incongruent mit dem wahrhaften Inhalte des Freiheitsprincips aufgezeigt. Sie ſelbſt, die Freiheit des Willens, geht nun zunächſt aus dieſer Aeußerung in ſich ſelbſt zurück in ein ſubjectives und ideelles Fürſichſein, ſomit vorerſt dem wirklichen äußerlichen Lebensgenuſſe und dem Leben ſelbſt abſtracter Weiſe entſagend. Damit aber wäre und bliebe ſie in ſich dennoch nur derſelbe Inhalt, ideell geſetzt, der ſie vorher reell war oder doch ſein wollte, mithin nur das unglückliche Bewußtſein der Unfreiheit vielmehr, als der Freiheit, und dieſe ſubjective Freiheit des Phantaſirens in ſinnlichen Bildern wäre nur eine formelle, ſo aber, anſtatt Ohnmacht und Allmacht zu ſein, in Wahrheit Ohnmacht, welche die Flucht vor der Außenwelt ergriffen hätte. Um alſo wirklich zu ſein, was er will, kann der Wille nicht auf jene Ohnmacht gänzlich verzichten; aber auch dieſes neue ſubjective Fürſichſeinkönnen nicht wieder aufgeben, ſondern er muß beides ſein in wirklicher Syntheſis, nicht als ein Zwieſpalt des Wollens und Nichtkönnens, oder als bloßes Nichtwollen, weil Nichtkönnen, ſondern in wahrhafter Verſöhnung; d. h. der Wille muß nach den Erfahrungen, die er im Proceſſe des Lebens an ſich ſelbſt gemacht hat, die eigne (äußerliche) Macht ſelbſt nicht als Endzweck wollen; da er ſie aber auch nicht gänzlich aufgeben kann, nur als das wollen, was ſie in Wahrheit ihrem Begriffe nach iſt, d. i. als Mittel; ſomit muß er ſie in ſich

selbst, als Gewolltes, zum untergeordneten Momente herabsetzen.

Obiges Zurückgehen des Willens tiefer in sich aus der Aeußerlichkeit ist keine Vernichtung oder schlechthinnige Aufhebung des Willens — so könnte es nur nach einer das Positive im Negativen nicht gehörig festhaltenden Methode scheinen — sondern nur ein Insichgehen in Idealität oder Subjectivität — in die Welt der bloßen Vorstellungen. Eine bloß subjective Macht wäre freilich eine rein negirte, denn Macht ist wesentlich Aeußerung; aber der Wille ist eben seinem tieferen Wesen nach nicht bloß Macht, er kann diese Negation vertragen, und ist dennoch als Wille, wenn auch nicht als Macht; sein Wesen ist in seiner Passivität nicht negirt, wenn auch seine Aeußerung negirt ist. Aber allerdings wäre er, abgeschnitten von aller Macht, eben nur die reine Thätigkeit des denkenden (oder hier nur noch vorstellenden) Geistes, der sich in sich selbst bestimmt ohne alle Mittel, die reine Selbstbestimmung an und für sich selbst. Als solche nun muß der menschliche Wille sich auf dem Wege seines Bildungsprocesses zuerst nothgedrungen erfahren, nur damit er sich selbst erst gewinne, nicht, damit er bei dieser thatlosen Entsagung willenlos stehen bleibe; aber er muß seinen Willen seinem Denken unterordnen lernen, damit er von der Macht abkomme als seinem höchsten Idol, und die Machtäußerung vielmehr dem Wissen unterordne, d. i. sie vom Zwecke zum Mittel (für Höheres) herabsetze, welches Höhere, Innigere, er eben erst durch jene Entsagung in sich kennen gelernt und gewonnen hat. Gewinnt er freilich bei solcher nothgedrungenen Entsagung nichts ideell Höheres in sich, bleibt er auf derselben Stufe stehen, so bleibt er nur in ohnmächtiger Spannung gegen die fremde Gewalt, die ihm die Realisirung seines Willensinhaltes immerdar versagt. Dieß ist das unglückliche Selbstbewußtsein oder das negative Bewußtsein der Ohnmacht. So würde er auch nichts Besseres geworden sein und nichts Besseres wollen und thun, wenn die Negation wieder aufgehoben würde; er wäre dann nur wieder, was er vorher war,

nämlich Macht. Ein Höheres erzeugt ſich nur, wenn jene gewonnene Einſicht und tiefere Selbſterkenntniß der Freiheit, daß ſie nämlich zur Noth auch der Macht entbehren, und doch noch — durch freie Entſagung — Freiheit ſein kann, concret mit der Macht verbunden wird, aber ſo, daß nun der Wille nicht mehr ſein Alles in die Macht ſetzt, ſondern dieſe nur als Mittel betrachtet. Andrerſeits, wenn er dem Sich-äußern, als einer Unmöglichkeit, gänzlich entſagte, wäre er nur Verzweifelung, die das Aeußere doch noch wünſcht, ſeine Thätigkeit ein bloßes müßiges Wünſchen, beſchränkt in ſich auf müßige Ideale (die ſentimentale oder ſogenannte ſchöne Seele); aber dieſe Ideale ſind, näher betrachtet ihrem Inhalte nach, nur eitel Sinnlichkeit egoiſtiſcher Art; daher bleibt der unglückliche Wille in ihnen immer noch als Ohnmacht auf die Außenwelt bezogen. Dieſe Stellung iſt eine nothwendige im ethiſchen Proceſſe des Ganzen; aber ſie iſt nur erſt die Negation und negative Einſicht des Entſagenden, daß es nämlich mit dem Leben und ſeinem ganzen Inhalte Nichts ſei, wenn es, wie bisher, für das Abſolute gelten will. Dieß iſt eine richtige und nothwendige Einſicht; aber ſie hat noch kein poſitiv Höheres über jenen verloren gegangenen Inhalt erlangt, ſie ſteht nur erſt in der Negation, ohne zu einer neuen Affirmation fortgegangen zu ſein. Dieß war Schlegel's Ironie, der das Leben gleichgültig geworden war, und die ſich dennoch wieder auf dieſes Gleichgültige, als ein Gleichgültiges, warf, das Werthloſe werthlos behandelnd. Kommt nun aber, was bei dieſer Laune nicht ausbleiben kann, wiederum das verſteckte ſinnliche Wohlgefallen und Intereſſe am ſinnlichen Inhalte hinzu, ſo wird dieß zum völlig unſittlichen und unreinen Spiele der Phantaſie mit Verbotenem, die Lüſternheit der Träumerei, worein die Schönſeeligkeit ausartet, die feig ſich vor der Strafe ſichern und doch genießen, wie die Maus an dem Speck riechen, ihn aber nicht anrühren will. Dabei kommt indeß Alles auf den Inhalt an, ob dieß ein ſinnlich ſelbſtſüchtiger iſt, oder nicht; im weitern Sinne iſt auch jedweder aeſthetiſche Kunſtgenuß in dieſer

Form, ſo wie überhaupt jedwede Einkehr und Reflexion in ſich ſelbſt.

Der Wille muß alſo, um frei zu ſein, dem entſagen, es als Macht ſein zu wollen. Dieſer Entſagungsact aber kommt überhaupt nur vor in der werdenden menſchlichen Freiheit, und erſcheint nur dem erſt ſich potenzirenden Subjecte vorübergehend als eine wirkliche Entſagung, Opfer, partiale oder totale Negation der Freiheit. An und für ſich, der logiſch-metaphyſiſchen Idee oder der Wahrheit nach, iſt dieß nicht ſo, ſondern die Wahrheit iſt dieſe ewige, daß das Abſolute ſelbſt, weder im Menſchen, noch in Gott, an ſich bloße Macht iſt, oder daß die Macht, ſelbſt als Allmacht, nicht die adäquate, erſchöpfende Auffaſſung des Göttlichen und Abſoluten, mit der Belebung der Subſtanz zur Macht alſo auch die volle Wahrheit noch gar nicht gewonnen iſt; ſondern vielmehr derjenige Wille oder diejenige Freiheit iſt das Abſolute, welche das Beſtehen der endlichen Weſen (des Andern oder der Welt) an und für ſich will; d. h. ſie nicht nur als Mittel zu einer egoiſtiſcher Machtbethätigung oder Selbſtverherrlichung — wie das gewöhnlich ausgedrückt wird — will und zu wollen nöthig hat; denn darin liegt der Widerſpruch, daß Etwas, was als Mittel gewollt wird, objectiv zugleich ſein und auch nicht ſein ſoll, oder ſubjectiv: gewollt und auch nicht gewollt wird. Sondern das Abſolute will die Weltweſen und namentlich den Menſchen als Zwecke um ihrer, der Weltweſen ſelbſt, willen. Ein ſolches Wollen aber iſt die Kategorie der Liebe. Die Liebe iſt erſt das volle, wahre und wirkliche Wollen ohne Widerſpruch in ſich, der Wille, welcher will, daß das Gewollte ſei; ſie iſt die Freude an dem, was ſeiner Natur nach Selbſtzweck ſein kann, die Freude an dem Freien, weil es frei iſt, oder kurz: an der Freiheit an und für ſich ſelbſt. Die Liebe iſt das Wollen der Freiheit objectiv in den Producten, und dieſes Wollen iſt die wahre Freiheit, ſelbſt ſubjectiv in ihrer vollendeten Realität; es giebt keine höhere Kategorie des Seins, als dieſe Freiheit, worin allein erſt Subjectivität und Objectivität im vollendeten Einklange, d. i. verſöhnt ſind.

Das absolute Sein also ist die Liebe, oder nichts Anderes kann absolut sein, als der freie Wille, der die Liebe ist, d. h. freie geistige Selbstheit oder Persönlichkeit, die andere freie Persönlichkeiten will. Diese Kategorie aber würde sofort wieder dahin zurückstürzen, wofür man seit der Naturphilosophie her immer noch die Benennung der Liebe zu mißbrauchen pflegt, zu dem Egoismus, der im Andern nur sich selbst liebt, wenn in die Kategorie des Wohlwollens und der Liebe nicht eben die Macht und in die Macht nicht der Egoismus selbst aufgenommen und concret darin aufbewahrt, aber in die Unterordnung eines bloßen Momentes gestellt wären. Die Liebe steht zur Macht nicht in einem contradictorischen Gegensatze, sondern diese zu jener in Subsumtion; die Macht wird von der Liebe bestimmt und muß folglich in der Liebe da sein, und der Egoismus von beiden; somit ist dieser nun in seiner Bestimmtheit und Unterordnung selbst zur Egoität verklärt, und dauert als solche Grundlage auch in der Liebe fort; er ist das an und für sich berechtigte Selbstgefühl. Würde die Macht und Egoität aus der Liebe abstract ausgeschieden — und damit hat man es meist versehen —, so wäre der Liebende ein Selbstloser, und ein solcher kann nicht lieben, denn die Liebe wäre in ihren Bedingungen negirt. Eine machtlose Liebe ist nur eine anhängliche Bedürftigkeit, welche Macht, d. i. selbstständig, werden will durch Andere, die also wiederum selbst nicht die vollendete Liebe, sondern erst auf dem Wege vom Eudämonismus zur Macht begriffen ist. Der Egoismus, als unmittelbarer und ebenso als mittelbarer, nämlich als Macht, kann Anderes nur wollen als Mittel für sich, d. h. nicht wollen, daß es wahrhaft an und für sich sei; er ist also die Liebloſigkeit. Erst die befriedigte, ihrer selbst gewisse, Macht kann auch lautere Liebe sein, und so wie sie selbst absolut ist, kann sie auch anderes Seiendes gewähren lassen, das zugleich in ihr und außer ihr ist; in ihr, weil zugleich in ihrer Macht, außer ihr, weil von ihr als Selbstzweck gewollt und gesetzt. Gott, als die Liebe, hat sich die Macht vorbehalten, aber übt sie nicht

als die abstract wirkliche, sondern als Allmacht, d. i. Macht über Alle, oder solche Macht, die ein All hat und gewähren läßt. Wollte er der nur Mächtige sein, so wäre er nur Demiurg, der einen Stoff zur Machtbethätigung, oder der Unwillige, Zornige, der eine Welt zur Zerstörung voraussetzt; denn die Macht ist, wie wir gesehen haben, wesentlich auf Anderes, Aeußerliches bezogen, und kann selbst nicht sein ohne dieses. Daher sind alle Versuche vergeblich, ihn unter der Kategorie der Macht oder lebendigen Substanz als freien Schöpfer, und weil man über diese Kategorie niemals ernstlich hinausgegangen, überhaupt eine Schöpfung zu begreifen und diesen Begriff der Metaphysik zu vindiciren. Schon das gewöhnliche Bewußtsein und der Sprachgebrauch wissen dieß, indem bei „Machen" immer zugleich ein Stoff, woraus Etwas gemacht werden kann, vorausgesetzt, und daran das Machen von dem Schaffen gemeinhin unterschieden wird. Die Macht ist ein Begriff, der sich sofort selbst aufhebt, sobald man mit ihm nicht auch zugleich die Welt setzt, er setzt also eigentlich die Welt oder doch den Weltstoff — die Substanz — an sich selbst unmittelbar voraus; daher die Frage, ob Gott Gott sein könne ohne die Welt, schlechthin verneint werden muß; denn man denkt dabei eigentlich nur dieß: ob Macht sein könne ohne das Vermögen, sie zu bethätigen; was eine contradictio in adiecto ist. Wird aber Gott als Liebe gedacht, so erscheint der Schöpfungswille und Act als frei, weil in der Liebe die Macht aufbehalten ist, d. h. weil er, wenn es sich bloß um die metaphysische Möglichkeit handelte, auch ohne Liebe doch noch Allmächtiger, d. i. das sein könnte, was man sich gewöhnlich unter Gott und Herrn der Welt denkt. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß, wenn Gott einmal als Liebender begriffen und bestimmt ist, und der Begriff der Liebe stehen bleiben, nicht wieder aufgehoben werden soll, auch der Wille, die Welt, und namentlich die freie Menschenwelt, bestehen zu lassen, darin eingeschlossen oder mitgesetzt ist; das ist das dialektische Moment, was auch wir in jedem Begriffe anerkennen, daß ein bestimmter Begriff

(genus) nicht ohne ſeine Beſtimmung (differentia specifica) gedacht werden kann; allein ob der ganze Begriff überhaupt gedacht und geſetzt werden ſoll, iſt die Frage; fällt die differentia specifica weg, welche die Macht zur Liebe macht, ſo geht der Begriff der Liebe zurück in den der Macht, und dem ſteht keine phyſiſche oder, wie man gewöhnlich zu ſagen pflegt (weil die Kategorieen der Metaphyſik eben nur phyſiſche waren), keine metaphyſiſche Nothwendigkeit im Wege, ſondern nur eine ſogenannte moraliſche, eine Nothwendigkeit, die in jenem andern Sinne keine Nothwendigkeit iſt, weil der treibende Grund hier eben nur die Freiheit ſelbſt iſt, die ſich in der Liebe auf moraliſche, d. i. freie Weiſe, vollendet, — auf freie, weil die Macht ſtets in ihr enthalten bleibt, oder weil dieſes Können und Wollen auch zugleich ein auch nicht wollen und thun Können, alſo eine nur hypothetiſche Nothwendigkeit, d. i. reale Möglichkeit, einſchließt. Lediglich der Mangel der Methode oder die Fahrläſſigkeit des Denkens, welches nicht aufbewahrt und feſthält, was als Bedingung zu behalten iſt, hat dieſes Mißlingen verſchuldet. Gleichwie — um die Sache noch populärer zu geben — es undenkbar und unmöglich iſt, daß ein Menſch gut ſei und gut heiße, wenn er nicht auch die Macht und Kraft hätte, Böſes zu thun, oder, wie ein guter Menſch, obſchon er ſich nicht einfallen läßt, gewaltſam und unſittlich zu handeln, dennoch die Möglichkeit und Macht dazu immerfort in ſich trägt, ſo iſt auch in der Liebe die Macht ſtets vorhanden, obſchon in den Hintergrund zurückgedrängt und bewältigt, beſtimmt durch die Liebe. Aber ſobald man dazu fort geht, dieſe rohe Machtgrundlage, weil ſie ſich nicht mehr unmittelbar als ſolche bethätigt und an der Oberfläche erſcheint, ganz zu negiren und als des Abſoluten unwürdig zu ignoriren, in demſelben Augenblicke wird die Liebe oder jedwede andere moraliſche Vollkommenheit ſelbſt wieder zum Nicht-anders-können, ſie ſchlägt in Naturnothwendigkeit zurück, und die Freiheit iſt verloren; ſoll ſie nun dennoch gut ſein und das Gute vollbringen, ſo wird ſie unter dem Namen der abſoluten Vernunft als Naturgeſetz

eingeführt, ein ſeltſamer Begriff von Freiheit, aus dem die Seele, die Freiheit ſelbſt, verſchwunden iſt. Aus Furcht, die Freiheit mit Willkür zu verwechſeln, will man die Willkür auch als aufgehobene in der Freiheit nicht mehr gelten laſſen, und darüber geht die Freiheit ſelbſt wieder verloren; denn iſt die Willkür nicht mehr als frei aufgehobene Möglichkeit im Grunde der Freiheit vorhanden, ſo hat die Freiheit ſelbſt gar keinen moraliſchen Werth, oder ſie iſt eben ſelbſt keine wahre, ethiſche Freiheit.

Die Macht *kann*, um Macht zu bleiben, das Andere gar nicht negiren, die Liebe *will* es gar nicht negiren, ſie iſt über jenes Dilemma hinweg; ſie will poſitiv und urſprünglich, daß es *ſei*, und ſetzt, weil ſie es will, das Geſetzte als wahrhaft wirklich. Demnach liegt in der Kategorie oder in der Idee der Liebe, als abſoluter, auch die Möglichkeit und Wirklichkeit der *Schöpfung*; oder die freie Schöpfung (nicht das blinde Werden) iſt allein die begrifflich und logiſch genügende Kategorie des Welturſprungs aus Gott, während alle anderen niederen phyſiſchen Kategorieen der Subſtanz, des Lebens, und ſelbſt auch die der Macht, noch auf einen Dualismus von Gott und Welt oder Demiurg und Chaos führen, oder, was logiſch betrachtet, *eben ſo viel iſt*: zu einer ſchlecht pantheiſtiſchen Identität, d. i. Einerleiheit, aber nicht concreten Einheit beider. Alle Fragen der Art: ob Gott ohne die Welt auch Gott ſein, oder gar mit Einmiſchung der Zeit: ob er vor der Weltſchöpfung ſchon, und zwar alleiniger wahrer Gott geweſen, u. dergl., fallen nun als völlig bedeutungslos weg, da wir, auch wenn dieſe Fragen immerhin verneint werden müßten, eben dieß auf anderm Wege erreicht haben, was das Intereſſe bei allen jenen Fragen iſt, nämlich ein freies Verhältniß zwiſchen Gott und Menſch, bei welchem die Würde der vollendetſten Freiheit in Gott ebenſo geſichert bleibt, wie dem Menſchen die ihm zukommende ſeinige.

Denn aus der Kategorie der abſoluten Liebe bewährt ſich auch andrerſeits erſt die Wirklichkeit der menſchlichen Freiheit.

Der Mensch steht zwar, wie aus obiger concreter Entwickelung von selbst hervorgeht, dem letzten Grunde oder der abstracten ursprünglichen Möglichkeit seines Wesens und Daseins nach, unentfliehbar in Gottes Macht und Wesen, und bleibt es; aber der Wirklichkeit nach bewegt er sich in dem freien, von Gott selbst gewollten und gesetzten Verhältnisse der moralischen Selbstständigkeit, und Gott liebt nicht egoistisch in ihm nur sich selbst, sondern er liebt den Menschen um des Menschen willen, und will gleicherweise auch von ihm nicht egoistisch verehrt werden, sondern mit der allein werthvollen Liebe der uneigennützigen Freiheit. Der Mensch aber kann auf den niederen Stufen seiner werdenden Freiheit, so lange diese selbst noch des Seins bedürftig ist, Gott nicht eigentlich lieben, sondern nur fürchten; denn er kann eigentlich nicht wollen, daß Gott absolute Macht sei, was er erst wollen und wünschen kann, wenn er diese als von Liebe bestimmt, und sich als freies Wesen in ihr sicher und geborgen weiß.

So lange der Inhalt des Willens selbst nur noch ein sinnlicher und physiokratischer ist, bringt er auch zugleich den formellen Mangel mit sich, daß der absolute göttliche Wille als fremde Autorität (Macht) vorgestellt wird. Dieses Wissen oder Gewissen kann daher 1) weder subjectiv über die Furcht des Egoismus sich erheben, noch 2) objectiv über die Idee der Gottheit, als einer neidischen Machtwillkür und eines Fatum hinauskommen, noch kann es ebendarum 3) das Verhältniß der Versöhnung erreichen. Denn sobald das Subject seine Freiheit nur als Macht weiß und will, erscheint ihm dieß sein Sein auch nothwendig als Abbruch der Macht Gottes, und hinwiederum die Macht Gottes als Nichtsein der menschlichen Freiheit, das Verhältniß mithin schlecht pantheistisch, weil nur in der Kategorie der Substanz und Macht gedacht. In dem Maaße nun, als das Ich selbst ist, ist es unversöhnt, und in dem Maaße, als es versöhnt ist, ist es nicht. Das christliche Gewissen allein hat dagegen in der Copula der absoluten Liebe die Möglichkeit der Versöhnung, zugleich aber eine solche, welche das Ich bestehen, also

frei, und somit die actuelle Versöhnung für den Einzelnen als eine dargebotene, von ihm selbst unter der Bedingung der Liebe anzueignende, d. i. eine zuversichtliche Hoffnung, sein läßt. Dieser wahre Stand der Freiheit ist dem Bewußtsein auf den früheren Stufen der Entwickelung noch in trüber Unentschiedenheit verborgen; weil es auf jeder Stufe Gott nur denkt und weiß, wie sich selbst (denn auf das Verhältniß kommt es wesentlich an), so erhebt sich hier die Dialektik, daß, je unabhängig willkürlicher der Mensch seinerseits sein möchte oder sich als diesen Willen weiß, desto willkürlicher ihm auch die Gottheit über ihm auf gleiche Weise erscheint; daher diese Versöhnungslosigkeit aller früheren Standpunkte, die nur ein dialektisches Schwanken ist zwischen den nicht zusammenzubringenden Seiten, einmal gänzliches Aufgehobensein der Selbstheit (Egoität), das andre Mal gänzliche Losgerissenheit von Gott und Gottes von uns. Wo aber diese Copula wahrhaft erkannt, oder von dem Bewußtsein in dem Gefühle der Liebe unmittelbar erfaßt wird, da ist mit der erkannten religiösen Wahrheit auch zugleich die Gewißheit da, daß die Versöhnung möglich ist, d. h. die Hoffnung; welche Möglichkeit sich, wie man sieht, von dem unmittelbaren Versöhntsein der pantheisirenden Ansicht, welcher das Nichtversöhntsein eigentlich nur ein neckender Traum, eine Selbsttäuschung ist, die mit der eröffneten Einsicht in die substanzielle Einheit von selbst verschwinde, sich durchaus unterscheidet. Weil aber jene Möglichkeit der Versöhnung für das religiöse Bewußtsein eine unmittelbare, gefühlte Wahrheit ist, heißt sie Glaube, und weil beides gegründet ist auf das Dritte, „was das Höchste ist", nämlich die Liebe, so findet diese christliche Trias: Glaube, Liebe, Hoffnung, ungesucht auch in der philosophischen Entwickelung ihre Stelle.

Bedeutungsvoll ist es, daß das christliche Bewußtsein, als es im Symbolstreite der protestantischen und katholischen Kirche genöthigt war, tiefer aus sich selbst zu schöpfen, einen ethischen Satz als Princip des wahrhaft Christlichen hervorhob und als sein Princip aussprach: die bekannte Lehre von der

Rechtfertigung. Während die katholische Kirche sich hier offenbar näher an die δικαιοσύνη der Werke, die sittliche Grundlage der Rechtssphäre und des Staates, hielt, mit dem sie auch um dieser Identität des Inhalts willen äußerlich überall in Conflict kommt, sprach sich in der protestantischen das tiefere Princip der durch die Religiosität des Glaubens und der Liebe **verklärten** Rechtschaffenheit aus; d. i. aber, genau gesprochen, eigentlich **mehr** als Rechtschaffenheit, eigenthümlich christliche Moralität oder Heiligung. Die Moralität im eigentlichen und engern Sinne ist überhaupt nichts Anderes, als die wahrhaft christlich-religiöse Gesinnung in ihrer Beziehung auf das Leben. Nur das Christenthum hat eine Moralität, die als specifisch christliche Sitte immer mehr herrschend werden soll; und eben darum giebt es auch nur im Christenthume eine Kirche, d. h. Anstalt hierzu, während in den Religionen des Alterthums der religiöse Cultus mit Rechtsgesetz und Staat noch unmittelbar zusammenfiel, sei es, daß diese Identität, wie in der jüdischen Theokratie unter dem Exponenten des Cultus, oder wie in der griechisch-römischen Welt, unter dem des Staates aufgefaßt wurde. Diese äußerliche Erscheinung war aber nur die Offenbarung der innern Identität der religiösen Gesinnung mit der rechtlichen, die, ihrem Gehalte nach, noch nicht wahrhaft über die bloße δικαιοσύνη hinausgekommen war.

Auf diesen Grund der Erscheinung, das Gewissen, haben wir nun zunächst zurückzugehen, wenn es sich um eine weitere immanente Entwickelung der ethischen Idee handelt; denn die Metaphysik, welche überall das wahrhafte Sein zum Gegenstande hat und überhaupt Nichts in den Begriff, d. i. zum Wissen, erheben könnte, was unmittelbar gar nicht für uns und in uns wäre, gewinnt an dem innersten Wesen des Willens, je nachdem dieser selbst auf einer niedern oder höheren Stufe der ethischen Freiheit steht, den Grund und Boden für ihre Erkenntniß des Absoluten. So lange sie diesen ihren unmittelbaren Stoff nur aus der Sphäre der Natur nahm, oder, was gleichviel, so lange dieses selbstbewußte Wesen des Willens selbst

nur ein mit natürlichem Inhalte erfülltes war, konnte sie darin auch das Absolute nur als Natur und in höchster Potenz als Lebendigkeit erkennen, also ihrem Inhalte nach auch nichts weiter als Physik oder Naturphilosophie sein, wie bei den Alten; und eben dasselbe geschah, wie gezeigt worden ist, als die Neuern die Kategorieen der Natur wieder auf den Geist, d. h. auf den freien Willen, übertrugen, und diesen durch jene zu erkennen vermeinten. Das Subject muß allerdings vor allen Dingen in sich selbst zum Besitze des wahrhaft guten Willens, wenn auch nur im Gefühle und dunklen Streben, gekommen sein, ehe es, von dieser Basis aus philosophirend, das Göttliche erkennen kann. *Die christliche Moral, dieser von den Bauleuten verworfene Eckstein, ist daher der alleinige Weg zur wissenschaftlichen Erkenntniß Gottes.* Ist aber freilich diese Moral an Form und Inhalt nur wesentlich Rechtslehre, so führt sie auch nur zur Werkheiligkeit, wie diese, und verwickelt die speculative Theologie in alle die Schwierigkeiten, aus welcher schon der Kantische Rationalismus nicht heraus kommen konnte; daher dieser Weg überhaupt verlassen und die Glaubenslehre von der Moral getrennt wurde, um die *christliche* Moral der Heiligung durch jene, nicht aber jene durch diese zu begründen, was dem Theologen als solchem wohl erlaubt sein mag, nicht aber, wenn er zugleich Philosoph sein will. Populär und in der Sprache der unwissenschaftlichen Glaubensbrüder wendet sich obige Wahrheit dann so, daß gesagt wird: nur auf praktischem Wege oder nur von dem Guten und Frommen könne Gott erkannt werden; oder negativ: gar nicht auf theoretischem Wege vermöge ein vom ethischen Grunde des unmittelbar erleuchteten Willens losgerissener grübelnder Scharfsinn oder wissenschaftlich-logischer Verstand Gott zu erkennen; man müsse erst den *Willen* haben, zu beweisen, ehe man beweisen könne, was dann endlich in die crude, den Geist unsrer Zeit völlig mißkennende Behauptung ausschlägt: überhaupt nicht die Wissenschaft, sondern nur der unmittelbare Glaube könne zur Wahrheit kommen, die

(philosophische) Wissenschaft die Wahrheit nur verkehren und verderben. Man sieht, wie selbst in diesen Ausdrücken Wahrheit und Irrthum nah aneinander grenzen; wir aber können auch hiergegen eine jener Tendenzstellen aus Hegel anführen, bei denen zu bedauern ist, daß Hegel selbst nicht daran festgehalten hat (Encykl. §. 552): „das Endliche, von dem hier ausgegangen wird, ist das sittliche Selbstbewußtsein; die Negation, durch welche es seinen Geist zu seiner Wahrheit erhebt, ist die in der sittlichen Welt wirklich vollbrachte Reinigung seines Wissens von der subjectiven Meinung, und Befreiung seines Willens von der Selbstsucht der Begierde. Die wahrhafte Religion und wahrhafte Religiosität geht nur aus der Sittlichkeit hervor, und ist die denkende, d. i. der freien Allgemeinheit ihres concreten Wesens bewußtwerdende Sittlichkeit. Nur aus ihr und von ihr aus wird die Idee von Gott als freier Geist gewußt; außerhalb des sittlichen Geistes ist es daher vergebens, wahrhafte Religion und Religiosität zu suchen."

Um nun aber für die Moralität eine eigne innerliche und äußerliche Sphäre nachzuweisen, ist es nothwendig, den Unterschied derselben von der des Rechtes hervorzuheben und zu diesem Zwecke noch einmal auf die letztere zurückzugehen. Aus jedweder Rechtstheorie dürfen wir als anerkannt voraussetzen, daß das Recht, wo es als öffentliches und strafendes auftritt (also in seiner Annäherung an die Sphäre der Moral), seine Untersuchungen der Strafbarkeit auf das Verhältniß von Willen (Vorsatz) und Thatäußerung beschränkt, und daß die Ahndung des Gesetzes nur die That treffe, sofern sie gewollt worden, (d. i. vorsätzlich), aber in gleicher Weise auch den Willen nur, sofern er zur Handlung geworden ist. Der Vorsatz im eigentlichen Sinne unterscheidet sich aber von der Absicht (von der im Rechtsprocesse eigentlich keine Notiz genommen wird) dadurch, daß der sich Etwas vorsetzende Wille oder die praktische Vorstellung nicht, wie die Absicht, auf einen Endzweck, sondern nur auf die Mittel zu einem Endzwecke (oder auf endliche

Zwecke) bezogen ist. Er hat nämlich noch gar keinen objectiven Endzweck, setzt einen solchen noch gar nicht im vernünftigen Denken, sondern dieser bleibt dem Subjecte noch subjectiv in ihm selber verborgen oder — was dasselbe ist — unmittelbar gedankenlos vorausgesetzt; d. h. mit andern Worten: das handelnde Subject ist sich unmittelbar, so wie es ist, als lebendig handelndes, selbst Endzweck, also egoistisch, und seine Handlung betrifft nur die Mittel für die Befriedigung dieses Egoismus. So nimmt sich z. B. Niemand ausdrücklich vor, glücklich und froh zu sein (was freilich der Grund des egoistischen Handelns an sich ist), sondern er setzt sich unmittelbar dieses und jenes Bestimmte vor (was an sich nur Mittel zu jenem Endzwecke ist). Das wollende und handelnde Subject ist hier überhaupt noch nicht mit der Reflexion und Besonnenheit bei sich selbst bis zum Ende vorgeschritten, es ist noch in einer gewissen sinnlichen Unmittelbarkeit, und somit auch durchaus in endlichem Stoffe befangen und beschäftigt. Durch diesen Inhalt sowohl, als durch diese Form des Bewußtseins davon, wird die qualitative Verschiedenheit der Rechtssphäre von jener der Moral begründet, und zwar sowohl in Bezug auf das Subject, als auf die Objecte, so wie endlich auch auf das Verhältniß zwischen diesen beiden Momenten selbst. In der Rechtssphäre ist das egoistische Subject real noch ein der Aeußerlichkeit bedürftiges Subject, in und für sich selbst unbefriedigt, also noch nicht völlig realisirte Freiheit und Unabhängigkeit von den sinnlichen Stoffen und Mitteln für es selbst; und weil das Subject dieses ist, so sind auch die begehrten Objecte oder Mittel äußerlicher, sinnlicher, zufälliger Art; sie sind nicht Endzwecke an sich, sondern nur endliche Zwecke, d. i. solche, die selbst wieder nur Mittel zu sein sich erweisen; und darum kann auch endlich das Verhältniß zwischen Subject und Object nur das einer dialektisch reciproken Bedingtheit sein. Der Egoismus kann also, seinem eignen Begriffe und Wesen nach, nur im Bereiche des sinnlichen Lebens verkehren, sich aber auch niemals gänzlich erfüllen, weil *diese* Freiheit des Subjects — wie bereits oben in

der Kategorie der Macht gezeigt worden — immer nur noch die äußerliche, in zufälligem Stoffe sich bethätigende, mithin von den Mitteln selbst bedingte Macht ist.

Da nun das Rechtsverhältniß, nur auf das Verhältniß, einerseits der That zum Willen Anderer, andrerseits zum Willen des Thäters, also immer nur auf das Verhältniß von Willen und That, geht, und auch das Gesetz selbst nur dieß Verhältniß betrifft, und diesen Inhalt hat, so hat es die Rechtsidee auch nur mit den Vorschriften und Bestimmungen des Willens, so fern er sich äußert, zu thun; das tiefere Verhältniß des Willens zu sich selbst in sich fällt, wie außerhalb des Gebietes des Rechts an sich, so auch der richterlichen Beurtheilung und Strafe. Das Recht kann mithin nicht positiv und unmittelbar auf den Willen wirken, sondern nur auf dessen Aeußerungen und mithin auf ihn, das Willensprincip selbst, nur mittelbar und negativ oder verhindernd; daher auch alle Rechtsgebote und Pflichten, ihrem Wesen nach, einerseits zwingend, andrerseits zugleich negativ sind, obschon die Gesetze in positiven Ausdrücken abgefaßt sein mögen. In dieser negirenden Macht des Gesetzes liegt die Nothwendigkeit, welche es im ethischen Processe der Menschheit behauptet: es ist die Objectivität der That und ihres Erfolgs (der Strafe), worin der subjective Wille sich selbst erkennen muß, ehe er zu weiterer Vertiefung in sich selbst fortschreiten kann — der Weg zur christlichen Freiheit geht nur durch das Gesetz —. So wie die menschliche Freiheit zuerst in dem Widerstande der Naturgewalten sich selbst als Obmacht der Natur zwar, aber auch zugleich als beschränkte Freiheit und relative Ohnmacht gewahr und dadurch weiter getrieben wurde; so erfährt sie sich das zweite Mal im Staatsleben als rechtliche Freiheit zwar, aber auch zugleich in ihrer gesetzlichen Schranke, und gewahrt hierin von Neuem äußerlich (weil selbst noch in der Aeußerlichkeit befangen) und objectiv die Bedingung, unter welcher der Wille sich in sich genügen und wahrhaft frei sein kann; wenn er nämlich sich entschließen könnte, den gesetzlichen Inhalt nicht nur einfach

in sich aufzunehmen, sondern vielmehr sein eignes vernünftiges Wesen darin zu haben und zu fühlen.

Aber um zu dieser Metamorphose zu gelangen, müßte vor allen Dingen an dem rechtlichen Inhalte die ihm eigenthümliche Form, die eines äußerlichen Gesetzes, für das Subject verschwinden. Diese Forderung aber zeigt sich dem Inhalte des Gesetzes widersprechend, und dieser Widerspruch ist es, der diesem Inhalte diese seine Form und mithin auch den darauf bezüglichen Rechts- und Staatsverhältnissen ihr nothwendiges und ewiges Bestehen auch mit und neben höheren geistigen Interessen sichert; so ist das Recht eine Idee für sich, und hat als solche kein Aufgehobenwerden und Vergehen in eine höhere zu befürchten, auch wenn es eine wahrhaft höhere giebt. Alles, was der rein rechtliche Wille zu thun, und das Höchste, was er in seiner Sphäre anzustreben hat, ist dieß, daß er sich durch die Rücksicht auf die Idee der Gerechtigkeit selbst (Achtung vor dem Gesetze oder Ehrlichkeit, Rechtlichkeit) leiten und abhalten läßt, Unrecht zu thun. So nothwendig und vortrefflich diese Gesinnung aber auch immer ist — und sie ist anerkannter Maaßen das Fundament aller ausgebildeten Staaten — so ist diese dabei obwaltende Rücksicht dennoch in Wahrheit wieder nur auf eine berechnende Reflexion gegründet, die den verständig ausgebildeten Egoismus zum Grunde liegen hat, sofern ja jeder für sich durch das Walten der Gerechtigkeit an zeitlichem Vortheile und Sicherheit des Lebens gewinnt, und sich dieser Inhalt, bei reiflichem Nachdenken, dem Selbstbewußtsein zuletzt wieder als Grund des Wollens offenbart. Es soll nicht geleugnet werden, daß auch die Staatspflichten von vielen christlichen Subjecten wirklich nicht aus diesem raffinirten Egoismus, sondern aus höheren moralisch-religiösen Rücksichten, gewollt und erfüllt werden; allein indem wir dieses zugestehen, setzen wir eben schon das Vorhandensein einer höheren Idee voraus, und dieß dürfte diejenige Ansicht gar nicht zugeben, welche alle Moralität und Religiosität, als wesentlich auf Rechtsverhältnisse beschränkt und mit ihr zusammenfallend, betrachtet. Die Gerech-

tigkeit — an und für sich und rein ohne Vermischung mit andern Gesinnungen — ist nur die bürgerliche, noch nicht die moralische Tugend des practischen Verstandes, unvollkommen, sobald man in ihre letzten Motive eindringt. Sie verträgt dieses Eindringen nicht, ohne — um mich eines Hegelschen Ausdrucks zu bedienen — schal zu werden, gleichwie derjenige Mensch, der das Princip der Ehre zu seinem höchsten Grundsatze macht, bei tieferer und eigentlich moralischer Selbstprüfung zuletzt selbst nicht mehr vor seinem Gewissen besteht. Die Rechtschaffenheit und Ehre oder kurz, die Gerechtigkeit, kann nur als unreflectirtes Ethos, als Sitte, die ihre Anhänger oft noch mit willkürlicher Herrschaft gewaltsam tyrannisirt, bestehen, dem sich in sich selbst vertiefenden sittlichen Bewußtsein aber kann sie zuletzt nicht mehr genügen.

Diese ungenügende und der absoluten Freiheit noch widersprechende Form des Willens, daß er nämlich das Rechte noch als Gesetz oder fremde Autorität, sich mithin als verpflichtet oder seinen Inhalt nur als Pflicht fühlt, nicht als eigne Neigung und freie Selbstbestimmung — diese Form abzustreifen, das Rechte somit zum Guten und die Verpflichtung zur freien Liebe des Guten oder zur Tugend im eigentlichen Sinne zu erheben, ist die nächste Forderung. Allein wir haben bereits gesehen, daß jenem Inhalte jene Form verbleiben, daß mithin die Freiheit, soll sie eine höhere, vollkommnere werden, auch einen eigenthümlichen Inhalt wird haben müssen; eine bloße Uebersetzung des rechtlichen Inhalts in die freiere Form der Moralität ist unmöglich, so unmöglich, wie die Identificirung von Staat und Kirche. Man sieht, wie die Moralität, die eben in dieser Lossagung von der starren Gesetzesform bestehen will, es mit Gesetzen und Pflichten nur in sehr uneigentlichem Sinne zu thun haben kann. Moralsysteme, welche, wie das Kantische, auf diese Form gegründet sind, müssen nothwendig schon durch diese Form allein ihren Inhalt wieder zu einem nur rechtlich-gesetzlichen herabsetzen, weil nur dieser Inhalt, der eudämonistisch-bürgerliche und physiokratische, sich mit dieser

Form verträgt. Ein höherer kommt mit ihr in Widerſpruch (ja er beſteht ſogar urſprünglich in dieſem gefühlten Widerſpruche), und eines von beiden Momenten wird dabei nothwendig verdorben; iſt die ſyſtematiſche Form wiſſenſchaftlich mächtig, ſo muß ſich der Inhalt fügen, und es geſchieht, was wir in der neueſten Ethik erlebt haben, die Moral geht zurück in Rechtsphiloſophie, in das Ethos der Alten, deſſen Darſtellung weſentlich nur eine Rechts- und Staatslehre ſein kann.

Der Bruch der bisher noch mit ſich ſelbſt zufriedenen Rechtlichkeit mit ſich, und dieſer neue Widerſpruch der Freiheitsidee mit ihrer bisherigen Form macht und offenbart ſich zuerſt im Gewiſſen, und darin iſt es eben, daß die Philoſophie von nun an eine weſentlich chriſtliche wird. Das Gewiſſen macht zwar auf jeder ethiſchen Stufe die Pflicht erſt zu dem, was ſie ſein ſoll, nämlich zum Gefühl und zur wiſſenſchaftlichen Bejahung der Verpflichtung; aber überall kommt es weſentlich auf den Inhalt an; auch die Rechtspflicht, wo dieſelbe noch der höchſte und alleinige ethiſche Willensinhalt iſt, wie bei den Alten, erhält durchs Gewiſſen dieſe religiöſe Weihe, die nichts Anderes iſt, als eine Auffaſſung der eignen Willensbeſtimmungen zugleich als Beſtimmtſein durch das, was als das Abſolute vorgeſtellt wird. In dieſen Widerſpruch dringt das Ethos, wie wir geſehen haben, nicht weiter ein, und eben deßhalb iſt es das ſpecifiſch rechtliche Ethos, weil in ihm der Widerſpruch unangetaſtet fortbeſteht, daß die eignen pflichtmäßigen Willensbeſtimmungen zugleich die meinigen und auch nicht die meinigen, ſondern die einer fremden Macht und Autorität ſind. Das bloß rechtliche Bewußtſein kann auch — wie wir ebenfalls ſchon geſehen haben — dieſen Widerſpruch nicht löſen, da es ſowohl ſich ſelbſt, als auch das Abſolute unter der ungenügenden Kategorie der Macht auffaßt. Den Begriff des rechtlichen Gewiſſens muß man alſo auch wiſſenſchaftlich als dieſen ſich ſelbſt unklaren Widerſpruch beſtehen laſſen; nur für ein höheres Wiſſen iſt erſt der Begriff der Rechtspflicht und der des religiös-moraliſchen Gewiſſens dirimirt, nämlich für ein ſolches, welches im Unter-

schiede zugleich auch die Nothwendigkeit des Rechtsverhältnisses erkennt, während beides auf eine für das Bestehen des Staates wohlthätige Weise im unmittelbaren Ethos noch zusammenfällt. Das Gewissen ohne diesen Unterschied ist die mystische Copula zwischen Gott- und Menschheit, oder es ist dieselbe Beziehung, als bezogen auf die menschliche Freiheit, welche, bezogen auf den absoluten Willen, Religion ist. Daher kann man es auch das Urtheil des sittlichen Selbstbewußtseins nennen, welches, wenn negativ, das böse Gewissen, der gewußte Widerspruch des Willens in sich selbst, wenn affirmativ, das gute Gewissen oder die Versöhnung ist; nur daß diese Versöhnung aus dem oben aufgezeigten Grunde im pantheistischen Substanzbewußtsein niemals völlig zu Stande kommen kann, sondern immer nur ein Schwanken des Bewußtseins ist zwischen der Setzung des Absoluten, damit aber auch zugleich Vernichtung des Subjects (daher das Gefühl der Nothwendigkeit, daß Opfer sein müssen), und der Setzung des Subjects, damit aber auch zugleich Beleidigung der göttlichen Macht. Diese Copula des Gewissens ändert also auf jeder ethischen Bildungsstufe ihre Bedeutung; denn je nachdem das Allgemeine und das Einzelne anders gefaßt werden, ist auch die Beziehung beider eine andere, und es giebt so viele ethische Stufen des Gewissens, als es verschiedene Religionen oder religiöse Standpunkte giebt. Daher kann denn auch eigentlich gar nicht in Frage gestellt werden, ob und wie die Moral mit der Glaubenslehre verbunden werden solle, sondern sie ist es an und für sich, im Alterthume unmittelbar im Ethos; für den Standpunkt des Christen trennt sich unterwärts die Sphäre der gesetzlich-rechtlichen Gesinnung als eine niedere, mit der religiösen Moral nicht mehr identische, diese nicht erreichende, ab; aber nichts desto weniger hat auch der Christ sein Ethos, und erkennt in diesem eine wesentlich höhere und wesentlich religiöse Sphäre der Gesinnung, die ihm nun im engern und eigentlichen Sinne Moralität heißt.

Der Zusammenhang der allgemeinen Grundkategorie der Liebe mit dem Guten im engern Sinne, welches den

specifischen Inhalt der Moralität ausmacht, besteht darin, daß das Gute die weitere Explication oder Verwirklichung jener allgemeinen Kategorie ist. Die Liebe war das Wollen eines objectiven Zweckes um dessen selbst willen; dieß setzt ohne Zweifel voraus, daß dieser Zweck ein an sich selbst guter ist, oder dem Subjecte doch als solcher erscheint, denn er erscheint dem Subjecte als ein Subject (Selbstzweck) an sich; aber eben so sehr und zuvor noch ist vorausgesetzt, daß dieser Zweck auch aus absolut gutem Grunde gewollt werde; denn nicht, weil Etwas überhaupt gewollt wird, ist es darum schon (moralisch) gut, sondern weil und sofern das Wollen neidlos und darum schon an und für sich auch gut, d. i. ein höherer Grad von subjectiver Freiheit ist; woraus dann weiter folgt, daß auch das Gewollte, Objective, an ihm selbst ein solches jener Subjectivität Entsprechendes sein werde. Die Liebe hat also, bevor sie zum Schaffen fortgeht, allerdings bei sich selbst anzufangen, als bei dem Grunde des Guten, der selbst gut sein soll. Somit ist der gute Wille auf der ersten Stufe der Moralität, als Tugend, der unmittelbar auf sich reflectirte, der, indem er hier den Egoismus zur Egoität der Gesinnung verklärt, äußerlich eben so unmittelbar alles Unsittliche von sich ab- oder sich erst nur negativ gegen das Böse verhält. Dieß die gewöhnlich sogenannte Sphäre der Selbstpflichten, richtiger der Tugendhaftigkeit oder Sittlichkeit im engern Sinne.

Das nächste Bestreben des Gewissens, oder vielmehr der vom Gewissen angeregten Heiligung, ist also die Negation der Selbstsucht im Principe (Willen); und weil diese ihr Bestehen, wie wir gesehen haben, im sinnlichen Inhalte des natürlichen Begehrens hat, so ist das sittliche Streben zunächst gegen diesen gerichtet. Die Tugend zeigt sich demzufolge zuerst als ascetisch im Fernhalten alles dessen, was ein Widerspruch gegen die sittliche Reinheit in und an der Person unmittelbar selbst ist. (Reinlichkeit, Bäder u. s. f. sind überall der erste äußerliche Anfang der Gesittung; schon im unmittelbaren Ethos wagt das Subject nicht ungebadet dem Heiligen nahe zu treten.)

Von der unmittelbaren äußerlichen Reinheit geht es weiter zur reineren Sitte in Worten und Gebehrden, zur Keuschheit der Phantasie, überhaupt zur Wahrhaftigkeit vor sich selbst und Aversion aller Lüge, d. i. des bewußten Widerspruchs mit sich selbst. Da aber dieser Entsagung der sinnlichen Selbstsucht durchweg die berechtigte Egoität zum Grunde liegt, so geht das Subject zur Wahrheit gerechter Selbstschätzung durch die Phasen der Demuth und des Hochmuthes, des Stolzes und der Bescheidenheit hindurch bis zur Synthesis des richtigen Maaßes der Egoität, der nun nicht mehr bloß instinctartigen, auch nicht mehr bloß disciplinarisch erzwungenen, sondern reflectirten und gewollten Mäßigung und Billigkeit gegen sich und Andere. Das Resultat dieses ersten Processes der Tugend oder Tugenden (die hier nicht vollständig aufgezählt werden sollten) ist im Wesentlichen die sittliche Festigkeit oder passive Characterstärke, Gewissenhaftigkeit, Selbstbeherrschung überhaupt, die erste Cardinaltugend der σωφροσύνη.

Dieß ist also 1) die Moralität oder Sittlichkeit unmittelbar, der noch nicht reflectirte gute Wille an sich, die sittliche Reinheit oder Tugend im engeren Sinne. Diese aber hat fortzugehen 2) zum reflectirten Willen des Guten, der nicht nur sich als den guten weiß und will, sondern auch das Gute objectiv in seiner Bestimmtheit und organischen Gliederung, oder das wahrhaft Heilsame kennt und will: die Weisheit. Beide Momente endlich 3) das Wissen und Wollen in ihrer Wechselbeziehung, wird die Heiligkeit und als Selbstgenuß zugleich Seligkeit sein.

Es ist nicht unsre Absicht, eine vollständige Gliederung der Moral zu skizziren, doch fügen wir schließlich auch hier noch Einiges zur Erläuterung des zweiten und dritten Punktes dieser Eintheilung bei. — In der Mäßigung und Billigkeit hat die Läuterung des Willens schon die objective Sphäre betreten, welche das Recht der persönlichen Ansprüche unter die Milde der Nächstenliebe stellt, und von Billigkeit positiv zu Erkenntlichkeit, Dankbarkeit, Pietät u. s. w. fortgeht. Das tugendhafte

Subject kann und will sich nicht in und für sich selbst vollenden; der gute Wille soll zum gütigen, die negative Abwehr des Bösen zur positiven Verbreitung des Guten werden, weil die Liebe mit sich selbst in Widerspruch wäre, wenn sie nicht auch thätig das Wohl Anderer pflegte. So wird sie zum positiven Wohlwollen und zwar zunächst zur Wohlthätigkeit; aber wie sie für sich selbst dem entsagt hat, das zeitliche Wohl als den höchsten Endzweck anzusehen, so fordert sie dieß auch von Andern; ihre Wohlthätigkeit richtet und berechnet sich auf das wahrhaft Heilsame, geht von den unmittelbaren Antrieben des Mitleides, der Freigebigkeit und Aufopferung fort zur verständigen Erkenntniß des objectiv Guten; das an sich Gute zeigt sich als gut für Alle und Jeden, die Idee des Guten offenbart sich in ihrer erfüllten Gliederung; und weil sie nun für sich Erkenntniß des Guten ist, so will sie auch diese Erkenntniß verbreiten. So ist die Tugend Weisheit, σοφία in ursprünglicher practischer Bedeutung dieses Wortes, welche auch die φιλοσοφία zu beherzigen hat; d. i. der Wille des Guten, als bestimmt durch objective Einsicht, und gerichtet auf Verbreitung dieser Einsicht, oder umgekehrt: das Wissen der Wahrheit gestellt unter practische Zwecke, wodurch auch die Wißbegierde und Wissenschaft selbst erst ihren höchsten Zielpunkt erhält und von epicuräischer Wisserei unterschieden wird. Dieß ist das weite Feld der Beförderung sittlicher Bildung in allen Verhältnissen des Lebens, wodurch die Ehe, Familie, der gesellige Verkehr überhaupt erst den nur natürlichen und nur rechtlichen Zwecken des Eigennutzes, Lebensgenusses, der äußerlichen Ehre u. s. f. nicht zwar entzogen, aber mit diesen zugleich und diese dominirend, als persönliche Liebe, Freundschaft, Menschenliebe u. s. w. unter den höheren Gesichtspunkt gegenseitiger Veredelung gestellt werden. Dieß ist das uneigentlich sogenannte Gebiet der Nächstenpflichten.

Endlich, wenn Wissen und Wollen, sich entsprechend, eines nur der Reflex des anderen, beide zur Wahrheit der inneren Harmonie mit sich selbst oder zu höchster Freiheit geworden sind-

das Subject in sich die Fülle der realisirten Weisheit überschaut und in dieser Fülle das Absolute sich selbst genießt, so ist dieß die Idee der Heiligkeit (Beziehung des Wissens auf das Wollen) und zugleich der Seligkeit (das Wollen bezogen auf das Selbstbewußtsein). So aber in ruhiger Vollendung (ἁγιωσύνη) ist sie wirkliche Wahrheit nur im Absoluten, oder sie ist die absolut freie Persönlichkeit selbst, d. h. Gott. Für den Menschen ist sie nur als die approximative werdende Syntheſis, oder als relative Syntheſis die christliche Frömmigkeit, welche nicht die Heiligkeit, sondern der Proceß der Heiligung, Weihung, Widmung (ἁγιασμός), ist, obschon auch als solche nicht ohne relative Befriedigung oder Genuß ihrer selbst, nur daß das zu Genießende nicht vollendeter Zustand, sondern immerdar nur das Bewußtsein der ungehemmten Progression selbst ist; das Reich Gottes ist in unserm Gebete immerdar ein „kommendes", d. h. unsre menschliche Freiheit ist immerdar eine werdende. So ist die Frömmigkeit in sich oder subjectiv sowohl Verlangen, als Uebung, als auch Gottseligkeit; objectiv entspricht diesen Momenten: die unmittelbare Weihe der Taufe und stetige Erneuerung des Taufbundes im Gemüthe; ferner die Andacht, fromme Uebung im Gebete, im Hören des Worts, Bibellesen, Beichte, überhaupt der fromme Proceß der Läuterung und Steigerung, gegenseitig der geistlichen Erkenntniß durch das geistliche Willensintereſſe, und des Willens durch die bessere Erkenntniß; wobei freilich immerdar ein nicht aufgehendes Bruchtheil auf der einen oder andern Seite bleibt; aber weil doch der Fortschritt schon ein an sich Gutes, ja das höchste Gut oder Heil für den Menschen ist, so wird er ein solches auch für ihn im religiösen Gewissen, d. i. in seiner ideellen Willenseinheit mit Gott, und diese Befriedigung ihm zu Theil im Abendmahle. Dieß die dritte, speciell christliche Cardinaltugend oder der uneigentlich sogenannte Kreis der Pflichten gegen Gott.

Aus dieser genetischen Darstellung geht hervor, daß die gewöhnliche Eintheilung der Moral in Tugendlehre, Güter- und

Pflichtenlehre eine formale iſt, die den innern Zuſammenhang verdeckt und die Einheit der Sache zerreißt. Denn Tugend bedeutet dann nur die abſtract ſubjective Seite, die, falls ſie für ſich bleiben ſollte, vielmehr Unwirklichkeit der Tugend ſein würde, während ſie in der genetiſchen Entwickelung allerdings einen gewiſſen Kreis des Daſeins erfüllt und eine nur relativ ſubjective Haltung behauptet. Ebenſo iſt das objectiv Gute, losgeriſſen von dem ſubjectiven Wollen, kein Gutes mehr, da doch (nach Kant) „überall Nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer derſelben zu denken möglich iſt, was ohne Einſchränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille.“ Es mangelt dem Guten, wenn es abſtract oder als unmittelbar daſeiend vorgeſtellt wird, das werthgebende Moment der Freiheit in ihm ſelbſt, und die Güterlehre erſcheint als ſtarr verſtändiges Syſtem der Nothwendigkeit, deren in ſich grundloſes Daſein von dieſem Standpunkte aus ſo wenig begriffen wird, daß die Vorſtellung von einer aus vielen möglichen Welten gewählten beſten Weltordnung ſich immer wieder aufdrängt. Daraus folgt endlich auch, daß mit dem Worte und Begriffe der Pflicht und deren formeller Eintheilung in Selbſt-, Nächſten- und Gottespflichten das eigentlich Freie und Moraliſche in der Moral, zumal wenn dabei immer von einem Sittengeſetze und kategoriſchen Imperative — alſo ganz in der Terminologie des Rechts — die Rede iſt, ganz und gar entſtellt werden und verloren gehen muß. Schon die Auseinandergeriſſenheit der beiden vorigen Momente kann nicht anders als dieſe Folge haben, daß nun auch dieſe ihre vermittelnde Beziehung, welche die Pflicht ſein ſoll, nur als ein Verhältniß zweier fremder, einerſeits des ſubjectiven Willens (der Tugend) und andrerſeits des objectiven Geſetzes (des Guten) erſcheint, wodurch die Tugend für ſich beſtimmungslos, das Gute aber wieder zum fremden Willen oder Gebot, die Pflicht mithin wiederum nur zum rechtlichen Zwange herabgeſetzt wird.

An die Stelle der Pflicht, welche nur dieſe äußerliche Beziehung des Wiſſens und Wollens ausdrückt, iſt in der Moral

das christliche Gewissen getreten; dieser Uebergang aber, des Pflichtgefühls der Furcht und des Eigennutzes, durch das Gewissen in die freie Liebe des Guten, ist eine die Moral einleitende allgemeine und grundlegende Betrachtung. Will man in der Moralität den Ausdruck der Pflicht überhaupt noch gelten lassen, dann ist es, um wissenschaftlicher Verwirrung und Mißverständnissen vorzubeugen, nöthig, daß er nicht in der Rechtslehre in einem ganz anderen Sinne schon verbraucht werde, sondern daß da anstatt Pflicht lieber Schuldigkeit (v. Sollen, j shoud, bin schuldig) gesagt, bei der moralischen Pflicht aber durchweg an das ursprüngliche Etymon Pflegen (d. i. gern thun, gewohnt sein, lieben, amare, aimer) gedacht werde. Auch die Unterscheidung in vollkommene und unvollkommene, Rechts- und Liebes- oder Menschenpflichten beugt der Verwirrung nicht hinlänglich vor. In der angegebenen etymologischen Bedeutung aber eignet sich dieser Ausdruck allerdings vortrefflich für die Sache und ist ein Beweis mehr für die tiefe Bedeutsamkeit unsrer deutschen Sprache; denn bei „Pflegen" wird immer an eine liebevolle Behandlung, Unterstützung, Beförderung des natürlichen Triebes gedacht, der in dem Gepflegten gedeihen, oder wobei das Gepflegte durch eigne Kraft frei sich selbst entwickeln soll. Eine solche Pflege, ein Wegschaffen der Hindernisse des Gedeihens seiner und Anderer, ist die Moralität allerdings; sie kann und will nur pflegen, nicht machen; sie ist, als die absolute Pflege gedacht, das Dritte zur Schöpfung und Erhaltung, und man dürfte in diesem Sinne sogar von einer Pflicht Gottes gegen die Menschen, entsprechend den moralischen Pflichten der Menschen unter sich, reden, nämlich von einem Gedeihenlassen, Erziehen, Weiterbringen der Menschheit, was durch Pflege jedenfalls viel besser ausgedrückt wird, als durch Regieren, ein Wort, das ebenfalls aus der Rechtssprache entlehnt ist und für die Wirksamkeit des heiligen Geistes in der Christenheit wenig bezeichnend scheint.

Doch wir wollen mit diesen skizzenhaften Zügen und

Andeutungen nicht tiefer in ein eigentliches Moralſyſtem eingehen, was in unſrer Zeit ein durchaus neuer Bau von Grund aus werden muß, und ſind zufrieden, wenn wir durch Vorſtehendes die Sache vorläufig in Anregung gebracht und den kundigen Leſer zu theilnehmender Beurtheilung veranlaßt haben, bis es uns vergönnt iſt, ſelbſt etwas Weiteres zur Ausführung eines Syſtems der Ethik und dadurch zur Begründung der chriſtlichen Religionsphiloſophie beizutragen.

Zur spekulativen Theologie.

Vom

Herausgeber.

Vierter Artikel.

Die Idee Gottes.

1.

Vor allen Dingen möge der günstige Leser sich übersichtlich den bisherigen Zusammenhang unserer Wissenschaft vorführen lassen, wie ihn die drei frühern Artikel: „zur spekulativen Theologie" enthielten. — Zuvörderst mußte die Spekulation auf regressivem Wege des absoluten Ideal- und Realprincipes überhaupt sich versichern (erster Artikel: Zeitschr. Bd. IV. H. 2.). Die dialektische Entwicklung der „Idee" desselben (oder des Absoluten) sodann erzeugt den Inhalt der Metaphysik. Diese jedoch, in dem Theile, welchen wir Ontologie genannt haben, — ihrem ersten, — entwickelt die Idee des Absoluten nur in dem Bereiche, wieweit es als im Universum sich verwirklichend erkannt wird. Darin zeigt sich aber die Nothwendigkeit eines Ueberganges in den zweiten Theil: „die spekulative Theologie", indem jener ontologische Begriff Gottes — der Standpunkt: Gott nur als Weltwirklichkeit zu denken — an sich selbst sich als einseitig und mangelhaft erweist, für sich also und ohne seine ergänzende Hälfte, den Begriff der Transscendenz Gottes, gefaßt, ebenso dem Widerspruche verfallen ist, wie der einseitige und ausschließliche Begriff einer (deistischen) Transscendenz es wäre. Der bloße Pantheismus in allen seinen dort nachgewiesenen Formen wird ebenso aus

sich selbst widerlegt, wie der bloße Deismus durch jenen schon widerlegt ist. Eben darum — so läßt sich das dort von uns gewonnene Resultat kürzlich aussprechen, — weil im Universum ein unendlicher Zweck- und Vernunftzusammenhang, ein Geist Gottes, sich bethätigt, ist ein gründliches Denken genöthigt, den Geist Gottes, uranfänglich und in persönlicher Selbstanschauung ewig vollendet, seiner Welterisstenz vorauszusetzen: Gott könnte nicht Weltgeist sein, wäre er nicht selbstbewußter Geist an sich und von Anfang (zweiter Artikel: Bd. V. H. 1 u. 2.).

2.

Hiernach bestimmt sich die Aufgabe und der Umfang der „spekulativen Theologie": diese Transscendenz Gottes und ihren Uebergang in die Weltimmanenz ebenso herabsteigend zu entwickeln, wie auf dem heraufsteigendem Wege sich aus der Weltimmanenz Gottes die Nothwendigkeit seiner Transscendenz ergeben hat. Erst von hier aus ist das auf den frühern Standpunkten (zugleich den Principien der frühern Systeme) annäherungsweise immer richtiger und tiefer gelöste Weltproblem in letzter Instanz zu lösen, hier daher auch erst völlig der Halbheit oder dem Irrthume der rückwärtsliegenden Principien auf den Grund zu sehen; erst von hier aus kann daher auch die herrschende Spekulation der Zeit gerichtet werden. Denn wie friedebringend und Geistesstille bereitend jene höchste Idee auch wirken möge, wie sie selbst in beruhigter Genüge nicht Ursache hat zu hadern oder sich aufzudrängen, so können doch die Individuen, in denen sie zuerst wiedererscheint, sich der Pflicht nicht entschlagen, auch die in ihr liegende Schärfe des Abscheidens zwischen Wahrem und Falschem kräftig walten zu lassen.

Sie enthält nämlich zugleich das Heilmittel von den Einseitigkeiten, zwischen welchen sich, halb oder ganz, schwankend oder mit selbstbewußter Entschiedenheit, die Spekulationen der Zeit theilen. Der Deismus ist schon widerlegt worden von der jetzt herrschenden Philosophie; aber auch über ihren Pantheismus, selbst in seiner höchsten, vergeistigtsten Form, wird diese genöthigt werden hinauszusteigen, ohne übrigens die Wahrheit und Größe

seines Grundgedankens aufzugeben, vielmehr ihn bestätigt und begreiflich gemacht zu sehen in dem Zusammenhange einer vollständigen Gotteserkenntniß. — Der nichtspekulative Theismus wird sich wegen dieser theilweisen Anerkennung seines Gegners beruhigen lassen, wenn er vernimmt, daß der Pantheismus wahr, aber gerade nur die halbe, für sich unverständliche Wahrheit ist, — wenn wir zugleich hinzusetzen, daß selbst die einstweilen von uns aufgestellte Unterscheidung der Weltimmanenz und Transscendenz Gottes nicht ausreiche, um ein so tief vermitteltes und in sich selbst so vielfacher Steigerung fähiges Verhältniß, wie das zwischen Gott und Geschaffenem, vollständig zu bezeichnen. Hier ist der Inhalt der ganzen spekulativen Theologie die allein erschöpfende Antwort für jenes Problem.

Schwerer wird den stätig gewordenen Pantheisten die Ueberzeugung eingehen, daß sie von ihrem Standpunkte aus uns nicht widerlegen können, indem, worauf sie ausschließenden Nachdruck und Werth legen, ebenso unser Besitzthum ist, wie das ihrige, während ihnen die Wendung, welche ein gründliches Denken gerade von ihren Voraussetzungen aus zu nehmen hat, bisher schlechthin unzugänglich geblieben ist. Nicht darüber nämlich ist der Streit zwischen ihnen und uns — wenn es ein Streit ist, — ob Gott der Welt gegenwärtig zu denken sei oder nicht: — auf jener Gegenwart bestehen wir mit derselben Energie, wie sie es nur vermöchten; und sie mögen immerhin jene Anerkenntniß zum Kriterium aller wahren Philosophie machen. Wir fügen nur das Zweite, ihnen Neue hinzu — und haben es erwiesen: — daß diese schöpferische Weltgegenwart Gottes nicht ohne Widerspruch für die eigene (und einzige) Existenz desselben gehalten werden könne, daß vielmehr der Begriff des Weltgeistes (ihres Absoluten) den der Absolutheit geradezu ausschließe.

So können wir ihre immer fortgesetzte Polemik gegen den alten Deismus und seine Entgegensetzung von Gott und Welt höchstens nur überflüssig finden, indem die bloß deistische Ansicht, wie sie in der Kantisch-Jacobischen Epoche die geltende war,

jetzt auch bei den Theologen so sehr in den Hintergrund getreten ist, daß jenes zornmüthige Eifern von Strauß und Andern gegen einen längst schon geschlagenen Feind fast komisch erscheinen muß — und unzulänglich vollends, wenn es gegen uns ausreichen sollte. Jetzt wuchern fürwahr ganz andere Einseitigkeiten auf dem Boden der Philosophie! Es kann daher erlaubt erscheinen, der Pantheistik, die sich jetzt ihrer vermeintlich ausschließlichen Wissenschaftlichkeit so laut erbrüstet, auch hier so nahe als möglich unter die Augen zu rücken, daß der höchste Begriff vom Absoluten, auf welchem ihre Weltansicht beruht und auf den sie stets zurückkommt, jener des Weltgeistes, welcher, in der Natur mit bewußtloser Vernunft operirend, erst im Menschengeiste zum Bewußtsein und Begreifen seiner selbst gelangt, — nur ein dürftiger Halbgedanke, eine unzureichende Vorstellung sei, schlechthin ausschließend jede eigentlich metaphysische Begreiflichkeit und Klarheit. Wir haben gezeigt, und dürfen es bis auf Weiteres als erwiesen betrachten, daß sich auf jenen Begriff zwar eine Naturphilosophie gründen lasse, keineswegs aber die Lehre vom absoluten Principe der Welt: jene bewußtlos thätige Naturweisheit bedarf selbst der Erklärung, es ist nur Willkür oder Lässigkeit des Denkens, bei ihr, als dem Absoluten, stehen zu bleiben.

Wenn daher jener verneinende Dogmatiker seinen Widerwillen gegen jeden Theismus für tiefe wissenschaftliche Ergründung, ja für preiswürdige Gewissenhaftigkeit der Forschung uns vorzuführen gedenkt; so müssen wir auch hierin abweichender Meinung bleiben: er hat unbewußt darin nur von den Schranken und der vorurtheilsvollen Gedrücktheit seines Denkens, wie von einer, tiefer, als man glaubt, damit verbundenen, Enge des Gemüthes Zeugniß abgelegt; er hat sich dem Geiste der Negation überliefert, um, statt des Goldes ächter, probehaltiger Weisheit, nur die Scheinbarkeit einiger dilettantischer Modebegriffe zu erhalten. Und kaum verkennbar tritt diese innere Dürftigkeit und Monotonie des Princips, das auf die verschiedensten theologischen Probleme nur Eine Antwort hat, in dem fast am

Schlusse jedes Abschnittes gleichmäßig sich wiederholenden Refrain seiner „Glaubenslehre" auch äußerlich sichtbar hervor.

Erfrischender und inhaltsreicher, gleichwohl, nach seinem metaphysischen Gewichte beurtheilt, keineswegs gründlicher, ist diejenige Gestalt des Pantheismus, welche, in das Gemüth und die Gesinnung eintretend, der Cultus des Weltgeistes genannt werden kann. Er spricht sich aus theils als Enthusiasmus für das Göttliche und Vorbedeutende der Natur, — am Schönsten, wie Berechtigtsten als lebendiger und befruchtender Geist der Naturforschung, — theils als Verehrung des Genius im Menschen, als Cultus alles Unwillkürlichen und Ursprünglichen geistiger Begabung, in welchem ein göttliches Pfund anzuerkennen, kein Denkender noch sich geweigert hat. In diesen Stimmungen und Gefühlen, so wenig sie unmittelbar auch philosophischen Inhalts oder Ergebnisses sind, liegt dennoch daher ein Aechtes und Bleibendes, ein Solches, das auch bei gesteigerter Bildung sich nur tiefer bewährt und uns treu bleibt. Kein Forscher ist fehlgegangen, der die unmittelbarsten Vorbilder einer geistigen Offenbarung Gottes, die ersten, gleichsam sinnlichsten Zeugnisse einer Treue und Langmuth in der göttlichen Weltökonomie, in den allgemeinen, wie besondern Naturverhältnissen aufgesucht hat, und die Stille und Zuversicht des Gemüths, welche dem Denker auch spekulativ erst die volle Reife geben kann, wie sie sein Lohn ist, wird am Reinsten aus Betrachtung der Natur geschöpft, in welcher die Weltprobleme noch einfach und ohne Complikation vor ihm liegen. Ebenso ist das ahnungsvolle Erstaunen ebenso gerecht, wie von ächt spekulativer Anregung, welches uns ergreift bei Betrachtung der Tiefe und Fülle des in der Menschheit sich offenbarenden (Welt-)Geistes, wie hier in ununterbrochener Folge Völkerindividualitäten und Einzelgenien hervortreten, jede eigenthümlich und nur sich selbst gleich, und dennoch auf ein Gesetz des Fortschritts und des innern Verbandes deutend. Aber dies sind, wie eben gesagt, nur Stimmungen und Gefühle einer für Spekulation vorbereitenden Andacht, nicht Philosophie, noch weniger die Entdeckung eines klar und fest

gegründeten Principes derselben: in jenen Manifestationen des Weltgeistes ebenso sehr, wie in seinem allgemeinen Begriffe, liegt ein spekulatives Problem, kein Letztes und Absolutes; und so beginnt da erst die eigentliche Philosophie, wo Jene sie abzuschließen gedachten.

Aber die Unschuld und Naivetät dieses Cultus geht verloren, ja sie verwandelt sich in verstrickenden Irrthum, wenn man denselben, ganz parallel gehend mit jener halbwüchsigen oder wieder verseichteten Spekulation, für den wahren und einzigen des höchsten Gottes hält, für den, zu welchem man etwa das Christenthum zu reformiren habe, um seinen leeren und abgestorbenen Formen erst wieder Gehalt und Wahrheit zu geben. Wir glauben hiermit einen auf's Vielfachste in die Wissenschaft und Kunstbildung der Zeit eingedrungenen Irrthum bei seiner Wurzel zu ergreifen, dem sie vielleicht dann am Sichersten entsagt, wenn man ihr zeigt, wie sie, da sie sich stolz und reich und hochgebildet mit ihm wähnte, in Wahrheit nur arm, verworren und überlebt in ihm erfunden wird.

Jene Bekehrung des Christenthums zu dem „neuen Evangelium" wäre nämlich dem völlig gleich, die neue Zeit in die alte, das christliche Princip zu dem des Heidenthumes zurückpotenziren zu wollen: denn auch dies hat Wahrheit und ächten Cultus eines Göttlichen; aber es ist eben auch nur der Cultus eines Weltgeistigen, der selbst in seiner höchsten Gestalt, in der hellenischen Religion und den eigentlich hellenischen Göttern, nur den Genius in der modernen Bedeutung dieses Wortes, die geistigen Mächte des Menschen, zur Verehrung bringt. Das Christenthum hat dagegen welthistorisch denselben Fortschritt für das Religionsbewußtsein der Menschheit gemacht, welchen die Philosophie eben jetzt mit ausdrücklichster Anerkenntniß des Unterscheidenden ihrer Aufgabe, und mit auflösender Kritik aller untergeordneten Standpunkte zu vollbringen hat, — von der Anbetung des bloß weltlich Göttlichen, wie des genial Unwillkürlichen und Ursprünglichen *in uns* (was neuerdings in dem Spruche culminirt hat: *Theologie sei nur Anthro-*

pologie), zu dem wahrhaft befreienden Verhältniſſe mit Gott zu erheben, daß er ſelbſt, — der Menſch, als die höchſte weltgeiſtige Potenz, als der Gott der Welt (was an ſich jenem Ausſpruche homogen und ſeine Wahrheit wäre), dem perſönlich überweltlichen Gotte gegenübertreten, mit Bewußtſein und Freiheit ſich ihm unterwerfend, oder auch nicht. Das Chriſtenthum vermochte den Menſchen nicht weniger zuerſt in der Herrlichkeit und Höhe ſeines Weltdaſeins vollendet zu zeigen, wie jene es verlangen, um jedoch neben dieſe natürliche Majeſtät in dem Umkreiſe der Dinge die noch höhere zu ſtellen, zu welcher er durch die Unterwerfung und Gemeinſchaft mit dem wahren Gotte beſtimmt iſt. Wie nun jene Epoche des welthiſtoriſchen Eintritts des Chriſtenthumes, nach manchen geſchichtlichen Spuren zu ſchließen, die Menſchheit, verglichen mit ihrer pſychologiſchen Grundſtimmung im tiefſten Alterthume, auch realer Weiſe allmälig von dem Dämoniſchen in antikem Sinne, von den unwillkürlich beſtimmenden Antrieben in und außer ihm befreite, und ihn wieder vollſtändig ſich, ſeiner Autarkie, zurückgab: ſo enthielt es auch als Lehre dieſe volle Befreiung des Menſchen von jenen innern Hemmungen, und von der Laſt des gegen ſie gerichteten Geſetzes. Wiedergeburt, die Wiedergeburt durch den höhern, zugleich wahren und reinen Geiſt Gottes, wird ihm durch ſie verheißen: das Verhältniß des Menſchen zu Gott iſt ihr ein doppelperſönliches, nicht irgend eine metaphyſiſch unklare Identität beider. Im Menſchen, ſpekulativ ausgedrückt, wird der Weltgeiſt Perſon; dies iſt der Inhalt der Geſchichte des Alls: der Menſch iſt das Auge des Bewußtſeins, welches die Schöpfung zu ihrem Herrn emporrichtet; im Menſchen findet ſie Gott, in ihm kann daher der Weltgeiſt mit Gott in Eintracht treten. Das iſt der innere Verband, welcher einestheils den Menſchen mit der ganzen Natur verknüpft, ſie in ihm zuſammenfaßt, anderntheils dieſe daher auch durch den Geiſt des Menſchen mit dem höchſten vereinigt. Wahrſcheinlich iſt dies der Sinn der halbverhüllten Pauliniſchen Lehre, daß in der Verſöhnung des

menschlichen Geistes mit dem göttlichen durch den Gottmenschen auch die ganze übrige Schöpfung von dem Fluche der Gottentfremdung befreit sei *).

Dies Alles unter einander vermischend und in seiner tiefen Ordnung umkehrend, wiederholt nun die pantheistisch spekulative Frömmigkeit der Gegenwart nur den alten Irrthum — religiös können wir ihn als den des Ethnicismus, spekulativ als den eines oberflächlich gebliebenen Gottesbegriffes bezeichnen — jenes Titanische, dämonisch Unwillkührliche, den Glanz angeborener Begabung oder die Stärke des Willens und Vollbringens, Alles überhaupt, wodurch sich der Weltgeist im Menschen mächtig zeigt, sofort schon für göttlich, und für ein Zeichen seiner Einheit mit Gott zu halten. Man hat es neuerdings auf das Mannigfaltigste und Bewußteste ausgesprochen: — die Wiederherstellung der Welt, das neue vollendende Evangelium soll gerade darin bestehen, über jenen vermeintlichen Zwiespalt mit Gott, von welchem die Religion bisher wissen wollte, über die illusorische Entfremdung von ihm aufgeklärt zu werden. Beides findet in Wahrheit gar nicht Statt nach jenen: indem wir uns in Gott wissen, sind wir in Gott; indem wir dem Genius in uns indülgiren, und in voller Unwillkührlichkeit ihn walten lassen, sind wir wahrhaft frei und erlöst, ewigen und göttlichen Wesens, und treiben Gottes Werk! Welche bizarre oder gefährliche Konsequenzen ein Theorem solchen Inhalts in sich schließen müsse, alle Eingebungen jenes Weltgeistigen in uns für lauter und heilig, oder gar für göttlich zu halten, liegt deutlich genug am Tage. Auch befürchten wir nicht, daß Einer der Anhänger des neuen Evangeliums praktisch Ernst machen werde mit allen weitern Folgerungen daraus: dennoch ist es ein Zeichen von tiefer theoretischer Verworrenheit, von einer Willkür und Verwilderung des Denkens, welche jeden

*) Man vergleiche dazu die frühere Bemerkung des Verfassers über das Verhältniß des Weltgeistes zum Geiste Gottes nach christlicher Lehre: Zeitschrift, Bd. VII. H. 2. S. 245. 46.

Fortgang der Wissenschaft in Frage stellen könnten, wenn solche Unreifheiten, in denen nur längst durchlebte Geistesepochen der Menschheit schwächlich und schattenhaft sich reproduciren, als das wiederherstellende und wahrhaft vollendende Heil des Menschengeschlechts begrüßt werden.

Man hat von theologisch-apologetischer Seite her mit Ernst und Gründlichkeit nachgewiesen, wie tief darin das Selbstbewußtsein und Grundgefühl des Menschen verletzt werde, wie sehr beide mit einem solchen Erlösungsprojekt in Widerspruch stehen und unwillkürlich Zeugniß dagegen geben, als gegen Selbsttäuschung und Lüge. Uns geziemte es, und schien durch den kritischen Zweck der Zeitschrift sogar gefordert, jenen sich häufenden Verwirrungen mit der scharfen Beleuchtung ihres spekulativen Princips gegenüberzutreten, dies jedoch, wo möglich, auf den kürzesten Ausdruck zurückzubringen. Wird man aufhören, den Weltgeist schon für das Absolute zu halten, wird man darin recht eigentlich ein zu Erklärendes, ein Problem entdecken; so wird wenigstens von spekulativer Seite das Vorurtheil hinweggeräumt sein, welches so leichten Kaufs sich theoretisch und praktisch in die Tiefe der göttlichen Wahrheit glaubt hineinversetzen zu können, und wie auch sonst jene Denkweise sich künftig verhalten wolle, sie wird wenigstens nicht mehr wagen dürfen, der höchsten Autorität, des Namens der Philosophie und des reifsten Ertrages der Wissenschaft für ihre unfertigen Ansichten sich anzumaßen.

3.

Für alles Folgende ist der allgemeine Gesichtspunkt nicht aus dem Auge zu verlieren, an den wir im Vorhergehenden schon erinnerten: die Welt, das „Universum" — wie die Ontologie diesen Begriff metaphysisch bearbeitet hat — ist das Gegebene, die im Begriffe bekannte Größe, aus welcher wir auf ihren Urgrund, als die unbekannte und dennoch in ihr gegenwärtige, zurückschließen, und so die Idee Gottes im Denken zu entwickeln vermögen. In der Weltthatsache

ist ihr Urgrund, als darin sich offenbarender, gegenwärtig; wir haben nur jene zu erkennen, und alle ihre Beziehungen zu combiniren, um, je reicher dies geschieht, desto sicherer und vollständiger diesen, ihren Urgrund, aus seiner unmittelbaren Verborgenheit, und aus der Abstraktion hervorzuziehen, die er im bloßen Begriffe des Unbedingten noch hat.

Dies ist die Gränze unserer spekulativen Berechtigung, innerhalb deren allein wir uns sicher bewegen können, wenn die vorweltliche Natur Gottes erkannt werden soll. Wir können Gott nicht erkennen bloß aus der „reinen Idee," im sogenannt „reinen Denken." Dies wäre entweder eine bloße Analyse des Begriffes des Unbedingten, — denn zufolge der „reinen" Idee ist Gott nur dies — was lediglich negative Bestimmungen geben würde, — oder, wenn mehr als dies, so wäre in dieser „Idee" Gottes, wie sich in dem Vorhergehenden sattsam erwiesen hat, bloß der Collektivbegriff der Welt, eine Art von ens realissimum der Weltbestimmungen gefunden. Dagegen werden diese von uns zur Prämisse eines daraus auf das Wesen Gottes zurückschließenden Erkennens gemacht, in welchem das Denken jedoch nicht wähnt, — denn in seinem Erkenntnißprincipe liegt keine Berechtigung dazu — dies Wesen mit seinem Begriffe ausschöpfen zu können; es müßte ihm denn einfallen, mit pantheistischer Besinnungslosigkeit sein Denken Gottes für das eigene Gottes von sich selbst zu halten. Mag daher immerhin in ihm ein Verborgenes sein; aber wie weit wir auch nur durch die Welt hindurch und in uns ihn erkennen, so reicht dies aus zur überschwänglichsten Gewißheit über sein Grundwesen und seine aus diesem Grundwesen hervorgehenden Beziehungen zur Welt, worin sich die „eigenschaftlichen" Bestimmungen Gottes ergeben werden. Dieser einfache, durch das Wesen und die ganze Entwicklung des Erkennens selbst gebotene, und auch in allen Irrgängen philosophischer Gotteserkenntniß eigentlich gemeinte Weg läßt uns nun von selbst die beiden Klippen vermeiden, an welchen eine eigentlich spekulative Theologie bisher fast immer gescheitert ist:

entweder, wie von Hegel und seinen nächsten Vorgängern, bei jedem Ansatze, Gott aus der reinen Idee zu erkennen, dennoch immer wieder zu bloßen, in's Absolute erhobenen Weltbegriffen hinabzugleiten, oder in ein leeres Jenseits hinüberzugreifen, das eine halbwillkürliche theosophische Bildersprache vergebens auszufüllen strebt. Vor Beidem ist eine besonnene, durch vollständige Erkenntnißtheorie geleitete Forschung wohl gleicher Weise auf der Hut.

Hiermit können wir nun nicht umhin, die Bedenken erledigt zu finden, welche ein allerdings nicht minder auf das Princip der Besonnenheit dringender und schon wegen der Selbstständigkeit, mit welcher er den Zeitmeinungen prüfend gegenübersteht, höchst achtungswerther Forscher gegen eine spekulative Gotteslehre erhoben hat: ja wir müssen ihn mit uns einverstanden erachten, wenn er konsequent sein will, — sogar bis auf einzelne Ausdrücke herab. Trendelenburg (in seinen „logischen Untersuchungen" II. S. 368.) erinnert, daß das Unbedingte, wiewohl alles Endliche und die Systeme der endlichen Wissenschaften darauf hinweisen, dennoch über die Begriffe hinausgehe, „die für den bedingten Geist und die bedingten Dinge gelten." Dies sind die Kategorieen, und es läßt sich nach ihm eben „nicht sagen, welches Recht diese endlichen Kategorieen im Unendlichen haben mögen." „Aber auf indirektem Wege tritt dem Geiste die Nothwendigkeit entgegen, das Absolute zu setzen und zwar so, daß die Einheit der Weltanschauung gleichsam das uns sichtbare leibliche Gegenbild des schöpferischen Geistes wird. Daher müssen wir die Welt in ihrer Tiefe fassen, um Gott in seinem Wesen zu verstehen." — Die Dinge stellen daher „die Wirklichkeit der göttlichen Idee" dar, und umgekehrt ist „die göttliche Idee die Wahrheit der Dinge," — Gott aber die „Voraussetzung" der Welt. So versichert er auch vorher (S. 348), nachdem er die verschiedenen Beweise für das Dasein Gottes durchgenommen und gezeigt hatte, daß noch andere Begründungen von den Weltbegriffen

aus versucht werden könnten: „jeder Punkt der Welt muß zu Gott führen, wie jeder Punkt der Peripherie zum Centrum.“ Alles Bedingte rastet nur im Unbedingten: jeder Beweis spiegelt nur Eine Seite des Unbedingten. Wer sie zusammenzieht und durchdringt, faßt den Einen Gott, wie er sich in dieser Welt offenbart.

In diesem (dennoch „nothwendigen“) Sichbegründen des Bedingten durch das Unbedingte soll nun jedoch ein unvermeidlicher Widerspruch liegen. Jedes Denken und Bestimmen Gottes kann nur in den Kategorieen geschehen; diese aber sind „endlich,“ und passen nur für Bedingtes (S. 368). Wenn daher alle unsere Denkbestimmungen zunächst sich nur im Endlichen bewegen, und „nur die Ungenüge des Endlichen bekennen, um auf das Unendliche hinzuweisen“: so muß ein Widerspruch entstehen, so oft wir Gott denken. Wir geben die endlichen Gedanken hin, um das Unendliche zu „erreichen“; aber dies ist damit doch nur, wollen wir aufrichtig sein, ein Endliches. Wir vernichten die Kategorieen; aber was sich auf ihren Trümmern erhebt, ist doch wiederum nur durch die Kategorieen. — In diesem Widerspruche „zwischen der ewigen Idee und ihren endlichen Organen“ findet nun der Verfasser die höchste Erhabenheit und führt als das „erhabenste Bild,“ welches die logische Abstraktion der sich selbst zugleich verneinenden Kategorieen darzustellen vermöchte, den Ausspruch des Augustinus auf, welcher Gott gut nennt ohne Qualität, groß ohne Quantität, ohne Ort überall gegenwärtig und ganz u. s. w. In Betreff dieser Erhabenheit glauben wir jedoch anderer Meinung sein zu dürfen, und bekennen nichts Erhabenes in dem zu erblicken, worin, trotz aller Mühe des Denkens, dennoch Nichts gedacht, ja wo es nicht einmal bis zum Vorstellen dieses Erhabenen gebracht werden kann bei der steten Wechselvernichtung jener Bestimmungen. Vielmehr hätten solche in der That klassische, weil tausendmal ohne nähere Prüfung wiederholte Aussprüche den scharfsinnigen Forscher bedenklich machen und seine Aufmerksamkeit darauf

leiten können, daß hier in der That, „will man aufrichtig sein," nur die Alternative übrig bleibe, entweder mit der Negativität und Endlichkeit der Kategorieen entschiedenen Ernst zu machen, und jede Denkbarkeit, Vorstellbarkeit, ja überhaupt jede Prädikabilität Gottes schlechthin zu läugnen, und den Gedanken des Unbedingten überhaupt für ein leeres Ideal, eine „Illusion" *) zu erklären, — was schwer zu vollbringen wäre, indem selbst Kant, dessen Kritik der reinen Vernunft zwar auf ein solches, selbst da jedoch nur halb zaghaft ausgesprochenes Resultat hinauskommt, in seinen beiden spätern Kritiken der Behauptung von der absoluten Unprädicirbarkeit Gottes durch Bestimmungen, denen die Kategorieen zu Grunde liegen, so gut als untreu geworden ist, indem er zufolge des moralischen und des ethikotheologischen Beweises Gott Prädikate und Eigenschaften einräumt, welche er doch nur in die „endlichen Kategorieen" fassen kann: — oder ebenso entschieden und bewußt, aus jener Halbheit sich rettend, der Vorstellung von der vermeintlich nothwendigen Endlichkeit der Kategorieen selbst mit scharfer Kritik in's Auge zu sehen.

So zeigt sich, daß der Verfasser in diesem Betreffe noch in einiger Gedankenverwandtschaft mit Kant, ja mit Fries geblieben ist, wiewohl mit völlig selbstständigem Geiste und ohne an ihrem subjektiven Idealismus theilzunehmen. Was nun gegen jenen Satz der Kantischen Theorie von dem „unerreichbaren" Jenseits des Unendlichen die nachfolgende Philosophie, namentlich Hegel, durchgeführt hat, was eine an einem andern Orte von uns versuchte Kritik von Fries Theorie gegen dieselbe erinnert, dürfen wir hier nicht wiederholen. Es muß uns zu zeigen genügen, welches in der Darstellung von Trendelenburg selber die Elemente seien, welche ihn nöthigen möchten, da er so viel behauptet, entweder noch einen Schritt weiter zu gehen, oder — das schon Zugestandene wieder zurückzunehmen.

---

*) Vgl. Kants Kritik der reinen Vernunft, 5te Aufl. S. 608. ff.

Das Weitere seiner Theorie läßt sich auf folgende Punkte zurückführen: Bei endlichen Dingen vermögen wir uns in sie hineinzuversetzen, und so sie *begreifend* wiederzuerzeugen. Wer nun so auch, jenes Widerspruches uneingedenk, Gott im Erkennen wiederzuerzeugen gedächte, der würde sich täuschen. „Hier ist keine Einsicht in ein Werden geöffnet: alle Erkenntniß" (Gottes) „ist nur *indirekt*" (mittelbar, vom Endlichen nur zurückschließend). Gleichwie, nach der wiederkehrenden Parallelisirung des Verfassers, das Auge nur die einzelnen Farben, das gebrochene Licht sieht, während es das ungebrochene nicht zu ertragen vermöchte: ebenso soll sich das Erkennen nur im Endlichen und Bedingten bewegen können, „welches sein freier und fröhlicher Spielraum ist," während „die *Stücklein des Bedingten*, welche das menschliche Denken zum verjüngten Bilde des Unbedingten deutet," doch keinen *Begriff* des Unbedingten geben können, indem — *logisch betrachtet* — alle Analogie vom Bedingten zum Unbedingten fehlt.

Zwei Principien liegen jedoch aller Erkenntniß zu Grunde: *Erfahrung* und *Idee*. Wenn wir aus den einzelnen Erscheinungen zum *Grunde*, aus den Theilen zum *Ganzen* streben (wie in der empirischen Wissenschaft), die Idee nur suchend, so gehen wir den Weg der Erfahrung. Wenn die Theile aus dem *vorläufig erfaßten Ganzen* neues Licht empfangen, so führt uns die Idee. Erfahrung und Idee fordern sich daher gegenseitig: und „die Größe der Erkenntniß liegt darin, daß sich beide durchdringen." — Da nun die Idee ohne Zweifel auch nach dem Verfasser das Wesen des Unbedingten ausdrückt, und er eine „vorläufige Erfassung des Ganzen" (also der Idee) doch auch gelten läßt: so fragt sich noch dringender, was der eigentliche Grund jener Bedenklichkeit sei, daß das Erkennen das Unbedingte nicht „erreichen" könne, sondern nur „hinzuweisen" vermöge auf dasselbe?

Darin scheint er gesucht werden zu müssen: In der Erfahrung ist zwar die Idee, im Bedingten überall das Unbedingte gegenwärtig; aber was wir erfahrungsgemäß von jenen

wissen, ist nur ein „Bruchstück“: und wie weit wir auch die Kenntniß des Bedingten ausdehnen möchten; aus der immer nur endlich bleibenden Summe des Bedingten wäre nie das Facit des Unbedingten zu ziehen. — Haben wir hiermit die Meinung des Verfassers getroffen, so würden wir darin allerdings jene Verwandtschaft zu Kant finden, der das „Ideal der Vernunft,“ das Unbedingte, gleichfalls der Erfahrung überall vorschweben läßt, ohne daß sie es anders, als nur in einem unerreichbaren Regresse, anstreben könnte. Kant hatte dafür jedoch die konsequentere Berechtigung in seiner subjektiv idealistischen Lehre: daß alle Formen und Begriffe der Erfahrung von bloß subjektiver Bedeutung, daß diese mithin ursprünglich nur eine Erscheinungswelt sei, hinter welcher sich, an sich unerkennbar, das Unbedingte verbirgt. — Mit diesem Idealismus will nun der Verfasser keine Gemeinschaft haben; vielmehr setzt er ganz realistisch seiner vorigen Bedenklichkeit selber entgegen: „dennoch wissen wir selbst von diesen Bruchstücken der Welt hinreichend, um daraus die Herrlichkeit des Schöpfergeistes zu erkennen. Die Welt ist das Gegenbild seines Wesens. Je weiter wir in dies“ (die Welt) „hineinblicken, desto mehr ist es seine Offenbarung“ (S. 351. 52.). Somit wäre dies dasselbe, was wir, wie er selber anführt (I. S. 92.), die „gottoffenbarende Empirie“ nannten, für welche die Erfahrung anzusprechen wir freilich erst dann uns berechtigt halten, wenn die vorausgehende Metaphysik einen offenbarungsfähigen (d. h. persönlichen) Gott erwiesen, und wenn in dieser Idee Gottes auch die Idee, der absolute Endzweck, der Schöpfung schon gefunden, das empirische (anschauende) Erkennen zugleich also das von der Idee getragene, „spekulativ-anschauende Erkennen“ geworden ist, kurz wenn jene Ineinanderarbeitung der Idee und der Erfahrung erkenntnißtheoretisch, wie metaphysisch sich begründet hat. Wenn wir diese Begründung des Princips in der Philosophie des Verfassers daher auch vermissen möchten; so bliebe das Princip doch wesentlich dasselbe: auch er, — aus welchen Gründen doch immer, —

erkennt an, daß in der Erfahrung die Idee, im Bedingten das Unbedingte, und zwar als Erkennbares, gegenwärtig sei, und nur das Bruchstückweise, Unvollendbare jener erregt ihm die Sorge, ob dies auch ausreiche, um aus ihm das Wesen des Unbedingten zu enträthseln: ein Bedenken, ganz gemäß dem besonnenen Forscher, der nicht mit pantheistischer Akrisie in eine Identität seines Denkens mit dem göttlichen glaubt hineintaumeln zu dürfen.

Dennoch scheint an sich in bloß quantitativen Verhältnissen, in den „Gränzen" des Erfahrungswissens kein Grund liegen zu können, der uns verböte, falls der Werkmeister nur wirklich in seinem Werke sich „offenbart," dies Werk beim Wort zu nehmen, um uns die Natur des in ihm liegenden Wirkers zu verkünden. Dies Werk selber, das Universum — darin treffen wohl Erfahrungswissenschaft, wie Spekulation zusammen — ist ein so in allen Theilen übereinstimmendes, im Kleinsten das Umfassendste wiederspiegelndes Ganzes, daß sich, falls wir auch nur den Theil recht erkennen, — und darauf käme es vor Allem an — auch der Charakter des Ganzen und des in ihm sich „offenbarenden" Werkmeisters daraus verrathen wird. Sagt doch Trendelenburg selber, „daß wir die Welt lesen sollen, wie ein Gedicht, aus dem Geiste Gottes entworfen," und „wiewohl wir nur Bruchstücke der Welt erkennen, so sei uns in ihr genug gegeben, um die Herrlichkeit" (also auch das Grundwesen) „des Schöpfergeistes zu erkennen": — denn, „ob Jemand ein Theilchen der Welt erkannt habe, oder einen Theil, immer ist der Gedanke Gottes die Ergänzung des Stückwerks" (S. 351. 52.). Noch mehr: — der Verfasser hat in der schönen und reichhaltigen Entwicklung des Zweckbegriffes und der Kategorieen aus dem Zwecke (II. Abschn. VIII. S. 1. ff. IX. S. 72. ff.) dargethan, daß nicht bloß Veränderung und Bewegung hinreichen, die Welt zu erklären, daß in ihnen, überhaupt in den mechanisch hervorbringenden Ursachen, ein innerer Zweck, im Einzelnen, wie im Ganzen der Welt, sich vollzieht, und so

hebt er die „mechanische Weltansicht" in der „organischen" auf (II. S. 353. vgl. 366.). Darin erkennen aber auch wir das Princip, welches, wie es im empirischen Erkennen zu allen großen Entdeckungen gespornt hat, auch im Spekulativen die Grundlage und Möglichkeit einer festen und objektiven Gotteserkenntniß giebt. Wir sprechen es daher nur wiederholend aus, und wir hoffen, mit Bestimmung unseres Verfassers: — hat sich die Welt, auch nur im Bereiche, welchen wir zu erkennen vermögen, als ein in allen ihren Wirkungen nur das Zweckmäßige Realisirendes, als objektiv gewordenes Vernunftsystem erwiesen, — und in diesen Satz läßt sich wohl das Endresultat aller empirischen Forschung über dieselbe, wie der Spekulation aus der letzten Epoche zusammenfassen: — so kann als dessen Urgrund nur ein Geist gedacht werden, ein frei wirkendes Subjekt, in welchem jenes Weltganze vorbildlicher Weise ebenso angeschaut wird, wie abbildlich auch der endliche Geist nur von bewußten Entwürfen aus zu wirken vermag. Dieser einfach uralte, schon anaxagoreische Gedanke hat für den natürlichen Verstand ebenso viel Unabweisliches, als er, spekulativ ausgebildet, die reichsten und tiefsten Beziehungen enthält. Unsere spekulative Theologie ist nur die durchgeführte Analyse dieses Princips. Das „reine Denken" und seine „immanente Dialektik" — darüber glauben wir unsere Einstimmung mit dem Verfasser nicht erst versichern zu dürfen — kann nur bis zu ebenso reinen d. h. abstrakten Bestimmungen des Unbedingten, oder höchstens zur allgemeinen Denkbarkeit eines persönlichen Gottes, zum Beweise der Widerspruchlosigkeit dieses Begriffes führen: das Denken müssen desselben kann sich nur auf Wirkliches, auf Prämissen der Erfahrung stützen.

Indem so nun auch nach des Verfassers Ueberzeugung „allem Geschaffenen der Zweck, d. h. der Gedanke, zu Grunde liegt", findet er darin zugleich den höchsten Grund und die Erklärbarkeit von der Realität des Erkennens (S. 358): „alles Erkennen ist nur die vertrauensvolle That, die dem"

(im Schöpfer liegenden) „Gedanken nachschafft, — alles Denken ein Nach-denken" u. s. w.; — völlig übereinstimmend mit unserer Erkenntnißlehre, welche gleichfalls den höchsten Grund der durch alle Stufen des Erkennens sich durchdringenden Synthesis von Subjektivem und Objektivem darin nachgewiesen hat, „weil Alles der göttliche Gedanke, urgedacht in Gott, und darum all unser Erkennen ein Nach-erkennen und Nach-denken sei." (Grundzüge zum Systeme der Philosophie, I. 1833. S. 313. 14.).

Bis so weit im erfreulichsten Einverständnisse mit dem Verfasser, schiene uns derselbe jedoch dies Resultat durch seine Lehre von der „Endlichkeit der Kategorieen" selbst wiederaufzuheben. Wollte er Ernst mit ihr machen; er müßte sofort alle jene Wahrheiten wieder zurücknehmen: denn nur auf die absolute Gültigkeit des Begriffs der Ursache (also doch auf die der Kategorieen) gründet sich der Schluß, daß, was in der Folge (der Welt) enthalten, auch sein Entsprechendes im Urgrunde, dem Unbedingten, haben müsse. Die Theorie daher, daß die Formen des Denkens und Seins (das Subjektive und Objektive) sich zwar entsprechen (S. 367.), — daß also Realität in unserm Erkennen ist, sofern es Bedingtes betrifft, daß aber diese Formen, die Kategorieen, nur auf Bedingtes passen, daß „das Unbedingte, auf das die Systeme der endlichen Wissenschaften hinweisen, über jene Begriffe hinausgeht, die nur für den bedingten Geist und die bedingten Dinge gelten (S. 368.): — diese Theorie stellt sich, wie gezeigt, schlechthin in Widerspruch mit dem schon vernommenen Geständniß, daß wenigstens „auf indirektem Wege das Unbedingte gesetzt werden müsse," und daß die Welt „das sichtbare, leibliche Gegenbild des schöpferischen Geistes" sei, d. h. daß ein Rückschluß von dieser in das Wesen des Unbedingten hinein vollzogen werden könne. Nimmermehr nach jenen Prämissen! Wir dürfen hier an die zuerst aufgestellte, unausweichbare Alternative erinnern. — Freilich soll die „freie Erhebung des Geistes" jene Lücke überspringen, aus dem Bruchstücke des Erkannten kühn sich die

Idee des Ganzen zusammenfassen; — der Verfasser steht nicht an, dies „Glauben" zu nennen (S. 361.); denn einen logisch nothwendigen Zwang will er darin nicht entdecken, insofern gewiß richtig, als das spekulative Denken selber die freieste Erhebung des Geistes ist, und es von der Zuversicht, der Pistis, getragen sein muß, daß überhaupt Realität im Bewußtsein sei! — „Du versteht ein Gedicht, ohne den Dichter zu kennen. So plastisch ist dies Gedicht, so plastisch die Welt. Willst Du Dich aber darauf beschränken? Gerade diese Vollendung haben beide nur vom Geiste empfangen, der sie schuf. Das Gedicht giebt Dir ein Bild des Dichtergeistes, die Welt ein Bild Gottes." Wodurch aber anders — setzen wir hinzu — wirst Du dieses Schlusses vom Bilde auf den Urbildenden sicher, als durch die Unbedingtheit der Kategorieen?

Sofern sich hierin nun die leitenden Hauptideen jenes Werkes ergeben haben, schienen wir berechtigt, das Endurtheil über dasselbe auszusprechen, daß in ihm uns kein anderes Princip begegnet, als zu dem auch wir uns bekannt haben, daß jedoch, abgesehen von dem Verdienste seiner kritisch polemischen Ausführungen und dem Richtigen, Gesunden und Fruchtbaren der ganzen Intention, welche unter allen jetzt herrschenden spekulativen Principien wohl am Sichersten auf eine Zukunft rechnen kann, diese Intention uns weder in ihrem Grundprincipe mit entschiedener Schärfe und Ganzheit nach allen Seiten sich herausgestellt, noch in systematisch-wissenschaftlicher Ausführung sich hinreichend begründet zu haben schiene. Wir müssen das Werk für die bedeutendste Tendenzschrift halten, welche seit langer Zeit erschienen ist, und die, durch Reife des Inhalts und Sorgfalt der Darstellung auch sonst ausgezeichnet, den herrschenden Systemen und Vorstellungen tiefe Wunden schlägt. Aber es werde das Geständniß uns nicht misdeutet, das wir nach obigen Erörterungen wohl äußern dürfen, daß auch wir zu besitzen glauben, und zwar im Zusammenhange einer systematisch ausgebildeten Philosophie, was es dem Principe nach Neues bringt. (Dies vorläufig von unserer Seite über das wichtige Werk, welches in dieser Zeitschrift nächstens auch von einem andern Mitarbeiter besprochen werden wird).

(Schluß folgt.)

Die philosophische Literatur der Gegenwart.

Von

Prof. Dr. Weiße.

Schluß

der Fortsetzung des zweiten Artikels (Bd. IV. Heft 1.).

M. Carriere, die Religion in ihrem Begriff, ihrer weltgeschichtlichen Entwicklung und Vollendung. Ein Beitrag zur Verkündigung des absoluten Evangeliums und zum Verständniß der Hegelschen Philosophie; Weilburg 1841.

Casimir Conradi, Kritik der christlichen Dogmen, nach Anleitung des apostolischen Symbolums; Berlin 1841.

J. E. Erdmann, Grundriß der Logik und Metaphysik, für Vorlesungen; Halle 1841. — Derselbe, Natur und Schöpfung? Eine Frage an die Naturphilosophie und Religionsphilosophie; Leipzig 1840.

W. Vatke, die menschliche Freiheit in ihrem Verhältnisse zur Sünde und zur göttlichen Gnade wissenschaftlich dargestellt; Berlin 1841.

In anderer Weise eine ähnlich unerfreuliche Erscheinung, als die zuletzt besprochene Bearbeitung der Logik von Werder, bietet die gleichzeitige religionsphilosophische Schrift von M. Carriere, deren Ueberschrift schon den pomphaft declamatorischen Ton ankündigt, in welcher sie von ihrer ersten bis zu ihrer letzten

Zeile gehalten ist *). Wir finden es an sich nur in der Ordnung, wenn ein philosophisches System von wirklich speculativem Gehalt, wie das Hegel'sche, bei seinem Auftreten den Proselyten, die es, namentlich unter jugendlichen Gemüthern, macht, einen Enthusiasmus einflößt, die von der Begeisterung des Forschens, welche der Denker im Zuge seiner speculativen Arbeit empfindet, nicht minder, wie von der ruhigen Befriedigung, welche die redlich erarbeitete Ueberzeugung gewährt, noch verschieden ist. Man wird es einem Talente, das sich übrigens als ein gediegenes, tüchtig strebendes erweist, gern nachsehen, wenn in den ersten Ergüssen seines jugendlichen Schöpferdranges solcher Enthusiasmus sich hin und wieder auf eine Weise Luft macht, zu der ein gebildeter Geschmack und besonnene Einsicht den Kopf schütteln. Nur muß sich das Talent dabei auch als wirkliches Talent beurkunden: der Instinct des Forschens muß sich in der Art und Weise bewähren, wie den Schwierigkeiten, den zurückbleibenden Problemen nicht furchtsam oder leichtfertig ausgewichen, sondern kräftig in's Auge gesehen wird, oder das productive Vermögen, die Gabe der Darstellung, muß in geistvollen, originellen Wendungen, in Ansätzen zu ächt künstlerischer Gestaltung hervortreten. Keines von beiden ist in gegenwärtiger Schrift der Fall. Dieselbe ist ihrem Gesammtinhalte nach Nichts, als ein dürftiger Auszug aus Hegels Vorlesungen über Religionsphilosophie; ein höchst bequemes, oberflächliches Machwerk, in welchem man auch die leiseste Spur eigener Gedankenarbeit, auch das schwächste Aufdämmern eines Bewußtseins über die Aufgaben, die selbst bei Voraussetzung der Richtigkeit der Hegel'schen Resultate noch für den denkenden Geist zurückbleiben, vergebens sucht. Dem Verf. selbst gehört von dem Inhalte dieser Arbeit nur das Gewand hochtrabender

*) Die Religion in ihrem Begriff, ihrer weltgeschichtlichen Entwicklung und Vollendung. Ein Beitrag zur Verkündigung des absoluten Evangeliums und zum Verständniß der Hegel'schen Philosophie. Weilburg 1841.

anpreiſender Rhetorik, in welches er das caput mortuum der Gedanken ſeines Meiſters eingehüllt hat. Der Strom dieſer Rhetorik fließt, man kann ihm dieſes Zeugniß nicht verſagen, in geläufiger Wortfülle aus ſeiner Feder; leider nur iſt die Gedanken- und, glauben wir hier zuſetzen zu dürfen, Wiſſensarmuth ſo groß, daß er nicht einmal den Aufwand dieſes Ausputzens aus eigenen Mitteln zu beſtreiten vermag, ſondern dazu greifen muß, durch unaufhörliche, oft ſeitenlange Citate der allbekannteſten oder mit größter Leichtigkeit aufzutreibenden Stellen aus Dichtern und allerhand andern Schriftſtellern die nicht eben übermäßig ſtarke Bogenzahl des Werkes zu füllen. Bei dem Allem ſind die Anſprüche, mit denen die Schrift auftritt, keine geringen. Obwohl zunächſt einem populären Zwecke gewidmet („ich habe mich bemüht, mehr für die Nation, als für die Schule zu ſchreiben," drückt der Verf. es aus), maßt ſie ſich doch an, einen wichtigen Schritt über den bisherigen Standpunct der Religionsphiloſophie, namentlich über die Art und Weiſe, wie Hegel von Strauß, auf den der Verf. ſonſt große Stücke hält, gefaßt worden iſt, hinaus gethan zu haben. „Schelling that den großen Fortſchritt der Philoſophie dadurch, daß er, was Schiller für das Weſen der Kunſt erklärt hatte, als Beſtimmung der Idee auffaßte; das Neue, das ich (Hr. Carriere) hier gebe, beſteht darin, daß der Begriff des Genies, den Schelling als Thätigkeit des Abſoluten der Kunſt vindicirte, als die ſich ſetzende Einheit von Dieſſeits und Jenſeits, als die Selbſtverwirklichung Gottes in der Zeit ſich als das wahre Leben der Idee in allen Formen erweiſt." Mit ſolch kühnem Selbſtbewußtſein über das Geleiſtete ſchließt der Verf. (S. 230) ſein Werk, und ſetzt vertrauend hinzu: „die Fruchtbarkeit dieſes Gedankens iſt das Kriterium ſeiner Wahrheit." Wehe ihm und wehe ſeinem originellen „Gedanken" (?), wenn ſich jemand im Ernſt einfallen laſſen wollte, die Wahrheit deſſelben an der Fruchtbarkeit, die er in dem vorliegenden Werke erwieſen hat, zu meſſen! Kaum als ein angeflickter Lappen an dem von Hegel entlehnten (und wenn doch wirklich entlehn-

ten!) Begriffsgewebe vermag ſich dieſer ſo getrennte Gedanke dort geltend zu machen, viel weniger als das Princip einer neu belebten wiſſenſchaftlichen Entwicklung.* Denn was der Verf. über die Bedeutung des Genie's, in deſſen Begriffe er das Vermögen, als ſolches Princip aufzutreten, neu entdeckt haben will, wirklich zu ſagen weiß, das verſteigt ſich nicht nur im Mindeſten nicht über das auch bei Hegel, ja ſelbſt bei Strauß, deſſen bekannte Aeußerungen über den „Cultus des Genius", wie ſich von ſelbſt verſteht, vom Verf. gehörig ausgebeutet werden, Vorkommende, ſondern es enthält, näher beſehen, nichts, als die Gemeinplätze, die heut zu Tage jeder Leſer belletriſtiſcher Journale an den Schuhen abgetreten hat. Komiſch nimmt es ſich aus, wenn der Verf., indem er daran geht, ſeinen Lieblingsſatz von der Einzigkeit und Unvergleichbarkeit jedes Genie's zu beweiſen (ſage zu beweiſen), nach einem Citate aus Schelling folgender Geſtalt anhebt (S. 188): „So iſt es. Und weil nicht zwei Dinge im Himmel und auf Erden ſind, die einander ganz gleich wären, da ſie denn ja Ein Ding ſein würden, ſo hat auch jeder eine eigenthümliche Rolle im großen Weltdrama" u. ſ. w. — Aus dergleichen aufgeſpreizten Trivialitäten beſteht dieſer „erſte Darſtellungsverſuch des abſoluten Evangeliums," den der Verf. (S. 213) im Intereſſe der Förderung „des Lebens der Wahrheit, Freiheit und Liebe" zu unternehmen gewürdigt hat.

Wenn man von der Lectüre von Schriften, wie die letztgenannten, herkommt, ſo hat es jedenfalls etwas Wohlthuendes, einem ernſten und redlich gemeinten Streben wieder zu begegnen, wie wenig man auch mit dem Ziel oder den Ergebniſſen deſſelben durchgängig einverſtanden ſein mag. Ein ſolches iſt unſtreitig das Streben einiger theologiſchen Schriftſteller aus Hegels Schule, die, ohne in der geräuſchvollen Weiſe der Häupter der jüngeren Fraction, gegen den Dogmatismus der älteren Schule Façe zu machen, durch den eigenen, ſtillen Gang ihrer Forſchungen ſich mehr und mehr von jenem Dogmatismus, aber freilich zugleich damit mehr und mehr auch von einer poſitiven Auffaſſung des Chriſtenthums und ſeines Glaubensinhaltes

abgezogen finden. In diesem Zusammenhange können wir der neuesten Schrift eines philosophischen Theologen gedenken, der schon durch eine Reihe früherer Schriften in ein Verhältniß eigenthümlicher Art zu der Hegelschen Philosophie getreten ist. Herr Casimir Conradi, — denn dieser ist es, den wir meinen, — hat sich zwar eigentlich nie ausdrücklich als Anhänger dieses Systems, weder in seiner ältern, noch in seiner neueren Gestalt, bekannt, er hat in seinem Gedankengange und seiner Terminologie stets ein freieres, oder vielmehr nur ein nicht näher bestimmtes Verhältniß zu demselben behauptet; dennoch pflegt sein frühestes Werk „Selbstbewußtsein und Offenbarung" von der ältern Hegel'schen Schule denjenigen beigezählt zu werden, in denen sie ihr theologisches Glaubensbekenntniß am Reinsten und Vollständigsten ausgesprochen findet. Weniger Aufmerksamkeit, als diese erste, scheinen zwei nachfolgende Schriften auf sich gezogen zu haben, in denen er zwei Fragen, die bekanntlich unmittelbar nach einander ein besonders lebhaftes Interesse der Schule auf sich zogen, die eschatologische und die christologische, in seiner Weise verhandelt hat. An diese Schriften reiht sich neuerdings eine umfassendere, ein kritisches Werk über die christliche Dogmatik *). Ueber das Verhältniß dieser neuesten zu den früheren (denen sämmtlich bereits an andern Orten Ref. eine nähere Betrachtung gewidmet hat) **), eine ausdrückliche Rechenschaft zu geben, ist darum keine ganz leichte Aufgabe, weil der Verf. selbst uns dabei ganz im Stiche läßt. Derselbe hat nämlich die Eigenheit, in jeder seiner spätern Schriften ganz oder theilweise auf die Gegenstände der früheren

*) Kritik der christlichen Dogmen, nach Anleitung des apostolischen Symbolums. Berlin 1841.

**) Der Schrift: „Selbstbewußtsein und Offenbarung" in Senglers religiöser Zeitschrift u. s. w. 1833. Heft II. der Schrift: „Unsterblichkeit und ewiges Leben" in den Blättern für literar. Unterh. 1837. Juli N. 188. 189.; der Schrift: „Christus in der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft" in den Berliner Jahrbüchern 1840, April. N: 66. 67.

zurückzukommen und sie unter verändertem Gesichtspuncte aufs Neue abzuhandeln, aber sich dabei gegen seine eignen Darstellungen ganz eben so zu verhalten, wie gegen die übrigen wissenschaftlichen Voraussetzungen, die er doch unverkennbar dazu mitbringt, nämlich vollkommen stillschweigend. Er fängt bei jeder neuen Schrift von vorn an, nicht nur als träte er selbst jetzt zum erstenmale an den Gegenstand heran, sondern auch als stände der Gegenstand an und für sich noch in keinem bestimmten Verhältnisse zur Wissenschaft; er abstrahirt fast gänzlich von allen eigenen und fremden Bearbeitungen des Gegenstandes, und nicht von ihnen allein, sondern zugleich auch von allen angränzenden Problemen der Wissenschaft, durch deren so oder anders ausfallende Lösung die eigene wissenschaftliche Natur des Gegenstandes bestimmt wird. Vielleicht steht der Verf. in der Meinung, durch dieses Verfahren am Sichersten die Unbefangenheit, die wissenschaftliche Vorurtheilslosigkeit seiner Arbeiten, im Ganzen wie im Einzelnen, bewahren zu können; aber Ref. bekennt, daß er diese Ansicht nicht theilen kann. Im Gegentheil, da ohne alle Voraussetzungen doch keine theologische Untersuchung beginnen kann, auch wenn dieselbe noch so sehr den Charakter einer philosophischen, einer speculativen, tragen soll, so ist die Gefahr, falsche Voraussetzungen, sei es selbst herzuzubringen oder zu ihrem Herzubringen von Seiten des Lesers Veranlassung zu geben, jederzeit größer für den Verfasser, der einer ausdrücklichen Verständigung mit seinen Lesern über diese Voraussetzungen aus dem Wege geht, als für den, der sich ihr unterzieht. Findet sich aber der Verf. in dem Falle, was Herrn Conradi gar nicht selten begegnet, von seinen eigenen, früher ausgesprochenen Ansichten über seinen Gegenstand abweichen zu müssen, so geht der Nutzen, den er selbst und den der Leser aus einer grundsätzlichen Berichtigung dieser Ansichten ziehen könnte, zum guten Theile verloren, wenn das Bewußtsein über die wissenschaftlichen Gründe dieser Abweichung ein unvollständiges oder unsicheres bleibt.

Was nun die vorliegende Kritik der christlichen Dogmen

betrifft, so scheint zwar die Vorrede allerdings einen Anlauf nehmen zu wollen, den oben gerügten Mangel einer Selbstverständigung des Verf. über den Standpunct und Zweck seiner Arbeit, und über ihr Verhältniß zu anderen, eigenen und fremden, auszufüllen. Allein der aufmerksame Leser findet nur zu bald, daß die Auskunft, die sie über alle diese Puncte giebt, so gut wie keine ist. Was der Verf. über den "Standpunct" sagt, den er innerhalb der Dogmen, nicht außerhalb derselben, zu nehmen gedenke, über die Negation der unmittelbaren Gestalt, und die Position und Entwicklung des wesentlichen Gehalts und eigenthümlichen Begriffs der Dogmen, welche dieser Standpunct mit sich bringt, das sind nur die Gemeinplätze der ältern Hegel'schen Schule über die Immanenz der, nach ihr der Sache selbst inwohnenden Dialektik. Gleich dieser Schule setzt der Verf. (S. IX.) von den Dogmen, weil sie ein Wirkliches sind, voraus, daß sie auch ein Vernünftiges sein müssen; darin aber weicht er, und zwar nicht zu seinem Vortheile, von der Schule ab, daß er den Dogmen die Kraft zutraut, voraussetzungslos, das heißt für ihn, auch außerhalb des „Systemes," in welchem sie, wie alles Wirkliche, nach Hegel denn doch wohl ihre Stelle haben werden, diese ihre Vernünftigkeit zu exponiren, ausdrücklich für die denkende, kritische Vernunft zu exponiren. Der Verf. vergißt, daß die Voraussetzungslosigkeit, die allerdings auch Hegel für die Philosophie in Anspruch nimmt, der Philosophie als reiner Denkwissenschaft, also zunächst nur der „Logik," gilt; die besondern philosophischen Wissenschaften, also auch diejenige, welche von den christlichen Dogmen handelt, haben nach diesem Philosophen allerdings jede ihrer eigenthümlichen Voraussetzungen, welche ihnen durch die Stelle, die sie im Systeme einnehmen, bezeichnet werden. Eben so unzureichend, ja im Grunde unverständlich, wird man finden, was der Verf. weiterhin (S. XI.) über das Verhältniß seiner Arbeit einerseits zu der eigentlichen Dogmatik, andrerseits zu einer andern angeblichen Wissenschaft, welche er „Phänomenologie des religiösen Bewußtseins" nennt, sagt. Für die letztere nämlich will

er das gegenständliche Bereich seiner Schrift: „Selbstbewußtsein und Offenbarung" angesehen wissen. Dem Leser aber, der den Inhalt dieser Schrift im Gedächtnisse behalten hat, kann es nicht entgehen, wie die Widersprüche, in welchen beide Schriften zu einander befangen sind, durch die vom Verf. versuchte Gränzbestimmung zwischen beiden eben so wenig gehoben werden, als dadurch die Möglichkeit eines wissenschaftlichen Nebeneinanderbestehens der Bearbeitung eines und desselben Inhalts von jenen zwei verschiedenen Gesichtspuncten aus gerechtfertigt wird. Der Verf. hat sich offenbar durch die von ihm ersonnene Wendung nur täuschen wollen über die thatsächlich vorhandene Unverträglichkeit des Inhalts beider Schriften. Aber warum hat er, bei der sonstigen Redlichkeit seiner Forschung, der wir die gebührende Anerkennung nicht versagen, sich nicht lieber offen eingestanden, daß er dem Standpuncte seiner früheren Arbeit entwachsen ist, und einen neuen Weg, einen solchen, der ihn auch auf neue Resultate führt, einzuschlagen sich veranlaßt gefunden hat?

Dieser neue Weg ist, wie die Ueberschrift des Buches ankündigt und wir im Allgemeinen auch im Buche selbst bewahrheitet finden, der Weg der Kritik. So sonderbar sich auch, schon dem Namen, und noch mehr dem wirklichen Thun der Kritik gegenüber, die vorhin angeführte, dem althegel'schen Dogmatismus entnommene Wendung ausnimmt, und so vielfach in der Schrift selbst die Spuren dieses Dogmatismus wiederkehren: so ist nämlich doch nicht zu verkennen, daß der Verf. im Besondern und Einzelnen seiner Schrift, mit der Kritik Ernst macht, auf eine Weise und mit Wendungen Ernst macht, denen vielleicht nur noch die gleichmäßig festgehaltene Consequenz gebricht, wenn sie den Verf. nicht, entweder bei den Strauß'schen, oder bei den Michelet'schen Resultaten haben anlangen lassen. Allerdings bleibt die Haltung auch in dem Buche selbst durchgängig die in der Vorrede angedeutete; es wird in der Hauptsache auf eine Rechtfertigung des Dogma ausgegangen, gegen welches der Verf. eine entschiedene Pietät an

den Tag legt, nie und nirgends aber begegnen wir jener Feindseligkeit der Gesinnung gegen dasselbe, wie bei Strauß und den übrigen Männern der „Linken." Allein diese Haltung treffen wir ja im Wesentlichen auch bei Michelet; und der Verf. geht in der verständigen Unterscheidung, in der Aussonderung des Gehalts der Dogmen von ihrer Form und nicht selten auch in der ausdrücklichen Verwerfung ihres Ausdrucks, ihrer wörtlichen Fassung, viel weiter, als es die bisherige Convenienz der älteren Schule ihm verstattet haben würde. — Wenn der Verf. bei dieser Kritik das apostolische Symbolum zum Grunde legt, so ist dies nicht so zu verstehen, als bediene er sich der Worte dieses Glaubensbekenntnisses als Maaßstabes, um danach den übrigen, von der Kirche in ihren spätern Glaubensbekenntnissen, oder von den kirchlichen Dogmatikern aufgenommenen Inhalt zu beurtheilen. Der Sinn ist vielmehr dieser, daß dem Verf. der Inhalt des apostolischen Symbolums für die Gestalt der Unmittelbarkeit gilt, in welcher der christliche Glaube seinen Lehrgehalt für das Bewußtsein fixirt habe, mithin für das Object der Kritik vielmehr, als für ihr wissenschaftliches Princip. Dieser Gesichtspunct verkennt die wahre Bedeutung jenes wichtigen Symbols, welches allerdings, was der Verf. (S. 1.) in Abrede stellt, „aus einem Bedürfnisse des denkenden Geistes hervorgegangen ist," und dem, was auch der Verf. sagen möge, ein rein logisches Princip, ein Princip der höhern speculativen Logik nämlich, zum Grunde liegt. Es hat derselbe für den Inhalt des Werkes den Nachtheil gehabt, einerseits, daß mehrere der wichtigsten Dogmen, die im apostolischen Symbolum nicht ausdrücklich enthalten sind, z. B. das Dogma vom Sündenfalle, vom Ursprunge des Bösen und des Uebels, vom Verf. ganz übergangen, oder nur beiläufig und nicht an ihrer rechten Stelle behandelt worden sind, andrerseits, daß der große speculative Grundgedanke des Symbols, der Gedanke der göttlichen Dreieinigkeit, beim Verf. nicht zu seinem Rechte kommt, auch nicht zu demjenigen, welches ihm nach den Principien der Hegel'schen Schule, wenigstens der älteren, allerdings

hätte zu Theil werden können. — In formaler Beziehung übrigens hat die Kritik des Verf. eine auffallend scholastische Färbung, auffallender selbst noch, oder in noch eigentlicherem Wortsinne, als in welchem man sonst Schriften der ältern Schule Hegels dieses Prädicat zu ertheilen pflegt. Indem sie nämlich keineswegs auf geschichtliche Entwicklung des Dogma, sondern allenthalben nur auf Begriffsklitterung ausgeht: so fällt sie dadurch in die breite, an Umschweifen und Wiederholungen reiche Methode der Möglichkeiten, der Entweder — Oder, kurz in die Weise einer Verstandesdialektik, welche der Verf. vielleicht mit der speculativen Dialektik des philosophischen Meisters, den der Verf. doch nicht wird verläugnen wollen, wenn er sich auch zu ihm hier so wenig, wie anderwärts, ausdrücklich bekennt, verwechselt haben mag.

Aus dem Gesagten schon wird man abnehmen, daß sich über den Inhalt der Schrift im Besondern nicht eben viel Charakteristisches berichten läßt. Wo der Verf., im Unterschiede, nicht im ausdrücklichen Gegensatze, gegen den entschiedenen Pantheismus der jüngeren Fraction, — denn zu solchem Gegensatze kann es bei ihm schon aus dem Grunde nicht kommen, weil er sich auf keine Berücksichtigung wissenschaftlicher Zeiterscheinungen einläßt, — an der dogmengerechten Fassung auch des philosophischen Resultates festhält, wie z. B. gleich von vorn herein in Bezug auf den Begriff der Persönlichkeit Gottes, da geschieht es meist in der unbestimmten, von Doppelsinn nicht überall freien Weise des ältern Hegelianismus; und so unverkennbar auch allenthalben des Verf.'s Hinneigung zu der positiveren, glaubensvolleren Deutung ist, so vermissen wir doch überall eine klare und entschiedene Wendung, wodurch die entgegengesetzte Deutung wissenschaftlich abgewiesen würde. Nur in Bezug auf einen einzelnen Punct tritt der Verf. vollkommen unzweideutig aus jener Unbestimmtheit heraus, um sich, in Abweichung von dem authentischen Sinne der Hegel'schen Lehre für die positivere Ansicht zu entscheiden, nämlich in Bezug auf die Frage nach der persönlichen Unsterblichkeit des menschlichen

Individuums. Aber gerade bei der Behandlung dieser Frage treten uns die Nachtheile seiner abstrusen Manier besonders empfindlich entgegen. Auf dem Wege bloßer Begriffsentwicklung sucht er herauszubringen, daß das Wesen des Geistes dieses sei, an der Stelle des materiellen Leibes, den er als einen unmittelbar gegebenen vorfindet, sich von Innen heraus, durch eigene Selbstthätigkeit und Selbstvermittelung, seinen Leib zu schaffen; und die solchergestalt vermittelte Einheit des Leibes und der Seele bildet ihm sodann die Basis für die Annahme einer unvergänglichen Fortdauer, einer absoluten, auch durch den Tod nicht unterbrochenen Lebendigkeit der letzteren, — die christlichen Lehren vom Zwischenzustande, Auferstehung, Himmel und Hölle u. s. w. werden dabei natürlich abgelehnt oder rationalistisch ausgedeutet. Wie aber solche Fortdauer möglich sei; d. h. wo und in welcher Weise sich für die, unmittelbar nach dem Tode in allem Wesentlichen genau in derselben Gestalt, wie vor derselben, fortbestehenden Menschenseelen in der organischen Totalität des Universums ein Platz finden soll: darüber ist der Verf., bei dem Mangel aller Berücksichtigung dieser Totalität, jeden Versuch einer Erklärung schuldig geblieben, und seine Eschatologie, die der gegenwärtigen Schrift ganz eben so, wie die nicht ganz damit zusammenstimmende der früheren, eigens diesem Gegenstande gewidmeten, kann daher dem Philosophen, der den Blick auf das Ganze, auf das System, gerichtet hält, nicht anders, als in der Luft zu schweben scheinen. — Wo dagegen in der Darstellung unsers Verf. der unmittelbare Ausdruck des Dogma der Kritik desselben weichen muß, da sind die Richtung dieser Kritik und der Charakter dessen, was durch sie an die Stelle jener Unmittelbarkeit gesetzt wird, in allen Hauptpuncten die aus andern theologischen Arbeiten der Hegel'schen Schule, und namentlich ihrer „linken" Seite, hinreichend bekannten. So insbesondere in der Christologie: so wenig der Verf. geneigt ist, die geschichtliche Persönlichkeit Christi aufzugeben, so verschwindet ihm doch unter den Händen die Bedeutung dieser Persönlichkeit in allen einzelnen

Puncten seiner Darstellung in die unpersönliche Allgemeinheit des dem menschlichen Geschlechte immanenten Gottesgeistes, und man begreift nicht, mit welchem Rechte er die göttlichen Personen des Sohnes und des heiligen Geistes noch als unterschieden setzen kann, da seine Darstellung in der That nur einen und denselben Begriff für beide giebt. Auch hier indeß heben wir einen Punct hervor, der uns darum von Interesse scheint, weil die Darstellung des Verf. hier auf dem Sprunge steht, in der Ziehung von Consequenzen, die allerdings in dem Princip der von ihm geübten Kritik liegen mögen, weiter noch zu gehen, als selbst die kühnsten Wortführer der „Linken" bisher gegangen sind.

Wir finden nämlich, daß der Verf. die von dem Hegel'schen Systeme über den Begriff des Böſen und der Sünde aufgestellte Ansicht, und die daran sich anreihende vor der Ueberwindung und Vergebung der Sünde auf eine Spize getrieben hat, welche ihn nöthigt — kaum wird man solche Paradoxie bei einem Theologen, dem es doch mit dem Christenthume so unläugbar Ernst ist, wie unserm Vf., für möglich halten, — Christum, in sofern nämlich der historische Christus als Prototyp für das ethische Wirken des göttlichen Geistes im Menschengeiste gelten soll, für einen Sünder, ja mehr noch, für den ärgsten aller Sünder zu erklären. „Die Stelle des menschlichen Sündenleidens," bemerkt er (S. 218), von dem Standpuncte der Immanenz aus, auf den er sich gestellt hat, in der That sehr scheinbar, „solle und könne vertreten werden nur durch ein wirkliches, in Wahrheit gefühltes, Leib und Seele durchdringendes Leiden. Solle aber das Leiden Christi dasselbe und nicht bloß scheinbare Leiden gewesen sein, wie das der Sünder, so müsse es, da es dieselbe Wirkung hervorgebracht, auch dieselbe Ursache gehabt haben; es könne also aus einem sündlosen Gemüthe nicht hervorgegangen sein, es könne die Unsündlichkeit nicht zu seinem Grunde haben." Dem Verfasser selbst ist das Bedenkliche dieser Consequenz, nach welcher „das Heil von einem Sünder zu kommen" scheinen würde, nicht ent-

gangen. Allein er meint, daß „das Gefährliche" derſelben ſich verlieren werde, ſobald wir erkennen, daß ſie (wer? die Conſequenz? oder die Gefahr?) auf einer ganz falſchen Vorſtellung von der Sünde beruht." Sie beruhe nämlich „auf dem Dualismus des Guten und Böſen, des Geſetzes und der Sünde, wodurch die Sünde zu etwas Poſitivem, Selbſtſtändigem gemacht werde." Hier ſucht nun der Verf., in der Manier jener abſtracten Begriffsdialektik, die man in dieſem Falle wohl nicht mit Unrecht als Sophiſterei bezeichnen wird, zu beweiſen, wie eben durch ſolche Verſelbſtſtändigung die Sünde zu etwas in ſich ſelbſt Berechtigtem erhoben, mithin ihr Begriff aufgehoben werde. Er ſtellt die Forderung, daß, „damit die Sünde zur Sünde werde, ſie in ihrem Unrechte, in ihrer Negativität erkannt werde; denn ſie ſei nur als das Negative." Daß ſie aber das Negative ſei, das zeige ſich in den Wirkungen, in denen ſie ihre Kraft beweiſe; dieſe nämlich ſeien: Erkenntniß der Sünde, Traurigkeit, Wehmuth, Reue, Verlangen nach Gnade, Selbſtverläugnung, Ergebung. „Wo die Sünde mit keiner dieſer Wirkungen begleitet wäre, da müßten wir ſagen, daß ſie nicht vorhanden, daß ſie todt, oder daß ſie noch im Verborgenen, latent ſei. Aber dann wäre ſie eine Sünde ohne ſündliche Wirkung, und ſomit auch noch nicht wirkliche Sünde." — Kann es, möchten wir hier den Verf. fragen, eine ärgere Begriffsverdrehung geben, als, Reue, Verlangen nach Gnade, Selbſtverläugnung, Ergebung — ſündliche Wirkungen zu nennen, zu behaupten, die Sünde ſei erſt da wirklich vorhanden, wo ſie aufgehört hat, zu ſein? Iſt der Verf., indem er dies auszuſprechen wagt, nicht offenbar auf dem Wege zu der Lehre der Ophiten, welche Böſes in Gutes, Gutes in Böſes verkehrt? Dennoch finden wir, daß er alles Ernſtes auf ſeinen Sätzen beharrt, und die Anwendung von ihnen auf die evangeliſche Geſchichte macht. „Die ſ. g. Verſtocktheit, Hartherzigkeit, worüber der Heiland ſo oft Klage führt bei dem jüdiſchen Volke, und die in ſeinen Augen ein ſo großer Greuel iſt, ſei in Wahrheit nicht die höchſte, ſondern nur die niedrigſte

Stufe der Sündhaftigkeit, es sei das noch unausgebildete, unentwickelte Schuldbewußtsein, das eben um seiner Sicherheit und Bedürfnißlosigkeit willen noch in sich selbst berechtigt sei." Die Sünde sei in jenen Verstockten „noch nicht in ihrer Kraft, nicht in ihrer wirksamen Wirklichkeit vorhanden gewesen, sie sei in ihnen noch todt gewesen, darum, weil sie nicht gewirkt habe." Daher auch habe der Heiland diesen Zustand der Unbußfertigkeit zwar „für den unfähigsten, in sein Reich zu kommen," aber auch für den „verzeihlichsten" (?) erklärt. Was dagegen die Person Christi anlangt, so mußten, „wenn die Wirkungen der Sünde, wie sie in seinem Leiden sich äußerten, eine erlösende Kraft haben sollten, sie nicht als eine bloß zu tragende Last auf ihm liegen, sondern mit ihrer ganzen Energie und eindringlichen Kraft in ihm wirksam sein," es mußte „die Realität der Sünde in ihn selbst gesetzt sein." Das Versöhnende dieser Ansicht soll nun, wie leicht zu erachten, darin liegen, daß es „gerade die Wirkungen der Sünde sind, in denen die Sünde selbst zu Grunde geht," daß „die Sünde in der Erkenntniß ihrer selbst und der Reue und all den schmerzlichen Gefühlen, die sie erzeugt, abstirbt, und daß dieses Streben des alten Menschen eben das Auferstehen des neuen ist." — Es ist nicht zu verkennen, daß von der in der Schule Hegels allgemein geltenden Ansicht, welche nicht nur die Möglichkeit, sondern welche die Wirklichkeit des Bösen für die conditio sine qua non des Guten hält, zu diesen Sätzen unsers Verf. nur Ein Schritt ist. Wir rechnen dem Verf. die Kühnheit, mit welcher er, als christlicher Theolog, diesen Schritt gethan hat, zum Verdienste an; er hat damit denen, welche über den wahren Sitz des Irrthums das richtige Bewußtsein haben, die Richtung gezeigt, welche ihre Polemik zu nehmen hat, um, wo möglich, der Gefahr vorzubeugen, daß dieselbe Consequenz nicht noch von Andern gezogen werde, von denen zu erwarten steht, daß sie einen ausgedehntern und verderblichern Gebrauch davon machen würden, als unser, bei allen speculativen Verwirrungen doch immer wohldenkender und ernst gesinnter Verfasser gemacht hat.

Die Uebelstände, welche wir in formaler Hinsicht an dem eben besprochenen Werke, wie an den übrigen seines Verfassers rügen mußten, finden wir zum Theil vermieden in einer Schrift, deren Inhalt wir, so gering sie an Umfang ist, doch ohne Bedenken zu dem Bedeutendsten rechnen dürfen, was sich von Seiten der ältern Hegel'schen Schule oder der sogenannten „rechten Seite" derselben über die allgemeinern Fragen der philosophischen Theologie in neuester Zeit hat verlauten lassen. „Natur oder Schöpfung?" hat Prof. Erdmann eine selbstständig veröffentlichte (Leipzig 1840) Abhandlung überschrieben, als deren nächster Zweck dieser angegeben wird, zwischen naturwissenschaftlicher und theologischer Forschung im Sinne philosophischer Systematik eine feste Gränze zu ziehen, dergestalt, daß dadurch jedes dieser beiden Gebiete vor Eingriffen, die es von der Seite des andern her erfahren könnte, gesichert werde. Der Gang der Untersuchung ist indeß nicht derjenige, welchen die fragenden Worte der Ueberschrift, oder welchen die Erklärung über den Zweck des Büchleins erwarten läßt. Es enthält dasselbe vielmehr eine gedrängte Recapitulation der Religionsphilosophie bis zu dem Puncte, wo die immanente Entwicklung dieser Wissenschaft, so wie dieselbe vom Verf. angesehen wird, auf den Begriff der Schöpfung hinführt; aus der Bestimmung dieses Begriffs erfolgt erst am Schlusse die Beantwortung der Frage, wie sich dieser Begriff und seine theologische Bedeutung mit dem Begriffe der Natur vertrage, so wie letzterer die Grundbestimmung der Naturphilosophie und der empirischen Naturforschung ausmacht. Der wissenschaftliche Charakter dieser Schrift ist daher in doppelter Beziehung der gerade entgegengesetzte von dem Charakter der zuletzt besprochenen; denn sie zeigt nicht nur durch die Frage selbst, welche sie sich zur Beantwortung vorgelegt hat, sondern auch durch die Art und Weise ihrer Beantwortung, wie ernst es ihr mit der Voraussetzung ist, daß die Philosophie nur als System, nur als organische Totalität des Wissens ihre Bestimmung erfüllen kann, und daß von ihr eine Lösung auch der

besondern Probleme, die man ihr vorlegt, nur in systematischem Zusammenhange, nur an der Stelle, welche diesen Problemen durch den Gesammtorganismus des Systems angewiesen ist, zu erwarten steht. Nur darin kommt allerdings auch sie mit jener überein, daß sie sich, wie jene, aller Polemik enthält, und den Gegensatz, in dem sie sich namentlich zu den Tendenzen des jüngeren Theiles der Schule befindet, nicht ausdrücklich hervortreten läßt.

In seiner philosophischen Systematik selbst schließt sich der Verf. im Gegenwärtigen nicht minder, wie in den zwei gleichzeitig erschienenen Grundrissen der Logik und der Psychologie *), auf das Engste an Hegel an, und es kann allerdings Wunder nehmen, wie er den Uebelstand nicht bemerkt hat, der sich ihm hieraus für diejenige Stellung seines Problems, um die es in gegenwärtiger Schrift doch wesentlich zu thun ist, ergeben mußte. Schon beim äußeren Anblick der Schrift wird jeder Leser sich fragen, was denn der speculativ-theologische Begriff der Schöpfung, oder der metaphysische der Natur, zu schaffen habe mit jener verhältnißmäßig so ausführlichen Erörterung über die geschichtlichen Religionen, mit welchen das Büchlein, in der Absicht, um auf dieſem Wege den Begriff der Gottheit abzuleiten, der seinerseits wiederum zur Ableitung des Begriffs der Schöpfung dienen soll, eröffnet wird? Zwar dieses nur äußerliche Bedenken würde der Verf. nicht zu scheuen brauchen, wenn es eben nur ein äußerliches wäre, und nicht zugleich die Gestalt, hinter der ein ernsteres, tieferliegendes, in der wissenschaftlichen Natur der Begriffe, welche hier erörtert werden sollen, begründetes sich verbergen kann. Was nämlich an dem Gange der Entwicklung, den der Verf. einschlägt, auffallen muß, ist nicht sowohl das Ungewohnte desselben, als vielmehr, daß er, in Bezug auf die objectiv theologischen Begriffe, deren Ableitung hier bezweckt wird, nur die Bedeutung eines phänomenologischen haben kann. Um den

*) Der erstere bereits oben erwähnt. Der andere: Leipzig 1840.

wahren Begriff der Gottheit zu entwickeln, bemerkt der Verf. (S. 3), müsse ausgegangen werden von dem unwahren, nicht zwar von dem unwahren überhaupt, sondern von dem unwahren Gottesbegriffe, aus welchem der wahre sich entwickeln läßt, indem er aus ihm resultirt, d. h. von dem unvollendeten oder unvollständigen Begriffe der Gottheit. Aber was kann unter diesem „Resultiren" gemeint sein? Offenbar kein anderes, als eben ein geschichtliches, ein, wenn man will, psychologisches Resultiren des, als der „wahre", vorausgesetzten Begriffs der Gottheit nicht an und für sich selbst, sondern im Geiste, in der Vorstellung oder Erkenntniß des Menschen, — die subjective, nicht die objective Genesis dieses Begriffs. Ref. hat schon öfter darauf hingewiesen, wie bei Hegel der Gang der dialektischen Entwicklung innerhalb der Lehre vom „absoluten Geiste", seinen Haupt- und Grundzügen nach, so wie dieselben in der Encyklopädie dargelegt sind (in den religionsphilosophischen und ästhetischen Vorlesungen hat dieser Gang einige Modificationen erlitten, ohne aber daß jenes Hauptbedenken sich erledigt hätte), ein aus der Phänomenologie des Geistes in den objectiven Zusammenhang des Systems als solchen übertragener ist. Er kann nicht umhin, dieselbe Ausstellung hier gegen den Entwicklungsgang der vorliegenden Schrift zu erheben, mit dem Unterschiede jedoch, daß Hegel'n das Zugeständniß der Consequenz innerhalb des Zusammenhangs, welcher durch den Begriff des absoluten Geistes bezeichnet wird, nicht versagt werden darf; eine Consequenz, aus welcher die gegenwärtige Schrift so gewiß herausfällt, so gewiß wir annehmen dürfen, daß es ihr mit dem Bekenntnisse des Theismus, welches sich in ihr so laut und unzweideutig, wie nur selten innerhalb der Schule, ausgesprochen findet, Ernst ist. Bei Hegel hat der Begriff der Gottheit innerhalb der Religionsphilosophie überhaupt, also nicht bloß in den vorchristlichen Religionen, sondern allerdings auch noch in der „absoluten Religion," ein für allemal nur eine phänomenologische Bedeutung; er bezeichnet ein bestimmtes Verhalten des menschlichen Geistes

zur Idee, aber nicht die „absolute Idee" in ihrer objectiven Reinheit; als solche tritt bei ihm die Idee erst am Schlusse der Lehre vom Geiste, durch Vermittelung des Begriffs der „Philosophie" hervor. Unser Verf. dagegen will den Uebergang aus der phänomenologischen in die objective Dialektik innerhalb der Religionsphilosophie selbst geschehen lassen; es fällt ihm derselbe mit dem Uebergange von den außerchristlichen Religionen zur christlichen zusammen. Wir geben ihm zu bedenken, ob dieses Verfahren irgendwie ein wissenschaftlicheres zu nennen ist, als wenn Jemand, den Begriff der Natur in philosophischer Entwicklung darzustellen willens, von den unwahren Naturbegriffen älterer Philosophen anheben, und die allmählige Fortbildung derselben zu dem (voraussetzlich) wahren Naturbegriffe unserer modernen Wissenschaft für die objective Genesis dieses Begriffes im Zusammenhange des Systems geben wollte?

Aus diesem, durch die noch nicht hinlänglich überwundene Abhängigkeit von dem Meister der Schule verschuldeten Fehlgriffe ist es zu erklären, wenn wir die im Verlaufe der Schrift (S. 62 ff.) vom Verf. versuchte „weitere Entwicklung" des auf dem Wege phänomenologischer Geschichtsbetrachtung abgeleiteten Gottesbegriffs, ungeachtet des Vortheils, der durch das Festhalten an dem Geiste der Methode und am Systeme für dieselbe gewonnen ist, und unbeschadet des sehr beträchtlichen Vorzugs, den die ungleich größere Präcision der Darstellung ihr sichert, doch mit ähnlichen Mängeln behaftet finden, wie die entsprechende in der Conradi'schen Schrift. Weil der Begriff der Gottheit, aus welchem der Verf. seinen Creationsbegriff zu entwickeln gedenkt, der objective ist, die vorangehende religionsphilosophische Ableitung aber eine bloß phänomenologische, so findet sich bald, daß er von dem Reichthume des Inhalts, der durch diese Ableitung für den Begriff gewonnen scheinen könnte, keinen Gebrauch machen kann, daß er, als wäre noch gar nichts vorangegangen, von vorn, von dem Allgemeinsten und Abstractesten beginnen muß. Die Gottheit ist ihm, am Beginne dieser „weiteren Entwicklung," „Geistigkeit

überhaupt" (S. 63), ja sie ist ihm etwas noch Abstracteres, als dieser Allgemeinbegriff der Geistigkeit, sie ist ihm „Substanz" in Spinoza's Sinne, „Substanz, als reine Affirmation, d. h. abstracte Identität". Wenn der Verf. für den Anfang seiner auf die Begründung des Creationsbegriffs ausgehenden Dialektik nur dieses Gottesbegriffs bedurfte, wozu dann das weite Ausholen von jenen religionsgeschichtlichen Philosophemen? Hätte sich derselbe nicht eben so gut aus den einfachsten metaphysischen Prämissen entnehmen lassen, oder ist nicht vielmehr dieser Anfang selbst die einfachste metaphysische Basis, auf die jede theologische Entwicklung überhaupt zurückgehen kann? Aber freilich, weil er dies ist, so finden wir uns hier wieder, nicht anders, wie bei Conradi, in dem unbequemen Falle eines voraussetzungslosen Beginnens der eigentlich theologischen Deduction. Des Verf.'s Begriff der Gottheit, mit so großem Aufgebote von Scharfsinn und von theologischer Gelehrsamkeit er ihn zur immanenten Bestimmung der Dreieinigkeit fortzuentwickeln sucht, bleibt nicht minder, wie der Conradische, in der Luft schweben, entbehrt nicht minder jener concreteren Bestimmungen, welche allein auf völlig unzweideutige Weise den lebendigen Schöpfer Himmels und der Erde von dem wesenlosen Schemen einer metaphysischen Kategorie unterscheiden können. Wir verkennen, indem wir diesen Tadel aussprechen, keineswegs, daß sich dieser Versuch auf eine sehr vortheilhafte Weise, nicht nur durch den Ernst der Gesinnung, der ihm sichtlich zu Grunde liegt, von den theologischen Philosophemen der „Linken", sondern auch, durch die Klarheit und Schärfe der Ausführung, von manchen, der Tendenz nach ihm verwandten Versuchen der „Rechten" unterscheidet; er wird, unter den mannichfaltigen Versuchen älterer und neuerer Begriffsdialektik, mit ihren unzureichenden Mitteln eines so tiefen und inhaltvollen Begriffs, wie der Begriff der göttlichen Dreieinigkeit es ist, sich zu bemächtigen, immer eine ehrenvolle Stelle einnehmen. Aber die Consequenz der „Linken" daß das solchergestalt durch die Triplicität der Momente, oder

nach kirchlichem Sprachgebrauche, der Personen in der göttlichen Substanz construirte Selbstbewußtsein Gottes nur dasjenige sei, welches er in den Geschöpfen hat, wird durch ihn, wie fremd solche auch dem Verf. für seine Person sein mag, wissenschaftlich eben so wenig widerlegt, wie durch die Ausführung, die Hegel selbst von dem Trinitätsbegriffe gegeben hat.

Indem nämlich der Verf. vom Begriffe des Schöpfers zum Begriffe der Schöpfung fortgehen will, so hat er für den Grund der letzteren, die von ihm, wie von allen Gliedern seiner Schule, als eine Nothwendigkeit gefaßt wird, welche mit der eigenen Nothwendigkeit des göttlichen Daseins und der göttlichen Natur zusammenfalle, keinen anderen Ausdruck, als (S. 106) den höchst unbestimmten, daß in dem Begriffe der Gottheit das Moment der Besonderheit „zwar hervorgetreten, doch aber nicht zu seinem vollen Rechte gekommen sei, indem es immer von dem Momente der Allgemeinheit gehalten, also diesem unterthan gewesen sei." Ref. bekennt, daß er sich bei dieser Formel, sofern durch sie etwas Anderes gesagt werden soll, als eben nur dies, daß wir factisch die Besonderheit noch in anderer Gestalt gesetzt finden, als in welcher sie die speculative Theologie als den Logos in Gott, als die Persönlichkeit des göttlichen Sohnes gesetzt hat, durchaus nichts Wissenschaftliches zu denken vermag, — so wenig wie bei der bekannten Hegel'schen, mit welcher die vorliegende zuletzt (S. 107. 115) eingeständlicher Weise auf Eins hinauskommt, von der „Aeußerlichkeit", von dem „Außersichsein" der absoluten Idee. Die „Berechtigung" der Besonderheit zu ihrer Verselbstständigung gegen die Allgemeinheit scheint ihm in jener ganz eben so, wie in dieser, die „Nothwendigkeit" des Außersichkommens der Idee, und, wie das „Außersichsein" selbst, ein ganz leeres Wort, nur bestimmt, die Thatsächlichkeit des Gegebenseins einer Welt, welche zur Reinheit der „Idee" nicht in allen Stücken passen will, zu verhüllen. So lange ihm aber, statt dieser Redensarten nichts wissenschaftlich Motivirteres geboten wird, sieht er nicht, was ihn abhalten könnte, vor einer so inhaltslosen

Abſtraction jedenfalls dem chriſtlichen Dogma von einem freien Willensacte des Schöpfers den Vorzug zu geben, ſelbſt wenn er ſich zuletzt, was doch nicht der Fall iſt, bei dem: sic volo, sic jubeo, stat pro ratione voluntas, beruhigen müßte. Am wenigſten begreift er, wie ein ſo aufrichtig theiſtiſch geſinnter Philoſoph, wie unſer Verf., nicht fürchten darf, dem von ihm (S. 92) perhorrescirten „modernen Pantheismus" gewonnenes Spiel zu geben, wenn er ihm die Nothwendigkeit, und zwar ausdrücklich (S. 110) die rein metaphyſiſche Nothwendigkeit der Exiſtenz des Beſondern in Form der Aeußerlichkeit gegen das Allgemeine zugeſteht. Denn da ſolche Verſelbſtſtändigung des Beſondern, wenn nicht offenbarer Dualismus gelehrt werden ſoll, doch nicht das Letzte ſein kann, da auch in das verſelbſtſtändigte Beſondere das Allgemeine wieder eingehen und die Herrſchaft darüber gewinnen muß: wie kann man dann hier die Folgerung noch umgehen, daß weder das verſelbſtſtändigte Beſondere als ſolches, noch das demſelben gegenüberſtehende, eine unſelbſtſtändige Beſonderheit in ſich gebunden haltende Allgemeine, ſondern nur das mit der Selbſtſtändigkeit des Beſonderen in Eins gebildete oder aus dieſer Selbſtſtändigkeit in ſich zurückgekehrte Allgemeine, d. h. der innerweltliche, Menſch gewordene Gott, oder, was gleichviel: die gottbeſeelte Welt, das wahrhaft Seiende und Wirkliche iſt?

Betreffend nun die Folgerung, welche der Verf. aus dieſen Prämiſſen für die Frage gezogen hat, die ihm zur Beantwortung vorlag, ſo beſteht dieſelbe der Hauptſache nach darin, daß für den Begriff der Schöpfung ein doppelter Geſichtspunct der Betrachtung geltend gemacht wird: der eine, nach welchem ſie vermöge der Wurzel, die ſie in dem eigenen Begriffe Gottes hat, Natur, d. h. etwas durch ſich ſelbſt, nicht durch Anderes Seiendes, der andere, nach welchem ſie, als das äußerlich Gewordene, Creatur, κτίσις, Werk Gottes ſei. Beide Geſichtspuncte glaubt er von dem chriſtlichen Dogma durch die Duplicität der Begriffe von der Schöpfung und der Erhaltung anerkannt; wie nämlich der erſtere die Abhängigkeit der

Welt von Gott, so bezeichne der letztere ihre Selbstständigkeit, ihr Durch-sich- oder Von-sich-selbst-sein. Eben damit aber sei der Unterschied des naturwissenschaftlichen Gesichtspunctes von dem religiösen gegeben; jener nämlich betrachte die Natur eben nur als Natur, er ignorire das Moment der Creatürlichkeit, der Abhängigkeit von dem Schöpfer; für diesen dagegen sei Beides, die Natürlichkeit und die Creatürlichkeit der Welt, gleicher Gestalt vorhanden. Diese Unterscheidung gelte auch für den speculativen Standpunct. Die Betrachtung des Universums oder der Welt komme in dem Systeme der Wissenschaft zweimal vor, einmal als Naturphilosophie, das anderemal als Theil oder inwohnendes Moment der Religionsphilosophie. Gleich der empirischen Naturforschung habe die Naturphilosophie, als Wissenschaft von der inwohnenden Vernünftigkeit der Natur, jede ausdrückliche Beziehung der Natur auf ihren Schöpfer, mithin auch jedes Eingreifen des Letztern durch Wunder in den gesetzlichen Zusammenhang des Naturlebens beharrlich abzulehnen: der Religionsphilosophie bleibe es dagegen vorbehalten, den Gesichtspunct der Erhaltung, welchen die erstere einzig kenne, durch den der Schöpfung ergänzend, auch der ausdrücklich erscheinenden Thätigkeit des Schöpfers auf dem Gebiete des Naturlebens, also mit dem Schöpfungsbegriffe auch dem Wunderbegriffe die ihm gebührende Stelle einzuräumen.

Ref., obgleich in der Sache, d. h. nicht nur in der Unterscheidung des naturwissenschaftlichen und des religiösen Standpuncts überhaupt, sondern ausdrücklich in der, auf Grund des Begriffs philosophischer Methodik dem ersteren vor dem letzteren zugestandenen Priorität, mit dem Verf. einverstanden, bekennt jedoch, durch die Wendung, mit welcher er diese Unterscheidung, diese Priorität begründen will, nicht befriedigt zu sein, und die Schwierigkeit, von welcher die Unterscheidung eigentlich gedrückt wird, nicht einmal berührt gefunden zu haben. Nach den Worten des Verf. (S. 118. f. vergl. S. 115; sein Sinn kann schwerlich dieser sein), könnte man auf den Gedanken kommen, denjenigen Naturbegriff, mit welchem es, wo

nicht die empirischen Naturwissenschaften, doch jedenfalls die Naturphilosophie zu thun hat, für einen und denselben zu nehmen, mit dem Begriffe der Natur in Gott, d. h. des Momentes der Besonderheit, so wie dasselbe noch im Begriffe der Gottheit enthalten, noch nicht aus ihm herausgetreten ist. Dies aber kann der Verf. unmöglich sagen wollen, ohne dadurch den religionsphilosophischen Begriffen sowohl von dem Schöpfer, als auch von der Schöpfung, auf eine Weise zu präjudiciren, die gewiß nicht in seiner Absicht liegt. Die Nothwendigkeit, die Vernunftmäßigkeit, welche die Naturphilosophie in der äußern Natur nachzuweisen sucht, ist ohne Zweifel auch ihm eine andere, als die inwohnende Nothwendigkeit der Besonderheit in Gott, oder des göttlichen Logos. Sie ist ihm schon darum eine andere, weil in ihr (S. 122) jene Bestimmung der Aeußerlichkeit, des äußerlichen Daseins, gesetzt ist, welche in dem Begriffe der Gottheit als solcher nicht gesetzt sein soll. Wenn sich daher auch der Verf., im Interesse des Theismus, zu dem er sich bekennt, und im Interesse der von ihm aufgestellten Unterscheidung zwischen Natur- und Religionsphilosophie, dagegen sträubt (S. 126), den naturphilosophischen Uebergang von der „logischen Idee" zur Natur mit dem (religionsphilosophischen) Uebergange vom Begriffe des Schöpfers zu dem der Schöpfung zu verwechseln: so wird er doch nicht in Abrede stellen, daß er zur Naturphilosophie Voraussetzungen mitbringt, die für die Religionsphilosophie erst mit dem Begriffe der Creation, der Entäußerung des göttlichen Momentes der Besonderheit, eintreten, zuvor aber nicht für dieselbe vorhanden sind. Ein Unterschied wird allerdings zwischen dem Begriffe der „Aeußerlichkeit" oder des „Außersichseins" in beiden Sphären sein müssen; aber worin dieser Unterschied bestehen soll, darauf ist der Verf. uns die Antwort schuldig geblieben. Reine Nothwendigkeit, reine Vernünftigkeit, ohne alle Beimischung von Willkühr, oder von Abhängigkeit von einem Außernatürlichen, kann die Naturphilosophie so wenig, wie die Religionsphilosophie, in der Natur nachweisen, — dies bringt für den Verf.

selbst eben schon jener Begriff der Aeußerlichkeit mit sich, durch welchen er, mit Hegel, die Natur von der „reinen Idee," wie sie das Object der Logik ist, unterscheidet. Dem Naturphilosophen zumuthen wollen, daß er, von jenem Momente der Abhängigkeit oder der Willkühr abstrahirend, nur der reinen Vernünftigkeit in der Natur nachgehen soll, dies hieße offenbar so viel, als von ihm verlangen, er solle aufhören, Naturphilosoph zu sein, er solle zum Logiker werden. Wodurch nun unterscheidet sich dieses Moment der Willkühr oder der Abhängigkeit, welches auch der Naturphilosoph in der Natur anzuerkennen hat, von jenem, welches erst der Religionsphilosoph mittels des Creationsbegriffs in sie hineinträgt? Hier läßt uns, wie gesagt, der Verf. im Stiche. Ihm selbst würde die Schwierigkeit, die er hier ungelöst zurückgelassen hat, wohl nicht unbemerkt geblieben sein, hätte nicht die oben gerügte, von Hegel auch auf ihn übergegangene Vermengung des phänomenologischen Standpuncts mit dem objectiv dialektischen seinen Blick auch hier befangen gehalten. Wir glauben nämlich nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß der Verf. unter derjenigen Nothwendigkeit, die er von dem Inhalte der Naturphilosophie prädicirt, in der That nur die phänomenologische versteht, welche auf einem gewissen Standpuncte unsers Bewußtseins uns die Natur als einen Inbegriff schlechthin nothwendiger Gesetze und Daseinsformen erscheinen läßt; schon der Ausdruck, dessen er sich (auf Schaller's Vorgang, vergl. Bd. I. S. 97 dieser Zeitschrift) S. 126 bedient, „daß in dem Uebergange von der logischen Idee zur Natur nicht die Idee, sondern wir übergehen, scheint darauf hinzudeuten." —

Unbedenklich als das Gediegenste, was auf dem Felde reiner Speculation in den letzten Jahren von der Hegel'schen Schule ausgegangen ist, dürfen wir endlich die Schrift von W. Vatke über die menschliche Freiheit *) nennen, mit der wir

*) Die menschliche Freiheit in ihrem Verhältniß zur Sünde und zur göttlichen Gnade wissenschaftlich dargestellt. Berlin 1841.

für diesmal diese Uebersicht der Hegel'schen Literatur beschließen wollen. Wir glauben den scharfen Tadel, welchen wir im Ganzen oder im Einzelnen über die meisten der bisher erwähnten Productionen auszusprechen uns genöthigt fanden, nicht besser motiviren, die Unparteilichkeit der Gesinnung, aus welcher dieser Tadel hervorging, nicht besser bethätigen zu können, als wenn wir ihnen das genannte Werk gegenüberstellen, als ein solches, das nicht nur relativ unter ihnen den Vorzug verdient, sondern das auch an sich selbst ein werthvolles ist und in der philosophischen Literatur, wir sprechen es mit Zuversicht aus, eine bleibende Stelle einnehmen wird. Solche Stelle darf es beanspruchen nicht zwar durch Neuheit oder Eigenthümlichkeit der philosophischen Grundansicht, — es hält sich strenger, als irgend eine der zuvor genannten Schriften, an Hegel, — auch nicht durch künstlerische Vorzüge der Darstellung, — der Styl ist reizlos und trocken, trockener, als wir vom Verf. nach seiner Darstellung der biblischen Theologie des A. T., in welche, wie es scheint, der historische Stoff etwas mehr Leben und Bewegung gebracht hat, erwartet hätten, besonders aber leidet er an einer lästigen Weitläuftigkeit, wodurch auch die Uebersicht des Ganzen nicht eben erleichtert wird; — wohl aber durch die Gründlichkeit, mit der sich der Verf. den philosophischen Standpunct Hegels zu eigen, und mittelst desselben sich in einem Grade, wie es bisjetzt nur Wenigen gelungen, zum Herrn über den schwierigen und widerspenstigen Stoff, der ihm zur Verarbeitung vorlag, gemacht hat. Wenn in den Darstellungen anderer Anhänger, besonders derer, die es auf Wirkung auf die Menge abgesehen haben, der genannte Standpunct bei weitem mehr, als es in den eigenen Darstellungen seines Urhebers der Fall ist, trotz aller pomphaften Anpreisungen, als ein armer und dürftiger zu erscheinen pflegt; so ist um so entschiedener das Verdienst einer Darstellung anzuerkennen, welche uns, in Bezug auf die wichtigsten und tiefsten Probleme des Denkens, den Gehalt, den Reichthum dieses Standpuncts in einem Umfange zum Bewußtsein bringt, der hin und wieder vielleicht selbst

seinen Urheber überrascht haben würde. Es ist solches Verdienst nicht nur von den Jüngern des Standpunctes, denjenigen nämlich, die es aufrichtig meinen und nicht bloß äußerlich mit der Speculation buhlen oder Prunk treiben wollen, anzuerkennen, sondern gewiß nicht minder auch von denen, welchen der Standpunct als solcher nicht genügt, dafern sie nur irgendwie sich in ein Verhältniß zu ihm zu setzen, und von dem Wahren, welches er enthält, für sich Gebrauch zu machen wissen. Denn gerade dies ist das wirklich Werthvolle und in aller Weise Dankenswerthe, was durch Arbeiten dieser Art geleistet wird, daß in ihnen deutlicher, als irgendwo sonst, dasjenige zu Tage kömmt, was wir den Nettogewinn der philosophischen Entwicklung nennen möchten, derjenige Gehalt wissenschaftlicher Einsicht, der, obgleich nicht jedem Standpuncte zugänglich, doch von der Besonderheit des Standpunctes, der ihn zunächst erarbeitet hat, unabhängig bleibt, und von aller wahren Philosophie, nachdem sie ihn einmal errungen hat, festgehalten werden muß und nicht wieder aufgegeben werden darf.

Das Problem, welches diese Schrift zu lösen sucht, hat in dem Umfange, wie es vom Verf. gefaßt worden ist, für den philosophischen Standpunct, auf welchem derselbe steht, das Unbequeme, daß es mehr von Außen an denselben herangebracht, als aus ihm selbst erzeugt scheint. Sieht man sich im Hegelschen Systeme, so wie dasselbe in der Encyklopädie dieses Denkers verzeichnet ist, nach der Stelle um, welche dem Begriffe der menschlichen Freiheit anzuweisen wäre, so findet sich entweder keine für ihn, oder es findet sich eine Mehrheit von Stellen, an welche er mit gleichem wissenschaftlichen Rechte, mit gleicher innerer Nothwendigkeit, zu gehören scheint. Das Allgemeine, Metaphysische dieses Begriffs, der Begriff zwar nicht der menschlichen, aber der Freiheit überhaupt, ohne den, wie doch vorauszusetzen, die menschliche Freiheit nicht wissenschaftlich erörtert werden kann, nimmt seine Stelle innerhalb der Logik in Anspruch; und in der That fehlt es in Hegels Logik, wenn auch Freiheit nicht ausdrücklich unter diesem Namen als

eine besondere Kategorie vorkommt, nicht an mancherlei Spuren, welche auf die Voraussetzung hinleiten, entweder daß der Begriff der Freiheit mit irgend einer bestimmten anderen Kategorie für gleichbedeutend, oder auch, daß er für eine durch die ganze Logik sich hindurchziehende Grundbestimmung zu nehmen sei. Die menschliche Freiheit als solche aber scheint, wie der Begriff des Geistes bei Hegel gestaltet ist, nach einer ihrer Seiten dem subjectiven, nach einer andern dem objectiven, nach einer dritten endlich dem absoluten Geiste anzugehören. In keiner der entsprechenden Lehren nun finden wir dort eine ausdrücklich diesem Begriffe gewidmete Entwickelung, wohl aber in jeder derselben eine nicht unbeträchtliche Masse verschiedenartiger, zum Theil selbst an verschiedene Stellen jeder einzelnen Lehre vertheilter Bemerkungen, von denen wir, nach ihrer Beschaffenheit nicht zweifeln können, daß sie in einer Theorie der Freiheit als solcher ihren Platz würden finden müssen. In diesem Umstande liegt ohne Zweifel der Grund, weshalb in der ersten Zeit der Hegel'schen Schule das Problem der menschlichen Freiheit verhältnißmäßig nur wenig in den Vordergrund der Verhandlung getreten ist. Hegel selbst würde es wahrscheinlich abgelehnt haben, sich in abgesonderter Erörterung darauf einzulassen, und seine älteren Schüler, welche sich nur selten über die ausdrückliche Gestalt der Behandlung, worin sie die Gegenstände der Wissenschaft von dem Meister überkommen hatten, hinauszuwagen pflegten, fanden um so weniger Veranlassung, sich ausführlicher darauf einzulassen, je geringer damals noch die Wechselberührung zwischen der Schule und den wissenschaftlichen, namentlich theologischen, Interessen war, die außerhalb der Schule verhandelt wurden. Die gegenwärtige Untersuchung hat es kein Hehl, daß die zunehmende Lebhaftigkeit dieser Wechselberührung es ist, welche zu ihr den Impuls gegeben, welche den Verf. vermocht hat, aus dem durch das System selbst vorgezeichneten Kreislaufe der Begriffsentwicklung herauszutreten, und für Probleme, deren Stellung ihm nicht durch das System als solches, sondern durch die von mehr practisch-religiösen

Intereſſen ausgehende theologiſche Discuſſion gegeben war, in dem durch erſteres herausgearbeiteten Gedankenmaterial die Löſung zu ſuchen. Der Verf. ſagt es nicht ausdrücklich, aber der aufmerkſame, in der neueſten theologiſch-philoſophiſchen Literatur hinlänglich bewanderte Leſer wird es leicht gewahr, daß er ſogar ein beſtimmtes, einzelnes Werk dieſer Literatur bei der Ausarbeitung ſeines Buches, und namentlich bei der Richtung, welche die demſelben einverwebte Polemik nimmt, zunächſt vor Augen gehabt hat, die bekannte Schrift von Jul. Müller über die Sünde, dieſelbe, welcher er ſchon früher (in den Hall. Jahrbüchern, Jahrgang 1840) eine ausführliche Beurtheilung gewidmet hatte. Zwar hat es der Verf., nach dem Vorgange ähnlicher Darſtellungen von Hegel und Daub, vorgezogen, die polemiſchen Beziehungen ſeines Werkes ſo allgemein und indirect als möglich zu halten; ſelten oder nie wendet er ſich gegen namentlich aufgeführte, beſonders gleichzeitige Schriftſteller, oder ausdrücklich angeführte Aeußerungen derſelben; dagegen befleißigt er ſich ſeinerſeits, die von ihm bekämpften Anſichten begrifflich zu entwickeln, und, ſo weit es ſich thun läßt, als untergeordnete Momente in die höhere, organiſche Einheit der ſeinigen aufzunehmen. Daſſelbe Verfahren beobachtet er auch gegen das Müller'ſche Werk; doch entdeckt man leicht, daß ſeine Darſtellung zu dieſem in einem näheren Verhältniſſe, als zu irgend einem andern ſteht, ja daß ſie ihr Verhältniß zu andern, älteren und neueren Lehrgegenſätzen ſich an den meiſten Stellen durch dieſes Buch vermitteln läßt.

Ungeachtet der Schwierigkeiten, die ſich ihm, wie man hieraus erſieht, auf ſeinem Standpuncte entgegenſtellen mußten, hat es jedoch der Verf. auf eine ſtreng methodiſche Abhandlung ſeines Gegenſtandes abgeſehen; er legt in dieſem Sinne ausdrücklich die Frage vor, an welche Stelle des Syſtemes derſelbe gehöre. Die Antwort lautet kurz: in die Religionsphiloſophie; auf das nähere Verhältniß zur Hegel'ſchen Bearbeitung der Religionsphiloſophie, deſſen Erörterung leicht neue Schwierigkeiten hätte an den Tag bringen können, läßt ſich der Verf. nicht weiter

ein. Es ſei uns erlaubt, an dieſe Erklärung des Verf. die Bemerkungen zu knüpfen, welche wir über das, bei allem wirklich Gehaltvollen und Bedeutenden, welches der Verf. für ſeinen Gegenſtand zu leiſten durch den Hegel'ſchen Standpunct befähigt worden iſt, dennoch, unſers Erachtens, zwiſchen dieſem Standpuncte und dem wahrhaften Begriffe des Gegenſtandes zurückbleibende Mißverhältniß nicht unterdrücken können. — Der Verf., indem er das Problem der menſchlichen Freiheit in ihrem Verhältniß zur Sünde und zur göttlichen Gnade der Religionsphiloſophie vindicirte, hat dies in einem Sinne gethan, der gewiß von Niemand mit aufrichtigerm Beifall, mit lebhafterer Zuſtimmung aufgenommen werden kann, als von ſolchen Gegnern Hegels, die, wie Ref., durch den Geiſt der Hegel'ſchen Methode ſelbſt, auf dem Gebiete der Religionsphiloſophie oder philoſophiſcher Theologie noch einen Schritt über den von Hegel erreichten Standpunct hinaus gefordert glauben. Er dringt mit einer Klarheit und wiſſenſchaftlicher Motivirung, wie wir noch bei keinem andern Anhänger Hegels gefunden zu haben uns erinnern, auf eine ſolche Beſtimmung des Begriffs der religiöſen Sphäre, wodurch ſowohl die Unabhängigkeit derſelben von der Philoſophie und überhaupt von allem Theoretiſchen feſtgeſtellt, als auch anderſeits das Sein ihres Inhalts für die Philoſophie, ihre Bedeutung als eines eigenthümlichen gegenſtändlichen Bereichs für letztere, gerettet wird. Das Inhaltsgebiet der Religion ſoll ſich nach ihm zur philoſophiſchen Erkenntniß genau eben ſo, und nicht im Mindeſten anders verhalten, wie etwa die rechtlich-ſittliche, oder wie die äſthetiſche Sphäre. Das religiöſe Erkennen ſoll weder an die Stelle des philoſophiſchen, noch umgekehrt das philoſophiſche an die Stelle der religiöſen Subſtanz treten können, wohl aber ſoll die letztere ganz eben ſo einen gegenſtändlichen Inhalt für die philoſophiſche Erkenntniß bilden, wie jedes andere Subſtantielle, das geiſtige ſowohl, als das natürliche. Wie ernſt es dem Verf. iſt mit dieſer Geſtaltung des Verhältniſſes zwiſchen Religion und Philoſophie, erhellt aus ſeinem ganzen Werke; auch hat

er im Allgemeinen gewiß nicht Unrecht, dieselbe für die dem Sinne Hegels entsprechende auszugeben. Nur fragt es sich, ob der diesem Verhältnisse entsprechende Begriff der religiösen Inhaltssphäre in Hegels Religionsphilosophie wirklich eine concrete Durchführung erhalten hat; ob er eine solche, der Gesammtanlage des Systems zufolge, hat erhalten können? Die eigene Darstellung unsers Verf. scheint, näher betrachtet, eher gegen, als für die Bejahung dieser Frage zu zeugen. Denn obgleich sie sich für eine religionsphilosophische giebt, so entnimmt sie doch, zum Theile selbst eingeständlicher Weise, ihren Inhalt fast durchgehends aus Sphären, die in der Ordnung des Systemes der religionsphilosophischen vorangehen; aus der psychologischen, der ethischen, hin und wieder auch der logisch-metaphysischen. Ein nicht unbeträchtlicher Theil dieses Inhalts ist auch wohl ein solcher, der nicht sowohl einer bestimmten einzelnen philosophischen Disciplin anzugehören, als vielmehr in allgemeinen Reflexionen über die Gedankenentwicklung innerhalb des Systemes überhaupt und die durch dieselbe zu gewinnenden Resultate, oder über das Verhältniß einzelner Theile des Systemes zu einander und zu dem Ganzen, zu bestehen scheint. — Man könnte dies auf die besondere Aufgabe der Abhandlung schieben; man könnte sagen, daß es die eigenthümliche Beschaffenheit dieser Sphäre mit sich bringe, daß sie es hauptsächlich mit solchen Begriffen zu thun hat, welche für die Religionsphilosophie nur Incidenzpuncte ausmachen, und also sie veranlassen, sich aus dem ihr eigenthümlichen Begriffsgebiete heraus, rückwärts zu werden. Aber einestheils würde diese Ausrede wohl dem Verf. selbst nicht genügen, der ein sehr bedeutendes Gewicht gerade auf den specifisch religionsphilosophischen Gehalt seiner Aufgabe legt; anderntheils braucht man nur weiter nachzufragen, was denn für Gegenstände zuletzt als die der Religionsphilosophie im strengsten Sinne eigenthümlichen zurückbleiben sollen, um gewahr zu werden, wie man bei jedem einzelnen dieser Gegenstände auf ganz ähnliche Schwierigkeiten und Uebelstände trifft. Schon der Name der Religionsphilosophie,

welche die neueste Schule demjenigen Theile der Philosophie, welchem die eigentlich theologischen Probleme anheimfallen sollen, gegeben hat, schon dieser Name deutet darauf hin, daß als eigentlicher, unmittelbarer Gegenstand dieser Disciplin die geschichtliche Erscheinung der Religion zu fassen sein wird. Die geschichtsphilosophische Behandlung tritt offenbar auch bei Hegel in den Vordergrund, und es fragt sich nur, ob bei derselben überhaupt noch ein hinreichender Grund vorhanden ist, die Religionsphilosophie als eine besondere Wissenschaft von anderer Geschichtsphilosophie auszusondern. Wäre ein solcher Grund vorhanden, so müßte er, sollte man meinen, nirgends anders zu suchen sein, als in dem absoluten Gehalte, der in den geschichtlichen Religionen für das menschliche Geschlecht zur Offenbarung kommt. Wenn nun aber, wie das Beispiel der vorliegenden Abhandlung zeigt, eben der absolute Gehalt der Religion, begrifflich aufgefaßt, unaufhörlich in andere Sphären hinüberweist: so sehen wir uns somit in einem Kreise herumgeführt, aus dem es in der That nicht leicht ist, einen Ausgang zu finden.

Um es nämlich gerade heraus zu sagen: wir finden uns durch die vorliegende Arbeit, je größer die Gründlichkeit ist, mit der sie auf dem einmal eingenommenen Standpuncte zu Werke geht, um so mehr in der längst gefaßten Ueberzeugung bestärkt, daß es die Hegel'sche Philosophie, bei allem guten Willen, auch in praktischer Beziehung über den Kreis der Bestimmungen, welche in der rechtlich-sittlichen Sphäre gegeben sind, hinauszugehen, eigentlich doch nur zu dem Postulate einer speculativen Theologie und einer theologischen Ethik, nicht zur wirklichen Ausführung einer solchen, bringen kann. Was die gewöhnlich sogenannte theoretische Seite der Religion anlangt, so treffen wir beim Verf. auf das ausdrückliche Eingeständniß, daß nicht in ihr die Substantialität und Selbstständigkeit des Religionsbegriffs zu suchen ist. Diese Seite ist theils der Religion mit der Philosophie gemein, theils, wiefern die Religion auch nach dieser Seite ein Eigenthümliches hat, so besteht

daſſelbe in Momenten entweder der bloß endlichen oder pſychologiſchen, oder der äſthetiſchen Vorſtellung; auf alle Weiſe alſo in ſolchen, die für ſich allein nicht hinreichen, das Inhaltsgebiet der Religion in eigenthümlicher Selbſtſtändigkeit von andern Gebieten abzugränzen. Der „eigentliche Kern der Religion" beſteht vielmehr nach unſerm Verf. (S. 21) „im innern Cultus, in der lebendigen und praktiſchen Vermittlung des Selbſtbewußtſeins mit dem Göttlichen, wobei Gefühl, Vorſtellung, Gedanke nur ſich ablöſende und durchdringende Formen für den unendlichen Inhalt bilden, die Grundformen aber im höheren Selbſtbewußtſein und der Beſtimmtheit des Willens zu ſuchen ſind, woraus die Frömmigkeit und religiöſe Geſinnung als concrete und gediegene Geſtaltung der wirklichen Religion erwächſt." Gewiß ſehr wahr; nur bleibt es auffallend, wie der Verf., und mit ihm ſo manche ſeiner ſpeculativen Glaubensgenoſſen, den Widerſpruch nicht hat bemerken wollen, deſſen ſich die Hegel'ſche Philoſophie ſchuldig macht, wenn ſie erſt auf dem Gebiete der außerreligiöſen Ethik, welche bekanntlich nach ihr mit der Rechtsphiloſophie und Politik zuſammenfällt, das Moment der ſubjectiven „Moralität" oder „Geſinnung," als die abſtracte Baſis für die concrete Geſtaltung der objectiven „Sittlichkeit", hinter die letztere zurückſtellt, und dann mit einem Male wieder eben dieſe Subjectivität ſelbſt ohne etwas Anderes, als die bloßen, an ſich leeren Prädicate der „Frömmigkeit" und „Religioſität" beigefügt zu haben, als „concrete und gediegene Geſtalt" geltend machen will. Die richtige Conſequenz ließe erwarten, daß, wenn einmal auf dem Gebiete der Subjectivität zwiſchen einem endlichen und einem unendlichen Principe, zwiſchen Moralität und Religioſität unterſchieden worden iſt, dieſem Unterſchiede ein entſprechender auf dem Gebiete der objectiven Geſtaltung zur Seite gehen wird. Fragt man aber, worin denn die der ſubjectiven Frömmigkeit entſprechende objective Geſtaltung beſtehen ſolle, ſo kann man es gewiß nur für eine ausweichende Antwort anſehen, wenn der Verf. anderwärts den Begriff eines Reiches Gottes aufſtellt, welches

zugleich die endliche und die unendliche objective Gestaltung der diesseitigen Wirklichkeit des Geistes, zugleich den Staat und die Kirche umfassen soll. Die Kirche allein zu nennen, welches näher gelegen hätte, hat ihn unstreitig das richtige Gefühl zurückgehalten, wie dieselbe nach dem Zusammenhange der Hegelschen Ethik und Geschichtsphilosophie doch allzusehr in den Rang eines bloßen Beförderungsmittels der subjectiven Frömmigkeit zu stehen kommt. — Wie viel einleuchtender, als solche Halbheiten, ist die, vom Verf. anderwärts bekämpfte Folgerung, welche, bei übrigens ungleich mehr zum Positiven des christlichen Religionsglaubens sich hinneigende Gesinnung, Rothe aus den Hegel'schen Prämissen gezogen hat!

In die Mühe also, welche sich der Verf. gegeben hat, seiner Abhandlung den Charakter einer speculativ-theologischen, einer religionsphilosophischen zu ertheilen, können wir das Verdienst derselben, das wir ihr übrigens so willig zuerkennen, nicht setzen. Was er auch thut und sagt, um das angeblich religiöse Moment der Willensfreiheit von dem rein ethischen zu unterscheiden, um das, in dem sittlichen Willen des Menschen sich manifestirende Moment der „göttlichen Gnade" als ein solches zu bezeichnen, welches einer andern Sphäre angehört, als jene Befriedigung, die auf dem Gebiete der rein menschlichen Moralität das einfache Resultat der Harmonie zwischen subjectiver Gesinnung und den objectiven, sittlichen Verhältnissen ist, denen sich diese Gesinnung einfügen soll, — das Alles erscheint vor einer genauern wissenschaftlichen Prüfung als bloße Versicherungen; Versicherungen, die bei unserm Verf., wie bei seinem philosophischen Meister, immerhin aus einem sehr ehrenwerthen Grunde subjectiver Religiosität sich herleiten mögen, und in diesem Grunde auch ganz unstreitig ihre gute Berechtigung haben, denen aber wirkliche, wissenschaftliche Begründung so gewiß abgeht, so gewiß das schroffe Abbrechen bei einer, man sage, was man wolle, einseitig subjectiv bleibenden Gestaltung des „absoluten Geistes" mit dem eigenen Grundgesetze und Grundtypus der Hegel'schen Methode

unvereinbar ist. Es hätte einer ganz anderen Ausprägung des Begriffs vom göttlichen Reiche bedurft, wenn davon die Rede sollte sein können, diesen Begriff für die absolut geistige Objectivität, die jenem Subjectiven entspräche, zu erkennen; und freilich würde bei solcher Ausprägung nicht zu umgehen gewesen sein, einen Theil der Verwirklichung dieses Begriffs ins Jenseits hinüberzuverlegen. Die Scheu vor jeder Anerkennung eines Jenseits aber theilt der Verf. mit seiner ganzen Schule; von einer solchen nämlich, durch welche irgendwie das Jenseits in eine Continuität mit der diesseitigen Wirklichkeit gesetzt, oder zur idealen Ergänzung derselben wissenschaftlich herbeigezogen würde. Denn in anderm Sinne, im Sinne einer bloßen Wiederholung und Vervielfältigung des Diesseits in der Unendlichkeit der Zeit und des Raumes, meint allerdings auch er, hierin mit Strauß sich begegnend, mit dem sonst der Charakter seines wissenschaftlichen Thuns wenig gemein hat, die Annahme eines Jenseits nicht umgehen zu können. — Man könnte versucht sein, zu fragen, ob nicht die Durchlöcherung des Hegel'schen Systemes, welche, wie oben gezeigt, mit der Behauptung eines solchen Jenseits gesetzt ist, früher oder später dem Verf. zum Bewußtsein kommen und ihm eine Veranlassung werden könne, die Gründe, die ihn zur stillschweigenden Ablehnung der religiösen Glaubenssätze über den substantiellen Zusammenhang des Jenseits mit dem Diesseits vermocht haben, einer nochmaligen Revision zu unterwerfen.

In Folge dieser Bemerkungen glauben wir den Gesichtspunct der Beurtheilung nicht vortheilhafter für das Werk des Verf. stellen zu können, als wenn wir den vom Verf. selbst angegebenen umkehren, und also von dem Werke behaupten, daß es, im Widerspruche allerdings mit seinem äußerlichen, formalen Verhalten, thatsächlich oder seinem wirklichen Gedankeninhalte nach, seinen Standpunct nicht innerhalb der Religionsphilosophie, sondern innerhalb der außerreligiösen Ethik, oder, um mit Hegel zu reden, der Objectivität des Geistes nimmt, und mit theologischem oder religionsphilosophischem,

kurz mit absolut geistigem Inhalte nur in so weit sich befaßt, als derselbe sich in der ethischen Sphäre spiegelt, und, um dieselbe in sich selbst zu vollenden und wissenschaftlich abzuschließen, innerhalb ihrer vorausgenommen sein will. Damit ist nun allerdings ausgesprochen, daß man einen befriedigenden Aufschluß über den eigentlichen und tiefsten Grund der menschlichen Freiheit nicht in dem Werke zu suchen hat. Solcher nämlich kann, wiefern er überhaupt von menschlicher Wissenschaft gegeben werden kann, nur im Zusammenhange einer speculativtheologischen, auf die tiefsten Haupt- und Grundprobleme der Metaphysik zurückgehenden Untersuchung gegeben werden. Nur von den, in ihrer wahrhaften Tiefe erfaßten Begriffen Gottes und der Schöpfung aus läßt sich wissenschaftlich zu der eigentlichen Wurzel des Begriffs der creatürlichen und namentlich der menschlichen Freiheit gelangen. Die psychologisch-ethische Untersuchung setzt ihrerseits nicht sowohl diesen Begriff voraus, als vielmehr sie beschäftigt sich mit der philosophischen Entwicklung der Momente des endlichen, erscheinenden Geisteslebens, aus denen in einem höhern Zusammenhange die speculativ-theologische Betrachtung den Begriff der sittlichen Freiheit des Menschengeistes hervorzubilden hat. Ein solches nun ist in der That auch das Verfahren unsers Verf., und aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, rechtfertigt sich mancher Zug seiner Abhandlung, der, aus einem andern Gesichtspuncte angesehen, befremden würde. So weit seine Theorie von der gewöhnlichen äquilibristischen entfernt ist, so hat sie doch in gewissem Sinne den Ausgangspunct mit ihr gemein, nämlich den metaphysisch ungerechtfertigt bleibenden Begriff des aequilibrium, der Willkühr, als einer an dem zur sittlichen Freiheit bestimmten Geschöpfe haftenden Qualität, ohne welche die Freiheit unmöglich, d. h. ohne welche sie eben nicht Freiheit wäre. Hinsichtlich dieser Unmöglichkeit der Freiheit ohne die Beimischung der Willkühr, so wie hinsichtlich der thatsächlichen Verknüpfung der letzteren mit der Anlage zur Vernunft- und Willensthätigkeit, muß sich der Verf. auf das natürliche Bewußtsein

eines Jeden berufen; die Hegel'sche Metaphysik reicht nicht so weit, aus dem Begriffe der Vernunft und der Freiheit die Einsicht in diese doppelte Nothwendigkeit zu erzeugen. Aus demselben Grunde bleibt auch seine Ansicht über das Verhältniß der menschlichen Freiheit zur Naturnothwendigkeit eine unzureichende. Einseitig hebt er hier den Gegensatz hervor, und übergeht die Gemeinsamkeit, welche trotz des Gegensatzes zwischen beiden Sphären obwaltet; er übergeht sie, nicht zwar nach der Seite der Freiheit, als ob er hier die in die Sphäre der Freiheit sich hinein continuirende Naturnothwendigkeit wegläugnete, wohl aber nach der Seite der Nothwendigkeit. Er nimmt nämlich die Nothwendigkeit der Natur für eine reine, der absoluten metaphysischen (und warum nicht auch mathematischen?) Nothwendigkeit gleichgeltende; während doch das der Natur in allen ihren Erscheinungen beigemischte Element des Zufalls, welches ihre Nothwendigkeit eben von der metaphysischen und mathematischen unterscheidet, einen Denker, der minder in den Vorurtheilen der Hegel'schen Metaphysik befangen gewesen wäre, darauf hingewiesen haben würde, wie, wenigstens in der Entstehung auch der Naturwesen, die Willkühr einen Spielraum gehabt hat, und die Natur von einer ihr im Hintergrunde ruhenden Freiheit keineswegs unabhängig ist. Wollte der Verf. hier erwiedern, daß, was wir in der unlebendigen, nicht empfindenden Natur Zufall nennen, eben dies zuerst in dem animalischen Organismus zu etwas dem einzelnen Geschöpf Innerlichen werde, und sich in den Bewegungen desselben eine äußerliche Erscheinung als Willkühr gebe, dann aber, in dem vernünftigen Geschöpfe, zur Basis der Willensfreiheit sich gestalte: so wäre ihm bemerklich zu machen, wie eben hierin, in dieser von der Hegel'schen Schule angenommenen absoluten Priorität des vernunftlosen Zufalls vor der der Vernunft imimanenten Willkühr, und mithin auch vor der Freiheit, eine ungerechtfertigte Voraussetzung liegt, eine Voraussetzung, die man zwar auf dem empirisch-psychologischen Standpuncte, und auch auf dem rein ethischen, aber keineswegs auf

dem absoluten, speculativ-theologischen als eine precario anzunehmende gelten lassen kann. — Betrachten wir nun die Darstellung des Verf., unserm obigen Vorschlage gemäß, als eine wesentlich ethische, so werden uns dieser und ähnliche Mängel nicht weiter stören, da sie nur solche Fragepuncte betreffen, die außerhalb des rein praktischen oder ethischen Gesichtskreises liegen, und derjenigen Erfahrung nicht widersprechen, auf welche sich die philosophische Ethik zunächst zu basiren hat. Wir werden dann, den weiteren speculativen Forderungen unbeschadet, die sich an diese Puncte knüpfen, mit voller Anerkennung ihres Werthes und aufrichtiger Beistimmung in allen eigentlichen Hauptpuncten, der in der That trefflichen Entwicklung folgen können, welche uns der Verf., nach Anleitung der Hegel'schen Principien zwar, aber mit einer in der Ausführung des Details sich bethätigenden Geistesfreiheit und Beherrschung des Stoffes, welche diese Darstellung im vollsten Sinne zu seinem Eigenthume macht, von der Art und Weise gegeben hat, wie in der sittlichen Substanz des Menschengeistes die Willkühr sich aufhebt, und solchergestalt in der wahren, concreten Freiheit (sofern man nämlich den Begriff derselben, wie die Hegel'sche Philosophie es thut, mit dem Begriffe jener Substanz als gleichbedeutend nehmen will) zum untergeordneten, verschwindenden Momente sich herabsetzt; — eine Entwicklung, in welche, wie sie vom Verf. gefaßt worden ist, außer anderen wichtigen und umfassenden Inhaltsbestimmungen, um nur diese eine zu erwähnen, die gesammte wissenschaftliche Erörterung über den Begriff des Bösen nach seiner ethischen oder rein menschlichen Seite fällt.

Von dieser Entwicklung nun, d. h. von dem eigentlichen wissenschaftlichen Inhalte des Werkes, einen Auszug zu geben, würden wir, auch wenn nicht die Beschränkung des uns zugewiesenen Raumes zum Schlusse drängte, kaum für angemessen halten, da solcher Auszug doch nur die allgemeinen, aus Hegel als bekannt vorauszusetzenden Grundbestimmungen würde enthalten können, das Verdienst des Werkes aber, wie schon mehrfach erwähnt, in der umsichtigen und gründlichen Ausführung

besteht, die es diesen Bestimmungen gegeben hat. Wir verweisen also, was den eigentlich specifischen Inhalt des Buches betrifft, unsere Leser an das Buch selbst, und empfehlen dasselbe dringend der Beachtung auch Solcher, die sich sonst, — in Bezug auf den bei weitem größern Theil derselben gewiß mit gutem Grunde, — eines nähern Eingehens in die neueste Hegel'sche Literatur zu überheben pflegen. — Nur eines Punctes wollen wir noch ausdrücklich gedenken, weil er es ist, von dem wohl hauptsächlich zu befürchten steht, daß an ihm die nicht dem Verf. selbst gleichgesinnten Leser der Schrift Anstoß nehmen werden. Des Verf.'s Auffassung und Entwicklung des Begriffs der göttlichen Gnade und ihres Verhältnisses zur Freiheit des Menschen, — diese Vorausnahme, wie wir es vorhin ausdrückten, des theologischen Standpunctes innerhalb des ethischen — beruht, wie man nach seinem Gesammtstandpuncte nicht anders erwarten wird, auf Voraussetzungen über den Begriff der Gottheit und dessen Verhältniß zur Welt, die man, so sehr auch der Verf. sich dagegen sträubt, in demselben Sinne, wie es in Bezug auf Hegels eigene Lehre zu geschehen pflegt, als pantheistische zu bezeichnen nicht ermangeln wird. Wir unserseits theilen diese Voraussetzungen nicht; aber wir finden die Bedeutung des pantheistischen Standpunctes der modernen Speculation, als eines nothwendigen Uebergangsstandpunctes namentlich auch für die tieferen Probleme der Ethik oder praktischen Philosophie, in der Schrift des Verf. so glänzend, wie nicht leicht anderwärts, gerechtfertigt. Eine wahrhaft gründliche Anknüpfung der ethischen Begriffsbestimmungen an die speculativtheologischen ist ein für allemal nicht möglich, ohne schon in diesem Zusammenhange auf den Begriff der Menschwerdung Gottes, oder der Immanenz des göttlichen Geistes im menschlichen auf eine Weise einzugehen, von der man es nur ganz in der Ordnung finden kann, wenn sie demjenigen, der den Standpunct des außerreligiösen Gebietes streng festhält, zunächst als eine *totale* Einverleibung der Idee Gottes in die Begriffssphäre des Menschlichen und Geschichtlichen erscheint. Daß

es nicht bei ſolcher Einverleibung verbleibe, daß mit dem wahren Principe der Immanenz auch das wahre Princip der Transſcendenz zu ſeinem Rechte komme, dafür hat nicht die Ethik, ſondern die ſpeculative Theologie, Sorge zu tragen. Die Ethik, als ſolche, befindet ſich zu dieſen für ſie in der Ordnung des Syſtemes nach vorwärts liegenden Begriffsbeſtimmungen in einem ähnlichen Verhältniſſe, wie zu den nach rückwärts liegenden metaphyſiſchen, die allgemeine, metaphyſiſche Idee der Freiheit betreffenden. Wie ſie, in Bezug auf die letztere, nach unſerer obigen Bemerkung, ein in unmittelbarer Erfahrung Gegebenes als Vorausſetzung in die methodiſche Löſung ihrer eigenthümlichen Aufgabe hinübernehmen kann, auch wenn der Inhalt dieſer Erfahrung dem, was in Bezug auf ihn die ſpeculative Wahrheit iſt, nur unvollſtändig entſpricht: ſo iſt es ihr, in Bezug auf Inhaltsbeſtimmungen der Religion und Theologie, vergönnt, ſich innerhalb ihrer Sphäre von denſelben einen vorläufigen Begriff zu entwerfen, der freilich dann, innerhalb jener Disciplinen ſelbſt, denen er eigenthümlich angehört, einer weiteren Ausbildung und vielleicht Berichtigung zu unterliegen nicht umhin kann *).

---

*) Unter den Schriften, welche Ref. zum Behufe der Beſprechung in vorſtehendem Artikel durchgeſehen hat, befand ſich auch: „Andeutung des Unterſchieds zwiſchen dem religiöſen und dem philoſophiſchen Standpunct. Ein vertraulicher Brief, über „Zwei friedliche Blätter von Dr. Strauß, von „C. Ph. Reidel. Heidelb. 1840.“ Er fand aber bald, daß das Büchlein nicht in die Reihe der hier beſprochenen Schriften gehört, und nur die eigenthümliche Trefflichkeit deſſelben veranlaßt ihn, ſeiner noch beiläufig in einer Anmerkung zu gedenken. Der Verf. nämlich hat ſich in ſeiner Polemik gegen Strauß, die zwar derb und ſchonungslos, mitunter ſelbſt cyniſch, aber vollkommen rechtmäßig iſt, nicht auf den philoſophiſchen, ſondern auf den populär-religiöſen Standpunct geſtellt, von deſſen wahren Bedürfniſſen er ſich, ohne alle dogmatiſche Befangenheit, mit einer Innigkeit und Lebendigkeit, wie heut zu Tage

wenige, durchdrungen zeigt. Bei aller Wärme aber, mit der er ſich dieſem Standpuncte einverleibt, bei aller Parrheſie des Ausdrucks, mit der er ſich zu deſſen Vertreter macht, erkennt er auf wahrhaft ſinnige Weiſe die Berechtigung wahrer Philoſophie — nicht Strauß'ſcher Halbphiloſophie, — auf das Energiſchſte an, und zeigt, in vollkommenſter Glaubensfreudigkeit, ſich bereit, derſelben auch in Bezug auf die freie Behandlung religiöſer Fragen die ausgedehnteſten Befugniſſe einzuräumen, ſo lange ſie nur nicht, in der vorlauten und aufgeſpreizten Weiſe jenes Strauß'ſchen Aufſatzes, ihre unreifen, unfertigen Ergebniſſe dem Volke aufdringen will. In ſeiner naiven, wahrhaft volksthümlichen, hin und wieder etwas unbeholfenen, immer aber zum Herzen dringenden Beredtſamkeit, wüßten wir den trefflichen, uns übrigens ganz unbekannten, Verfaſſer nur etwa mit Matthias Claudius zu vergleichen.

K. F. E. Trahndorff, wie kann der Supranaturalismus sein Recht gegen Hegels Religionsphilosophie behaupten? eine Lebens- und Gewissensfrage an unsre Zeit; Berlin, bei Fr. Hentze 1840.

Recensirt

von

Dr. Anton Günther in Wien.

(Schluß).

Es wird den Lesern dieser Gedankenreihe im Auszuge wohl nicht entgangen sein, daß ihr Verfasser von dem Gedanken geleitet worden sei: ein Irrthum im Endresultate einer speculativen Operation müsse seine Wurzel in dem Anfange derselben, in dem Boden des Standpunctes treiben. Hat es nun mit jenem Gedanken seine Richtigkeit, so wird sich auch gegen seinen Argwohn nichts Erhebliches einwenden lassen, daß er den Mißgriff am Schlusse der Hegelschen Weltansicht, nämlich das zu weit Greifen auf der objectiven Seite des Bewußtseins und darum das Mitergreifen des jenseitigen Ideals und Mithereinziehen desselben in den Kreis der Endlichkeit, seine Entstehung in dem früheren Mißgriffe anweist, nämlich darin: daß er auf der subjectiven Seite des Bewußtseins nicht tief genug gegriffen habe, und deßhalb das Gottesbewußtsein in der Menschheit als Product der Organisation ihres Bewußtseins, und nicht als historisches Product, behandeln konnte. Mit andern Worten will er sagen: wäre Hegel tiefer in die Natur des subjectiven Denkens (der denkenden Subjectivität) eingedrungen, so

hätte er die Identität alles Erscheinens (als Seins), das Werk subjectiver Abstraction, nicht als eine objective Identität, als Gegebenes außer dem Bewußtsein des Subjectes behandelt; folglich auch nicht den subjectiven Standpunct gegen den objectiven ausgetauscht. Aber eben wegen der Wichtigkeit des Mißgriffes im Anfange wäre es zu wünschen gewesen, daß der Verfasser sich bestimmter darüber ausgedrückt hätte. Denn bald lautet der Ausdruck dahin, daß Hegel eine Relativität übersehen, nämlich, die Beziehung der objectiven Seite auf die subjective des Bewußtseins, und hiermit den objectiven Standpunct, auf Kosten des subjectiven, erwählt habe; bald dahin, daß er eine Ordnung verkehrt habe, und zwar die unter der ersten und zweiten Erscheinung des Bewußtseins.

Allein — jenes Uebersehen und dieses Verkehren können doch nicht als ein und derselbe Mißgriff hingenommen werden, so lange die Identität des Subjectes (in all seinen Perceptionen der Außenwelt), als Wissen, und die Identität alles Erscheinens, als Sein, im Gegensatze zu einander gedacht werden sollen. Dazu kommt noch, daß die Identität des Subjectes vom Sein desselben wohl zu unterscheiden geboten wird, nicht aber die Identität alles Erscheinens vom Sein desselben. Und wenn man auch zu Gunsten des Verfassers folgender Bemerkung Raum ließe, daß beide Mißgriffe nicht als einer und derselbe hinzunehmen seien, weil der eine (das Uebersehen der Relation) sich am Ende des Systems, der andere aber, als Verkehrung der Ordnung, sich am Anfange desselben geltend mache: so müßte doch immer noch darauf bestanden werden, daß bestimmter nachgewiesen worden wäre, wie die fehlerhafte Bevorzugung der Affirmation (d. h. der Erkenntniß, vermöge welcher sich das Subject als Sein an sich erkennt), eine zweite zur nothwendigen Folge gehabt habe, vermöge welcher die bloß gedachte Identität alles Erscheinens, als ein Sein anerkannt wird, und zwar schlechtweg oder absolut, weil ohne alle Beziehung auf ein denkendes Subject. Zu diesem Zwecke müßte das Sein des Subjectes (wie

solches im Bewußtsein des letzteren sich vorfindet), zuvor eben so als Identität alles Erscheinens im Subjecte, d. h. als das Allgemeine der Innenwelt dargethan werden, wie die Identität alles Erscheinens (das Sein außer dem Subjecte), nichts Anderes sein soll, als das Gemeinsame in allen Erscheinungen der Außenwelt. Es müßte ferner dargethan werden, daß das Sein im wissenden Subjecte (als Allgemeingedanke) eben so leer sey — ohne Beziehung auf das Subject, wie das Sein der Außenwelt ein leeres ist, ohne Beziehung auf ein Wissendes. Der Schluß würde sich dann wohl von selbst ergeben, daß eine abstracte Behandlung der ersten Identität sehr leicht zu derselben Behandlung der zweiten Identität führen könne. Anders würde es mit der Schlußfolge stehen, wenn die Identität des Subjectes (d. h. die Erkenntniß desselben, daß es dasselbe sei in allen Sinneswahrnehmungen) nicht als der Gedanke des Allgemeinen, als Begriff aufgestellt, und hiermit der Identität (der Allgemeinheit) alles Erscheinens nicht gleichgestellt werden dürfe.

Gesetzt aber auch, daß beide Identitäten (die alles objectiven Erscheinens und die des subjectiven Wissens) als Sein, und dieses als Begriff zu denken wären; so würde sichs erst noch um eine Rechtfertigung handeln, der Behauptung nämlich, daß durch eine abstracte relationslose Behandlung jener Begriffe der alte Dualismus von Wissen und Erscheinen (Denken und Sein) wieder hergestellt, und die bereits errungene Einheit jenes Gegensatzes wieder aufgelöst worden sei.

Zu solch einem Vorwurfe hat sich, unsers Wissens, noch kein Vertreter des Supranaturalismus herbeigelassen oder verstiegen, da vielmehr jeder bisher in der neuen, wie in der alten Identitätslehre, die Wurzel des Pantheismus, und hiermit des vollendeten Rationalismus, mit Recht erblickt hat. Sollte nun unserm Supranaturalisten die Rechtfertigung jenes Vorwurfs nicht gelingen, so würde er sich in der neuen Rolle eines doppelten Bileams sonderbar genug ausnehmen, indem der Fluch, der von ihm auf der supranaturalen Anhöhe über das

auserwählte Volk der Hegelianer im Thale geschleudert werden soll, sich gegen seinen Willen auf seiner Zunge in Segen verwandeln müßte. Gelingt ihm aber andrerseits die Rechtfertigung, so hat er auch hierin eine Benediction über das Hegel'sche System insofern ausgesprochen, als dasselbe System nothwendig in dem Grade dem Supranaturalismus freundlich entgegenkommt, als es sich von der geschlossenen Aufhebung und Vernichtung des alten Gegensatzes vom Wissen und Sein nur im Mindesten entfernt.

Der Grund aber, den der Verfasser für seine Behauptung anführt, ist folgender: „Wo der Dualismus wirklich aufgehoben, da besteht noch die Differenz zwischen gesetzter und bedingter Objectivität, wovon jene sich außer dem Subjecte des Bewußtseins, diese aber im Subjecte, als eine von ihm gesetzte, sich befindet." „Diese Differenz aber stellt sich bei Hegel als verdunkelte ein, was nur dadurch erklärt werden kann, daß er den objectiven Standpunct ergriffen und den subjectiven aufgegeben hat." Den Beweis aber für diesen Wechsel der Standpuncte findet der Verfasser in der Scheu Hegels gegen das unmittelbare Wissen, ausgesprochen in den Worten: „Es gibt kein unmittelbares Wissen. Dieses ist nur ein Wissen ohne Bewußtsein der Vermittlung, vermittelt aber ist es."

Jener Grund aber beweist offenbar zu wenig, da eine bloße Unklarheit eines Unterschiedes noch keine Läugnung desselben ist; auch folgt aus dem bloßen Austausche des subjectiven Standpunctes gegen den objectiven noch gar nicht die gänzliche Vernachlässigung des erstern, sobald Gründe vorhanden sind, die zu jenem Wechsel nöthigen. Ein zweiter Grund beweist zu viel, folglich ebenfalls zu wenig, wenn er sagt: „Wäre die Identität alles Erscheinens (das Sein) rein objectiv, und für sich (d. h. ohne Beziehung aufs subjective Wissen) Etwas; so wäre ja hiemit schon die Einheit alles Erscheinens und Bewußtseins factisch geläugnet, und so der Dualismus hergestellt."

Aber das Sein — als das Allgemeine in allen Erscheinungen, kann in der That objectiv Etwas sein, wiewohl es, ohne Beziehung auf ein denkendes Subject, noch nicht als jenes Etwas erkannt wird. Es ist deßhalb jenes Allgemeine eben nur ein solches an sich, aber noch nicht für sich, welches Fürsichsein eben im Subjecte erreicht wird. Es ist daher auch gar nicht erforderlich, von der Relation des Seins auf das Wissen gänzlich abzusehen, wenn jenem Sein, neben der subjectiven Geltung, auch eine objective (eine Realität) verschafft werden soll. Die eine Relation des Gedankens (des Begriffs = des Allgemeinen) auf das denkende Subject, schließt die andere Relation des Gedankens auf das Objective, als Gemeinsames in allen objectiven Erscheinungen so wenig aus, daß vielmehr beide Relationen die Aufhebung des Dualismus vom Denken und Sein (Bewußtsein und Erscheinen) bedingen.

Ist nämlich jener Gedanke des Subjectes vom Allgemeinen nicht ein leeres Product seiner Willkühr, sondern stellt sich jener Gedanke nothwendig mit der Vorstellungsthätigkeit des gesammten Sinnenlebens in ihm ein; so muß jenem subjectiven Gedanken auch ein objectives Dasein entsprechen, das früher als ein Gegebenes da ist, bevor dasselbe in dem Subjecte und durch dasselbe als Gedachtes reflectirt.

Es giebt demnach ein Allgemeines als Positives in allen objectiven Erscheinungen, und ein Allgemeines als Reflexes in allen Subjecten. Und da diese letzteren, wie unser Supranaturalist behauptet, nur da sind, weil sie von der Peripherie als Centralpunkte gesetzt sind; so ist wohl Nichts consequenter, als zuerst der Gedanke: daß das Gemeinsame in der peripherischen Mannichfaltigkeit, gerade in dem gedachten Gemeinsamen, auf Seite der Centralpuncte in ihrer Totalität sich selber denkend wieder gefunden habe; und sodann der Gedanke: daß Etwas sei, welches eben so auf der objectiven, wie auf der subjectiven Seite, das beiden Seiten Gemeinsame sei und hiermit zu allen Dingen auf beiden Seiten sich als das Allgemeine verhalte. Und was könnte uns endlich

nach dieſen Vorausſetzungen den Gedanken verleiden, jenes Etwas als die reale Einheit in beiden Sphären und überdies ſie vor beiden ſogar als eine numeriſche Einheit anzuſetzen, ja dieſe Einheit ſelbſt, als ein Unendliches, der ſpätern Entzweiung in die beiden Sphären der Endlichkeit vorauszuſetzen?

Dieſer Gedankenlauf würde freilich noch einige andere Fragen von Wichtigkeit in ſeinem Gefolge haben, zuerſt nämlich: ob jene aprioriſche Einheit, die vor ihrer Veräußerung im objectiven Daſein und vor ihrer Verinnerung im ſubjectiven Denken eine numeriſche Einheit (Monade) ſein mußte, nach dieſer Entzweiung aber nur noch als das Gemeinſame in All und Jedem auf beiden Seiten gefunden wird, ob jene Einheit ſich auch aus dieſer Entzweiung als aprioriſches Eins wieder zurückzunehmen im Stande iſt; und ſodann, ob ſie ſich, als aprioriſche, zugleich als abſolute Einheit (als Urmonas) ausdeuten dürfe. Hegel hat auf ſeinem Standpuncte (der bloßen Naturſubjectivität oder des Begriffs) conſequent beide Fragen mit ja beantwortet.

Denn wer einmal den Geiſt zum ausſchließlichen Träger der Subjectivität der Außenwelt gemacht hat, und ihm deßhalb keinen andern Gedanken, als den der Allgemeinheit zutraut, der hat hiermit auch die Geſammtnatur zur objectiven Sphäre des Geiſtes ausſchließlich erhoben. Für den Gottesgedanken aber im Menſchengeiſte (den dieſer eben ſo, wie ſein Ich und die Natur außer ihm, mit objectiver Realität denkt, hiermit Gott ſelber als den abſoluten Coefficienten ſeines empiriſchen Selbſtbewußtſeins beſitzt) kann dann freilich nichts Anderes übrig bleiben, als dies: das Realallgemeine in beiden Sphären des endlichen Daſeins, und vor dieſer Selbſtentzweiung das Realprincip beider in ſeiner unaufgeſchloſſenen Unendlichkeit zu ſein.

Denn iſt dem Menſchengeiſte einmal ſeine eigene Objectivität in einem fremden Daſein (außer ihm) angewieſen, ſo iſt ihm hiermit auch ſchon ſeine Selbſtobjectivirung, d. h.

sein Eigenleben abgesprochen; so wie vice versa der Physis als solcher ihre Selbstsubjectivirung genommen ist, wenn sie diese nur in dem Menschengeiste zu finden schlechtweg angewiesen wird.

Was aber jedem einzelnen Factor des relativen Seins für seine volle Lebensentfaltung abgesprochen wird, das hebt den Factor in seiner Selbstheit (Substanz) auf, und macht hiermit nothwendig beide (Physis und Pneuma) zu abhängigen, selbstlosen Erscheinungs- oder Daseinsweisen des dritten Factors (Coefficienten) des empirischen Selbstbewußtseins — des Einen absoluten Seins, welches Absolute von nun an nur so gedacht werden kann, daß es eben so seine Bestimmtheit in den Factoren des relativen Seins erlebt, wie es ohne beide als ein Unbestimmtes zwar, aber auch als ein durch sich allein Bestimmbares (als Sein schlechtweg d. h. als absolutes) existirt habe.

Aus dem bisher Gesagten kann schon klar werden, daß Hegel, nach dem Wunsche unsers Supranaturalisten, den Dualismus wirklich nicht nur aufgehoben, sondern die bereits vorgefundene Vertilgung meisterhaft verklammert, und nieth- und nagelfester gemacht habe, als sie vor ihm in der Identitätslehre bestanden hat, die den Schlüssel für die Metamorphosen des Absoluten noch nicht gefunden hatte — im Begriffe.

Wenn er es aber Hegeln so hoch anrechnet, daß er das Jenseits (Ideal) mitergriffen habe, so läßt sich diese Strenge nur daraus erklären, daß er, als monistischer Supranaturalist, nicht einmal so tief als Hegel gegriffen hat — versteht sich — auf der subjectiven Seite des menschlichen Bewußtseins. — Hätte er wahrhaft tiefer gegriffen, so müßte er zugleich begriffen haben, daß zwischen Mitgreifen und Mitgreifen das Jenseits wohl zu unterscheiden sei. Denn es ist wahrlich ein großer Unterschied zwischen dem Satze: der Geist ist dazu organisirt, im Sichwissen Gott mitzuwissen, und zwischen dem Satze: der sich und Gott wissende Geist weiß sich selber als Gott (macht sich selber in jenem Wissen zu Gotte).

Ferner, hätte er wahrhaft tiefer gegriffen, so hätte er auch

begriffen: daß „Hegels tiefster und verborgenster Fehler" nicht in der Scheu vor dem unmittelbaren Wissen liegen könne — oder — in dem Nichtbeziehen des zweiten auf den ersten Gegensatz. Diese Scheu verträgt sich nicht mit der angeführten Aussage Hegels: „Unmittelbares Wissen ist jenes, dessen Vermittlung noch nicht gewußt wird u. s. w." Auch steht diese Aussage nicht nothwendig im Widerspruche (wie der Supranaturalist glaubt) mit der andern: „Es giebt kein unmittelbares Wissen"; der Widerspruch ist nicht mehr, wenn statt des Adjectives *unmittelbares* das Adjectiv *unvermitteltes* gesetzt wird. Das beweist schon der Schluß in jener Aussage: „Vermittelt aber ist es" (das unmittelbare Wissen). Aber eben weil die Vermittlung weder eine gewußte ist, noch sein kann bei'm Eintritte des *primitiven*, d. h. *unmittelbaren* Wissens, so muß jene vor Allem zum Bewußtsein gebracht werden vom Philosophen, wenn dieser das *Resultat* der Vermittlung (das unmittelbare Wissen) zum *Fundamente* seines Systems machen will.

Bei diesem Versuche, das Unmittelbare zu vermitteln, können nun freilich *zwei große* Fehler begangen werden: *einmal* nämlich, wenn das unmittelbare Resultat nicht nach seinem Inhalte allseitig erkannt ist, und *dann*, wenn die Vermittlung selber nicht nach all ihren Momenten erhoben wird, indem bald nothwendige Momente in dem Prozesse übersehen, bald zufällige Momente in diesen eingeschoben und mit einer Wichtigkeit behandelt werden, als hinge das Resultat selber von ihnen ab.

Was nun den *Inhalt* des unmittelbaren Selbstbewußtseins betrifft, so besteht er in der *Dreiheit* der Coefficienten des letztern, insofern der selbstbewußte Menschengeist im Denken *Seiner*, als des Seienden, auch die *Natur* außer und an ihm, als seiend, und *Gott* über beiden, als seiend mitdenkt. Das unmittelbare Bewußtsein des Geistes hält nämlich die *Realität* der zwei Factoren des relativen Seins und die Realität des dritten Factoren, des absoluten Seins, als *unmittelbare Gewißheit* fest.

Soll nun dieſe vermittelt werden, ſo muß gezeigt werden, wie jenes unmittelbare Wahrhalten ſich im Geiſte erzeugt habe? Ob es etwa nur die Folge von der unmittelbaren Wahrnehmung ſei, — oder — ob noch Etwas hinzutreten müſſe, um das Wahr-genommene als ein Wahres feſtzuhalten. Es wird ſich dabei herausſtellen, ob das Wahrhalten jener drei Objecte, als Realitäten, unter einander in Verbindung ſtehe oder nicht.

Und im erſtern Falle: von welchem Wahrhalten, als dem erſten, alles andre Wahrhalten ausgehe; im zweiten Falle aber muß dargethan werden: daß und wie das Wahrhalten jedes einzelnen Factors, ohne alle Verbindung mit dem andern, ſich neben das Wahrhalten der andern hinſtelle; ſo daß der Denkgeiſt zugleich der gemeinſame Behälter alles Wahrhaltens iſt.

Unſer Supranaturaliſt, wie wir gehört, legt nun ein ſehr großes Gewicht darauf, daß dem Gedanken von der Identität und Nichtidentität der erſte Platz angewieſen werde unter den Erſcheinungen des Bewußtſeins, aus dem Grunde: weil der Gedanke von der Affirmation und Negation (des Seins an ſich) erſt durch jenen Gedanken ins Bewußtſein eingeführt werde, und zwar durch den Gedanken vom Bleibenden, als das Uebergangs- und Bindeglied zwiſchen der Identität und dem Sein an ſich. „Erſt wenn das Subject ſich als Daſſelbige in all ſeinen Wahrnehmungen erkannt, iſt es auch im Stande, ſich als Bleibendes, als Sein, zu erkennen.

Gegen dieſe Aufſtellung einer Succeſſion unter den innern Erſcheinungen läßt ſich ſchon aus dem Grunde viel einwenden, weil ſich ſehr viel gegen die angebliche Entſtehung des Identitätsgedankens vorbringen läßt. Um ſagen zu können: Ich bin derſelbe in der gegenwärtigen, wie in der vorhergegangenen Wahrnehmung (und dem zufolge auch in der nachfolgenden), dazu gehören nicht bloß zwei Wahrnehmungen, ſondern auch, daß ſchon in der erſten Wahrnehmung das Subject ſich als ein Selbiges erfaßt habe, weil, wenn es ſich in der erſten Wahrnehmung noch nicht als ein ſolches erkannt hätte, es auch in

der zweiten Wahrnehmung nicht behaupten könnte: ich bin dasselbe jetzt, wie zuvor. Sagt das Subject aber schon in der ersten Wahrnehmung von sich die Selbigkeit aus, so ist klar, daß es nicht zweier Wahrnehmungen bedarf. Der Identitätsgedanke — oder — das Sich als ein Identisches denken, weist also auf einen andern Ursprung hin, als auf den der Wahrnehmung und der Wiederholung des Wahrnehmungsactes. Ein Anderes aber ist die Behauptung: daß, wenn jener Gedanke einmal eingetreten, er sodann auch zu jeder Wahrnehmung der Außenwelt so hinzutrete, daß er von ihr nicht mehr getrennt werden kann, außer in abstracto zum Behufe wissenschaftlicher Unterscheidung.

Aus diesem Hinzutritte erklärt sich auch, wie für die empirische Selbstbetrachtung des wissenden Subjectes jene Identität sich zuerst herausstellt, woraus aber noch nicht folgt, daß sie die erste, ihrem Ursprunge nach, sei. Umgekehrt muß gerade die Selbstbetrachtung mit dem Schlußmomente des innern Prozesses beginnen, den sie eben auf ihre Lebenswurzel zurückzuführen und auf diese Weise auch wissenschaftlich zu begründen hat, und das um so mehr, wenn die Wahrnehmung und ihre Repetition den letzten Grund dafür nicht in sich trägt.

Jene Wurzel aber kann sodann keine andere sein, als die Affirmation selber, der Gedanke vom Sein als Bleibendem. Denn dieses ist ja eben das Sein selber (im Gegensatze zum Wechsel der innern Erscheinungen), das die Sprache mit den Worte: Ich (subjectiver Geist) ausdrückt.

Wenn wir aber — gegen die supranaturalistische Ansicht — dem Identitätsgedanken seine Geburtsstätte in der Affirmation (des Seins an sich) anweisen; so wollen wir hiermit noch nicht allen Unterschied zwischen der Identität und Affirmation, als Momenten im Bewußtsein des Geistes, aufgehoben wissen.

Die Ausmittelung aber dieses Unterschiedes kann nur gelingen, wenn wir uns die Affirmation und Negation als solche zum Gegenstande einer Untersuchung machen und zu diesem Ende uns die Frage aufstellen: wie kommt die Affirmation selber zu

Stande, — d. h. — wie vollzieht sie sich im Geiste durch den Geist? Die Beantwortung dieser Frage kann uns auf die einzelnen Momente in jener führen, wenn solche in ihr gegeben wären, und nur in ihnen kann zugleich der Grund zur obigen Unterscheidung liegen. Zugleich kann sich herausstellen: ob der Supranaturalist alle jene Momente in seinem Vermittlungsversuche des unmittelbaren Wissens berücksichtigt hat.

Affirmation ist, wie wir gesehen, ohne Offenbarung des Seins nicht möglich; jene tritt ein nur in dieser und durch diese. Jene ist das Schlußglied in dieser. Ist aber das Sein, als Subject dieser Offenbarung, um diese zu effectuiren, bloß auf sich selber angewiesen?

Es ist Thatsache, daß der Mensch nur in der menschlichen Gesellschaft zur Ichheit und Persönlichkeit erwacht. Er ist für den Eintritt dieser auf Personen außer ihm eben so, wie auf sich selber, angewiesen. Ohne Einwirkung jener auf ihn bleibt er, was er ursprünglich ist, nämlich ein Sein, mit der Bestimmung zwar zur Bestimmtheit und Selbstbestimmung; aber jene Bestimmung kann er durch sich allein so wenig realisiren, als er durch sich allein die ursprüngliche Unbestimmtheit negiren und aufheben kann.

Die Affirmation (des Seins an sich) ist also eine Negation der ursprünglichen Unbestimmtheit, eine Negation der Negativität, womit das ursprüngliche Sein als Setzung oder Position behaftet ist. Die Affirmation, als negirte Negativität, hat also diese selber zur Voraussetzung, und die Aufhebung der ursprünglichen Unbestimmtheit des Seins ist zugleich das Product zweier Factoren, eines einwirkenden und rückwirkenden Factors.

Diese Angewiesenheit aber des Seins auf ein bereits zur Ichheit erwachtes Dasein ist eben das, was wir als Beschränktheit desselben (Abhängigkeit des Seins in seiner Erscheinung) denken und nennen, und welche zugleich den Gedanken der Bedingtheit vermittelt, dessen Inhalt die Abhängigkeit des Seins von einem Sein ist, dessen Setzung es ist.

Beide Momente der Abhängigkeit liefern zugleich die Elemente für den Begriff der Endlichkeit des Seins.

Das sich wissende Sein weiß sich also eben so als ein bestimmt gewordenes, wie es sich als unbestimmt gewesenes wissen muß, weil es weiß, daß es seine ursprüngliche Unbestimmtheit nicht durch sich allein aufgehoben und in die Bestimmtheit übertragen hat. Es ist wissend geworden und Sein gewesen, ohne ein wissendes zu sein. Als wissendes Sein — Selbstbewußtsein — aber erkennt es: daß es ein Sein für sich geworden, das sich selber aber, als Sein an sich, zur Voraussetzung hat. Ist nun aber das ursprüngliche unbestimmte Sein in die Bestimmtheit übergegangen, so entsteht nothwendig die Frage: Wo ist jetzt die Identität des Seins? worin besteht sie? — Soll sie als Bestimmtheit des Seins gedacht werden, so findet sich eben diese Bestimmtheit als eine Entzweiung des Seins vor, die als solche keine Einheit mehr, und insofern auch keine Identät mehr zuzulassen scheint. Soll sie die Unbestimmtheit des Seins sein; so ist diese wohl als Einheit vor aller Entzweiung und als Voraussetzung zu dieser vorzustellen; aber diese Vorstellung selber ist ein leeres und inhaltsloses, da ihr kein Sein, kein Gegebenes mehr entspricht, das zu jener, von jetzt an, umsonst gesucht wird.

Allein — es darf dabei doch nicht übersehen werden, daß jene Entzweiung (Differenzirung) keine Zertheilung der Einen in zwei Substanzen, keine In-zwei-Spaltung ist, und eben darin liegt der Grund: daß jene Entzweiung eine Zurücknahme des Seins aus dieser, mittelst Zurückführung der Differenzmomente auf Sich, als gemeinsamen Träger derselben, zuläßt, und hiermit nicht bloß den Gegensatz des Seins zur Erscheinung in den Gegensatz der Einheit zur Entzweiung umzusetzen erlaubt, sondern auch diese Einheit als eine in der Entzweiung bestimmt gewordene, im Gegensatze zur unbestimmt gewesenen, fortan festzuhalten. Mit andern Worten: der gewordene Zustand der Bestimmtheit muß eben so auf das Subject

derselben zurückbezogen, wie dieses, als ein vor diesem Zustande Unbestimmtes, aber mit der Bestimmung zur Bestimmtheit Gesetztes, in den gewordenen Zustand hereingezogen werden, um den neuen Zustand des Wissens als einen gewordenen festhalten zu können. Alles Sein, was sich nur als einmal gewordene Bestimmtheit finden kann, muß sich zugleich als vormals gewesene Unbestimmtheit mitfinden — jene hat diese eben so zu ihrer Voraussetzung, wie diese in jener ihre nächste aprioriſche Bestimmung erreicht. Hieraus aber erhellet: daß es zunächst weder des Gedankens von Geburt, noch vom Tode bedarf, um dem Gedanken der Affirmation den der Negation als des Nichtseins an die Seite zu setzen, wie unser Supranaturalist behauptet. Der Menschengeist, zum Selbstbewußtsein einmal gelangt, weiß sich in und mit diesem Wissen als einen Nichtim-merwissenden bereits nach seiner Geburt (desto mehr aber vor derselben), eben weil er weiß, daß er erst lange nach seiner Geburt ein wissender geworden ist. Eben so gewiß weiß er, daß der Tod ihm nicht sein Selbstbewußtsein, seine Ichheit und Persönlichkeit rauben kann, wenn er jenes als die wesentliche Form seines geistigen Seins zu verstehen nicht verlernt hat, und hiermit aus dem unmittelbaren Verständnisse desselben durch eine schlechte Vermittelung herausgefallen ist.

Kehren wir nun zur obigen Frage über den Unterschied der Affirmation von der Identität zurück, so können wir Folgendes zur Antwort geben: will man den Gedanken vom Ansichsein (Unbestimmtsein) die Affirmation nennen, so kann man es thun; aber glücklich ist die Bezeichnung nicht zu nennen, weil in der wahren Affirmation die Unbestimmtheit nicht mehr als solche, wohl aber als eine durch Negation aufgehobene auftritt. — Der Gedanke vom Fürsichsein wäre sodann zugleich der Inhalt der Identität. Aber auch diese Bezeichnung wäre insofern nicht die beste, weil sie zu eng ist. Ich bin nicht bloß Dasselbe, weil ich das Eine bin in der Zweiheit (oder Vielheit) der Momente der Selbstoffenbarung, sondern ich finde und nenne

mich Dasselbe (Sein oder Wesen) vor, wie nach der Erscheinung — ohne, wie mit der Form, aber nicht ohne Vermittelung durch die Form und Erscheinung. Ich bin der eine Träger von zweierlei Zuständen (der Unbestimmtheit und Bestimmtheit), die sich wohl als Zustände ausschließen, aber keines den Träger als solchen, sondern jeder Zustand schließt den Träger ein, und setzt den andern Zustand sammt seinem Träger entweder voraus, oder setzt ihn nachher.

Der Inhalt des Identitätsgedankens ist daher dieser: sich als Unbestimmtes für die Bestimmtheit voraus-, und sich als Bestimmtes für die Unbestimmtheit nachzusetzen, — oder — sich als unaufgeschlossene Einheit für die Entzweiung als Offenbarung eben so vorauszusetzen, wie sich aus der Entzweiung (Bestimmtheit) als bestimmte und unbestimmte Einheit zurücknehmen, durch die Beziehung der Entzweiung als Form auf das eine Wesen, das als Sein dasselbe ist vor, wie nach seiner Entzweiung und Selbstoffenbarung.

Aus diesem Janusgesichte der Identität erklärt sich auch, wie bald die eine Hälfte auf Kosten der andern, und umgekehrt geltend gemacht werden könne, wie beide sich auch geschichtlich geltend gemacht haben. Bald hat man die Identität (die Ichheit des Denkgeistes) als das Bleibende im Wechsel (und dem Wechsel gegenüber) aufgestellt, ohne zu bedenken, daß jener Wechsel, insofern er dem Bleibenden selber zugehört, das Bleibende selber trifft, weil das Bleibende eben das Entzweite (weil seine eigene Differenzirung) ist und bleibt.

Bald hat man die Identität den Wechsel als solchen genannt, eben weil dieser, einmal eingetreten, nicht mehr rückgängig werden könne, wohl aber ein fortschreitender und fortwährender sein und bleiben müsse. Dort aber hat man eben so die Identität als eine falsche und uneigentliche affirmirt, wie hier dieselbe als etwas an sich Falsches und Unwahres negirt.

Der Identitätsgedanke als solcher ist nur möglich und wirklich durch eine Beziehung des Seins für sich auf ein Sein an

ſich — durch die Beziehung eines Sich wiſſenden Seins, auf Sich als Sein, ohne, weil vor dem Wiſſen — durch die Beziehung eines Zuſtandes auf das Princip, das zwar der ausſchließliche Träger iſt, aber nicht die ausſchließliche Cauſalität deſſelben.

Hat es nun mit dem aufgeſtellten Inhalte des Identitätsgedankens ſeine Richtigkeit, ſo läßt ſich auch nach ihr der Vorwurf beurtheilen, den der Supranaturaliſt Hegeln macht. Als Grund nämlich von dem Mißgriffe, daß er den zweiten Gegenſatz (von Sein und Nichts) nicht in lebendiger Beziehung auf den erſten Gegenſatz (von Wiſſen und Nichtwiſſen) erhalten habe, wird angeführt „die Verlockung von einer Einheit, die ſich ſcheinbar zerlegen ließ in Sein und Nichts, und die ihm zugleich einen objectiven Anfang darbot und ſich überdies noch als eine reine Einheit geltend machen ließ.“

Wie kann denn aber da von einer Verlockung die Rede ſein, wo das Ich (der ſelbſtbewußte Geiſt) ſich nothwendig für dieſen Zuſtand ſeiner Beſtimmtheit als ein Unbeſtimmtes vorausſetzen muß, weil es findet, daß es für die Aufhebung der frühern Unbeſtimmtheit durch den Eintritt der Beſtimmtheit nicht auf ſich allein angewieſen iſt?

Iſt aber dies der Fall, ſo läßt ſich auch nicht von einer ſcheinbaren Zerlegung reden. Ein unbeſtimmtes, weil unaufgeſchloſſenes Etwas, iſt ſo gewiß, als es andrerſeits (in der bloßen Beſtimmung zur Beſtimmtheit als ein bloß Beſtimmbares) vor der Beſtimmtheit auch Etwas nicht iſt, nämlich ein noch nicht Beſtimmtes (durch ſich und durch Anderes); kurz es iſt Poſitives, behaftet mit einer Negativität. — Die Zerlegung wäre freilich eine irrige, wenn das Sein als ſolches ſchlechthin dem Nichts als einem Nichtſein gleichgeſetzt würde — 1 = 0. Der Verfaſſer iſt ja ſelber ſo honett, irgendwo zu geſtehen: man dürfe Hegeln, als einem Denker, keinen Unſinn in ſeinen Aeußerungen zutrauen. Obige Gleichung aber wäre ein ſehr großer, weil aus einer Einheit, als Nullität, doch ein factiſches Daſein entwickelt werden ſollte.

Aus Nichts (aber — ſagt Claudius) wird Nichts;
Das merk' Dir wohl,
Wenn aus Dir was werden ſoll!

Ferner iſt der Anfang mit der unbeſtimmten Einheit auch nicht ein bloß ſcheinbarer, objectiver Anfang, eben weil jene Einheit (als eine reine Einheit von Hegel verſtanden) über die ſubjectiven nicht bloß, ſondern auch über die objectiven Glieder des Gegenſatzes hinausfällt, weil ſie erſt in dieſen beiden Sphären des Daſeins ihre volle Beſtimmtheit gewinnt. Auch hat Hegeln nie einfallen können, die Einheit des Gegenſatzes von Sein und Nichts, ohne alle Relation auf das Wiſſen, feſtzuhalten bei ſeiner Behauptung, daß alles Wiſſen ein vermitteltes ſei, und folglich das Sein ohne Vermittlung (im Wiſſen), d. h. ein Sein an ſich, vorausſetze, das aber, um als Anſich ſich zu wiſſen, nur durch die Vermittlung (im Wiſſen), durch ſein Fürſich, dahin gelangen könne. Hegeln iſt alſo ſo wenig, als dem Verfaſſer, entgangen, daß die Affirmation ſich nur innerhalb des ſubjectiv erkannten Seins einſtellen könne, und daß das wiſſende Subject ſich ſeines Wiſſens nicht zuerſt in der Form der Affirmation bewußt wird, verſteht ſich, wenn unter dieſer bloß der Gedanke vom Sein an ſich (wie der Supranaturaliſt will) verſtanden werden ſoll. Dieſer Gedanke aber galt Hegeln noch nicht als die eigentliche Affirmation, ſondern als urſprüngliche Negativität des Poſitiven, die, abermals durch Negation aufgehoben, erſt zur eigentlichen Affirmation deſſelben Poſitiven ſich erhebt.

Der Gedanke vom Sein an ſich iſt alſo auch bei Hegel durch den Gedanken vom Sein für ſich (nicht aber das Sein an ſich als ſolches, vom ſubjectiven Gedanken) vermittelt, auch nicht umgekehrt, der Gedanke vom Fürſich, vermittelt durch den Gedanken vom Anſich. Allein jener Gedanke iſt von dieſem nicht zu trennen, jener folgt mit dialectiſcher Nothwendigkeit dieſem auf der Ferſe nach, und macht ſeinen Inhalt (das Anſichſein) als das Prius alles Sichdenkens (Wiſſens)

in der Zeit geltend. In diesem Prozesse also kann der tiefste und verborgenste Fehler Hegels nicht liegen; vielmehr scheint es der Fehler des Supranaturalismus zu sein, daß jener innere Vorgang seine Fassung transscendirt, vermöge welcher ein der Zeit nach später ins Bewußtsein eingetretenes Moment seinen Inhalt oder Gegenstand sich selber voraussetzen müsse, so daß das Secundäre im Wissen zugleich das Primäre im Sein ist.

Hätte aber unser Supranaturalist darin einen Mißgriff Hegels wenigstens geahnet, daß er jene reine Einheit (das Sein und Nichts) dem Geistes- und dem Naturleben als gemeinsames Princip angewiesen, so hätte er jenen auch als die Folge von einem frühern Mißgriffe gefunden, davon nämlich: daß er den Geist (in der Totalität seines Daseins) als die Subjectivität der Natur, und die Natur (in der Totalität ihrer Veräußerung) als die Objectivität des Geistes behandelte. — Er hätte sich dann weiter fragen können: was aber kann hiervon die Quelle sein?

Hat Hegels Analyse des Selbstbewußtseins (der Denkthätigkeit des Menschengeistes) je ein anderes Resultat abgeworfen, als dies: daß es in der Bildung der Begriffe seine untere, in der Bildung des Begriffs vom Begriffe aber seine höhere Thätigkeit entfalte? Wer aber glaubt, mit dieser Entdeckung dem Menschengeiste sein Adelsdiplom entziffert zu haben, der hat nie an sich die Frage gestellt: ob dasselbe Princip, das in der Begriffsbildung sich bethätigt, für sich allein ausreiche, den Begriff zum Begriffe seiner selbst zu steigern, und hierdurch den Gedanken zu gewinnen, daß sowohl dem subjectiv-formalen, als objectiv-realen Allgemeinen, als Erscheinungsweisen, ein reales Substrat, als gemeinsames Sein zu Grunde liegt?? — Denn er würde sonst sehr bald gefunden haben, daß der Begriff, als solcher, zuvor sich selber objectiv werden müsse, um von sich als Begriff abermals den Begriff zu gewinnen. Wozu aber diese wiederholte und gesteigerte Objectivirung — da das Princip der Begriffsbildung in der formalen Sphäre der letztern eben so seine Verinnerung oder

Subjectivität, wie in der realen seine Veräußerung oder Objectivität erlebt hat? und da es hier eben so von sich, wie dort zu sich kommt, so hat es in beiden Momenten auch seine ursprüngliche Bestimmung erreicht, die nur in der Subjectobjectivität seiner selbst bestehen kann.

Man kann dagegen einwenden, daß der Gedanke des formal Allgemeinen ja eben nur das Gemeinsame in allen Erscheinungen, als solchen, zum Gegenstande habe, und daher selber nichts Besseres sei, als der vereinfachte Exponent der Erscheinungen selber, hiermit aber noch nicht bezogen werde auf das Sein, als gemeinsame Wurzel vor und in allen Erscheinungen.

Sehr richtig. Diese Wurzel aber ist als solche, als numerisch-reale Einheit, nicht mehr vorhanden, wohl aber in der Bruchform der Einheit und in der progressiven Steigerung ihrer Theile, die mit dem Ansatze des Sinnenlebens sich in zwei Hemisphären gliedern. Um aber diese Bruchform als solche zu denken, müßte nothwendig auch die Einheit als Voraussetzung derselben sich denken. Dieser aber ist es vor der Zerspaltung schlechthin unmöglich, weil sie vor dem Denken nicht denken kann. Nach der Zerspaltung aber ist sie die Einheit (die Monas) nicht mehr, und kann auch deßhalb den (ihr jetzt möglichen und wirklichen) Gedanken nicht zur besprochenen Beziehung bringen, und hiermit auch nicht zum letzten Verständnisse des Begriffs (im Begriffe seiner selbst) gelangen.

Der Begriff vom Begriffe wird demnach so gewiß einem andern Principe zu vindiciren sein, als jener factisch vorhanden ist, und die Entzweiung jenes Principes, dem der Gedanke vom Begriffe als Eigenthum gehört, wird zugleich von der Art sein, daß sie keine Zerspaltung seines realen Wesens ist, wodurch es zugleich im Stande ist, sich aus der Entzweiung als reale Einheit zurückzunehmen, d. h. sich als Sein und Wurzel der Erscheinung zu denken, zu wissen, d. h. nicht bloß im Begriffe, wie das Naturindividuum, sondern in der Idee zu sich zu kommen, und dadurch erst sich in den Stand zu setzen:

aus jedem Convolute von Erscheinungen die Wurzel zu ziehen, und demnach auch das Begriffsleben auf seine Idee zurückzuführen, d. h. jenes als das Bewußtsein des Naturprincips zu verstehen. In der Confundirung also des Natur- und Geistesbewußtseins, und hiermit der Idee und des Begriffs, wäre der tiefste und verborgenste Fehler Hegels zu suchen. In diesen Schacht aber hat sich unser Supranaturalist noch nicht versteigen können, so lange er unter der Aufhebung des Dualismus die Vereinerleiung des Geistes und der Natur versteht und diese zum Immergrün der Speculation zählt. Aus dieser Oberflächlichkeit erklärt sichs auch: wie er dem Begriffe keine objective Realität vindiciren mag. Diese Weigerung aber kann nur dem einfallen, der mit dem Begriffe des Begriffs nichts anzufangen weiß.

In der bisherigen Untersuchung über die Identität stellt sich auch eine Dreiheit von Momenten heraus, ohne eben dieselbe zu sein, welche unser Supranaturalist aufgestellt und sogar der Hegel'schen Trias gleichgestellt hat. — Das Erste ist das unbestimmte Sein, als reale Einheit (Monade). Das Zweite ist das bestimmte Sein (Dasein) als formale Entzweiung. Das Dritte ist Selbstbewußtsein, als Verbindung der früheren Momente, mittelst Wechselbeziehung beider. Vergleichen wir aber nun beide Ternare miteinander, so ergiebt sich zuerst: daß jene reale Einheit noch keine Synthese vom Wissen und Erscheinen (Wissen und Sein), noch weniger ein Gesetztsein des Centrums (Geistes) von der Natur-Peripherie zu nennen ist. Als eine Position von dieser muß wohl jedes Naturindividuum gedacht werden, folglich auch der Mensch, soweit er Naturwesen ist. Als dieses aber ist er noch kein Geist, und kann auch als jenes nie Geist werden. Wenigstens hat der Verfasser bisher viel zu viel unterlassen, um seiner Ansicht Eingang zu verschaffen, daß der Mensch als Geistwesen schlechthin nichts Anderes sei, als die gesteigerte Subjectivität der Mutter Natur, wie sie jene schon mit der Sinnesformation in der animalischen Lebenssphäre begonnen. Sollte aber das unbestimmte

Sein den Namen einer primitiven Syntheſe anſprechen, ſo kann das Wiſſen in ihr (als Gegenſatz zum Erſcheinen oder Sein) nur als die Urbeſtimmung des Seins zum Wiſſen aufgefaßt werden, keineswegs aber als realiſirte Beſtimmung, als factiſches Wiſſen.

Ferner: daß die Analyſe (Entzweiung) allerdings eine Vermittlung, aber nichts weniger als eine ausſchließliche Selbſtvermittlung ſei. Dieſe letztere wäre freilich von nichts weiter, als von der erſten Syntheſe, abhängig. Eine Vermittlung, die nicht Selbſtvermittlung ſchlechthin iſt, wird außer jener Syntheſe (im obigen Sinne) noch von etwas Anderm abhängig ſein, nämlich von der Einwirkung eines ſelbſtbewußten Daſeins, für welchen differenzirenden Einfluß, dem unbeſtimmten Sein, zur Erreichung ſeiner (nächſten) Urbeſtimmung, eben ſo eine Empfänglichkeit (Receptivität), wie eine Rückwirkſamkeit (Reactivität) zuerkannt werden muß. Demzufolge iſt auch die eingetretene Vermittlung ſelber nichts Anderes, als die Polariſirung des Seins in die factiſche Receptivität und Reactivität (Reception und Reaction), oder in Vernunft- und Frei-Thätigkeit. Auch läßt ſich der zu differenzirende Factor als ein Nichtidentiſches auffaſſen, wenn zuvor der differenzirende Factor als ein Identiſches gedacht wird. Denn jener iſt noch ohne, dieſer aber iſt ſchon mit Selbſtbewußtſein gegeben. Soll aber unter jener Bezeichnung verſtanden werden, daß der Geiſt von der Natur differenzirt werden könne, ſo iſt ſie zu verwerfen und gegen den Satz auszutauſchen: daß Gleiches nur von Gleichem (der Geiſt nur vom Geiſte) aus dem Sein ins Bewußtſein überſetzt werden könne.

Endlich ergiebt ſich: daß die zweite Syntheſe im eigentlichen Sinne die erſte zu nennen iſt, inſofern nämlich jene die realiſirte Urbeſtimmung des Seins iſt, indem ſich dieſes jetzt auch als Sein denkt (weiß), und zwar mittelſt der Beziehung der Entzweiung ſowohl auf ſich, wie auf ein Anderes, als die cauſalen Coefficienten ſeines neuen Zuſtandes (des Selbſtbewußtſeins).

Unſer Supranaturaliſt hat von der zweiten Syntheſe eine andere Anſicht als wir. Er behauptet zwar mit uns, daß die erſte noch kein Bewußtſein ſei, daß dieſem die Analyſe vorangehen müſſe als Entzweiung der erſten in ſich, indem das Subject ſich als Object ſetze und dadurch ſich erſt als Subject erkenne.

In der erſten nämlich werde das Subject geſetzt als Sein; in der zweiten ſetze das Subject ſich ſelber als Erſcheinen. Dort ſei bewußtloſes Erſcheinen (für das ſpätere Erſcheinen): hier ſei bewußtes Erſcheinen — als Ich. Dort werde das Subject geſetzt — paſſiv und objectiv; hier ſetze ſich das Subject ſelber — activ und ſubjectiv. Kurz: das Subject werde zum ſubjectiven Sein — zum Wiſſen, und zwar zum unmittelbaren Wiſſen — zum Ich. Ihm gilt auch dieſes letztere nur als ein Wiſſen, das ſeine Vermittlung noch nicht weiß, auch nicht wiſſen kann, weil ſonſt das Wiſſen urſprünglich (unmittelbar) die Analyſe wiſſen müßte, wo doch dieſe die erſte in die zweite Syntheſe als Bewußtſein erſt überführt, und dieſes Reſultat unmöglich vor dem Reſultate wiſſen kann.

Aus der ganzen Darſtellung erhellet, daß die drei Momente, in denen ein individualiſirtes Naturſein zum Bewußtſein kommt, confundirt ſind mit den drei Momenten, in denen der Geiſt ſein Selbſtbewußtſein erreicht. So läßt ſich ohne Weiteres von einem thieriſchen Individuum ſagen: daß es als Subject geſetzt ſei (ſo paſſiv und objectiv, wie als Sein und Erſcheinen), indem es urſprünglich mit ſeinen geſchlechtlichen Erzeugern der ſubjectiven Sphäre des Naturlebens angehört. Es iſt auch ein Sein, weil es nicht ohne Subſtanz der Geſammtnatur iſt, die ſich ja eben in ihm beſondert hat. Es iſt ein Erſcheinen, in Bezug auf ſeine Erzeuger, die in ihm, als gemeinſamem Producte, ihre geſchlechtlichen Gegenſätze ausgeglichen haben, wenn auch ohne es ſelber zu wollen und zu wiſſen. Es iſt Subject, weil es Sinneswesen iſt, ohne von dieſem noch einen Gebrauch gemacht zu haben, oder auch nur machen zu können (wie der Hund, der blind geworfen wird). — Es läßt ſich von ihm ferner ſagen: daß das thieriſche

Individuum sich selber setze (oder wie der Verfasser sagt. sich gleichsam selber gewinne), als bewußtloses Erscheinen zum bewußten Erscheinen werde, insofern mit dem Gebrauche der Sinne auch seine Verinnerung (die zugleich eine der Mutter Natur selber ist) anhebt und in der schematisirenden Einbildung abläuft.

Man kann auch diesen ganzen Vorgang ein Wissen, ja ein unmittelbares Wissen, nennen. Es ist jener eben die Art und Weise, wie die Natur ihr Bewußtsein durchsetzt. Ihr gehört ja das Auge so gut, wie der Gegenstand für dasselbe, und das dynamische Band beider — das Licht.

Die Mutter Natur ist es also, die sich selber anschaut, wenn das thierische Auge in die Natur hinausschaut. Aber man kann deßhalb noch nicht sagen: daß in derlei Wissen und Schauen das Natursubject zum subjectiven Sein werde, wenn darunter verstanden werden solle, daß das früher bewußtlose Subject und Sein sich jetzt als Subject und als Sein wisse, oder mit den Worten des Verfassers: daß das Subject sich als Subject erkenne. Solch ein Subject verdiente freilich den Namen Ich, und würde sich diesen auch ohne weitere Umfrage selber beilegen.

Solch einem Subjecte aber darf vor Allem seine Objectivität nicht in der Sphäre der Außenwelt ausschließlich angewiesen werden, oder — mit dem Verfasser zu reden — in der Sphäre des Nichtidentischen. Denn kann das Subject sich nur als Identisches setzen (d. h. sich als Subject erkennen, oder sich als Ich setzen) in der Relation auf das Nichtidentische außer ihm; so ist sein subjectives Erkennen immer nur an die Objectivität außer ihm angewiesen, und jenes kann hiermit nie sich selber als solches objectiv werden, d. h. nun und nimmer den Gedanken von der Subjectivität als solcher — abgesehen von der äußern Objectivität — erringen.

Zum eigentlichen Wissen, zum Selbstwissen als Ich-Gedanken, gehört mehr als Subject sein und subjectives Denken; sondern dieses letztere muß sich selber denken, sich

ſelber objectiv werden, aus welcher Objectivirung ſich das frühere Subject nothwendig in höherer Weiſe zurückgewinnen wird. Subject iſt ein Ding ſchon durch ſeine Beziehung auf ein anderes und deſſen auf ſich ſelber.

Das Subject aber erkennt ſich erſt als Subject, wenn es jene Beziehung ſelber als ſolche ſich gegenſtändlich macht, wozu vor Allem gehört, daß es ſich über alle factiſch eingetretene Beziehung frei erheben könne, und nicht das bloße servum pecus derſelben ſei.

Die Anſicht unſeres Supranaturaliſten von der zweiten Syntheſe wirkt nun auch auf ſeine Anſicht von der erſten zurück, kann uns aber nicht vermögen, unſere Bemerkung über jene zurückzunehmen. Er ſagt: „Wenn Bewußtſein (Wiſſen) = ſubjectives Sein iſt, ſo iſt Sein (Nichtwiſſen) = objectives Wiſſen.

Wir aber müſſen hier fragen: wie er das Sein als objectives Wiſſen anſetzen könne, da doch das Sein den Gegenſatz zum Wiſſen (Bewußtſein) bilden ſoll, folglich ein Nichtwiſſen ſein muß.

Freilich — hat es mit dem Sein als Nichtwiſſen einerſeits, und doch wieder objectiven Wiſſen andrerſeits — ſeine Richtigkeit, ſo kann der Verfaſſer allerdings von ſeiner erſten Syntheſe ſagen: ſie ſei die unmittelbare des Identiſchen und Nichtidentiſchen, und doch wiederum von dieſer ausſagen: ſie ſei noch kein Bewußtſein. Und ſagen wir dazu Amen, ſo hören wir wieder: unſer Bewußtſein ſei eine unmittelbare Syntheſe des Identiſchen und Nichtidentiſchen.

Das objective Wiſſen wird daher nur in einem ganz uneigentlichen Sinne zu nehmen ſein, etwa als ein objectives Moment, mit der Beſtimmung, in ein ſubjectives umzuſchlagen; und als jenes Moment läßt ſich ohne Weiteres das ganze Zeugungsſtreben der Natur auffaſſen, nämlich als die objective Einleitung zur ſubjectiven Ueberzeugung der Natur, die ſie im Gattungsſchema (Begriffe), als dem Nachbilde vom Vorbilde im Gattungsleben, auch durchſetzt.

Eine andere Consequenz, die der Verfasser zieht, ist diese: wenn Bewußtsein = subjectives Sein, so ist Nichtbewußtsein (Nichtwissen) auch = Nichtsein. Ist aber dies, so liegt auch im Bewußtsein zugleich das Zeugniß vom Nichtsein, wie vor der Geburt, so nach dem Tode; folglich kein Zeugniß für die (sogenannte) Unsterblichkeit nach dem Tode.

Und wir müssen auch hier unserm Supranaturalisten ganz recht geben: vorausgesetzt, daß er unter jenem Bewußtsein nicht das Denken des Geistes, sondern bloß das Denken des thierischen Individuums versteht; denn dieses hat als solches auf gar keine Unsterblichkeit Anspruch zu machen, da seine und aller gemeinsame Mutter ihre Unsterblichkeit in der subjectobjectiven Gattung durchsetzt, d. h. in der Relativität des Vorstellens zum Vorgestellten, ohne daß sie selber jene als eine Relation weiß, noch wissen kann; so lange ihre Kinder Ignoranten bleiben.

Endlich nennt der Verfasser die Analyse in Verbindung mit der zweiten Synthese, das Vollziehungsmoment, oder das Moment der wirklichen Existenz (des unmittelbaren Seins), und deßhalb auch die Basis aller Realität.

Darauf gründet er ferner die Behauptung: unser Bewußtsein sei ein doppeltes, oder eines mit doppeltem Gebiete, nämlich: Bewußtsein der positiven Beschränktheit mit dem Gebiete der Realität, Bewußtsein der negativen Unendlichkeit mit dem Gebiete der Dichtung. Unter jener versteht er die unmittelbare Gebundenheit des Wissens (des Setzens des Ichs) an den Moment der wirklichen Existenz. Unter dieser versteht er die bloß mittelbare Gebundenheit des Wissens an jenen Moment. Und nur jener Gebundenheit, nicht aber dieser legt er die eigentliche Realität bei. Wie so?

Das Subject nämlich, das sich im Vollziehungsmomente erst als Ich gesetzt hat, kann diesen Act ins Unendliche nach vor- und rückwärts wiederholen, abstehend hierbei von der factisch gegebenen Gebundenheit des Wissens an das Erscheinen

(des Identischen an das Nichtidentische), und nur im Allgemeinen bloß jene Angewiesenheit (Relativität) berücksichtigend.

In diesem ganzen Raisonnement für die Unendlichkeit ohne Realität liegt abermals ein Beweis für unsere Behauptung, daß unserm Supranaturalisten die Ichheit für nichts Edleres gilt, als die subjectivirte Individualität der Natur, weil er dem Ich, als einem Subjecte, durchaus seine Objectivität nur außer ihm, nie aber in ihm eigentlich anweist, indem es ihm gar nicht einfällt, dem Ich (als realen Subjecte) seine Selbstobjectivirung in den Momenten seiner eigenen Entzweiung, als einer Polarisirung, anzuweisen.

Aus dieser Ignoranz folgt freilich die Ansicht, daß das Ich sich ins Unendliche nach vor- und rückwärts setzen könne, die aber durchaus leer ist, so lange es ausgemacht bleibt, daß das Subject, sich als Ich setzend, zugleich sich als gewordenes Ich, d. h. als wissend-gewordenes setzt, folglich diesem zweiten Zustande einen ersten des Seins ohne Wissen (als Sein an sich) voraussetzt. Sein an sich aber ist nicht gleichbedeutend mit Nichtsein, sondern bloß mit Nichtfürsichsein.

Es soll hiermit von unserer Seite keineswegs in Abrede gestellt werden, daß Jemand sein Sichdenken (das Setzen seines Ichs) als Moment zu einer unendlichen Reihe ausdehnen kann; solch einem phantasiereichen Unternehmen aber muß eben so alle Realität abgesprochen, wie die negative Unendlichkeit zugesprochen werden; mit der Unendlichkeit aber, die dem Ichgedanken des Geistes zukommt, hat jene nichts als das Wort gemein.

Diese ist für den Geist eine positive, und besteht darin, daß ihm keine Macht im Himmel und auf Erden seine Ichheit und Persönlichkeit, diese wesentliche Form, rauben kann und wird, ohne sein Wesen selber zu vernichten; daß aber der Gedanke an solch eine Vernichtung ein Ungedanke und alles Undankes tiefste Wurzel ist. Und warum? Weil der Geist im Wissen seiner, als eines endlichen (beschränkten und bedingten) Seins — den Unendlichen (als unbeschränktes und unbedingtes Sein)

mitdenken muß, der da gewußt hat, was er that, als er Sein und Wesen setzte, mit der nächsten Bestimmung, sich als dieses offenbar zu werden, und hierin den Unendlichen selber mit zu offenbaren, als den, der in jener Setzung auch für den Geist hat offenbar werden wollen.

Des Unendlichen Offenbarung aber ist ein Wort mit Ja und Amen, nicht bloß für Heut und Morgen — sondern in Ewigkeit. Wir müssen daher unsere Gegenbemerkungen über die erste Hälfte des II. Abschnittes mit einem ganz andern Grundgesetze unseres Selbstbewußtseins und unseres Philosophirens schließen, als der Supranaturalist. Wir müssen sein Grundgesetz: „Ich setzt sich als identisch nur — in Beziehung auf ein Nichtidentisches — Ich kann sich gar nicht setzen, wenn es sich nicht als Identisches mittelst jener Beziehung setzt" — in das Grundgesetz umsetzen: der Geist (als Sein) wird Selbstbewußtsein (Denken seiner als Sein), nur durch einen selbstbewußten Geist — und nur dadurch, daß er den Eindruck (als Product der Ein- und Gegenwirkung) auf die causalen Factoren, als Coefficienten, bezieht.

Auch hinzusetzen müssen wir noch die Bemerkung, daß es zweierlei ist, zu sagen: Ich setzt sich als Identisches (als Ich), und zu sagen: der Geist setzt sich als Ich. Der Vorgang, der mit jenem Satze bezeichnet wird, hat den Inhalt des letzteren zur nothwendigen Voraussetzung. Der Geist muß sich als Geist gefunden haben, ehe er diesen einfachen Fund in die Momente seines reichen Inhaltes auseinanderlegen und ihres Gehaltes inne werden kann. Dort ist Selbstbewußtsein, hier Theorie desselben; das Subject von beiden aber ist der Geist allein — und nun und nimmer die Natur, auch nicht als in ihrer höchsten Steigerung zur subjectiven Individualität.

Wenn nun aber unser Supranaturalist kein edleres Bewußtsein kennt, als das der Natur, welchem als solchen alle Transscendenz ins Uebersinnliche durchaus abgesprochen werden muß, da dem Begriffe, als solchem, nicht einmal das Unsinnliche (das Sein als Princip des Erscheinens)

zugänglich ist; wie wird er es nun anfangen, uns begreiflich zu machen, daß der Menschengeist nichts destoweniger zum Gedanken des Jenseits, Gottes als des Ideals (ohne alles Werden) gelange?

Und so ständen wir bei der zweiten Unterabtheilung dieses II. Abschnittes, die uns nicht ohne Aufschluß lassen wird, wie sie sich auch vor Allem mit der Bestimmung des Verhältnisses befaßt, in welchem der Gottesgedanke zum Bewußtsein steht — ob jener nämlich ein Product der Organisation des letztern sei (und außer dem Bewußtsein ein Vacuum, nach Hegel) oder nicht, und hiermit ein Reales — außer dem Bewußtsein.

Das Verfahren selber hat eine negative und positive Seite. Jene befaßt sich mit der Widerlegung der Hegel'schen Behauptung; diese befaßt sich mit dem Rechte des Supranaturalismus, das Jenseits als ein Nothwendiges geltend zu machen (selbst bei der Anerkennung einer nothwendigen Aufhebung des alten Dualismus in eine innere Einheit).

Als Einleitung hierzu wird die Hauptfrage aufgestellt: ob die Philosophie über die Gränzen (des Bewußtseins und Erscheinens) hinausgehen dürfe, um die Realität von Objecten jenseits jener Gränzen zu begründen?

In der Beantwortung wird die Kantische Untersuchung wieder vorgenommen, jedoch um sie zu berichtigen, und dies gilt vorzüglich von dem Momente in jener, das sich mit dem Postulate der practischen Vernunft beschäftigte; und so beginnt die positive Begründung des Jenseits, die sich wieder theils um den Begriff des Interesses, theils um den des Wunders dreht. Dort wird nämlich gezeigt, daß das Recht zu postuliren in einem Interesse für das jenseitige Object liege. Da aber das Verhältniß jenes zu diesem aufgestellt wird als das zwischen Negativem und Positivem, so entsteht die Frage: wie kommt das Subject zu solch einem Interesse? Und die Antwort ist: durch unmittelbaren Verkehr des Subjectes mit

dem absoluten Geiste, und zwar dadurch, daß der absolute Geist (das absolut Identische genannt) sich als das Anregende innerhalb der gesammten Nichtidentität setzt für das Subject und für die Setzung seiner als eines Identischen. Die Synthese, die hier das Subject (als Identisches) mit dem Objecte (Absolut-Identischen) eingeht, ist eine unmittelbare im Momente der wirklichen Existenz, d. h. ein Wunder.

Nur auf diese Weise gewinnt die Philosophie [illegible] Begriff von einer unmittelbaren Offenbarung Gottes, wie solcher bereits in der Schrift und in der Kirchenlehre gegeben ist, und welcher zugleich der Begriff vom Wunder (miraculum) ist.

Nach dieser Erörterung bleibt freilich nichts mehr übrig, als eine Antwort auf die Capital-Frage: wie kommt der Gedanke von Gott, als absolutem Geiste, ins Gesammtbewußtsein der Menschheit, da nämlich in diesem (wie gesagt) ursprünglich nichts liegen kann, als die Beziehung des Identischen aufs Nichtidentische mit ihren Resultaten, nämlich: der positiven Beschränktheit (mit objectiver Realität); der negativen Unendlichkeit (ohne objective Realität)? —

Und die Antwort lautet: durch Tradition von Außen. Hiermit kehrt zugleich das Ende dieses Abschnittes in seinen Anfang zurück, nämlich als Antwort auf die dort gestellte erste Frage: ob Hegels Religion bloß subjective Erscheinung (ohne objective Realität) sei? und auf die zweite: ob alles Endliche im Unendlichen aufgehoben sei?

Und wenn schon früher zur Antwort gegeben wurde: „Daß das Unendliche selber nur das objectiv Endliche sei," so heißt es jetzt, das Unendliche — die Identität alles Nichtidentischen, ist nur Resultat des reinen Denkens — (versteht sich in allen Subjecten, die mit dem objectiv Nichtidentischen zur Totalität des Endlichen [Welt] gehören), und als solchem kommt ihm eine objective Realität zu, kurz: Hegel hat für seinen Gott nichts in Anspruch genommen, als eben nur die subjective Seite des Bewußtseins. So viel als gedrängte Uebersicht des Gedankenlaufs in der zweiten Unterabtheilung. Zur Einleitung in die

Beurtheilung der einzelnen Hauptpuncte muß Referent folgende Berichtigung voranſchicken.

Unſerm Supranaturaliſten gilt alſo die negative Unendlichkeit theils als Form des ſubjectiven Bewußtſeins, theils als Receptivität für das Jenſeits als poſitive Unendlichkeit. Dieſe aber, heißt es, iſt nicht zugleich unmittelbar mitgegeben in jener Form, wohl aber mitbedingt in unmittelbarer Offenbarung des Jenſeits. Nur wenn dieſe (auf die angebliche Weiſe) eintritt und zu jener ſubjectiven Unendlichkeit hinzutritt, kommt eine unmittelbare Syntheſe (realer Exiſtenz) zu Stande, und dieſe iſt eben das urſprüngliche Gottesbewußtſein im Menſchen, das hiermit vom Jenſeitigen ſelber ausgeht.

Nach dieſer Darſtellung fällt offenbar der Accent in der Reconſtruction des Gottesgedankens nach ſeinem ſubjectiven Elemente, auf die negative Unendlichkeit.

In derſelben Darſtellung S. 128. ſtellt ſich aber noch eine andere Form jener an die Seite.

Es iſt der Gedanke vom Identiſchen in allem Nichtidentiſchen, der ebenfalls ſich als Gottesgedanke geltend macht, inſofern Gott als das Identiſchgedachte aufgeſtellt wird.

Es frägt ſich demnach, wie dieſe Form zu jener ſich verhalte, und welchen Antheil jede von beiden an dem eigentlichen Gottesbewußtſein, als unmittelbarer Syntheſe, habe; da wir doch unmöglich den einen Gedanken identiſch mit dem andern anſetzen können. Die unendliche Reihe nach vor- und rückwärts, die durch jene Wiederholung des Actes effectuirt wird, in welchem das Subject ſich identiſch (als Ich) ſetzt, iſt doch gewiß ein Verſchiedenes von dem Gemeinſamen (Identiſchen) in allem Nichtidentiſchen (Mannigfaltigen) mit und ohne Beziehung deſſelben, als eines Gedankens auf etwas Gedachtes außer ihm. — Es wird uns erlaubt ſein, da ſich von jener Verhältnißbeſtimmung in der Darſtellung des Verfaſſers nichts vorfindet, jene nach den vorliegenden Momenten ſelber zu verſuchen; wir ſagen daher: das Moment der negativen Unendlichkeit wird ſich

zu dem der Identität in allem Nichtidentischen verhalten, wie das Posterius zu seinem absoluten Prius, oder — wenn dieses als Subject angesetzt wird, so ist das Posterius als das Prädicat zu fassen, welches das Prius sich selber beilegt, weil dieses sich selber dazu gemacht hat in der Welt. Nach Kantischem Vorgange ließe sich auch das Prius zum Prädicate (als Unbestimmtes) erheben, das in der unendlichen Reihe von Subjecten und Objecten (identischen und nichtidentischen) seine Selbstbestimmtheit durchsetzt.

Soviel als Verhältnißbestimmung der beiden Formen im denkenden Subjecte. Und nun können wir erst weiter gehen und fragen: ob diese Formen verändert (oder gar vernichtet) werden, durch den Eintritt der äußern Offenbarung? Die Antwort kann nur günstig ausfallen für die Formen. Die Gesetzeserfüllung wird auch in diesem Falle keine Gesetzesaufhebung als Vernichtung sein.

Ist aber dies, nun so kann der Supranaturalismus das Verhältniß des geoffenbarten Gottes zur Welt nicht anders denken, als ein Weltwerden Gottes, und der Welt zugleich, als einer Gott werdenden. Die werdenden Geister sind also zugleich werdende Götter, insofern als sie an sich schon Geist sein müssen, um Geister zu werden. Sie sind Geister vom Geiste, der da allein Geist ist, ohne alles Werden.

Unter dieser Voraussetzung aber wird der Supranaturalist schwerlich die Frage lange hintansetzen können: warum und wie der jenseitige Gott in das Diesseits eingegangen, oder eigentlich die Welt selber geworden sei, wenn er als Ideal schlechthin keinem Wandel und Werden zugänglich ist? Seiner Gegner fertige Antwort (wie wir wissen) ist: daß jenes Ideal eben darum nur als unbestimmte Allgemeinheit gedacht werden könne, die sich selber zur Endlichkeit besondert, um sich aus dieser als Bestimmtheit in zahllosen Exemplaren zurückzunehmen, wenn eine Weltwerdung Gottes, sei's auch nur auf Seiten der subjectiven Geister mit Ausschluß der objectiven Dinge, nicht als Unsinn gedacht werden solle.

Der Supranaturalist mag sich nun entweder für den Unsinn oder für den Sinn entschließen, so wird er den Gedanken nicht los werden, daß der Absolut-Identische — der absolute Geist — wenn er sich herabläßt zu einer unmittelbaren Synthese in realer Existenz, von der Organisation, von der Form des Bewußtseins abhängig sei; wenn er zuvor bedacht, daß diese Abhängigkeit den Geist der Geister gar nicht in seiner Würde beeinträchtigt, da jene Organisation eben so zu seiner primitiven Offenbarung gehören muß, wie die Geister selber (vor und ohne ihr Bewußtsein), und welche primitive die nothwendige Voraussetzung jeder secundären Offenbarung bleibt. Der Supranaturalismus wird uns ohne Weiteres mit der Exclamation unterbrechen: also soll die positive mit der negativen Unendlichkeit — das Absolut-Identische mit dem Identisch-Gedachten (Relativ-Identischen) nicht bloß mitbedingt, sondern sogar mitgegeben sein!? Wir dürfen aber ebenfalls fragen: was für einen Unterschied er festsetze zwischen Mitbedingt- und Mitgegeben-sein?

Sollte er unter dem Mitgegebensein verstehen, daß die subjective Form als solche schon das Wesen, als objectiv Reales, d. h. der Gottesgedanke, — Gott selber — sei; so muß er sich versichern lassen, daß es noch einen Supranaturalismus gebe, der die strengste Unterscheidung zwischen beiden, aber auch zugleich die Inseparabilität festhält, ohne hiermit diese in eine Identificirung überschlagen zu lassen zwischen dem Träger des subjectiven Gedankens von einem Gotte und Gotte selber, als dem Schöpfer des Universums, wie der neueste Supranaturalismus thut, da dieser sich kein Verhältniß zwischen Ebenbild und Urbild denken kann, es sei denn auf dem Fundamente einer Wesensgleichheit mit bloß quantitativen Unterschieden, wie diese, als bestehende, angegeben sind zwischen Geistsein und Geistwerden.

Was nützt also dem Supranaturalisten bei solcher Grundansicht alle Protestation, in den Worten niedergelegt, daß das, was von der Identität als reinem Gedanken bedingt ist, nicht der absolut-Identische — Gott — sein könne? Warum denn

nicht, fragen wir — vorausgesetzt: daß jener reine Gedanke in allen Subjecten, eben nicht das bloße Machwerk der letzteren, sondern zugleich (in mittelbarer oder unmittelbarer Weise) das Werk des Absoluten ist?!

Zu seinem Troste können wir ihm sogar versichern, daß schon die Substanz jenes Etwas ist, was von der Identität des reinen Denkens nicht bedingt ist, weil eben jene die reale Wurzel, wie alles Nichtidentischen, so auch alles Identischen, sammt seiner Gedankenwelt ist; wozu auch der Lichtgedanke des Verfassers gehört in den Worten: „Wir selber gehören zu der Totalität des Nichtidentischen, wir sind gleichsam! die höchste Entwicklung alles Erscheinens, und alles Lebens des Erscheinens" — ein Gedanke, der als Sonnenproduct leider! auch einen Sonnenflecken hat, nämlich das Gleichsam! denn wozu dieses Quasi?

Etwa deßhalb, weil alles Identische ein solches nur ist im Gegensatze zum Nichtidentischen, ein quasi Identisches aber in Vergleich mit dem Absolut-Identischen ist, insofern dies der Relation auf ein Nichtidentisches gar nicht bedarf? Woher weiß es denn aber der Supranaturalismus als eine Gewißheit über allen Zweifel erhaben, daß das Identische doch nur ein quasi Identisches sei? Oder braucht vielleicht diese Gewißheit gar nicht so fest zu stehen, um den Gedanken vom Absolut-Identischen darauf zu stellen? Warum hat denn der Verfasser die Begründung des Jenseits mit dem Momente des Postulates (das auf dem Interesse im Diesseitigen beruht) begonnen? Es scheint also doch, daß in dem Grundgedanken des postulirenden Ichs (ganz abgesehen von seinem jedesmaligen Inhalte) eine Gewißheit liege, die aller weiteren Gewißheit Anfang ist. Und hiermit wären wir angelangt bei der Würdigung der einzelnen Momente in der positiven Begründung des Jenseits.

Wir haben gehört, daß das Recht zu postuliren auf einem nothwendigen Interesse beruht, und daß dieses sich zu seinem entsprechenden Objecte verhalte, wie das Negative zum Positiven, und daß eben deßhalb das Interesse seine Unbestimmtheit

(Negativität) nicht aus sich selber aufheben, und in die Bestimmtheit übersetzen könne. Beides könnte allerdings vom Objecte selber effectuirt werden, wenn nur das letztere nicht jenseits alles Erscheinens läge, woraus nothwendig folgt, daß es zwischen dem Ich und dem Objecte nie zu einer unmittelbaren Synthese mit dem Momente wirklicher Existenz kommen könne, wenn jenes Object sich nicht innerhalb der gesammten Nichtidentität, als ein Anregendes für das Ich setzt.

Wir müssen hierzu vor Allem bemerken, daß aus dem aufgestellten Verhältnisse zwischen Interesse und seinem Objecte gar nicht folge: daß das Subject, das sich zwar als Sein, im Gegensatze zu seiner Erscheinung, aber auch als ein Abhängiges im Sein wegen der Abhängigkeit im Erscheinen gefunden, genöthigt sei, das Moment der Bedingtheit (Negativität) abermals zu negiren und so den Gedanken von einem unbedingten Sein — als Sein schlechthin zu gewinnen, der als bloßer Gedanke freilich noch nicht das absolute Sein selber ist, dem aber so gewiß ein absolutes Object entsprechen muß, wie gewiß das Subject in seinem Sichdenken nicht etwa nur leeres Stroh drischt, sondern das Korn mitgewinnt, das eben in jenem Denken des Bedingten und Unbedingten seine primitive Entfaltung nach oben und unten erreicht hat.

Kein bedingtes Sein, als Position des Absoluten, ist im Stande, sich durch sich in die Erscheinung als Selbstoffenbarung zu übersetzen. Vermöchte es dies, so wäre ihm der Gedanke seiner Bedingtheit und seiner Beschränktheit zugleich unmöglich. Ist aber seine Selbstoffenbarung abhängig vom Einflusse eines andern Daseienden außer ihm; so ist schon für das Selbstbewußtsein des ersten Menschen (für das Sichwissen seiner selbst) der ganze Vorgang nothwendig vorauszusetzen, den unser Supranaturalist erst für den Gottesgedanken herbeizieht in der irrigen Voraussetzung, daß zum Identischsetzen des Ichs weiter gar nichts gehöre, als der trockene Gegensatz von subjectivem Sein und objectivem Erscheinen (gleich jenem von Stahl und Stein), und daß jenes schon aus der Reibung mit der Außenwelt den Ichgedanken herausschlage. Das Moment des Unbedingten kann nicht ausbleiben, wenn das Moment des Bedingten in's Bewußtsein eingetreten; jenes Moment aber ist die nothwendige Voraussetzung, wenn sein Object, das Absolute, in seiner secundären Offenbarung erkannt werden soll, die aber vom Verfasser als die primitive, und deßhalb als das Wunder, aufgestellt wird.

Hier wird nun, wie wir gehört, verlangt, daß der absolute Geist sich an die Stelle eines Nichtidentischen setze, um das Ich anzuregen, damit dann dieses sich darauf beziehen könne

(zufolge des Grundgesetzes alles Bewußtseins). Zugleich wird richtig bemerkt, daß auf diese Weise der absolute Geist nicht als solcher erkannt werden könne, wenn er sich nicht zugleich in der Sphäre des Nichtidentischen kund gebe als nichtgehörig in dieselbe, und als nichtbedingt von der Identität des Nichtidentischen.

Allein der Verfasser giebt nicht an, auf welche Weise diese Offenbarung geleistet werden könne. Er begnügt sich damit, diese als Wunder aufzustellen.

Dadurch sind wir freilich berechtigt, jene Art und Weise als eine Wirksamkeit Gottes innerhalb der sichtbaren Welt durch Negation oder Suspension der Naturgesetze anzusehen. Und fürwahr! — da diese selber bei aller Positivität doch mit der Negativität alles Endlichen behaftet sind, so würde das Subject, das diese zu negiren im Stande wäre, sich zugleich als ein absolutes Subject offenbaren — aber auch nur für sich selber, keineswegs für ein anderes Subject, so lang diesem noch der Gedanke abgeht von einem Sein als Unendlichen, das unbedingtes und unbeschränktes ist. Denn so lange dieses Moment noch nicht in sein Denken und Wissen eingetreten, bleibt die äußere Anschauung jener göttlichen Wirksamkeit ohne alle Beziehung, und hiermit ohne alle Erkenntniß, und der Mensch stünde eben so vor dem wunderthätigen Wirken Gottes in der Natur da, wie, nach dem Sprüchworte, die alte Kuh vor dem neuen Thore.

Und so kehrt immer die alte Frage zurück: wie kommt das endliche Subject zum Gedanken des Unendlichen, als des schlechthin Unabhängigen im Sein und Erscheinen seiner selbst? Und die Antwort darauf ist keine andere, als die: nicht früher, als jenes Subject sich selbst als Bedingtes, aus seiner Beschränktheit (Abhängigkeit im Erscheinen vom fremden Einflusse) erfaßt hat. Daß dieser differenzirende Einfluß bei dem ersten Menschen nur von Gott ausgehen könne, ist klar. Ist aber deßhalb nothwendig zu postuliren, daß Gott sich in die Stelle eines sinnfälligen Objectes setzen müsse, um jenen Einfluß zu üben? Allerdings — wenn der Geist des Menschen nichts Besseres wäre, als ein Punct in der Sphäre des subjectiven Naturlebens, womit zugleich seiner Receptivität und Spontaneität ihre Bethätigungskreise in der äußern Natur ausschließlich angewiesen wären. Ist er aber etwas Edleres (weil qualitativ wesentlich Verschiedenes von der Natur außer und an ihm selber), so steht auch Gottes Einwirkung auf ihn nicht unter dem aufgestellten Grundgesetze alles Bewußtseins, weil dieses eben kein Gesetz ist für alles Sein auf dem Wege zum Bewußtsein.

Hiermit aber soll noch gar nicht behauptet sein, daß die

differenzirende Einwirkung Gottes auf den Geist des Menschen ohne alle Berücksichtigung des Antheils vor sich gehe, den der Geist an der Natur und diese am Geiste im Menschen hat. Sehen wir doch auf empirisch-historischem Boden der menschlichen Gesellschaft, daß der Einfluß des selbstbewußten Menschengeistes auf die ichheitslose Kinderwelt nur dann ein wirksamer ist, wenn das Naturleben der letzteren zu einer gewissen Reife, und hiermit zu einem bestimmten Grade der Verinnerung und ihrer Veräußerung durch die Sprache vorgedrungen ist.

Was kann aber auch naturgemäßer sein, als daß der Geist des Menschen eben so unter dem Gesetze des Naturlebens, wie dieses unter dem des Geisteslebens stehe; wenn der Mensch sich als Vereinwesen qualitativ wesentlich verschiedener Gegensätze im Universum factisch offenbart, und diese Selbstoffenbarung sich überdies metaphysisch rechtfertigen läßt.

All den bisherigen Erörterungen wird unser Supranaturalist gewiß noch die Einwendung entgegenstellen: wenn das Gottesbewußtsein auch von Seiten seiner objectiven Realität in der Organisation des menschlichen Bewußtseins begründet wäre, so hätte der Pantheismus so wenig, wie der Fetischismus, und zwischen beiden der Polytheismus in die Religionsgeschichte unmöglich eintreten können. Dieser Einwendung läßt sich auch auf der Stelle eine andere entgegensetzen, nämlich: daß sich vielmehr der Atheismus, nicht aber jene Formen, in der Weltgeschichte begreifen ließe, wenn sich in der Organisation des Bewußtseins nichts, als bloß negative Momente für den Gottesgedanken, vorfänden, die sodann bloß durch die Tradition, durch ein Hörensagen von einer historisch eingetretenen Offenbarung von Seiten des wirklich existenten Gottes, in positive Momente verwandelt werden könnten.

Wenn der menschliche Geist nicht selber eine Auctorität wäre, die aprioriſch genöthigt ist, das negative Moment in seinem Selbstbewußtsein zu negiren, und hiermit ein Sein zu affirmiren, das jenseits aller Endlichkeit von ihm gedacht werden muß, so lang er sich selber als Sein, nicht bloß formal denkt, sondern real weiß, so würden nicht bloß die pantheistischen und polytheistischen, sondern selbst die monotheistischen Auctoritäten, wie Eintagsfliegen, vor dem antediluvianischen Riesengebilde des Atheismus verschwunden sein. Unser Supranaturalist spricht öfters davon, daß es einer tieferen Erforschung unseres Bewußtseins bedürfe, um das Jenseits (Gott, den absoluten Geist) seinem Wesen nach zu erkennen; darin aber können wir keine Tiefe entdecken, wenn er andererseits behauptet: „Die reine Identität (Resultat und Object des reinen Denkens) sei der

Gott Hegels, weil dieser nur die subjective Seite des Bewußtseins für seinen Gott in Anspruch genommen, und nur jene habe die Formen des Irrthums in die Geschichte des religiösen Glaubens eingeführt."

Da unser Supranaturalist kein anderes Denken kennt, als das begriffbildende in abstrahirender Thätigkeit, so muß er wahrlich noch nicht tief in das Wesen des Begriffs eingedrungen sein, wenn er sich überredet: das Resultat desselben — die Identität alles Nichtidentischen — komme durch dieselbe Thätigkeit zu einer (wenn auch irrthümlichen) objectiven Realität.

Bevor das Resultat jener Thätigkeit zu solcher Auszeichnung gelangt, muß das thätige Subject selber sich in dieser Decoration erschaut haben. Solch ein Exemplar aber in dem Kreise der Natur-Subjectivität hat bisher die Erfahrung noch nicht ausfindig gemacht. Und wenn diese sich einfallen läßt, auf den Menschen hinzuweisen, so ist es immer doch nur der Mensch in der menschlichen Gesellschaft, nicht aber außer ihr, wo er gerade vom Gegentheile ein Zeugniß ohne Sprache ablegt. Die objectiv-reale Behandlung jenes Resultates giebt also schon indirect wenigstens Zeugniß, daß der Geist und sein Ichgedanke, als Gedanke vom Realgrunde, bei jener Metamorphose die Hand im Spiele habe, und es bliebe zur directen Beweisführung nur noch übrig, zu zeigen: wie es komme, daß der Geist sein Erstgeburtsrecht im Reiche des Gedankens im Frohndienste des Naturlebens geltend mache.

Die allseitige Lösung dieses Räthsels gehört zunächst nicht hierher, wohl aber der Fingerzeig, daß das Räthsel schlechthin ungelöst bleibt, wenn der Begriff als der ausschließliche Gedanke des Geistes gedacht wird, und daß mit dieser Unauflösbarkeit auch das andere Räthsel in der Religionsgeschichte unaufgelöst bleibt.

In der obigen Andeutung aber, daß das Princip der Begriffsbildung als solches nun und nimmer sich dazu erheben könne, vom Begriffsleben den Begriff zu gewinnen, und hierdurch die objective Realität für jenes, und daß, wo dieser letztere sich vorfindet, einer andern Gedankenmacht vindicirt werden müsse, glauben wir jenen Fingerzeig nicht ganz schuldig geblieben zu sein.

Und nun mögen uns die Leser erlauben, einstweilen Abschied zu nehmen vom Verfasser, als wahrhaft wunderlichem Rechtsfreunde des Supranaturalismus, da dieser ohnehin, laut Versprechen, sein philosophisches System der Gegenwart vorzulegen gedenkt, und da wir uns nur auf eine Beleuchtung der spe-

culativen Principien in seiner Wortführung einzulassen versprochen haben, welche Principien aber vorzüglich in den zwei ersten Abschnitten niedergelegt sind, wenn auch das III. Cap. S. 101. noch einmal die Objectivität des reinen Denkens und Hegels Standpunct im Gesammtbewußtsein bespricht. Der Verfasser hat freilich jeder Philosophie, die auf seinen Wunderbegriff nicht eingeht, die Gefahr in Aussicht gestellt: „ins Gebiet der Dichtung (statt der Wahrheit) zu gerathen;" wir glauben aber, daß kein Götze aus alter und neuer Zeit mehr das Gepräge der Dichtung an der Stirne tragen könne, als der Deus ex machina des neuesten Supranaturalismus, der an den morschen Stricken einer restaurirten „transscendentalen Syntheſe" aus den Tagen des Kriticismus, und durch ein Loch in das Gewölbe der alten und neuen Identitätslehre auf die Arena der Wissenschaft herabgelassen wird — um, nach enthüllten und vertilgten Kainszeichen an der Stirne alter und neuer Philosophie, zugleich die lange ersehnte Versöhnung der letzteren mit der positiven Theologie endlich einmal zu Stande zu bringen. Und wenn der Sieger über falsche Schaam nochmals ausruft: daß Hegel nie an das wahre Grundverhältniß des Bewußtseins gedacht habe, so wird er dieser Freimüthigkeit wegen in der Zukunft desto mehr zu loben sein, wenn er es einmal zur Privateinsicht gebracht und diese gleichfalls publicirt haben wird: daß auf dem Fundamente eines vertilgten, statt versöhnten, Dualismus zwischen Natur- und Geistesleben, nun und nimmer die Gottesidee im supranaturalen Sinne der Schrift und der Kirche gerechtfertigt werden könne.

Auf dem Fundamente des vertilgten Dualismus aber hat Meister Hegel ohne Weiteres besser, als alle Platoniker und Aristoteliker vor und nach Christo, den Nagel auf den Kopf getroffen — oder mit Herrn Rosenkranz (in seinem ersten Kunstproducte: „das Centrum der Speculation") zu reden, „in das Centrum der Speculation" geschossen; vorausgesetzt, daß Rosenkranz jenes Centrum sammt Nagel in keine andere Zielscheibe verlegt wissen will, als in jene, die er von Pallas Athene auf der berliner Hasenhaide für die deutsche Scharfschützengilde aufstellen läßt. Ein christlich germanisches Athen aber sollte mit derlei Begünstigungen der großen Tochter des großen Zeus nicht so groß thun, als ob dem Brüderfasse des norddeutschen Schützenvereins der Boden eingeschlagen werden müßte, wenn ihm keine Scheibe aus dem alten Götterhimmel auf die Erde niedergelassen würde. — Hr. Rosenkranz wird in dieser Aeußerung wahrscheinlich wieder nichts Anderes erblicken, als die „Tendenz eines Klerokraten nach Rom."

Wir können ihm auch diesen Fehlgriff gar nicht verargen, da er („der Theokrat") in Königsberg, der neuen St. Petersburg ohne Hügel offenbar näher steht, als wir in Wien der der alten mit sieben Hügeln *).

Ludwig Tiek macht in seiner Abhandlung über die Behandlung des Wunderbaren von Shakespeare die schöne Bemerkung über den Don Quixotte von Cervantes: „daß dieser seinen vortrefflichen Roman weit befriedigender hätte schließen können, wenn er gesucht hätte, seinem Helden nur eine einzige Begebenheit in den Weg zu werfen, bei der es dessen geschäftiger Phantasie unmöglich geworden wäre, sie umzuschaffen. Dadurch wäre er nämlich auf einen Zeitpunct aus seiner Illusion gerissen worden, und hätte dadurch Gelegenheit bekommen, mehrere Ideen an diesen Vorfall anzuknüpfen, und auf diese Weise hätte Cervantes nach und nach alle die Traumgestalten verschwinden lassen können, von denen Don Quixotte umgeben war. Denn dieser hätte einen Maaßstab in die Hand bekommen, nach welchem er die Wahrheit vom Irrthume unterschieden hätte."

Es soll uns sehr lieb sein, wenn unsere Leser von dieser trefflichen Bemerkung für das Kunstgebiet auf den Gedanken gebracht werden, daß sich ohne Weiteres von ihr eine Anwendung machen läßt auf die Behandlung des Wunders auf dem Boden der Wissenschaft, wenn es diese zugleich mit jenen Vertretern des Rationalismus zu thun hat, die sich die Theokraten desselben nennen **), weil ihnen die deutsche Theologie des XVI. Seculums mit ihrer halbpantheistischen Mystik ohne Weiteres ihre Durchbildung zu allseitiger Ganzheit zu verdanken hat; die aber auch ihre Dankbarkeit gegen ihre Günstlinge dadurch schon bewiesen, daß sie, ohnerachtet der großen Finanznoth, doch die Vernunftthätigkeit der letztern im Dienste des evangelischen Christenthums auf halben Sold herabgesetzt hat — jedoch mit Beibehaltung der doppelten Pferdeportion — für die Rosinante nämlich des alten Helden, und für das Maulthier seines lustigen Rathes (vulgo Maulmachers). — Nicht minder lieb soll es uns sein, wenn der neueste Rechtsfreund des alten ehrwürdigen Supranaturalismus, bei der getrübten Aussicht auf einen ehrenvollen Ausgang seines Prozesses, sich damit zu trösten wüßte, wie Cervantes geirrt zu haben.

---

*) S. Carl Rosenkranz, das Centrum der Spekulation; Königsberg 1840. S. 74—77

**) Siehe eben daselbst S. 77.

Inhaltsanzeige des IV. Bandes der Neuen Folge.

(Der Gesammt-Folge VIII. Band.)

Erstes Heft.

Seite

Bemerkungen über den Begriff des Raumes. Sendschreiben an Dr. Ch. H. Weiße, von Dr. Hermann Lotze in Leipzig. . 1

Ueber die metaphysische Begründung des Raumbegriffs. Antwort an Hrn. Dr. Lotze. Von Prof. Dr. Weiße. . . . 25

Die falschen Richtungen auf dem Gebiete der Religion in der Gegenwart. Von Prof. Dr. Erichson. 71

Die philosophische Literatur der Gegenwart. Von Prof. Dr. Ch. H. Weiße. (Fortsetzung des zweiten Artikels [Bd. III. Heft 1]). 1) C. L. Michelet, Vorlesungen über die Persönlichkeit Gottes und die Unsterblichkeit der Seele, oder die ewige Persönlichkeit des Geistes. Berlin 1841. — 2) Die europäische Triarchie. Leipzig 1841. — 3) J. Fr. Reiff, der Anfang der Philosophie, mit einer Grundlegung der Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften. Stuttgart 1841. — 4) K. Werder, Logik. Als Commentar und Ergänzung zu Hegels Wissenschaft der Logik: erste Abtheilung. Berlin 1841. 95

K. F. E. Trahndorff, wie kann der Supranaturalismus sein Recht gegen Hegels Religionsphilosophie behaupten? Eine Lebens- und Gewissensfrage an unsere Zeit. Berlin, bei Fr. Hentze, 1840. Recensirt von Dr. Anton Günther in Wien. 131

Zweites Heft.

Die ethischen Kategorieen der Metaphysik. Von Prof. Dr. H. M. Chalybäus in Kiel. 155

Zur spekulativen Theologie. Vom Herausgeber. (Vierter Artikel.). 212

Die philosophische Literatur der Gegenwart. Von Prof. Dr. Ch. H. Weiße. (Schluß des zweiten Artikels [Bd. III. Heft 1.]). 5) M. Carriere, die Religion in ihrem Begriff, ihrer welt-

Digitized by Google

Seite

geschichtlichen Entwicklung und Vollendung. Ein Beitrag zur Verkündigung des absoluten Evangeliums und zum Verständniß der Hegelschen Philosophie; Weilburg 1841. — 6) Casimir Conradi, Kritik der christlichen Dogmen, nach Anleitung des apostolischen Symbolums; Berlin 1841. — 7) J. E. Erdmann, Grundriß der Logik und Metaphysik, für Vorlesungen; Halle 1841. — 8) Derselbe, Natur und Schöpfung? Eine Frage an die Naturphilosophie und Religionsphilosophie; Leipzig 1840. — 9) W. Vatke, die menschliche Freiheit in ihrem Verhältnisse zur Sünde und zur göttlichen Gnade wissenschaftlich dargestellt; Berlin 1841. 231

K. F. E. Trahndorff, wie kann der Supranaturalismus sein Recht gegen Hegels Religionsphilosophie behaupten? Eine Lebens- und Gewissensfrage an unsere Zeit; Berlin, bei Fr Hentze, 1840. Recensirt von Dr. Anton Günther in Wien (Schluß). 271

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Digitized by Google